This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

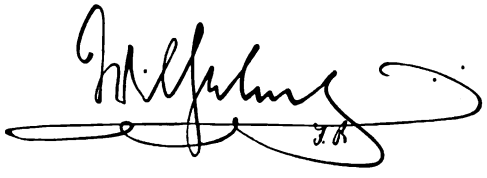
UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Zur frl. Erinnerung

Herbst 1923

Rudolf Hesch

ROBERT HAHN, PINX.



Unser Kaiser

Fünfundzwanzig Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II.

1888–1913

Bearbeitet von

Adolf v. Achenbach, Georg W. Bürenstein, Friedrich Freiherr v. Dincklage-Campe, Franz Dittrich, Johannes Gerstmeyer, Max Grube, Paul Güßfeldt, Joh. Kritzinger, Theodor Krummacher, Felix v. Luschan, Wilhelm Lexis, Wilhelm v. Massow, Graf Ernst zu Reventlow, J. Scheibert, Theodor Schiemann, Georg Schneider, E. Schröder, Paul Seidel, Felix Freiherr v. Stenglin, Georg Strutz, Wilhelm v. Voß, Julius Ziehen.

Mit 9 Kunsttafeln
und 449 Abbildungen im Text

Berlin–Leipzig Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Wien–Stuttgart

DD
2.2
.L51

Alle Rechte, auch das der Übersetzung in andere Sprachen vorbehalten.
Copyright 1913 by Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

1153060-170

Ihrer Majeſtät

der Kaiſerin und Königin

ehrfurchtvollſt zugeeignet

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Seite

Des Prinzen Jugendzeit . . . . . Von Friedr. Freiherr v. Dincklage-Campe 1

Die Kinderjahre (S. 1—13). — Die Gymnasialzeit in Kassel (S. 14—16). — Die Großjährigkeitserklärung (S. 17—18). — Die Universitätszeit in Bonn (S. 19—22).

Zweites Kapitel.

Prinz Wilhelm . . . . . Von Felix Freiherr v. Stenglin 23

Der Prinz als Soldat . . . . . Von J. Scheibert 38

Der Prinz im Zivildienst . . . . . Von Adolf v. Achenbach 44

Drittes Kapitel.

Kaiser und König Wilhelm II. . . . . . Von Theodor Schiemann 47

Viertes Kapitel.

Der Kaiser und die Politik 63

Auswärtige Politik . . . . . Von Wilhelm v. Massow 63

Volkswirtschaft (S. 89). — Soziale Frage (S. 96). . . . . Von Wilhelm Lexis

Finanz- und Steuerreformen in Preußen und im Reiche . . . . . Von Georg Strutz 106

Kolonialpolitik . . . . . Von Johannes Gerstmeyer 121

Fünftes Kapitel.

Der Kaiser und die Armee . . . . . Von Wilhelm v. Voß 145

Sechstes Kapitel.

Der Kaiser und die Marine . . . . . Von Graf Ernst zu Reventlow 185

Siebentes Kapitel.

Der Kaiser und die Kirche 239

Die evangelische Kirche . . . . . Von Joh. Kritzinger 239

Die katholische Kirche . . . . . Von Franz Dittrich 249

Achtes Kapitel.

Der Kaiser und die Wissenschaft . . . . . Von Felix v. Luschan 259

Neuntes Kapitel.

Der Kaiser und die Schule . . . . . Von Julius Ziehen 289

Zehntes Kapitel.

		Seite
Der Kaiser und die Kunst		295
Bildende Kunst	Von Paul Seidel	295
Theater, Dichtung und Musik	Von Max Grube	321

Elftes Kapitel.

Der Kaiser und der Sport		331
Segelsport. Rudersport. Schwimmsport. Eislauf. Rasensport. Turnen. Automobilismus. Motorflugwesen	Von Georg W. Büxenstein	331
Sport zu Pferde (S. 347). — Der Kaiser als Weidmann (S. 352).	Von Friedr. Freiherr v. Dincklage-Campe	

Zwölftes Kapitel.

Die Nordlandreisen des Kaisers	Von Paul Güßfeldt	361

Dreizehntes Kapitel.

Festlichkeiten am Kaiserhofe	Von Georg Schneider	381

Vierzehntes Kapitel.

Unser Kaiser in seiner Familie	Von Theodor Krummacher	401

Anhang.

Chronik und Kaiserworte 1888—1913	Von E. Schröder	425
Verzeichnis der Künstler und Photographen		435

Verzeichnis der Sonderbeilagen.

1. Der Kaiser in der Uniform des Leib-Garde-Husaren-Regiments	Nach einem Gemälde von Robert Hahn aus dem Besitz der Herren Stollwerck, Köln a. Rh.	Titelbild
2. Der Kaiser und die deutschen Bundesfürsten und Bürgermeister der Freien und Hansastädte		Nach Seite 64
3. Der Kaiser in der Uniform des 1. Garde-Regiments z. F.	Nach einem Gemälde von Robert Hahn im Besitze des 1. Garde-Regiments z. F.	144
4. Der Kaiser und die General-Feldmarschälle, 1888—1913		176
5. Der Kaiser in Admiralsuniform	Nach einem Gemälde von Robert Hahn aus dem Besitz der Herren Stollwerck, Köln a. Rh.	192
6. Der Kaiser in der Uniform der Gardes du Corps. Nach einem Gemälde von P. A. Laszlo		304
7. Der Kaiser in Hofjagduniform. Nach einem Gemälde von Ernst v. Stenglin		352
8. Kaiser Wilhelm II. Nach einer Photographie		400
9. Kaiserin Auguste Viktoria. Nach einer Photographie		400

Homo sum, humani nil a me alienum puto.

Wilhelm
R. I.

Erstes Kapitel.

Des Prinzen Jugendzeit.

Die Kinderjahre.

In ganz Preußen sah man mit Spannung seit Beginn des Jahres 1859 dem Ereignisse entgegen, dessen beim Gebete in Kirchen und Familien im voraus gedacht wurde — der Geburt eines preußischen Thronfolgers. „Wird es auch ein Prinz sein?“ Diese entscheidungsvolle Frage hatte eine um so größere Bedeutung, weil schon damals in allen deutschen Landen das Bewußtsein erwachte, daß einst Preußen zur Führerschaft des Germanenreiches berufen sein würde. Schwere Wolken aber lagen drückend, ja drohend, über dem Vaterlande. Des Franzosenkaisers Neujahrsansprache ließ keinen Zweifel an bevorstehenden Verwicklungen bestehen, die den Weltfrieden stören könnten — eine Gewitterschwüle beherrschte den politischen Horizont. Preußens hochherziger, kunstsinniger und friedliebender König, Friedrich Wilhelm IV., weilte in jener Zeit, schwer leidend, in Rom.

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und Prinzessin Viktoria von Großbritannien als Brautpaar.
Nach einer Lithographie vom Jahre 1858.

Seit dem 25. Oktober 1857 vertrat der Prinz von Preußen, der ritterliche Hohenzoller, dem wohl in unbewußter Ahnung die Herzen aller Volksklassen entgegenschlugen, seinen Bruder in der Regierung und übernahm am 7. Oktober 1858 die Regentschaft. Aber noch ließen die kühnsten Hoffnungen nicht erwarten, daß der Prinz einstmals berufen sein würde, durch seine Willenskraft und Einsicht Alldeutschland zu Ruhm und Unabhängigkeit zu führen — durch glorreichen Krieg zu dauerndem Frieden. Gerade im Winter 1858/59 war die Sonne schwer verdeckt,

die wenige Jahre später strahlend über unserem Vaterlande emporsteigen sollte.

Der Regent, Prinz Wilhelm, war mit seiner Gemahlin von Coblenz in das Palais Unter den Linden übergesiedelt, aber die bei Hofe üblichen Festlichkeiten fielen aus. Neben den hohen schweren Aufgaben, die dem Regenten zufielen und der reichen Tätigkeit, die von dessen Gemahlin nun auch in Berlin der Wohltätigkeit und der Sorge um die Unglücklichen zugewandt wurde, nahmen beide den innigsten Anteil am Familienleben, das sich im Hause des einzigen Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm, so harmonisch gestaltete.

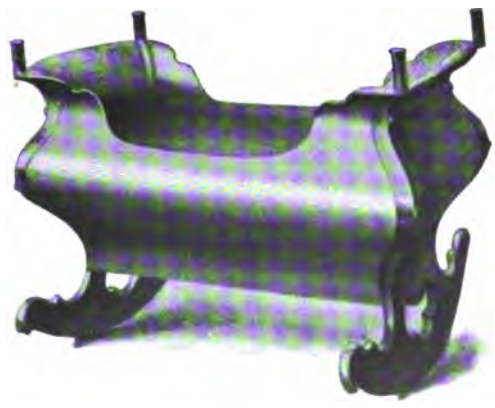
Prinzessin Viktoria mit dem Prinzen Wilhelm.

Auch in Privatkreisen wurde alle Geselligkeit schon seit Beginn des Januar 1859 hinausgeschoben bis nach dem Tage, an dem die Erbfolge gesichert werden sollte. Im Volke sprach man nur von dem zu erwartenden ‚Prinzen' — der Wunsch war auch hier des Gedankens Vater. Ganz Berlin wußte, daß seit Tagen zwei Batterien der Garde-Artillerie in der Kupfergraben-Kaserne bereitstanden, um beim Eintritt des frohen Ereignisses der getreuen Stadt mit ehernem Munde kundgeben zu können, ob der Wunsch nun auch Erfüllung gefunden. Schon seit der Mittagsstunde des 27. Januar standen Menschenmengen harrend in der Nähe des prinzlichen Palais. Es mochte gegen 3 Uhr nachmittags sein, als der Kammerherr Graf Perponcher zum Ministerium des Auswärtigen eilte und dem dort mit dem Minister, Freiherrn von Schleinitz, arbeitenden Regenten die Botschaft brachte, es sei ein Prinz geboren. In seiner Herzensfreude erwartete der Prinz nicht erst die Ankunft seiner Equipage. Er bestieg die erste beste Droschke und eilte zum neugeborenen Enkelchen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht durch die Stadt verbreitet. „Es ist ein Prinz!" Und dann verkündeten die Geschütze aller Welt das Ereignis. Wohl zählte man mit Spannung bis zum 36. Schusse! Als aber dann der 37. ertönte, da war's gewiß: „Der Thronfolger ist geboren!" und lauter Jubel verbreitete sich bis in die fernsten Straßen. Ein brausendes Hurra ging durch die um das Kronprinzenpalais versammelte Volksmenge, als der Prinzregent und seine hohe Gemahlin und mit ihnen Prinz Friedrich Wilhelm, der junge Vater, auf dem Balkon des ersten Stockes erschienen und freudig dankend der Menge mit den Tüchern zuwinkten.

Und eine halbe Stunde später teilte „Papa Wrangel", der sofort zum Palais geeilt war, beim Heraustreten dem harrenden Volke freudig mit:

„Kinder, es ist ein tüchtiger Rekrut!"



Die historische Wiege der Hohenzollern.

Während man im Offizier-Kasino der Garde-Artillerie das erste „Hoch" auf den jungen Prinzen von Preußen ausbrachte, lag bereits der junge Erdenbürger in der historisch gewordenen einfachen Wiege der Hohenzollernkinder.

Jugendbilder des Prinzen Wilhelm aus den Jahren 1859—1869.
Nach Originalen im Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin.

Der Kapelle der gerade zum Appell angetretenen Feuerwehr war es vergönnt, den ersten Freudengruß zu bringen und kräftig stimmte deren Mannschaft mit ein in den Choral „Nun danket alle Gott!" Von der Schloßkuppel aber erklang es weihevoll — der Bedeutung der Stunde entsprechend: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!"

An König Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Elisabeth gingen sofort Telegramme nach Rom, und die Königin Viktoria von England fragte in ihrem Glückwunschtelegramm an die Tochter: „Is it a fine boy?" Sie erhielt Papa Wrangels Mitteilung als Antwort.

Wie die Geburt des Großsohnes der Königin auch in England das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, das zeigte sich schon in der Improvision zur Nationalhymne, die gesungen wurde, nachdem der Herzog von Sussex im Theater das freudige Ereignis bekanntgegeben hatte:

„Hail the auspicious morn
To Prussia's throne is born
A Royal heir!
May he defends its laws,
Joined with Old Englands cause
Thus win all men's applause!"

In allen großen Städten erweckte die Nachricht einen freudigen Jubel. Als Graf Hoverden in Breslau und General von der Goltz in Stettin — beide im Theater — die Freudennachricht dem Publikum mitteilten, wurde in Schlesien wie in Pommern in spontaner Begeisterung die Nationalhymne gesungen. In Berlin verkörperte sich die Freude in einigen segensreichen Stiftungen. So sammelten z. B. einige Hoflieferanten einen Fonds, aus dem alle am 27. Januar 1859 in der Monarchie geborenen Kinder in eine Aussteuerkasse eingekauft wurden, um am 24. Geburtstage die Summe von 250 Talern ausgezahlt zu erhalten.

Im Palais des Kronprinzen aber war man vollauf für das körperliche Wohl des kleinen Prinzen bedacht. Frau Hagedorn, eine kräftige, westfälische Bäuerin aus der Umgegend von Minden, wurde vorläufig als Amme gewählt. Als einst der alte Wrangel die Frau fragte: „Ist es ein hübscher Junge?" antwortete sie sehr indigniert: „Es ist kein Junge, es ist ein Prinz!"

Der Prinzregent und seine Gemahlin kamen täglich, den hübschen Enkel zu sehen und schon nach wenigen Tagen konstatierte der Großvater: „Der hat eine phänomenale Stimme — wie ein Opernsänger!"

Die Kundgebungen der Freude pflanzten sich über das ganze Land fort. So brachten am 16. Februar 1859 die deutschen Studenten dem Prinzen-Vater einen feierlichen Fackelzug. Alle Universitäten waren durch Delegierte vertreten. Insbesondere waren die „Korps" zahlreich herbeigeeilt, als ob sie schon geahnt hätten, daß dieser preußische Prinz selbst einmal ein begeisterter aktiver Korpsstudent werden würde.

Jugendbilder des Prinzen Wilhelm aus den Jahren 1859—1869.
Nach Originalen im Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin.

Durch den Wirklichen Oberkonsistorialrat, Oberhofprediger Dr. Strauß, wurde am 5. März der kleine Prinz in das Christentum aufgenommen. Die Taufe fand in der Kapelle des vom Regenten bewohnten Palais statt, jenes unscheinbaren Baues „Unter den Linden", vor dessen historisch gewordenem Eckfenster sich später Kaiser Wilhelm der Große so oft der harrenden Menge zeigte. Bis auf den kranken König und die bei ihm weilende Königin Elisabeth waren fast alle Hohenzollern und viele Taufpaten aus anderen Fürstenhäusern vereint in der Kapelle.

Den Täufling auf dem Arme tragend erschien, unter Vortritt des Hofmarschalls und der Kammerherren, die Oberhofmeisterin Gräfin Perponcher. Die lange Taufschleppe, die später auch den übrigen Prinzen und Prinzessinnen des Hohenzollernhauses diente und in welche die Namen der Täuflinge in Gold eingestickt werden, wurde durch die Hofdamen Gräfin Lynar und Gräfin Hohenthal gehalten. Während der Taufe hielt der Prinzregent den kleinen Prinzen. Die junge Mutter, Prinzessin Friedrich Wilhelm, Viktoria, sah vom Nebenraume aus glückstrahlend der heiligen Handlung zu. Der Täufling erhielt die Namen Friedrich, Wilhelm, Viktor, Albert und wurde nach beendetem Taufakte durch die Gräfin Perponcher der Mutter übergeben, welche die Glückwünsche des Hofes entgegennahm.

In einer brillanten Illumination der Stadt spiegelten sich am Abend des 5. März von neuem das Interesse und die Liebe der Einwohner für das Königshaus!

Am 6. März erschien im Staatsanzeiger die Danksagung der Eltern des Täuflings:

> „Die Geburt Unseres Sohnes wurde in allen Teilen des Landes mit einer Teilnahme begrüßt, die Unseren Elternherzen ebenso unvergeßlich bleiben wird, wie die Aufnahme, welche Uns gerade vor einem Jahre als Neuvermählten zuteil ward. Unseren innigen, wärmsten Dank für alle die zahlreichen Beweise der Freude, die sich in den herzlichen Glückwünschen kundgaben, glauben wir an keinem geeigneteren Tage dem ganzen Lande aussprechen zu können, als an dem heutigen, wo Unser geliebtes Kind die heilige Taufe erhalten hat.
>
> Möge es Uns gelingen unter Gottes Beistand, Unseren Sohn zur Ehre und zum Wohle des teuren Vaterlandes zu erziehen.
>
> Berlin, den 5. März 1859.
>
> Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen,
> Viktoria, Prinzessin von Preußen,
> Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland."

Und den Sohn zum Wohle des Vaterlandes zu erziehen, das haben die Eltern in Treue sich bemüht, und das Vaterland dankt ihnen noch heute dafür. Freilich konnte für die erste Zeit nur erstrebt werden, eine Unterlage in corpore sano zu bieten für die geistige Entwicklung der mens sana. Nach beiden Richtungen haben die erhabenen Eltern die richtigen Wege gesucht und gefunden — wahrlich zum Wohle des Vaterlandes!

Jugendbilder des Prinzen Wilhelm aus den Jahren 1864—1874.
Nach Originalen im Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin.

Die ungeheure Verantwortung, mit welcher der Nation gegenüber die Erziehung eines einstigen Thronfolgers unabweisbar verknüpft ist, muß selbstverständlich zu anderen Maximen führen, wie sie für die Heranbildung eines Mannes in Frage kommen, der später freie Hand hat für die Wahl seines Berufes. Die treue Fürsorge der Eltern des Prinzen „Fritz" aber hat von frühester Jugend an dieser Verantwortung Rechnung getragen.

Naturgemäß waren es fürs erste Frauen, deren Sorge der Knabe anvertraut wurde. Neben den hohen Eltern leitete — ganz in deren Sinne — als Gouvernante das Freifräulein von Dobeneck — spätere Frau von Jagow — die Erziehung des Kindes. Die körperliche Fürsorge fiel der treuen Wärterin Marie Johannes zu, einer Frau, der des späteren Kaisers Wohlwollen stets erhalten blieb. Ihr zur Seite stand die englische Wärterin Miß Emma Hobbs.

Der Kronprinz beschäftigte sich täglich mit seinem Sohne. Als dieser eben erst ein Jahr alt geworden war, stellte ihn der Vater einem in Audienz empfangenen Berliner Herrn vor, der dem Knaben seine Uhr hinhielt. Der Prinz griff danach und hielt sie mit kräftigen Fingerchen fest, auch als der Herr sie zurücknehmen wollte. Der Kronprinz lachte: „Ja, was ein Hohenzoller festhält, das läßt er nicht so leicht los!" Der kleine Prinz hat später genugsam die Wahrheit dieser väterlichen Aussage bewiesen!

In seinen Geschwistern erwuchsen dem Prinzen nach und nach Gespielen. Besonders war es der um drei Jahre jüngere Prinz Heinrich, der sich von Jahr zu Jahr mehr dem älteren Bruder anschloß. Aus den Brüdern wurden Freunde, Bruderfreunde, wie sie sich in vollerem Verständnisse, in gegenseitigerer Würdigung, wohl selten zusammen fanden.

Das schnelle — auffallend schnelle — Gedeihen des Prinzen schien das Vorhaben der Eltern, den Sohn bis zur Volljährigkeit — also bis zum 18. Jahre — zur geistigen und körperlichen Reife zu bringen, unterstützen zu wollen. Eine gute Erbschaft hatte er dazu mit auf den Lebensweg bekommen. Einmal die ausdauernde Lebenskraft sowohl seines herrlichen Vaters wie seiner erhabenen Mutter, dann trat auch mehr und mehr zutage, daß die geistigen Eigenschaften beider Eltern sich im Sohne vereinten.

Prinz Friedrich Wilhelm — seit 1861 der Kronprinz — der Fürst, der ein Vorbild wahrer Ritterlichkeit und deutscher Treue geblieben ist bis an sein Lebensende, der Held, der auf den Schlachtfeldern Feldherrnblick und Mannesmut, auf dem Throne Milde und Weisheit zeigte, der Mann, dessen hohe, edele Gesinnung in der Liebe seiner Untertanen bis hinein in die geringste Hütte ihren Abglanz fand — er war auch das Vorbild eines echten deutschen Familienvaters. Er leitete selbst die Erziehung seiner Kinder, insonderheit der Söhne, mit weisem Verständnis. Ihm zur Seite stand getreulich seine Gemahlin, eine Mutter in schönster und edelster Vollbedeutung des so vielumfassenden Wortes. Unter solchem Einfluß, unter solchen Eindrücken, in solcher Harmonie wuchs der junge Prinz auf. Schon früh trat in dem

Jugendbilder des Prinzen Wilhelm aus den Jahren 1864—1874.
Nach Originalen im Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin.

Knaben die vom Vater ererbte Erkenntnis zutage, daß mit von Gott überkommenen Rechten auch die Pflichten wachsen!

Der erste Unterricht erfolgte bei einem tüchtigen Elementarlehrer unter des späteren Kronprinzen eigener Aufsicht. Ebenso überwachte der Vater freudig das vom 6. Lebensjahre ab stattfindende „militärisch lernen". Das brachte ihm Sergeant Klee bei! Und daß dem Prinzen gerade das „militärisch lernen" so viele Freude machte, das bekümmerte und bedauerte seine alte Kinderfrau — das konnte Frau Johannes nicht verstehen. Aber es steckte mal so drin, und schon vom neunten Jahre ab grüßte der Prinz militärisch.

Im Jahre 1865 erhielt der Prinz in dem Hauptmann von Schrötter von der Garde-Artillerie einen Militärgouverneur und 1866 wurde dem Dr. Hinzpeter die weitere Ausbildung anvertraut. Der Kronprinz lernte diesen Gelehrten gelegentlich eines Besuches beim Grafen Görz kennen und übertrug ihm die Vertrauensstellung, in der er nicht nur die wissenschaftliche Fortbildung des Prinzen Fritz und Heinrich zu überwachen berufen wurde, sondern auch auf die geistige und seelische Entwicklung und die Erziehung einen entscheidenden Einfluß bekam.

Dr. Hinzpeter konnte über die Tragweite seiner Maßnahmen, über die ungeheure Verantwortlichkeit, die sie einschlossen, nicht zweifelhaft sein. Dem demnächstigen Thronerben sollte die geistige Ausrüstung der Gebildetsten seiner Nation bis zum Abschluß des siebzehnten Lebensjahres zuteil werden. Das war der unumstößliche Wille des Kronprinzen geblieben, und in diesem Willen sprach sich das Ziel aus, das dem Gelehrten gesetzt wurde. Das war eine ehrenvolle Aufgabe! Wie er sie durchführte, das werden wir später aus den Blättern dieses Buches erfahren, — und das lehrt uns am besten die Dankbarkeit, die der deutsche Kaiser dem einstigen Lehrer und Berater bis an dessen am 28. Dezember 1907 erfolgtes Lebensende offenkundig zollte.

Zur Erreichung dieses Zieles genügten aber nicht nur der Wille der Eltern und die Befähigung des Lehrers. Es mußten auch Charakter, Fähigkeit und Willenskraft den Schüler für die Erledigung einer solchen Aufgabe in so kurz bemessener Zeit prädestinieren! Das war reiflich erwogen! Und vertrauensvoll ging man an die Arbeit, die — das wußte man ja — von eminenter Bedeutung für das Vaterland werden sollte.

Nur bei völliger Konzentration und einem davon untrennbaren Abschlusse nach außen hin, soweit es die Stellung gestattete, konnte ein voller Erfolg erwartet werden. Aber nicht durch eine Überzahl von Unterrichtsstunden sollte dem frischen, jungen Prinzen die Arbeit verkümmert werden. Schon in Rücksicht auf seine Gesundheit wurden auch täglich Turn- und Exerzierübungen vorgenommen. An den Mahlzeiten der Eltern nahm der Prinz regelmäßig teil, und fast täglich war er deren Begleiter auf

Jugendbilder des Prinzen Wilhelm aus den Jahren 1864—1874.
Nach Originalen im Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin.

Spaziergängen im Tiergarten oder zur Sommerzeit nach Bornstädt und dem Wildpark. Oft führten ihn auch die Eltern zur Friedenskirche an das Grab seines 1866 verstorbenen Bruders, des Prinzen Sigismund. Auf allen solchen Wegen wurde auf des Knaben Entwicklung hingestrebt und sein Verständnis geweckt und erweitert. Eine natürliche Folge war die lebhafte Anteilnahme für alle Vorgänge, die sich dem Auge, dem Ohr darboten und es entwickelte sich ein für sein Alter ungewöhnlicher Reichtum an Vorstellungen. Die Gewohnheit, die Dinge von höheren Gesichtspunkten aus gedankentätig anzusehen, ließ ihn mehr und mehr persönliches und allgemeines Interesse als identisch betrachten. Dabei wurde er von einer gewissen Frühreife ferngehalten. Die lag ihm auch nicht, dem frischen, fröhlichen Knaben — der er eben blieb, ganz seinem Alter entsprechend.

Im oberen Geschoß des kronprinzlichen Palais in Berlin oder im Oberstock des Neuen Palais bei Potsdam lag das Feld der häuslichen Tätigkeit der Prinzen Fritz und Heinrich. Mit unerschütterlicher Strenge wurden dort Erziehung und Unterricht gehandhabt, genau nach dem einmal festgestellten Plane. Durch die unermüdliche Beharrlichkeit aller Beteiligten, besonders aber die des jungen Prinzen selbst, wurde die Durchführung ermöglicht. Die Gewohnheit methodischer Arbeit und gewissenhafter Pflichterfüllung inkarnierte sich bald völlig und führte zur Überwindung des eigenen starken Knabenwillens. Als begreiflich erscheint es, wenn hier und da die Kritik, die ja auch in die Kinderstube des Thronerben dringt, von scheinbar allzu herbem Drucke sprach. Aber die Eltern waren sich der Richtigkeit ihres Willens bewußt und wurden nicht schwankend in dem Entschlusse, dem Sohne um jeden Preis die für seine Entwicklung erforderlichen Gelegenheiten und Einrichtungen zugänglich zu machen — freilich immer unter persönlicher Beobachtung durch die Eltern. Sie allein nahmen alle Verantwortung auf sich — hatten auch stets die körperliche Ausbildung und die hygienischen Rücksichten vor Augen.

Mit der Jahreszeit und der Örtlichkeit mußte natürlich auch die Tageseinteilung wechseln. Fest stand aber, daß die frühen Morgenstunden — von 6 resp. 7 bis 9 — den wichtigsten Unterrichtsgegenständen vorbehalten wurden. In der Frühe ist der Geist am frischesten. Es ist bekannt, daß noch heute des Kaisers Arbeitsstunden in früher Morgenzeit beginnen. Langschläfer kommen überhaupt im Hohenzollernstamme nicht vor. Die Wohn- und Arbeitsräume waren wohl groß und hell, waren aber auf das Einfachste ausgestattet mit einer Schmucklosigkeit, die im schönen Schlosse von Potsdam geradezu frappierte und die unwillkürlich an die Anspruchslosigkeit Kaiser Wilhelms des Großen, des Großvaters, erinnerte. Der beiden Prinzen Erzieher, Dr. Hinzpeter, bewohnte mit diesen dasselbe Geschoß. Wohl nahm der Unterricht, nahmen die körperlichen Übungen den größten Teil des Tages in Anspruch, doch blieb auch immer die Freizeit für kindliche Spiele, zu denen bei ungünstigem Wetter auch die großen Räume die beste Gelegenheit boten. Zu den Spielen wurden nicht selten Knaben eingeladen — Söhne von verdienten oder

im Kriege gefallenen Offizieren, Kadetten und auch Söhne bürgerlicher Familien. Daß die üblichen Spiele der prinzlichen Knaben sich nach und nach auf dem Hintergrunde von deren speziellen Interessen bewegten, das blieb auch hier nicht aus. Prinz Fritz las Cooper besonders gern und — da fanden denn Indianerkämpfe unter den herrlichen alten Bäumen von Sanssouci statt — unhörbar schlichen die Mohikaner durch den dichten Laubwald und belauschten die auf dem Kriegspfade befindlichen Gegner, um aus deren Kampfplänen den geeigneten Augenblick und Ort für einen unerwarteten Überfall zu erkennen. Die Prinzen waren da einfach Kinder, — in harmloser Natürlichkeit. Diese Spiele aber bildeten ein Moment in der Methode der körperlichen Ausbildung des Thronerben, die unter der Leitung des Hauptmann von Dresky, des späteren Direktors der Militär-Turnanstalt, stand. Schon jetzt, bei dem Knaben, bildete sich die Fertigkeit heran, die dem Prinzen später, als Bonner „Borussen", die Eigenschaft als vortrefflichen Schläger erwarb. Freilich, wer jemals die Freude und Ehre hatte, den Druck der „Männerhand" des Kaisers dankbar aber nicht immer schmerzlos zu empfinden, der muß auch überzeugt davon sein, daß diese Männerhand die Waffen zu führen weiß!

Auch den Schwimmunterricht beider Prinzen leitete Hauptmann von Dresky und bildete beide — beim Forsthaus Geisberg an der Pichelsheide — zu vortrefflichen Schwimmern aus. Ein Marine-Offizier, der später mit den Prinzen auf der Militär-Schwimmanstalt zusammentraf, machte die bezeichnende Bemerkung: „Die schwimmen ja mit Bugschaum!"

Zu des Prinzen Fritz Lieblingsstudien gehörte das Bootrudern. Auf der Matrosenstation am Jungfernsee herrschte damals über die noch recht primitiven Boote als Stationschef der „alte Zwanziger". Er brachte dem späteren Gründer deutscher Seemacht die Handhabung der „Riemen" bei. Es wurde dann für den Prinzen ein leichteres Boot gebaut, das nach dem am Vorsteven angebrachten vergoldeten Adler bald, wohl vom Besitzer selbst, den Namen „Kuckuck" bekam. Immerhin bildete der Kuckuck durch eine Reihe von Jahren den Anziehungspunkt des Prinzen und die Übung am Schlagriemen mag zur Stärkung der Armmuskeln wesentlich beigetragen haben. Als die Mitglieder der englischen Botschaft mit modernen Booten auf dem Jungfernsee erschienen und die Prinzen in diesen gelegentlich ruderten, lernten sie den Unterschied in deren Schnelligkeit bei gleicher Kraftanstrengung kennen. Es wurden denn auch für die Matrosenstation neue Boote beschafft. In einem derselben, das gewiß noch erhalten blieb, der „Viktoria", hat der Prinz später die „Insel Potsdam" umrudert und dann noch die Fahrt nach der Pfaueninsel hin und zurück gemacht — eine Strecke von 42 Kilometern — in neun Stunden, von 6 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags.

Wurden längere Rudertouren in Begleitung von Kadetten oder Gespielen unternommen, dann fehlte niemals der in besonderem Ansehen stehende „Lunch-Basket". Solche Touren fielen gewöhnlich auf die Freinachmittage, Mittwoch und Sonnabend, da Dr. Hinzpeter fast niemals vom Stundenplane abwich und andere Freistunden bewilligte. Bei solchen Bootfahrten wurde gelandet und im Schatten der Uferbäume der Inhalt des „Futterkorbes" in Angriff genommen.

Häufig bildete die Pfaueninsel das Ziel solcher Wasserfahrten. Einmal wohl wegen der romantischen Lage — besonders aber, weil dort Mutter Friedrichen wohnte, die Frau des Maschinenmeisters. Frau Friedrich besaß neben allerlei kunstvollen Elfenbeinschnitzereien auch eine Sammlung von „Sahnetöpfen". Nur, wenn sie sehr guter Laune war, ließ sie die Herrlichkeiten, wohl rangiert, aufmarschieren, und die Kinderfreude der Prinzen an den Schätzen wurde gewiß erhöht durch die vorhergehende Ungewißheit: „Ist sie heute auch bei guter Laune?"

„Wo man hobelt, da fallen Späne!" Das gewahr zu werden blieb auch dem Prinzen Fritz auf der Matrosenstation nicht erspart. Als er eines Tages sein Boot längsseits eines anderen Fahrzeuges festmachen wollte, schöpfte die etwas ranke Jolle Wasser und kenterte. Gefahr war nicht dabei, denn der Prinz war ein fixer Schwimmer. Aber er war eben naß — auf den letzten Faden — und wollte doch weiterrudern! Da wurde denn rasch aus dem Bootshaus ein Matrosenanzug — erster Garnitur — herangeholt — die Tochter des alten Zwanziger lieh ein Paar Strümpfe, und nach fünf Minuten saß der junge Hohenzoller am Schlagriemen — als Matrose!

Der Jungfernsee hatte aber noch ein weiteres Interesse für die beiden Prinzen. Da liegt, nahe der Matrosenstation, eine schmucke Segelfregatte, als Vollschiff getakelt und einer Kriegsfregatte genau nachgebildet, aber — an Größe einen 20 Tons-Kutter nicht übertreffend. König Georg IV. von England

Das Kronprinzliche Palais in Berlin.

machte im Jahre 1832 die „Royal Luise" dem Könige Friedrich Wilhelm III. zum Geschenk. Gar mancher Potsdamer Junge, der später ein tüchtiger Seeoffizier oder ein braver Obermaat wurde, hat durch die schlanke „Fregatte" den ersten Impuls bekommen für seinen künftigen Beruf, und des deutschen Kaisers Interesse für Schiffahrt und Seewesen trat schon damals zutage, als der jugendliche Prinz und sein Bruder auf der „Royal Luise" die Grundzüge der Seemannschaft in der Praxis — spielend — erlernten, auf diesem zierlichen Miniatur-Schiffe, das noch heute mitunter zu kleinen Segelfahrten benutzt wird, wenn auch inzwischen die neuen Segel wieder alt geworden sind, die es im Jahre 1871 erhielt. Damals diente die „Royal Luise" den Prinzen und Prinzessinnen auch zu längeren Segelfahrten, an denen nicht selten auch der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin teilnahmen, um sich des kindlichen Matrosenspieles zu erfreuen. Es wurde an Bord des Schiffes genau das Marinezeremoniell geübt, in Wort und Handlung. Wie mancher Bootsegler der Havel sah erfreut seinen Gruß — Fallenlassen der Piek — erwidert durch das „Dippen" der stolzen Adlerflagge der königlichen Prinzen!

Besondere Freude gewährte dem Prinzen — später in Gemeinschaft mit dem Prinzen Heinrich — die Bedienung der Deckgeschütze, kleiner bronzener Böller. Wenn die Pferdekastanien reif waren, brachten die Hohenzollernsöhne ganze Beutel, mit diesen Geschossen gefüllt, an Bord. Welcher Soldatensohn konnte ihnen die Knabenfreude nicht nachempfinden, wenn die braunen Kanonenkugeln über das Wasser dahinrauschten?

An Prinz Heinrichs Geburtstage, dem 14. August, wurde stets eine Segeltour unternommen und am 29. August kreuzte die „Royal Luise" am Park von Glienicke unter dem Kasino und der Donner der Geschütze rollte weithin über die Havel! Die Prinzen feuerten dem greisen Großonkel, dem Prinzen Karl von Preußen, den Geburtstagsfalut! Von der Glienicker Brücke aber blickten die zahlreichen Zuschauer freudig hinüber auf die frischen, jungen Matrosen-Kanoniere.

Schon wurde des Prinzen frühzeitiger Ausbildung im Fechten gedacht. Aber auch im Reiten und Schießen wurden die natürlichen Anlagen mit Eifer und Energie entwickelt. Der unermüdliche, kühne Kampagnereiter, der fast niemals fehlende, rasche Schütze der Zukunft gaben sich schon bei des Knaben Unterricht zu erkennen.

Jene Unempfindlichkeit gegen äußere Einflüsse, die einst für den Soldaten unentbehrlich erschien, wurde durch eine Abhärtung erzielt, wie sie kaum bei der Mehrzahl der bürgerlichen Knaben zur

Anwendung kommt. Rücksichtslosigkeit gegen Wärme und Kälte, gegen Regen und Schnee, gegen Müdigkeit und Hunger sogar, gewöhnten den Prinzen rechtzeitig daran, das Gefühl eigenen Behagens dem eigenen Willen zu unterwerfen, wenn höhere Zwecke das bedingen. Frühes Aufstehen, kalte Bäder, stete Diät, verbunden mit richtig berechneter Ruhe — wohl abgewogen zu der geistigen Anstrengung und körperlichen Arbeit — wurden mit Strenge durchgeführt, Prinzipien, die, von den Eltern weise angeordnet, in den Folgen der ganzen Nation von unberechenbarem Werte sein sollten. Auf längeren Ausflügen und Reisen — manchmal mit dem Tornister auf dem Rücken — wurde dem Prinzen Gelegenheit gegeben, frische Bilder aus der Natur, aus dem Volksleben, in sich aufzunehmen. Aus allem lernte der Prinz, fast spielend, logisch entwickelte Schlüsse zu ziehen. Nichts geschah gedankenlos. Im Schwarzwald und am Harz, in Wyk und in Scheveningen, in Blankenberghe wie in Cannes — überall zeigte sich die Fähigkeit, nicht nur dem Augenblick zu leben, sondern aus dem Erlebten einzuernten.

Der Aufenthalt am Mittelländischen Meere brachte neben der Freude an der herrlichen, südlichen Vegetation und Landschaft durch die freie Bewegung im fremden Lande auch eine Menge sonst unerreichbarer Anschauungen in bezug auf Handel und Gewerbe. Der Aufenthalt förderte dazu auch Aufklärung über Lebensfragen, die den Horizont frühzeitig erweiterten und ein Verständnis, das mit dem energischen Willen, zu verstehen und zu lernen, völlig gleichen Schritt hielt.

Wie jeder Prinz des Hohenzollernhauses, war Prinz Fritz mit dem 10. Lebensjahre als Leutnant in das 1. Garde-Regiment z. F. getreten, nachdem die erforderliche militärische Vorbereitung durch den Sergeanten Valen erfolgt war. Am 2. Mai 1869 stand der neue Leutnant zum ersten Male im Gliede, die hohe Grenadiermütze auf dem Haupte — zum ersten Male auch mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens geschmückt. Bei der Parade marschierte er als schließender Offizier an seinem Großvater, König Wilhelm, vorüber. Auch General von Werder war gegenwärtig. In seiner Ansprache nach der Parade sagte der König, sich an seinen Enkel wendend:

> „Ich wünsche Dir, daß es auch Dir einst vergönnt sei, nach einer so langen Dienstzeit, wie die des Generals von Werder, auf ein neues und glänzendes Kapitel der Geschichte des braven Regimentes zurückblicken zu können, wie das dem General 1866 beschieden gewesen ist!"

Wie bald sollte es dem jungen Prinzen vergönnt sein, den mächtigen Aufschwung seines Vaterlandes bei allmählich wachsendem Bewußtsein mitzuerleben — mit dem Bewußtsein auch, daß es das Hohenzollernhaus war, das Deutschland zu neuer Macht und ungeahntem Ansehen brachte. Gleich der ganzen jungen Generation wurde auch dem Prinzen durch die Siegesnachrichten, durch das Aufjauchzen im Volke, durch das Aufatmen im Gefühle der Kraft, erst fühlbar, wie schwer der Druck gewesen, den jetzt die Nation in kühner Bewegung abschüttelte. Schon jetzt erwachte in dem Knaben solches Empfinden zur vollen Größe — als Deutscher — als Preuße — als Hohenzoller!

Waren doch die großen Helden, deren Bilder man überall sah, deren Namen überall genannt wurden, deren Ruhm in Prosa und Poesie verkündet wurde, — sein Vater, sein Großvater, sein Onkel!

Was sie errangen, das errangen sie auch für ihn — den Thronerben! Und welche Genugtuung war es für diesen, daß es ihm vergönnt war, am 16. Juni 1871 an dem Einzuge der siegreichen Truppen durch das Brandenburger Tor teilzunehmen! Er ritt auf einem kleinen, mit schwarzen Flecken bedeckten Tigerpferde zur Seite des Großherzogs von Baden, dicht hinter dem Vater, den er nun schon zum dritten Male aus glorreicher Kampagne heimkehren sah!

Die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches durch einen Hohenzollern mußte einen unauslöschlichen Eindruck auf des Prinzen junge, sehr empfängliche Seele ausüben, mußte ihm eine volle Würdigung der Bedeutung der Monarchie, insbesondere der preußischen Monarchie geben. Zugleich mußte sich schon in dem jungen Geiste die Erkenntnis beleben, welch ungeheure Anforderung und Verantwortung den König, den deutschen Kaiser erwarteten, der berufen sei, die Errungenschaften seiner erhabenen Vorfahren, die nationalen wie die sozialen, zur Vollendung zu bringen.

Wie schon früher berührt, traten im Charakter des jungen Prinzen, neben den vom Vater so augenscheinlich ererbten Eigenschaften auch diejenigen hervor, die auf die hohe Mutter zurückführten — die

Prinz Wilhelm 1869.
Gemälde von Fritz August Kaulbach.

Kronprinz Friedrich Wilhelm.

schnelle Auffassungsgabe, die künstlerischen Neigungen und das früh entwickelte Kunstverständnis, das Eingehen in naturwissenschaftliche und technologische Probleme und vor allem auch das lebhafte Bedürfnis, sich über industrielle Unternehmungen und technische Erfindungen zu unterrichten. Es war eine dankbare Aufgabe für die Leiter der Borsig-Werke in Moabit, der Porzellanfabrik im badischen Triberg oder der Bergwerke zu Clausthal, den so verständnisvollen Knaben in ihren Schaffensstätten umherzuführen und seine sachgemäßen Fragen zu beantworten.

Die von der Mutter überkommene geistige Flexibilität schuf wieder den Trieb, eine feste Überzeugung zu gewinnen und diese Überzeugung auch frei zu bekennen und nach ihr zu handeln.

Die Kronprinzessin, auf dem Gebiete der Musik und der Malerei selbst praktisch tätig, berührte in der Unterhaltung mit dem Sohne, der sie oft in ihren Ateliers aufsuchen durfte, schon früh die elementaren Begriffe der Kunst und machte sie diesem geläufig. Ihr dankte auch wohl der Prinz die regelmäßigen Besuche in den Ateliers der damals in Berlin schaffenden Künstler — Ad. Menzel, Ant. von Werner, Bleibtreu, Heyden, Drake, Salzmann, Reinh. Begas — die er an ihren Werken arbeiten sah.

Auch die Museen wurden unter Leitung der betreffenden Vorsteher besucht und schon bald zeigte sich neben dem Interesse für künstlerische Schönheit ein durch angeborenen Formensinn begünstigtes Verständnis. Trotz aller Häufung der Beschäftigungen entwickelte sich beharrlich des Prinzen ausgesprochenes Zeichentalent. Schon dem Knaben gelang es, eigenen Ideen sichtbare Formen zu geben — in Skizzen und Zeichnungen.

Bislang in strenger Abgeschiedenheit, fern vom offiziellen Getriebe des Hofes, ganz durch seine Ausbildung und Erziehung in Anspruch genommen, erreichte Prinz Fritz das 14. Lebensjahr. Der Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern und alten Sprachen lag nach wie vor in den Händen des Professors Dr. Hinzpeter. Die Ausbildung im Französischen war Mlle. Darcourt, im Englischen Miß Bing anvertraut. Daß der Prinz im Verkehr mit seiner hohen Mutter deren Sprache bald ebenso zu beherrschen lernte, wie die eigene, ist erklärlich.

Abweichend von den Traditionen hatten aber, nicht ohne Bedenken des Kaisers Wilhelm, die Eltern beschlossen, den heranwachsenden Sohn eine völlige Gymnasialbildung durchmachen zu lassen, anschließend an den bisherigen häuslichen Unterricht. Sie gingen wohl von der Erwägung aus, daß erst der Vergleich den richtigen Maßstab bietet für jede Leistung und daß der Verkehr mit anderen Schülern eine Grundlage für die Menschenkenntnis schaffen würde, die gerade gekrönten Häuptern am unentbehrlichsten ist — ihnen aber auch am schwersten zugänglich wird.

Im März 1873 legte Prinz Friedrich Wilhelm im Joachimsthaler Gymnasium das Examen für Obertertia ab und erhielt dann vorläufig Privatunterricht bei den Lehrern dieser Anstalt. Erst mit dem Zeugnis der Reife für Sekunda war für den Prinzen der Besuch eines Gymnasiums außerhalb Berlins vorgesehen. In Professor Dr. Hinzpeters bewährten Händen blieb die Erziehung. Der Militärgouverneur blieb Oberst von Gottberg, welcher den Premier-Leutnant O'Danne, einem Irengeschlecht entstammend, seit Ende des Krieges abgelöst hatte. Der Oberst besaß in hohem Grade die Liebe und das Vertrauen seines Schutzbefohlenen.

Während der Vorbereitungszeit für den Übergang zum Gymnasium, im Winter 1873/74 nahmen beide Prinzen an den Unterrichtskursen im Ornamentzeichnen bei Professor Kachel teil und arbeiteten dabei zum ersten Male in Gemeinschaft mit anderen Schülern, bekamen also den ersten Eindruck vom

öffentlichen Unterricht. Dem Professor Kachel mag der Deutsche Kaiser — neben hervorragender Anlage und großem Eifer — die Fertigkeit verdanken, seinen Problemen zu Vervollkommnungen — z. B. im Marinewesen — durch Zeichnungen leichtverständlichen Ausdruck zu geben. Professor Angeli fiel die dankbare Aufgabe zu, des Prinzen Talent für Ölmalerei weiterzubilden.

Des Prinzen Tag mußte früh beginnen, um neben den unverkürzten Unterrichtsstunden, den Turn-, Reit-, Schieß- und sonstigen körperlichen Übungen, auch noch allen diesen Anforderungen nachkommen zu können. Aber trotz allem rücksichtslosen Frühaufstehen würden die Tagesstunden nicht zu alledem genügt haben, wenn nicht der Prinz die Fähigkeit besessen hätte, r a s c h zu arbeiten und alle Arbeitskraft auf die Tätigkeit zu konzentrieren, die ihm eben vorlag. Das zeigte sich auch während des nun erfolgenden Konfirmanden-Unterrichtes. Dem Hofprediger Heym lag es ob, den Prinzen Friedrich Wilhelm in die evangelische Kirche einzuführen und mit deren Bekenntnissen und Grundsätzen vertraut zu machen, nachdem bereits seit Jahren der Religionsunterricht beim Prediger Persius vorausgegangen war.

Prinz Wilhelm und seine Mutter.

Am 1. September 1874 fand in der Friedenskirche von Sanssouci die feierliche Einsegnung statt. Der Prinz trug die Leutnantsuniform des 1. Garde-Regiments z. F. Nachdem er seine erhabenen Großeltern begrüßt hatte, führte ihn sein hoher Vater selbst zum Altar. In seiner Begleitung waren auch General v. Gottberg und Dr. Hinzpeter.

Die völlige geistige Entwicklung des fähigen Knaben sollten die glücklichen Eltern und alle Anwesenden schon aus seinem selbstverfaßten Glaubensbekenntnis erkennen, das er mit lauter und fester Stimme vortrug:

> „Ich weiß, daß Meiner schwere Aufgaben warten im Leben — aber sie sollen Meinen Mut stählen, sollen Mich nicht niederdrücken, Ich werde Mir Stärke von Gott erbitten und Meine Kräfte ausbilden!"

So sprach der Prinz, von treuem Glauben durchweht, als hätte eine Ahnung ihn berührt, daß die schweren Aufgaben so viel schneller an ihn herantreten würden, wie das Menschen berechnen konnten!

An diesem Tage befahl der kaiserliche Großvater, daß der Prinz, der bisher den Namen „Friedrich Wilhelm" führte und von den Seinigen „Fritz" genannt wurde, von nun an „W i l h e l m" genannt werden solle.

Der Name Wilhelm hatte für das ganze deutsche Volk einen besonderen Klang gewonnen; es verehrte im greisen Heldenkaiser die Milde und Herzensgüte, die Ritterlichkeit und Würde, die Bescheidenheit im Glück, die Unerschütterlichkeit im Unglück, die treue Anhänglichkeit an verdiente Männer, das große, menschenfreundliche Herz, die schlichte, ehrliche, sich nirgend aufdrängende Frömmigkeit! Und nun sollte der jugendliche Prinz diesen Namen führen — eine Mahnung zu gleicher Tugend, zu gleicher Lebens- und Herrschaftsführung!

Und der Hohenzollernprinz verstand diese Mahnung. Der Ernst, mit dem er sich seiner ferneren Fortbildung widmete, gestattet den Rückschluß, daß er sich als von Gott berufener Träger jenes großen Namens fühle — ein verantwortungsvoller Erbe der mit Heldenblut errungenen deutschen Kaiserwürde.

Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel.

Gymnasialzeit in Kassel.

Längst saßen auf preußischen Gymnasien die Söhne der Vornehmsten der Gesellschaft mit einfach-bescheidenen Bürgersöhnen vereint auf den harten Schulbänken, und selbst deutsche Fürsten entzogen ihre Prinzen der früher für solche allein üblichen Hofmeistererziehung, wohl erkennend, daß im Vergleiche erst der werdende Mann den richtigen Maßstab für das eigene Können findet. Mecklenburgische Herzogssöhne hatten auf dem Vitzthumschen Gymnasium in Dresden in regem Wettstreite mit den Altersgenossen anderer Stände um den parteilos verteilten Preis der Wissenschaft gerungen. Niemals aber waren bislang die Hohenzollernprinzen öffentlichen Lehranstalten übergeben. Um so überraschender und erfreulicher wirkte daher im ganzen gebildeten Volke der Entschluß des deutschen Kronprinzen, seine beiden Söhne — den künftigen Thronerben, Prinzen Wilhelm, und den Prinzen Heinrich solchen Schulen anzuvertrauen. Über die Beweggründe dieses weisen Entschlusses durfte man nicht im Zweifel sein. Im Wettbewerb mit Altersgenossen sollten sie stets neue Anregung schöpfen. Zugleich aber bot gerade das Gymnasium die glückliche Gelegenheit, aus eigener Anschauung das bürgerliche Leben näher kennen zu lernen, das sonst den Fürstensöhnen ja nur zu oft verschlossen bleibt. Unter ganz gleichen Bedingungen sollten die Prinzen mit ihren Mitschülern streben und verkehren und durch eigene Kraft und Leistung sich ihre Stellung im Gemeinwesen der Schule schaffen. Vielleicht kamen bei der Wahl Kassels als Schulort für die königlichen Prinzen politische Gründe mit in Frage. Jedenfalls aber dürften das gesunde Klima des Hessenlandes und die geeignete Lage des von den Brüdern zu bewohnenden einfachen, sogenannten Fürstenschlosses ausschlaggebend gewesen sein. Dies Gebäude liegt unmittelbar neben dem Gymnasium Fridericianum, in welchem der Prinz Wilhelm seine humanistische Schulausbildung vollenden sollte, während Prinz Heinrich für den Unterricht in der Kasseler Realschule bestimmt war. Vom Fürstenschlosse führte eine Holztreppe direkt vom ersten Stockwerk, das die jungen Prinzen mit ihrem Zivilgouverneur Dr. Hinzpeter zur Winterszeit bewohnten, zum Schulhofe.

Der Militärgouverneur, General von Gottberg, hatte mit seiner Familie die obere Etage inne. Im Sommer diente Schloß Wilhelmshöhe zum Aufenthalte. Dem ausdrücklichen Willen des Kronprinzen

Die Unterprima in Kassel.
(Prinz Wilhelm sitzt neben Professor Weber.)

zufolge, und nach dem Vorschlage des Direktors Dr. Vogt wurden den fürstlichen Schülern keine Bevorzugungen zuteil, weder in den Anforderungen noch in der Beurteilung oder Behandlung. Sie wurden „Prinz Wilhelm" und „Prinz Heinrich" genannt, trugen die Klassenmützen wie alle anderen Schüler, beteiligten sich an den verschiedenen kleinen Dienstleistungen, die das Klassenleben mit sich bringt, zum Beispiel am Herbeiholen von Büchern und Handkarten, und mußten sich, wie alle, der größten Pünktlichkeit befleißigen.

So war ihr Leben während der 2½ Jahre ihres Aufenthalts in Kassel lediglich den Forderungen der Schule gewidmet, ja sie hatten sogar sehr viel weniger Freistunden als ihre Schulgefährten.

Wenn Prinz Wilhelm auch manches mitbrachte, was ihm vor anderen einen Vorsprung gewährte, die sorgfältige Vorerziehung, eine sorgsam gepflegte vielseitige Empfänglichkeit, besondere Anlagen nach mehr denn einer Seite hin, einen durch zahlreiche Reisen erweiterten Gesichtskreis, — so stellte seine hohe zukünftige Stellung doch auch wieder ganz besondere Anforderungen an seine Ausbildung. Es traten darum neben die — damals noch vor- und nachmittags liegenden — Schulstunden noch Privatlektionen, — Konversation in den modernen Sprachen bei Herrn Dr. Hinzpeter — Fecht-, Turn- und Schwimmunterricht, in dem Prinz Wilhelm sich bald besonders auszeichnete, und — Arbeiten als „Graveur". Alle Hohenzollern müssen ein Handwerk erlernen. Die Fechtstunden fanden in der Kriegsschule statt, deren Direktor zu jener Zeit General von Streccius war; Leutnant von Heugel leitete den Unterricht. Zuerst übte Prinz Wilhelm mit gleichaltrigen Genossen, alsdann kamen Prinz Heinrich und seine Gefährten. Der Altersunterschied der Brüder führte sie damals mit Klassenkameraden verschiedener Jahrgänge zusammen.

Täglich erfolgte vor Beginn des Unterrichts ein längerer Spazierritt. Im Sommer wurde der Weg von Wilhelmshöhe meist zu Pferde zurückgelegt. Die Vielseitigkeit der an die Prinzen gestellten Anforderungen erschwerte die vollbefriedigenden Leistungen selbstverständlich, und wenn Prinz Wilhelm das ihm gesteckte Ziel in dem bestimmten Zeitraum erreichte, so ist dies eben der schlagende Beweis für die nie ermüdende Pflichttreue, den eisernen Fleiß und das große Interesse, das der Prinz den verschiedenen Lehrgegenständen entgegenbrachte. Hauptsächlich liebte er Geschichte, fremde Sprachen und Literatur. Auch sein Kunstverständnis trat schon damals ganz bedeutungsvoll hervor. Prinz Wilhelm besaß ein vorzügliches Gedächtnis und zeichnete sich von jeher durch Sicherheit in freiem Vortrage aus. In der griechischen Literatur zog ihn neben Homer Demosthenes an, und den Horazschen Oden, die Direktor Dr. Vogt aufs trefflichste interpretierte, brachte er besondere Vorliebe entgegen.

Geheimrat Hinzpeter.

Das Verhältnis zu den Klassengefährten gestaltete sich von Anfang an durchaus kameradschaftlich. So anspannend Dr. Hinzpeter als Pädagoge wirkte, so große Anforderungen er auch an den Lerneifer und die Pflichttreue der Hohenzollernsöhne stellte, — in der Wahl der Freunde ließ er ihnen vollständig freie Hand. Beide Prinzen sollten darin selbst unterscheiden lernen. So erblickte man in ihrer Gesellschaft unter anderen häufig die schlanke, elegante Erscheinung des später als Regierungsrat verstorbenen Ritter, den späteren Gatten der bekannten Dichterin Anna Ritter, und den Freiherrn von Hardenberg u. a. m. Wenn nun selbstverständlich in nahen Verkehr mit den fürstlichen Brüdern nur einzelne der Klassenkameraden traten, so gab es unter ihnen andererseits auch nicht einen, der den Prinzen ganz fremd geblieben wäre.

Die hohe Sonderstellung, die der einstige Thronerbe einnahm, trat im persönlichen Verkehr vollständig zurück. Er verstand es wie nur wenige, sich in vollster Natürlichkeit zu geben und jedem einzelnen liebenswürdig und freundlich entgegenzukommen. In den Freistunden, auf dem Schulhofe, zog er bald diesen, bald jenen in ein längeres Gespräch und gewann durch seine schlichte Herzensgüte in kürzester Zeit aller Sympathie.

Allwöchentlich wurden Ausflüge in die Umgegend Kassels unternommen, bald zu Fuß, bald zu Wagen, — stets in Begleitung einzelner Kameraden. Professor Hinzpeter pflegte das bescheidene Wägelchen stets selbst zu lenken. Er ging auch bei Spaziergängen meist allein voraus, es den Prinzen überlassend, wem sie sich zugesellen wollten. Da geschah es denn wohl, daß sich Prinz Wilhelm auch seines Bruders Freunden anschloß, denen er, ebenso wie den eigenen Klassengenossen, das in der Jugend bewiesene Interesse dauernd erhalten hat.

Im Sommer pflegten die Prinzen zwischen dem Vor- und Nachmittagsunterricht in ihrer Stadtwohnung zu bleiben und dort ein einfaches Frühstück einzunehmen. Allsonntäglich sahen sie zur Tafel die verschiedenen Lehrer und hochgestellte Persönlichkeiten aus Kassel bei sich. Abends wurden noch Schüler eingeladen, die sich mit den fürstlichen Kameraden bei harmlosen Spielen ergötzten. Beim Prinzen Heinrich waren Charadenaufführungen ganz besonders bevorzugt. Die Zufriedenheit und der Frohsinn der Prinzen, trotz aller ihrer Schülerpflichten, waren der beste Beweis dafür, wie wohl sie sich in Kassel fühlten. Besonders waren es zwei Lehrer, deren Vorträgen Prinz Wilhelm gern folgte: Dr. Hartwig und Dr. Friedrich Heußner.

In der Reifeprüfung des Prinzen Wilhelm war das Thema seines deutschen Aufsatzes „Die Entwicklung Parcivals". Das streng in der regelmäßigen Form dieser Zeugnisse abgefaßte Reifezeugnis vom 23. Januar 1877 enthielt das Urteil: „Sein Betragen war stets untadelhaft, und durch seinen Fleiß und sein reges wissenschaftliches Bestreben erwarb er sich die volle Zufriedenheit seiner Lehrer."

In fast allen Fächern. in erster Reihe in Geschichte und Geographie, waren die Leistungen als: G u t bezeichnet, und in Physik ward das hohe Interesse, das der Prinz stets bewiesen, rühmend hervorgehoben.

Auf das spätere Interesse des Herrschers für die Wellen deutet aber vielleicht der Spruch hin, den er einem Mitschüler ins Stammbuch schrieb: „Tranquillus saebis in undis." (Ruhig in wütenden Wellen.) Die Richtersche Denkmünze, die stets dem besten Schüler, meist dem Primus omnium, als Auszeichnung verliehen wurde, ward beim Scheiden vom Lyzeum dem Prinzen Wilhelm zuteil, und zwar „in Anerkennung seiner nie ermüdenden Pflichttreue", wie der Direktor betonte.

Die Beziehungen des Herrschers zu seinem alten Gymnasium sind in späterer Zeit nicht erloschen. Manches freundliche Erinnerungszeichen weist die Lehranstalt auf, das ihr der Kaiser in der Folgezeit sandte. Auch seiner ehemaligen Lehrer dachte der Herrscher stets in Dankbarkeit.

Der Rittersaal im kaiserlichen Schloß zu Berlin.

Die Großjährigkeitserklärung.

Nach dem Hausgesetz der Hohenzollern wird ein Prinz dieses erlauchten Hauses mit Vollendung des achtzehnten Lebensjahres für großjährig erklärt, und zwar geschieht diese Erklärung in äußerst feierlicher Weise, da sie durch die Investitur mit dem Schwarzen Adler-Orden bestätigt wird. Erhält jeder Prinz des Königshauses den Orden auch bereits nach zurückgelegtem zehnten Lebensjahr, zu der Zeit, wo auch der Eintritt in die Armee stattfindet, so darf die Investitur doch erst dann erfolgen, wenn der fürstliche Ordensritter das achtzehnte Jahr vollendete. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß sich bei der Investitur des künftigen Thronerben, des ältesten Sohnes des deutschen Kronprinzen, der Vorgang, an dem das ganze Land lebhaften Anteil nahm, sich ganz besonders feierlich gestaltete, und die Herzen aller Teilnehmer, die sich um den jüngsten Ritter dieses, am Krönungstage des ersten preußischen Königs gestifteten Ordens scharten, von tiefer Bewegung erfüllt waren. Als der Ordenssekretär die für das Aufnahmegelöbnis festgesetzten Artikel verlas, die unter anderem die Verpflichtung auferlegen, „ein christliches, tugendhaftes, Gott und der ehrbaren Welt wohlgefälliges Leben zu führen, — Armer, Verlassener, Bedrückter, Witwen und Waisen, auch anderer Gewalt und Unrecht leidender Leute sich anzunehmen, und überall Friede, Einigkeit und gutes Vernehmen zu stiften und zu erhalten" — fragte der kaiserliche Großvater den Prinzen, ob er diese Ritterpflichten zu erfüllen willens sei. Darauf trat Prinz Wilhelm vor den Thron, legte an Eidesstatt die rechte Hand auf das Statutenbuch und sagte mit fester Stimme: „Ja, ich gelobe es." Dann trat er zurück, wurde von seinem Vater und dem Prinzen Albrecht (Sohn), die ihm als Zeugen bestellt waren, mit dem Ordensmantel bekleidet, begab sich wieder vor den Thron, um kniend vom Kaiser die Ordenskette umgelegt zu erhalten. Aller Augen schimmerten feucht, als der Kaiser seinen Enkel dann zu sich emporzog, ihn tief ergriffen umarmte und dreimal auf Mund und Wange küßte.

Ein Teilnehmer an diesem denkwürdigen Akte versicherte, daß er den Ton nie vergessen könne, in dem Prinz Wilhelm sein Gelübde sprach. Hätte doch in dem ganzen Klang die Bestätigung gelegen, daß sich der Prinz der ganzen Tragweite dieses Gelöbnisses bewußt und es ihm hoher Ernst sei, seine heiligen Ordenspflichten in vollstem Maße zu erfüllen, als treuer einstiger Nachfolger des greisen Heldenkaisers, als Träger seines Namens und als Sohn seines in allen ritterlichen Tugenden unvergleichlichen Vaters, des heldenmütigen Miterkämpfers der deutschen Kaiserkrone.

Investitur des Prinzen Wilhelm mit dem hohen Orden des Schwarzen Adlers.
Nach dem Gemälde von E. Döpler d. J.

Das Universitätsgebäude in Bonn.

Die Universitätszeit in Bonn.

Wie einst, um 28 Jahre früher, sein erhabener Vater, bezog im Herbst 1877 Prinz Wilhelm die Universität zu Bonn am Rhein. Der Vorbereitung auf dem Gymnasium zu Kassel, die in dem gut bestandenen Maturitätsexamen ihren Abschluß gefunden hatte, folgte nun das akademische Studium — unerläßlich für den künftigen Thronerben. Den Absichten der erhabenen Eltern und den eigenen Erfahrungen des späteren Kaiser Friedrich III. entsprechend, wurde auch für diesen Lebensabschnitt ein wohlüberdachter Studienplan zugrunde gelegt und streng durchgeführt, so vielseitig und umfassend er auch erschien. Er bezweckte, den zukünftigen Kaiser durch selbsttätige, ernste Arbeit in eine ganze Reihe von Hauptgebieten der Wissenschaft einzuführen und ihm durch eigene Teilnahme ein freies Urteil über den Wert und die Art des wissenschaftlichen Betriebes zu geben. Die Begleitung des Prinzen bestand während des ganzen Aufenthalts in Bonn aus den Herren Major v. Liebenau und Leutnant v. Jacobi.

Die juristischen Vorlesungen — bei den Professoren Hälschner, Loersch und v. Stintzing — nahmen den breitesten Raum ein; sie erstreckten sich durch alle vier Semester. Drei Semester lang kamen dazu national-ökonomische und sozialpolitische Vorlesungen bei Held und Nasse und historische bei Maurenbrecher in zwei Semestern, während die durch J. B. Meyer vertretene Philosophie, die Physik bei Clausius, die Chemie bei August Kekulé, die deutsche Literaturgeschichte bei Wilmanns, die antike und die moderne Kunstgeschichte bei R. Kekulé und bei Justi auf je ein Semester beschränkt bleiben mußten. Zum größten Teil waren diese Vorlesungen solche, die Prinz Wilhelm mit allen anderen Herren gemeinsam besuchte, zum kleineren Teil sogenannte Privatissima, die eigens für ihn gelesen wurden. Er erschien in ihnen allein, nur begleitet von den Herren v. Liebenau und v. Jacobi, die an den Studien gern und eifrig teilnahmen.

In der Natur der Sache liegt, daß je nach der Verschiedenheit der Gegenstände, und auch nach der persönlichen Art der einzelnen akademischen Lehrer, der Prinz nicht überall in gleicher Weise angezogen und gefesselt sein konnte. Nie und nirgends aber haben sein ernster Wille, das Gebotene zu durchdringen und auszunutzen, seine strenge Pflichttreue, die verständnisvolle Hochachtung vor der Wissenschaft und ihren Vertretern einen Augenblick nachgelassen. Mit Recht rühmt die schöne Urkunde, mit welcher die rheinische „alma mater" ihren erlauchten Zögling entließ, daß sein steter und rastloser Fleiß den anderen Studierenden als Muster dienen könne. Die Vorlesungen, die für den Prinzen allein bestimmt waren, gewannen, wenn der Stoff ihn anzog und anregte, durch die Beweglichkeit seines Geistes, die Raschheit seiner Auffassung und seines Urteils oft genug die Form eines lebhaften Zwiegesprächs. Die das Glück hatten, solche Stunden mitzuerleben, denen werden sie unvergeßlich bleiben.

Der Prinz trat allen Angehörigen der Universität und der ganzen Stadt, Beamten, Lehrern, Studierenden wie Bürgern einfach und freundlich gegenüber. Er entzog sich nicht den unvermeidlichen festlichen Veranstaltungen, aber er bevorzugte die leichteren Formen des Verkehrs. In einigen Familien

Prinz Wilhelm als Bonner Borusse.

Nach einer Aufnahme des Photographen Th. Schafgans in Bonn.

seiner Lehrer, aber nicht n u r in diesen, hat er häufig verkehrt und sich der Geselligkeit in den verschiedensten Kreisen gerne angeschlossen.

Für den Einblick in das studentische Treiben und für das Gefühl studentischer Kameradschaft war das Korps „Borussia" der natürliche Boden. In ihm fand der Prinz die jugendlichen Vertreter der ihm wohlbekannten altpreußischen Familien, die seinem Hause seit Jahrhunderten Gefolgschaft geleistet und ihre Hingebung in blutigen Kriegen, zuletzt wieder 1866 und 1870, bewährt hatten. Er legte Wert darauf, dem Korps anzugehören, zeigte sich mit Korpsband und Mütze und wünschte die Ausnahmestellung, die ihm seine Geburt gab, möglichst wenig hervorzukehren. Die bei den Studenten üblichen, schon längst vorbereiteten, Fechtübungen setzte er eifrig fort, wie er an allen ritterlichen und Leibesübungen freudig teilnahm. Lebhaft hat er auch hier dem Rudersport gehuldigt.

Ein zweiter natürlich gegebener Kreis des Verkehrs neben den „Borussen" war das Offizierkorps der Königshusaren. Der künftige Kaiser wußte schon damals alle Stände und Berufsarten zu beachten und ihre hervorragenden Vertreter auszuwählen. In Bonn zuerst hat er die Persönlichkeit des damaligen Stadtpfarrers Dryander schätzen gelernt, der jetzt seit langen Jahren in der Reichshauptstadt tätig ist.

Der Kölner Karneval gehört neben den Fahrten und Ritten in die schöne Landschaft zum Bilde des rheinischen Lebens. Im Februar 1878 hat sich der Prinz in das bunte, lärmende Getümmel dieses kölnischen Volksfestes hineinbegeben und durch seine Munterkeit und Freundlichkeit sich auch dort die Herzen gewonnen.

Wenn einst die Studienzeit Kaiser Friedrich III. durch die politischen Vorgänge im Deutschen Reiche eine tiefe Trübung erlitt, wenn damals der junge, tatkräftige, energische und aufstrebende Hohenzoller die Schmach tief empfinden mußte, die dem preußischen Königreiche in den Punktationen von Olmütz und dem schmählichen Rückzuge von Bronzell angetan wurde, so traten auch an den Prinzen Wilhelm während der Jahre in Bonn ernste Ereignisse heran, wohlgeeignet, des jungen Thronerben heiteren Sinn zu beugen. Noch stand der Prinz unter den Eindrücken des eben miterlebten, fröhlich verlaufenen Kölner Karnevals, als die am 11. Mai und 2. Juni erfolgten Mordversuche auf seinen Großvater dem Prinzen die Tatsache klarmachten, daß auch die Edelsten und Besten auf den Thronen der Niedertracht entarteter Verbrecher ausgesetzt sind.

Der Tod der Großherzogin Alice von Hessen, seiner geliebten Tante, der Heimgang seines Bruders, des Prinzen Waldemar, — dem er selbst in der von ihm geleisteten Totenwache die letzte Ehre erwies — das alles legte sich schwer auf das tief empfindende Gemüt des jungen Studenten. Aber auch hier erwuchsen Pflichttreue und ernstes Wollen von neuem aus den trüben Erlebnissen und stets wurde, auch nach tiefen, seelischen Erschütterungen, das Tagewerk wieder energisch aufgenommen und unbeirrt zu Ende geführt.

Der Prinz bewohnte während seiner Studienzeit die an der Koblenzer Straße gelegene hübsche, aber keineswegs luxuriös ausgestattete Villa Frank, deren Rampen und Treppen sich bis zum Rheinufer hinab erstrecken, während der Eingang von der Straße durch Gartenanlagen und Bosketts führte. Alle Räume lagen zu ebener Erde und gewährten teilweise eine entzückende Aussicht auf den Rhein. In des Prinzen Arbeitszimmer befand sich ein großer Arbeitstisch mit Mappen, Aktenstücken, Büchern bedeckt und mit den Photographien aus der kaiserlichen Familie geschmückt. Neben den Büchern aber gewahrte man die Photographien aller Schiffe der deutschen Marine — von der Schiffsjungenbrigg bis zur Fregatte — Bilder, die der Prinz oft sinnend anschaute!

Gruppenbild der Bonner Boruſſen mit dem Prinzen Wilhelm in der Mitte.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Th. Schafgans, Bonn.

Zweites Kapitel.

Prinz Wilhelm.

Des Prinzen Verlobung und Vermählung. — Daheim und auf Reisen. — Erkrankung des Vaters. — Der Tod des Großvaters. — Der Prinz als Kronprinz. — Tod Kaiser Friedrichs.

Am Fuße des grünen Waldgebirges, im Herzen Deutschlands, in der Heimat der Vorfahren seiner Mutter, hat Prinz Wilhelm diejenige zuerst gesehen, die seine Lebensgefährtin werden sollte: Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein.

In einem wundervollen Park, umgeben von weiten Rasenflächen mit uralten Baumriesen, im Angesicht der mit Fichten und Buchen bestandenen Waldberge, liegt eines der lieblichsten Thüringer Schlösser: Reinhardsbrunn. Vom Urgroßvater des Prinzen Wilhelm, Herzog Ernst I. von Koburg-Gotha, auf der Stätte eines alten Klosters erbaut, weckt es so manche Erinnerungen an die Vorzeit und birgt in der Kapelle die Überreste Thüringer Landgrafen. Das Geschlecht der alten Landgrafen ist längst ausgestorben,

Schloß Primkenau.

Prinzessin Auguste Viktoria als Kind.

doch durch die Töchter der letzten Fürsten dieses Stammes rollt ihr Blut auch in den Adern der Hohenzollern, und auch die heilige Elisabeth, die in Marburg jung verstorbene, fromme Dulderin und Freundin der Armen, gehörte zu den Stammüttern des Prinzen Wilhelm von Preußen. Jenseits der alten Klostermauern aber führt die Eisenbahn zwischen altem Hochwald alljährlich Tausende von Erholungsbedürftigen ins Thüringer Land. So reichen an diesem Platz Vergangenheit und Gegenwart sich die Hand.

Das war eine Stätte, so recht geeignet, die erste Annäherung eines jungen deutschen Fürstenpaares zu sehen, das einst das erste Paar im Lande werden sollte.

Doch erst bei einem Jagdaufenthalt des jungen Prinzen in Primkenau, dem schlesischen Wohnsitz der Eltern der Prinzessin — es war im Herbst 1879 — wurde ihm die Gewißheit seines Glückes. Am 14. Februar 1880 erfolgte die Verlobung im engsten Familienkreise zu Gotha, wo die Prinzessin mit den Ihren gewöhnlich den Winter zubrachte. Nur vom Major von Liebenau begleitet, war der Prinz aus Berlin gekommen. Die Feier vollzog sich in aller Stille, denn einen Monat vorher hatte die Prinzessin Auguste Viktoria ihren Vater verloren.

Das Ereignis konnte nicht lange geheim bleiben. Gegen Mitte März fanden Gerüchte von der Verlobung den Weg in die Presse Da gab Kaiser Wilhelm am 18. März vor Beginn der musikalischen Abendgesellschaft im Königlichen Palais, in Gegenwart der Kaiserin Augusta, den Prinzen und Prinzessinnen Kenntnis von der Verlobung seines Enkels. Die offizielle Verlobungsfeier fand dann am 2. Juni auf Schloß Babelsberg statt, dem Sommerwohnsitz Kaiser Wilhelms bei Potsdam. Am Tage vorher war die Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein mit dem Prinzen Christian, Bruder ihres verstorbenen Gemahls und Gatten einer Schwester der Kronprinzessin, und ihren Kindern, den Prinzessinnen Auguste Viktoria und Karoline Mathilde und dem Prinzen Ernst Günther aus Primkenau in Berlin eingetroffen. Prinz Wilhelm erwartete die Braut auf dem Anhalter Bahnhof, auch seine Eltern, der Kronprinz und die Kronprinzessin, waren erschienen. Der Prinz überreichte der Prinzessin, die wie ihre Mutter und Schwester noch die Trauer um den Vater trug, einen Strauß von hellen Rosen, Vergißmeinnicht und Maiblumen. Vom Bahnhof aus ging die Fahrt ins Kronprinzliche Palais, wohin auch Kaiser Wilhelm, der zum Mahl beim Fürsten Bismarck weilte, sich alsbald zur Begrüßung begab. Im Saale links zu ebener Erde wurde der Tee eingenommen, dann ging es in zwei Salonwagen nach Potsdam, wo die Gäste im Neuen Palais abstiegen. Man schilderte die Braut als eine hoch und schlank gewachsene Erscheinung mit graziöser Haltung und von großer Anmut.

Prinzessin Auguste Viktoria.

In Babelsberg versammelten sich am nächsten Mittag die Mitglieder der Königlichen Familie, und zwar im großen Salon der Kaiserin. Kaiser Wilhelm kam um 2 Uhr aus Berlin. Im runden Tanzsaal warteten die übrigen Gäste, unter

ihnen Fürst und Fürstin Bismarck. Auf die Meldung des Oberhof- und Hausmarschalls Grafen Pückler trat der Minister des Königlichen Hauses, Staatsminister Graf von Schleinitz, in die Mitte des Saales und verkündete die Verlobung mit folgenden Worten:

„Im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers und Königs habe ich den Versammelten die Mitteilung zu machen, daß mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers, mit Zustimmung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen, soeben die Verlobung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg in Gegenwart der Mitglieder der königlich preußischen Familie und des Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburgischen Hauses stattgefunden hat."

In diesem Augenblick führte Kaiser Wilhelm die Braut seines Enkelsohnes in den Saal, indem er sie gewissermaßen den Repräsentanten des Staates und des Hofes vorstellte. Sie war ganz in Weiß gekleidet; das Kleid von weißer Seide, der Hut mit Maiglöckchen geziert, um den Hals eine sechsfache Perlenschnur, der weiße Schleier bedeckte das Gesicht zur Hälfte, ein Sträußchen Teerosen steckte an der Brust, die Hand hielt einen Strauß von Maiblumen und Rosen.

Prinzessin Auguste Viktoria mit den Prinzessinnen Caroline Mathilde und Luise Sophie.

Auf einen Wink des Kaisers trat der Bräutigam heran und bot seiner Braut den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen. Der Kaiser führte die Kronprinzessin, der Kronprinz die Prinzessin Friedrich Karl. Herzogin Adelheid, die Mutter der Braut, hatte nur der Verlobung beigewohnt und nahm der Trauer wegen an dem Mahl nicht teil. Draußen aber grünte und blühte der Frühling und sprach von dem neuen Leben, das alljährlich über die Erde zieht und von dem neuen Glück, das nach allem Leid immer wieder die Herzen der Menschen erfüllt.

Das prinzliche Brautpaar.

Kaiser Wilhelm unterhielt sich eifrig mit der Braut, deren anmutige Lebendigkeit allgemein auffiel. Gegen Ende des Mahles stieß der Kaiser mit dem Brautpaar an, und über die Wasser der Havel hinweg donnerten die Kanonen.

Noch vier Wochen blieb die Braut mit ihrer Schwester als Gast im Neuen Palais und kehrte dann erst zur Mutter nach Primkenau zurück.

Es war ein Bündnis, nicht nur beglückend für die beiden Verlobten, die eine Gemeinsamkeit der Geistesrichtung und Weltauffassung verband, sondern auch bedeutungsvoll für das ganze Volk, das eine echt deutsche Fürstentochter als künftige Kaiserin willkommen hieß, und auch noch in einem anderen Sinne, denn es wurden damit Wunden geheilt, die fünfzehn Jahre vorher die unerbittliche Politik der herzoglichen Familie geschlagen hatte. —

Der Vater der Braut, Herzog Friedrich, aus einer Seitenlinie des alten Oldenburgischen Geschlechts, das von Holstein aus vierhundert Jahre vorher auf den dänischen Thron gelangt war, erhob nach der Befreiung der altdeutschen Herzogtümer aus der Verbindung mit Dänemark im Jahre 1864 Ansprüche auf die Regierung in diesen Landen, da er der nächste männliche

Agnat war. Er vermochte diese Ansprüche aber nicht durchzusetzen. Einstweilen teilten Preußen und Österreich sich in die Verwaltung, bis nach dem Feldzuge von 1866 die Herzogtümer ganz an Preußen übergingen. Es war gewiß nicht leicht für Herzog Friedrich, sich dieser Notwendigkeit zu fügen, vor allem, da er sich stets seiner deutschen Gesinnung bewußt sein durfte. War er doch als Neunzehnjähriger schon 1848 Mitglied der provisorischen Regierung der Herzogtümer gewesen, die damals bereits von Dänemark losstrebten. Nach der Vernichtung des dänischen Linienschiffes „Christian VIII." durch die deutschen Strandbatterien war er es, der im Auftrage des schleswig-holsteinischen Statthalters Flagge und Wimpel des Schiffes nach Frankfurt am Main brachte, wo sich in jenen Tagen die deutsche Reichsgewalt konstituiert hatte. Drei Jahre lang tat er damals Dienst im schleswig-holsteinischen Heer. Als die Hoffnungen seines Heimatlandes nicht in Erfüllung gingen, trat der Prinz in das preußische Heer ein, dem er bis zu seiner Vermählung im Jahre 1856 angehörte. Als Major à la suite des ersten Garde-Regiments schied er dann aus, um nach dem Rittergut Dolzig in der Niederlausitz überzusiedeln.

Prinzessin Auguste Viktoria am Arme Kaiser Wilhelms I.

In Dolzig war es, daß dem Herzog Friedrich und seiner Gemahlin Adelheid, der Tochter des Fürsten Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, am 22. Oktober 1858 das erste Kind, eine Tochter, geboren wurde, die den Namen Auguste Viktoria erhielt.

Später erst, nach 1866, siedelte der Herzog nach der Herrschaft Primkenau in Schlesien über. Seine deutsche Gesinnung aber hat ihn auch in den schwersten Tagen nicht verlassen, und 1870/71 machte er im Stabe des Kronprinzen den ganzen Krieg mit.

In Dolzig, dann in Primkenau, verlebte Prinzessin Auguste Viktoria einen großen Teil ihrer Jugend, in ihrer äußeren Erscheinung von echt germanischem Typus, mit blondem Haar und blauen Augen, im Geiste schon früh dem Hohen und Edlen zugetan, eine gütige Freundin und Helferin der Armen. Hilfreich und getreu sein in dem Amt, das jedem Menschen hier auf Erden zuteil wird, dies edle Ziel war auch frühzeitig das ihre, und so gewann der Einsegnungsspruch, der der jungen Prinzessin am 22. Mai 1875 mitgegeben wurde, erst seine rechte Bedeutung. „Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben." Ihrem Hause, ihrem Gatten, ihren Kindern, sowie dem deutschen Volk, hat sie diese Treue bewahrt in lichten und düsteren Tagen.

*

Die Vermählung des hohen Paares gestaltete sich zu einem Fest, das im ganzen Volk freudigen Widerhall fand, und das besonders von den Berlinern in lebhafter Weise mitgefeiert wurde.

Einzug der Prinzessin Auguste Viktoria in Berlin am 27. Februar 1881.
Originalzeichnung von C. Becker.

Am 25. Februar nachmittags kam die Braut von Primkenau nach Berlin, empfangen am Bahnhof vom Prinzen Wilhelm und dessen Vater, dem Kronprinzen, sowie vom Gouverneur von Berlin, General der Infanterie von Fransecky, dem Kommandanten Generalmajor v. Berken, dem Polizeipräsidenten v. Madai, dem Oberstallmeister Grafen v. Pückler. Sie begab sich alter Sitte gemäß nach dem im Tiergarten gelegenen Schloß Bellevue, von wo aus am nächsten Tage der feierliche Einzug in die Haupt- und Residenzstadt erfolgte.

Der Weg vom Brandenburger Tor bis zum Schloß war mit Masten, Girlanden, Fahnen aufs reichste geschmückt. Am Pariser Platz wie am Lustgarten, den beiden Endpunkten der „Linden", waren Tribünen für den Magistrat, die Stadtverordneten, die höheren Staatsbeamten, die Reichstags- und Landtagsabgeordneten errichtet. Die Tribünenwände auf dem Pariser Platz hatte Professor Ludwig Burger mit Malereien geschmückt, die einen Brautzug aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts darstellten. Der Schmuck des Zeughauses stellte sinnbildlich durch Wappen und Banner die Vermählung Preußens mit Schleswig-Holstein dar. Zu beiden Seiten der Schloßbrücke waren auf dem Wasser Fahrzeuge zusammengezogen, deren Fahnen und Wimpel lustig im Winde flatterten. Kränze hingen an Leinen, die über die Brücke hinweggezogen waren. Ein farbenprächtiges, heiteres Bild! Und auf dem ganzen Wege hatten Kriegervereine, Gewerke, Innungen Aufstellung genommen, im ganzen nicht weniger als 45 000 Mann.

Am Tor hielt der von acht Rappen gezogene Staatswagen, in dem die junge Prinzessin neben ihrer Schwiegermutter, der Kronprinzessin, saß. Die Braut trug ein Kleid von himmelblauem Atlas mit einer schmalen, weißen Schleppe, um den Hals Schnüre von Perlen und Türkisen; die Kronprinzessin schweren olivenfarbenen Sammet mit Goldlitzen. Oberbürgermeister von Forckenbeck hielt eine kurze Begrüßungsansprache, die von der Prinzessin mit einigen herzlichen Worten erwidert wurde. Ein brausendes Hoch pflanzte sich über den Platz bis in die umliegenden Straßen fort. Und dazwischen läuteten die Glocken und donnerten die Kanonen. Langsam setzte das prächtige Brautgefährt seinen Weg fort, die Fahnen der Vereine senkten sich, die Musikkorps spielten ihre Weisen, von der Straße, aus den Fenstern, von den Dächern herab wehten weiße Tücher zum Willkommen.

Und nun kam das Schloß in Sicht, der stolze, massige Bau, der von den ersten Anfängen der Hohenzollern und von so manchem Tage der Ehre und der Trauer zu künden wußte.

In dieses ruhmreiche Geschlecht sollte nun auch die junge Braut aufgenommen werden, ein Höhepunkt in ihrem Leben, hinter dem gewiß viel hehre Freuden, aber auch manch schwere Stunde sie erwarteten. Daß die Prinzessin sich dieses Umstandes voll bewußt war und ihm mutig ins Auge sah, beweist eine kleine Episode, die sich kurz vorher in Primkenau zugetragen hatte. Für den letzten Gottesdienst in der Heimat hatte sie selbst den Choral ausgewählt: „Jesu geh' voran auf der Lebensbahn." Es kommt in diesem Liede die Strophe vor:

„Soll's uns hart ergeh'n,
laß uns feste steh'n,
und auch in den schwersten Tagen
niemals über Lasten klagen;
denn durch Trübsal hier
geht der Weg zu Dir."

Gefragt, ob diese Strophe auch mitgesungen werden solle, antwortete die Prinzessin:

„Gerade dieser Vers soll erst recht gesungen werden, denn ich glaube durchaus nicht, daß ich in meinem neuen Stande immer auf Rosen wandeln werde; aber ich habe den Trost: Prinz Wilhelm denkt so wie ich, und ich so wie er; wir haben uns vorgenommen, alles gemeinsam zu tragen, so wird uns auch das Schwere leicht werden."

Der Brautwagen fuhr in das Schloß der Hohenzollern ein. Dort hatte die Ehrenwache Aufstellung genommen; es war die zweite Kompagnie des ersten Garde-Regiments zu Fuß, deren Chef Prinz Wilhelm seit einem Jahre war. Er selbst hatte die Kompagnie in der Frühe vom Potsdamer Bahnhof nach dem Schlosse geführt. Als ihm nun das Nahen des Brautwagens gemeldet wurde, gab er das Kommando an den Hauptmann Grafen Kanitz ab, um neben seinem Vater die Braut und Mutter zu empfangen. Die Kompagnie präsentierte, die Musik spielte erst den Präsentiermarsch, dann die Melodie „Schleswig-Holstein meerumschlungen".

Der Wagen hielt. Der Kronprinz hob die Braut, Prinz Wilhelm seine Mutter aus dem Wagen. Am Arm des Kronprinzen schritt Prinzessin Auguste Viktoria die Treppe hinauf. Am Schweizersaale

Potsdam vom Brauhausberg.

warteten die Prinzessinnen, in den Brandenburgischen Kammern die Majestäten, der greise Kaiser und die ehrwürdige Kaiserin Augusta, mit dem sächsischen Königspaar.

Unmittelbar an den Einzug schloß sich die Unterzeichnung der Ehepakten im Kurfürstengemach an. Nur die nächsten Verwandten waren anwesend. Von preußischer Seite vollzog den Akt der Hausminister Graf von Schleinitz, unterstützt durch den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Dr. v. Löper, von schleswig-holsteinischer der Klosterpropst Freiherr v. Liliencron. Zugegen war außerdem noch der Oberstkämmerer Graf v. Redern.

Am Sonntag, den 27. Februar, sah das alte Schloß eine gewaltige Versammlung Eingeladener. Zwischen 6 und 7 Uhr versammelten sich nicht weniger als 1700 Personen zur Vermählungsfeier. Natürlich wohnte nur ein kleiner Kreis der standesamtlichen Eheschließung durch den Hausminister in der Neuen Galerie und der kirchlichen Trauung durch Oberhofprediger Kögel in der Schloßkapelle bei. In weißem, mit Silber besticktem Atlas stand die junge Braut neben dem Bräutigam am Altar, im Haar trug sie die diamantene Krone der preußischen Prinzessinnen, von der ein mit Myrten und Orangen geschmückter und von Brillantagraffen gehaltener Spitzenschleier herabfiel.

Während des Ringwechsels donnerten im Lustgarten die Kanonen.

In den Gemächern, die dem Rittersaale zunächst lagen, empfing das jungvermählte Paar die Glückwünsche der Fürstlichkeiten, durch die „Cour" im Weißen Saal die der übrigen geladenen Gäste. Daran schloß sich das Hochzeitsmahl. Im Rittersaal speisten 56 Mitglieder souveräner fürstlicher Häuser an der sogenannten Zeremonientafel, bedient von den Hofchargen. Das junge Ehepaar hatte den Ehrensitz unter dem Thronbaldachin. Auch diesmal brachte Kaiser Wilhelm das Hoch auf den Prinzen und seine Gemahlin aus. Endlich folgte der Fackeltanz, an dem zwölf Minister mit Wachsfackeln teilnahmen, und die herkömmliche „Strumpfband"-Verteilung durch die Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff an diejenigen Herren, die den Brautzug bis zur Brautkammer geleitet hatten: kleine Bandendchen mit dem goldenen Namenszug der Braut.

*

Reizend liegt die Havelstadt Potsdam im Kranze ihrer Seen, Wälder und Schlösser. Dort hielten Prinz Wilhelm und Gemahlin am 2. März ihren Einzug. Vor etwas mehr als zwei Jahrhunderten erst

war das Fischerdorf aus seiner Abgeschiedenheit erweckt worden. Der Große Kurfürst begann hier ein Schloß zu bauen, das sogenannte Stadtschloß, dasselbe, in dem Prinz Wilhelm seinen jungen Hausstand begann.

Welch verhältnismäßig kurze Zeitspanne zwischen diesem ersten Schloßbau und dem Einzug des Prinzen, wenn man die reiche Geschichte des Hohenzollernhauses gerade in diesem Zeitraum bedenkt! Von den Tagen des Großen Kurfürsten, des Siegers von Fehrbellin, des Staatsmannes und Soldaten, über den ersten König hinweg und dessen Sohn, den Soldatenkönig mit seiner langen Garde; über die Zeit Friedrichs des Großen, des genialen Schlachtenlenkers, Organisators und Philosophen in seinem Rokokopalast zu Sanssouci; durch die schweren Zeiten Friedrich Wilhelms des Dritten und seiner edlen Luise, die in dem nahen Paretz schöne, heitere Jugendtage verlebten; durch die zweite Blüte Sanssoucis unter dem geistvollen Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth, der Bayernprinzessin, bis zum ersten Kaiser, Wilhelm dem Großen, der fünfzig Jahre lang im Sommer Babelsberg und seinen herrlichen Park mit seiner Gemahlin bewohnte, der Kaiserin Augusta aus dem Großherzoglichen Hause von Sachsen-Weimar, deren Jugend noch in Weimars klassische Zeit fiel: welch Ruhmes- und Leidensweg des Hohenzollernhauses und welche Fülle von Ereignissen in dem mächtig emporstrebenden preußischen Staat und im neuen Deutschen Reich! Begreiflich, daß der junge Prinz inmitten dieser Stätten mit all ihren geheiligten Erinnerungen jenen Sinn für die Geschichte seines Hauses und des Vaterlandes in sich erstarken fühlte, der ihm eingeboren war!

Vielleicht war es die Vorliebe der Gemahlin des Großen Kurfürsten, Luise Henriette von Oranien, für Fluß- und Wiesenlandschaften mit ihrem Anklang an die holländische Heimat, die den Bau des ersten Schlosses in dem Havelörtchen veranlaßte, ebenso wie Oranienburg an der Stelle des alten Bötzow durch sie entstanden war. Vollendet aber wurde das Potsdamer Schloß erst von dem Urenkel, dem großen Friedrich. Die Freitreppen und die den Platz am Schlosse abschließenden Säulenreihen mit ihrem bildnerischen Schmuck geben dem Bau etwas Heiteres. Über die Dächer hinweg grüßt der Turm der Garnisonkirche mit ihrem Glockenspiel, in der Friedrichs des Großen und seines Vaters Sarkophage stehen; zwischen dem Schloß und der langen Brücke erzählt die „Bittschriftenlinde" von alten Zeiten. Auf dem weiten Platz am Schlosse, dem „Lustgarten", finden die Potsdamer Paraden statt, und hier exerzierte auch der junge Kompagniechef, Prinz Wilhelm, seine Kompagnie, und manches Mal sah seine Gemahlin ihm vom Fenster aus zu. Die Ausbildung als Soldat war ja einstweilen des Prinzen Aufgabe, und wie so mancher seiner Ahnen zeigte er eine ausgesprochene Vorliebe für diesen Beruf.

Zehn Jahre waren nach dem großen Kriege gegen Frankreich vergangen. Vor wenig Jahren noch schien Rußland im Verein mit Frankreich den Frieden stören zu wollen. Moltke hatte das Wort gesprochen, daß Deutschland wenigstens noch fünfzig Jahre auf der Wacht stehen müsse, um das Erworbene zu verteidigen. Dazu gärte es im Volk: mißverstandene Schlagworte, Unzufriedenheit darüber, daß nicht allen das gleiche Los beschieden sei, und neben vernünftigen Forderungen viel wirre und unerfüllbare.

Das Marmorpalais.

Das Stadtschloß zu Potsdam.

Zweimal hatten Deutsche die Waffe gegen den greisen Kaiser erhoben. Das zweite Mal war der nimmermüde, fürsorgende Herrscher schwer verwundet worden. Fern von Berlin hatte er Heilung gesucht, erst ein halbes Jahr später kehrte er, noch den Arm in der Binde, in seine Hauptstadt zurück. All das hatte Prinz Wilhelm erlebt. Ein rührender Empfang war's gewesen an jenem 5. Dezember 1878, dem Tage von Leuthen, als das Kaiserpaar auf dem Mittelweg der „Linden" langsam dahinfuhr, von vielen Tausenden in den geschmückten Straßen mit Jubel begrüßt.

Ja, auch dies war dem jungen Prinzen in lebhafter Erinnerung. Auf seine helle Begeisterung für des Vaterlandes Ruhm und Größe war ein tiefer Schatten gefallen. Das hat wohl dazu beigetragen, in jungen Jahren den Ernst seines Wesens zu verstärken.

Inmitten all dieser Erinnerungen, im Ausblick auf eine verantwortungsvolle Zukunftsaufgabe, verlebten Prinz Wilhelm und seine Gemahlin das Idyll ihrer ersten Ehejahre großenteils in dem schönen Potsdam. Beide waren ja noch jung und nahmen sich ihr Jugendrecht.

Im Frühjahr 1882 bezog das hohe Paar das Marmorpalais am Heiligensee, ein reizendes Schlößchen, von Friedrich Wilhelm II. etwa hundert Jahre vorher erbaut. Der Prinz war inzwischen zum Major im Garde-Husaren-Regiment befördert worden Im Marmorpalais wurde ihm von seiner Gemahlin der Stammhalter geschenkt, am 6. Mai 1882. Beglückt rief der junge Vater dem Kronprinzen, der vor dem Schlosse wartete, zu: „Papa, ein Junge!" Und der Urgroßvater, Kaiser Wilhelm, sagte: „Hurra, vier Kaiser!" Am 11. Juni, dem eigenen Hochzeitstage, hielt er selbst den Urenkel über die Taufe, der außer den Mitgliedern des preußischen Königshauses auch König Albert von Sachsen, der Waffenbruder und Freund des Kronprinzen, der Großherzog von Sachsen-Weimar, Bruder der Kaiserin Augusta, Kronprinz Rudolf von Österreich, der Freund des Prinzen Wilhelm, der Großfürst Sergius von Rußland als Vertreter des Zaren, der Herzog von Aosta als Vertreter des Königs von Italien, Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Prinz Christian von Schleswig-Holstein, die nahen Verwandten, beiwohnten.

Es gibt ein Bild aus jener Zeit, auf dem die vier Generationen von Kaiser Wilhelm bis zu dem neugeborenen Prinzen, dem jetzigen Kronprinzen, vereinigt sind, eine Erinnerung an jene Tage, da das Glück des Hohenzollernhauses auf dem Gipfel angelangt schien.

Noch erlebte der kaiserliche Urgroßvater die Geburt von drei weiteren Urenkeln, den Prinzen Eitel-Fritz (1883), Adalbert (1884) und August Wilhelm (1886). Es waren glückliche Jahre für das junge

Paar. Wohl erwuchs den Eltern mit jedem Kinde neue Sorge, aber auch eine Fülle des Segens. Sie lebten in den Tagen der Blüte und der Erwartung, und diese sind wohl die schönsten in jedem Menschenleben, selbst wenn manche Wünsche noch nicht erfüllt werden, oder gerade deshalb. Die schweren Enttäuschungen, die keinem Dasein erspart bleiben, sind noch nicht fühlbar geworden oder werden mit dem Mut der Jugend überwunden, und die große Lebenshoffnung leuchtet noch durch alle Tage. Prinz und Prinzessin Wilhelm hatten das Glück, daß ihnen alle Kinder am Leben erhalten wurden in Frische und Gesundheit, und sie selbst von schwerer Krankheit verschont blieben. Dazu kam, daß die großen Repräsentationspflichten noch nicht an sie herangetreten waren oder doch nur in geringem Maße. Sie durften noch sich selbst, ihrer Familie und ihren Neigungen leben, soweit ihre Stellung auf hoher Warte und in einem großen fürstlichen Kreise das zuließ.

In all diesen Jahren blieb Potsdam der Wohnort des hohen Paares, im Winter das Stadtschloß, im Sommer das Marmorpalais. Schon früh am Morgen begann das Tagewerk. Die Prinzessin frühstückte stets mit ihrem Gemahl. Um 1 Uhr wurde zu Mittag gegessen, um 5 Uhr der Tee eingenommen, und nach dem Abendessen begab man sich frühzeitig zur Ruhe. Regelmäßig und fast bei jedem Wetter machten der Prinz und seine Gemahlin ihre gemeinsamen Spaziergänge. Arm in Arm und ohne Begleitung durchwanderten sie die Stadt und ihre Umgebungen. Die Prinzessin widmete im übrigen ihre Zeit der Erziehung ihrer Kinder und bekümmerte sich um jede Einzelheit. Doch hatte sie auch damals schon lebhaften Sinn für Wohlfahrtsbestrebungen. Mit herzlichem Anteil nahm sie sich der Weihnachtsbescherung armer Kinder im Stadtschlosse an. Der Prinz betätigte sich in seinen Mußestunden gern als Maler und trieb Musik. Er bekundete seine Verehrung für des deutschen Meisters Richard Wagner Musikdramen und übernahm das Protektorat über den Richard Wagner-Verein Berlin-Potsdam. Auch las er viel aus allen Gebieten der Literatur, und oft wurden die Berliner Theater besucht.

Die großen winterlichen Feste sowie einige Reisen an befreundete Höfe, besonders aber Jagdausflüge, unterbrachen das häusliche Leben. Nach der Geburt des ersten Prinzen begab sich die Frau Prinzessin im Sommer zum Kurgebrauch ins Seebad Norderney, im Jahre 1886 gebrauchte sie die Kur in Reichenhall, wo ihr Gemahl sie aufsuchte und mit ihr die Schönheiten des Hochgebirges genoß. Nahe Beziehungen bildeten sich zum Kronprinzen Rudolf von Österreich und seiner jungen Gemahlin, Prinzessin Stefanie von Belgien, und führten zu mehrfachen gegenseitigen Besuchen. Zur Großjährigkeitserklärung des russischen Großfürsten Nikolaus, jetzigen Zaren, wurde Prinz Wilhelm im Mai 1885 von seinem kaiserlichen Großvater nach Petersburg entsandt und im Herbst 1886 zu den Manövern nach Brest-Litewsk. Die Beziehungen zwischen dem preußischen und russischen Herrscherhause waren alte noch aus den Zeiten der Befreiungskriege her, und durch die Heirat des Kaisers Nikolaus I. mit einer Tochter Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, Prinzessin Charlotte, noch enger geworden. Kaiser Alexander II., der Sohn dieses Paares, war der rechte Vetter des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Hurra! Vier Kaiser!

Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Hermann Selle in Potsdam.

Oft waren die Besuche an Fürstenhöfen mit Jagden verbunden, und Prinz Wilhelm war von jeher ein sehr eifriger, weidgerechter Jäger, ob er nun in den großen Revieren der Mark oder Preußens auf den Hirsch, den Rehbock oder den Elch pirschte, mit dem roten Feld durch den Grunewald das Wildschwein jagte, in Tirol den Gemsen nachstieg oder gar in Polen als Gast des Fürsten Radziwill den Bären erlegte. Die Unerschrockenheit, die Prinz Wilhelm bei dieser Gelegenheit bekundete, wurde von einem höheren Forstbeamten des Fürsten Radziwill

aufs lebhafteste geschildert. Da es nötig ist, den Bären, der sich ins tiefste Dickicht zurückzuziehen pflegt, aus nächster Nähe niederzustrecken, so ist bei der Wut und Stärke dieses Tieres die Jagd recht gefährlich.

Ebenso wie Prinz Wilhelm ein guter Schütze und Reiter war, so ruderte er auch vorzüglich. Zum Beispiel unternahm er eine Bootsfahrt um die ganze Insel Potsdam, wozu er, fast ununterbrochen rudernd, 7½ Stunden gebrauchte. In den Kreisen der Ruderer pflegt man sonst 10 Stunden auf die Fahrt zu rechnen.

So spann sich das Leben des Prinzenpaares durch sechs Jahre hindurch ab, immer wieder kehrte es nach Potsdam ins Stadtschloß oder Marmorpalais zurück. Der 90. Geburtstag des kaiserlichen Großvaters wurde unter allgemeiner Teilnahme des ganzen Volkes und der deutschen Fürsten am 22. März 1887 besonders festlich begangen. Da traten plötzlich Sorge und Leid und damit der volle, schwere Ernst des Lebens an den Prinzen und seine Gemahlin heran.

*

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte die Nachricht von der schweren Erkrankung des Kronprinzen. Eine Halskrankheit, die sich bald als bedenklich herausstellte, suchte den Helden von Wörth heim. Eine Operation wurde in Aussicht genommen, dann aber noch aufgeschoben, da man auch ohne Eingriff glaubte helfen zu können. Damals, als der Verlust der Stimme zuerst drohte, schrieb Albert Träger jenes Gedicht, das mit den Worten schloß:

„Man hört den deutschen Kaiser
auch, wenn er leise spricht."

Im Sommer 1887 konnte der Kronprinz sich noch zur Feier des 50jährigen Regierungsjubiläums seiner Schwiegermutter, der Königin Viktoria von England, begeben. In der Schar ihrer Söhne und Schwiegersöhne bewunderte man die schöne männliche Erscheinung des deutschen Thronfolgers. Und doch war dieser schon ein todkranker Mann. Von England begab er sich in Begleitung seiner Gemahlin nach Toblach in Tirol und im Herbst nach San Remo. Doch unaufhaltsam schritt das Leiden vor, im Februar 1888 mußte die lange aufgeschobene Operation vorgenommen werden. Die Stimme des Kronprinzen war von da an erloschen, er konnte sich nur noch schriftlich verständigen. Auch in diesen Tagen schwerster Prüfung bewies er sich als Held. Seine Mahnung „Lerne dulden, ohne zu klagen" war wohl geeignet, den Sohn zu erschüttern, aber auch aufzurichten.

Wie einsam war es plötzlich um den alten Kaiser geworden! Von seinen Geschwistern lebte nur noch die Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin. Der einzige Sohn seines Bruders, des Prinzen Karl, der hervorragende Soldat und Feldherr Prinz Friedrich Karl, war drei Jahre vorher gestorben. Der einzige Sohn seines jüngsten Bruders Albrecht, Prinz Albrecht, lebte als Regent in Braunschweig. Und nun weilte auch sein einziger Sohn, der Kronprinz, hoffnungslos krank fern von der Heimat. Prinz Wilhelm, der älteste Enkel, war außer der Kaiserin Augusta der einzige nahe Verwandte, der in seiner Nähe blieb, denn dessen Bruder, Prinz Heinrich, tat ja Dienst in der Kaiserlichen Marine. Dazu kam der Verlust eines von ihm sehr geliebten Enkels, des Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, zweiten Sohnes seiner Tochter, der Großherzogin Luise von Baden.

In dieser Zeit trat Prinz Wilhelm seinem kaiserlichen Großvater besonders nahe, denn nun wurde er bei der Abnahme der Kräfte des greisen Herrschers auch zu den Staatsgeschäften herangezogen. „Ich habe keine Zeit, müde zu sein," sagte Kaiser Wilhelm zwar noch auf dem Totenbett, dennoch bedurfte er schon in diesem letzten Winter häufig der Vertretung. Am 17. November 1887 beauftragte er in einem Erlaß an den Reichskanzler angesichts der Wechselfälle seiner Gesundheit und des längeren Fernbleibens seines Sohnes den Prinzen Wilhelm mit seiner Vertretung, falls dies zur Erledigung der laufenden Regierungsgeschäfte und besonders zur Unterzeichnung von Ordres nötig sei. Dem Prinzen war auf dem Gebiete der Zivilverwaltung Regierungsrat von Brandenstein als Hilfskraft beigegeben. Staatsrechtliche Vorträge hörte der Prinz beim Professor Dr. Gneist.

Auch dem Fürsten Bismarck trat der Prinz in diesen schweren Zeiten näher. Am 23. September konnte er ihn zur 25jährigen Ministerpräsidentschaft beglückwünschen. So begegneten ihm überall, auf Schritt und Tritt, Erinnerungen an die Vergangenheit und Mahnungen an die Zukunft. Damals, 1862, war

noch alles im Vaterlande ungewiß, verworren. Nach drei Kriegen war mit schweren Opfern die Einigkeit errungen, eine Zeit emsiger Friedenspolitik hatte allen Kräften in der Nation ungestörtes Schaffen ermöglicht, die sozialen Gesetze schützten die Schwachen. All diese Friedensbestrebungen verfolgten Prinz Wilhelm und seine Gemahlin mit regem Anteil, andererseits aber war der Prinz von der Notwendigkeit einer starken, stets bereiten Kriegsmacht durchdrungen. Als Bismarck am 6. Februar 1888 bei Beratung der Militärvorlage jene weltberühmte Rede hielt, in der die Worte fielen: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt", da wohnte auch Prinz Wilhelm der Sitzung bei und überbrachte später dem Kaiser die Nachricht von der Annahme der Vorlage. Gerührt und hocherfreut schloß der Großvater den Enkel in die Arme. Welchen Eindruck mußte der Prinz von der unerschöpflichen Fürsorge des greisen Kaisers für die Wehrkraft des Volkes in diesen Augenblicken empfangen!

Freilich — neben erhebenden Eindrücken hatte Prinz Wilhelm in dieser Zeit auch solche, die ihm eine Vorahnung geben konnten von den Schwierigkeiten seiner späteren Stellung und von den Mißdeutungen, die sich selbst an die besten Absichten regierender Fürsten knüpfen. Prinz und Prinzessin Wilhelm hatten im Interesse der Stadtmission und ihrer Bestrebungen auf dem Gebiete der Wohltätigkeit und Kirche eine Versammlung berufen, die beim Generalquartiermeister Grafen Waldersee stattfand. Man hoffte durch vermehrte Liebestätigkeit und Seelsorge ein Gegengewicht gegen die radikalen Tendenzen im Volke zu schaffen. Nicht nur Personen, die kirchlich und politisch rechts standen, sondern auch Angehörige der liberalen Parteien unterzeichneten den Aufruf, der die Mittel zur Bildung eines evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins erbat. Darüber erhob sich in einem Teil der Presse ein Sturm der Entrüstung, die „Waldersee-Versammlung" wurde zu einer einseitig politischen gestempelt, die Veranstalter oder Teilnehmer wurden beschuldigt, den Thronerben für ihre Sonderbestrebungen gewinnen zu wollen, und der Prinz und seine Gemahlin selbst wurden mit gehässigen Anklagen nicht verschont. Der Prinz gab bei einem Neujahrsempfange am 3. Januar die Antwort darauf. Er erklärte: „Die Mißdeutungen, welche mein Eintreten für das Wohl der geistig und körperlich Notleidenden vielfach hervorgerufen hat, haben mich schmerzlich berührt; sie werden mich aber nicht abhalten, dem Vorbild unseres erhabenen Kaisers und meines teuren Vaters folgend, unberührt von politischen Parteibestrebungen, stets zur Hebung des Wohles aller Notleidenden nach Kräften beizutragen." —

Am 2. März weilte Prinz Wilhelm zum Besuch des Vaters in San Remo. Am 5. trat er die Rückreise an. Unterwegs erreichten ihn die Nachrichten von der Erkrankung des Kaisers. Am 7. früh traf er in Berlin ein, zur rechten Zeit, um seinen kaiserlichen Großvater noch sehen und sprechen zu können.

Das Leben des Herrschers neigte sich dem Ende zu. Am 8. schon verbreitete sich die Nachricht von seinem Hinscheiden. Einen aus dem Palais kommenden Offizier bestürmte man mit Fragen. „Der Kaiser lebt!" gab er zur Antwort. Am nächsten Morgen aber war es wahr geworden, was man befürchtete und doch voraussehen konnte: in der Frühe des 9. März war der Kaiser verschieden. Es war ein trüber, regnerischer Tag. An den Straßenecken sammelten sich die Menschen und lasen die gedruckten Anschläge, die dem Volke das Ereignis verkündeten. Bald staute sich die Menge vor dem Kaiserlichen Palais an. Man blickte hinüber zu dem Eckfenster, an dem der Kaiser so oft erschienen war, wenn die Wache vorüberzog oder die Fahnen abgeholt wurden. Heute klang kein Präsentiermarsch, heute erschien die hohe Gestalt nicht mehr am Fenster des Arbeitszimmers, Kaiser Wilhelm der Siegreiche, der erste deutsche Kaiser vom Hohenzollernstamme, war tot. —

Kaiser Friedrich kam als todkranker Mann über die Alpen, um sein Herrscheramt zu übernehmen, dem er nur 99 Tage vorstehen sollte. Fast 60 Jahre war der „Kronprinz" alt geworden, ohne daß der Beruf, für den er bestimmt war, ihn gefordert hätte. Jetzt aber waren seine Tage gezählt.

Unter der Wucht dieser Empfindungen stand Kronprinz Wilhelm, als er am 16. März 1888 allein dem Sarge des kaiserlichen Großvaters folgte.

Straßen und Plätze waren bedeckt von Menschen. Das Brandenburger Tor hatte Trauerschmuck angelegt. Von seiner Höhe grüßten die Worte herab: „Vale senex Imperator." Lebe wohl, greiser Kaiser! Von dem großen Herrscher, der Deutschland geeint, den sein Volk verehrt, die Welt bewundert hatte, blieb nichts als ein Häuflein Erdenstaub. Die Wandelbarkeit alles Irdischen wurde da all den vielen Tausenden eindringlich zu Gemüte geführt und gewiß nicht zuletzt dem Thronerben, der hinter dem mit Purpur und Gold beschlagenen Sarge einherschritt, ernst und tief bewegt. Oft hat er später als Kaiser den Gedanken

Das Leichenbegängnis Kaiser Wilhelm I. am 16. März 1888.
Originalzeichnung von C. Becker.

ausgesprochen, daß er sein Amt führe nicht um irdischen Lobes willen, sondern im Hinblick auf Gott, den Herrscher aller Dinge, der es ihm überantwortet habe.

In voller Uniform stand Kaiser Friedrich an einem Fenster des Charlottenburger Schlosses und sah den Zug nach dem Mausoleum vorüberziehen, wo Kaiser Wilhelm an der Seite seiner Eltern, des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, seine Ruhestätte fand. —

Nur kurz war die Zeit des Prinzen Wilhelm als Kronprinz. Kaiser Friedrich, der die Regierungsgeschäfte versah, solange die Kräfte reichten, bedurfte des Sohnes in vielen Fällen zur Vertretung. Diesem stand Fürst Bismarck zur Seite. Am Geburtstage des Fürsten, dem 1. April, feierte Kronprinz Wilhelm ihn als den Fahnenträger, auf den das Volk in schweren Stunden blicke. Neben der Vertretung des Vaters beschäftigte den Kronprinzen noch seine Stellung als Brigadekommandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade. Die aus dem zweiten Garde-Regiment, Garde-Füsilier-Regiment und vierten Garde-Regiment bestehende Brigade blickt mit besonderem Stolze auf die Zeit zurück, da sie unter dem Kommando des Kronprinzen Wilhelm stand. Sämtlichen Rekruten- und Kompagniebesichtigungen wohnte der Prinz vom ersten bis zum letzten Augenblick bei. So war er auch bei den Bataillons- und Regimentsübungen auf dem Tempelhofer Felde anwesend. Der unvergeßlichste Tag in der Brigadeführung des Kronprinzen war der 29. Mai, an dem die Brigade im Schloßpark von Charlottenburg vor Kaiser Friedrich vorbeimarschierte. Nach einem Exerzieren bei Tegel führte der Kronprinz seine Regimenter nach Charlottenburg. Kaiser Friedrich saß auf der Schloßterrasse im Wagen. „Zufrieden und eine große Freude empfunden", schrieb der Kaiser seinem Sohne auf ein Blatt Papier.

Bis zum 1. Juni blieb Kaiser Friedrich in Charlottenburg, jenem heiteren Bau, den einst sein Ahnherr, König Friedrich I., erbaut und nach seiner Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover benannt hatte. An jedem Tage standen die Menschen dichtgedrängt, um Nachrichten über des Kaisers Befinden zu erhaschen. Veilchensträuße sammelte man und schickte sie dem kranken Dulder ins Schloß. Es waren seine Lieblingsblumen. Und er erschien, unterstützt von seiner Gemahlin, am Fenster, um die Menge zu grüßen.

Am 1. Juni, als Kaiser Friedrich sein Ende nahen fühlte, fuhr er auf dem Dampfboot „Alexandria" nach Potsdam und siedelte ins Neue Palais über. Er wünschte an der Stätte seiner Geburt zu sterben.

Am 15. Juni 1888 um 11 Uhr 5 Minuten vormittags schloß er die Augen für immer. Kronprinz Wilhelm war Kaiser, im jugendlichen Alter von 29 Jahren. Nun galt es, das zu erproben, was er in seinem Beruf als Soldat und in den vorbereitenden Studien für die Regierungsgeschäfte gelernt hatte, sein reiches Wissen und seine hervorragenden Anlagen zu betätigen, aus den Lehrjahren in die Meisterjahre einzutreten.

Kronprinz Wilhelm 1888.

Photographische Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Berlin.

Prinz Wilhelm als Soldat.

Dienst in der Front bei den drei Waffen. — Dienst in den Stäben. — Bataillons-Kommandeur. — Kommandeur der Garde-Husaren. — Erziehung des Regiments. — Generalmajor.

Nachdem der Prinz, wie wir wissen, an seinem zehnten Geburtstage in die Armee eingetreten und am 22. März 1876 zum Premierleutnant im Ersten Garde-Regiment zu Fuß befördert worden war, trat er nach Beendigung seiner Gymnasialstudien am 9. Februar 1877 zum Dienste bei der 6. Kompagnie des Regimentes, die Hauptmann von Petersdorff kommandierte, ein. Dieser Tag ist dem Prinzen allzeit ein denkwürdiger geblieben, und gern weilt noch jetzt der Kaiser am 9. Februar in der Mitte der Truppe, die ihn zuerst aufnehmen durfte. Es waren aber auch so denkwürdige Worte, mit denen der alte Kaiser seinen Enkel dem Regimente damals übergab, daß wir den Schluß derselben hier nicht unterdrücken dürfen:

„Es werden Dir aber in den Dienstverhältnissen, in welche Du nun trittst, manche dem Anscheine nach unbedeutende Dinge entgegentreten, die Dir vielleicht auffallen können; aber Du wirst auch lernen, daß im Dienste nichts klein ist, und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muß, wenn der Bau gelingen und fest sein soll."

Prinz Wilhelm im Langen Stall.
Originalzeichnung von C. Becker.

Der Prinz tat nun nicht nur wie jeder andere Frontoffizier praktischen Dienst, sondern wurde auch von den besten Lehrern der Armee in allen Zweigen der Dienstkenntnis, des Befestigungswesens, der Geländelehre, der Taktik und Waffenlehre unterrichtet und auf den verschiedenen Übungs- und Schießplätzen mit den Details der Kriegswissenschaften und der Waffenkunde bekannt gemacht, so daß er bei der Prüfung unter Allerhöchster Belobigung das Zeugnis der Reife mit dem Prädikat „vorzüglich" erhielt.

Nachdem er dann vom Oktober 1877 bis zum August 1879 die Universität Bonn besucht hatte, trat der Prinz am 29. Oktober 1879 bei der Leib-Kompagnie des Ersten Garde-Regiments ein, bildete die Rekruten aus und stellte sie seinem kaiserlichen Großvater vor.

Das bald darauf erfolgende Kaisermanöver des pommerschen Armeekorps sah den Prinzen im Gefolge des Kaisers. Schon damals zeigte sich seine energische Natur. Als die Kaiserparade stattfinden sollte, meldete er sich kommandiert als Führer des

zweiten Zuges der Fahnenkompagnie des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2 und marschierte, trotzdem seine Pferde und Lakaien dem Bataillon folgten, an der Queue der Kompagnie bis hinaus auf den Kreckower Exerzierplatz, auf dem er auch den zweimaligen Parademarsch mitmachte. Dieser Eifer, sowie sein frisches, natürliches und lebhaftes Wesen auch bei einem Besuche im Biwak, bei dem er mit den Leuten die Erbswurst zu teilen wünschte, gewannen ihm die Liebe und Hochachtung der braven Pommern.

Im Frühjahr des nächsten Jahres durfte Prinz Wilhelm seinem erlauchten Großvater im Februar seine Rekruten und im März die Leibkompagnie im Detail-Exerzieren vorstellen, das völlig nach den darüber bestehenden Vorschriften und dabei mit einer Akkuratesse und einem Schneid ausgeführt wurde, daß die Armee voll freudiger Spannung auf die Gewissenhaftigkeit und die bis ins einzelne gehende Pflichttreue des jungen prinzlichen Offiziers blickte. Der Kaiser ernannte den Prinzen am 22. März 1880 zum Hauptmann und übertrug ihm bald darauf die Führung der 2. Kompagnie, deren Chef er am 7. August werden sollte. Aller Augen sahen mit Stolz auf das Streben des jungen Hauptmanns, den ihm anvertrauten Dienst mit dem vollen Einsatze seiner Person zu tun. Sein Vater, der Kronprinz, sagte einmal scherzend: „Wenn mein Sohn und mein Schwiegersohn (der Erbprinz von Meiningen, damals Major im 1. Garde-Regiment) zusammen sind, ist es nicht zum Aushalten: die sprechen dann nur vom Dienst."

Prinz Wilhelm als Premierleutnant.

Im Herbst fanden Kaisermanöver zwischen dem Garde- und III. Korps statt, bei denen Prinz Wilhelm seinen unermüdlichen Diensteifer und seine Initiative bewies. Als er eine Vorpostenstellung an dem linken Haveluser nicht weit von Pritzerbe bezogen hatte, meldete ein Unteroffizier der Husaren (Vogel), daß der am andern Ufer stehende Feind nicht hinreichend viel Posten aufgestellt habe, und daß in der Nähe eine Fähre sich befinde, mittels deren man vielleicht etwas unternehmen könne. Der Prinz beschloß sofort, einen Coup auszuführen und begab sich in der halbdunklen Morgendämmerung dorthin. Die Fähre, die am entgegengesetzten Ufer weilte, wurde, während die Soldaten sich völlig gedeckt hielten, herübergewinkt und dann mit Mannschaften beladen, die auf dem andern Ufer schnell vorwärts gehend auf den überraschten Feind stießen und das ganze feindliche Lager alarmierten. Sobald die Wirkung durch allgemeine Verwirrung und dann schnelle Sammlung der bestürzten Überfallenen zutage getreten war, trat der Prinz mit seinen Mannen schleunigst den Rückzug an und schiffte sich wieder nach seiner alten Stellung ein. Dieser Hang zur Initiative ist eine der vornehmsten militärischen Eigenschaften der preußischen Armee und sein Vorhandensein bei dem jungen Hauptmann gab der Armee die Hoffnung, daß der Prinz auch in höheren Stellungen stets die Vorhand in festem Griffe halten werde.

Am 1. Oktober 1881 wurde der inzwischen zum Major beförderte Prinz Wilhelm, um auch den Dienst der Reiterei kennen zu lernen, zum Garde-Husaren-Regiment kommandiert, dessen 4. Schwadron er seinem kaiserlichen Großvater am 22. Mai 1882 auf dem Bornstedter Felde mit solcher Sachkenntnis und Lebhaftigkeit vorstellte, daß der Kaiser ihn unter Verleihung der Uniform à la suite des Regiments stellte und ihn noch weitere 6 Monate die erste und später die fünfte Schwadron führen ließ.

Aber auch in der dritten Waffe, der Feldartillerie, sollte der junge Hohenzollernprinz sich tüchtig machen, und wurde daher am 1. Juli 1883 zur 3. reitenden Batterie des Garde-Feldartillerie-Regiments zur Dienstleistung kommandiert. Diese Batterie führte der Prinz auch während des Schießkursus und

Prinz Wilhelm stellt 1884 sein Bataillon dem Kaiser Wilhelm vor.
Photographie von Selle und Kunze in Potsdam.

erhielt dadurch einen tieferen Einblick in die Wirkungen jener Waffe. Bei der Parade und den Manövern wurde die reitende Abteilung persönlich von ihm kommandiert. Die Kameraden, die zu jener Zeit im Regiment standen, erinnern sich noch gern des Zeitraumes, in dem Prinz Wilhelm dem Dienste oblag, der Lebhaftigkeit, mit der er in das Wesen der neuen Waffe einzudringen suchte, und der Bemühungen, möglichst kriegsgemäße Übungen anzustellen. So lebt das Andenken an eine Übung noch fort, die der Prinz unter der Annahme anstellen ließ, daß die ganze Batterie unter schwerem feindlichen Feuer gestanden habe. Hier war die Protze, dort die Lafette zerschossen, oder es galt gar, die Geschütze mit aufgefangenen Kavalleriepferden unter Anwendung von allerhand Behelfsmaterial vorwärts zu bringen. Hier dienten gerollte Mäntel oder sonstiges Lederzeug als Kummet oder Brustriemen, während die Stränge durch Fouragierleinen ersetzt waren; hier waren die Bracken durch Pfähle, dort die Deichsel aus Stangen und die Räder aus Schleifen gebildet, oder das Rohr unter die Protze gehangen worden. So führte der Prinz die ganze Batterie, auf feldmäßige Weise fahrbar gemacht, seinen Leuten vor, sein volles Verständnis und reges Interesse an dem Dienste beweisend.

Auch den Generalstabsdienst sollte der Prinz aus eigener Anschauung kennen lernen und damit einen Einblick in die höhere Truppenführung erhalten. Deshalb ließ der Kaiser ihn die Manöver 1883 im Stabe des Generals von Blumenthal mitmachen, der damals das IV. Korps kommandierte. Auch hier nahm der Prinz lebhaften Anteil an allen Arbeiten, die mit dieser Stellung verbunden waren.

Am 27. September 1883 wieder zum 1. Garde-Regiment zu Fuß kommandiert, übernahm Prinz Wilhelm am 20. Oktober desselben Jahres die Führung des I. Bataillons und durfte es auch seinem kaiserlichen Großvater vorstellen. Die nächsten Manöver machte er im Stabe des Feldmarschalls Grafen von Moltke mit, führte in den Feldübungen des Garde-Korps 1885 das obengenannte Regiment und wurde

in dem Kaisermanöver, um immer mehr die Augen auf das große Ganze richten zu lernen, wieder zu den Generalkommandos des III., dann des XIV. Armee-Korps kommandiert. Man sieht aus diesen scheinbar einfachen Berichten, welche Mühe sich Kaiser Wilhelm mit der militärischen Ausbildung seines Enkels gab, dessen pflichttreuer Diensteifer und ernstes Streben, es den Besten gleich zu tun, den alten Herrn glücklich machten.

Nach den Manövern wurde Prinz Wilhelm, der übrigens keine Gelegenheit versäumte, sich auch theoretisch durch Beteiligung an dem Kriegsspiel und den Arbeiten des Generalstabes weiter zu bilden, zum Kommandeur des Garde-Husaren-Regiments ernannt, das er seinem erlauchten Großvater im Juni 1887 in allen Evolutionen so sachgemäß vorführte, daß ihm für die Zeit der Manöver bereits die Führung der zweiten Garde-Kavallerie-Brigade anvertraut wurde.

Prinz Wilhelm als Major des Garde-Husaren-Regiments.

In der Zeit der Führung des Garde-Husaren-Regiments bewies der Prinz sowohl der Pflege der Kameradschaft, als auch der Erziehung der Offiziere große Aufmerksamkeit. Mit Eifer lehnte er sich gegen allen unnützen Luxus und gegen das Hazardspiel auf, und strebte danach, den für jede Kavallerie-Ausbildung unentbehrlichen Rennen, die dem Schneid des Reitens wie der Vervollkommnung der Pferdezucht zugute kommen, alle unlauteren Anhängsel zu nehmen und dem Treiben auf dem Turf den vornehmen Charakter zu bewahren, der es den Offizieren möglich macht, sich diesem edlen Sport mit voller Hingebung zu widmen. Mit Sachkenntnis und Geschmack half er dem Husaren-Regiment bei dem Bau und der Ausstattung des gemütlichen und doch künstlerisch durchgeführten Offizier- und Unteroffizier-Kasinos durch Rat und Tat.

Der Prinz liebte es, den fröhlichen kameradschaftlichen Ton, den ein Reiterregiment zeigen muß, wach und frisch zu erhalten, und mit seinem lebhaften Temperament das Zusammenleben des Offizierkorps anmutend zu gestalten; andererseits aber mußte der tiefe Ernst imponieren, mit dem er nicht nur die Auswüchse des Sportes zu beschneiden, sondern auch den Dienst, das schneidige Reiten, das flotte Exerzieren auf Wink und Säbelzeichen hin zu fördern suchte; immer im Auge behaltend, daß der Krieg es ist, für den die Truppe auszubilden ist.

Das Verhältnis des Prinzen zu seinen Husaren ist am schönsten ausgeprägt in jener Ansprache am Weihnachtsabend 1887, die wir in ihrem ganzen anmutenden Wortlaut hier wiedergeben. Ein großer Tannenbaum, der in hellem Kerzenschmuck glänzte, war schön geziert und mit kleinen Geschenken für die Husaren reich behangen. Da trat der Prinz Wilhelm vor und sprach:

„Still gestanden! Husaren! Seit dem vorigen Jahre, wo wir das Weihnachtsfest feierten, hat sich die Zeit geändert und ist wohl recht ernst geworden. Wir stehen vor einer vielleicht unsicheren Zukunft. Da ziemt es sich, an unseren alten Wahlspruch, den wir an der Kopfbedeckung tragen: „Mit Gott für König und Vaterland“ zu denken. Vor allen Dingen „Mit Gott!“ Möge er uns beistehen in dieser schweren Zeit, da einer unserer größten Heerführer und Feldherrn, der unsere Armeen angeführt hat in so manchen Kriegen, unter schwerer Prüfung steht. Wie sollte da das Herz eines jeden preußischen und deutschen Soldaten nicht in diesen Tagen beten für die Gesundheit und Genesung dieses hohen Herrn! Möge Gott, der unserem Heere stets beigestanden in schweren Zeiten der Entscheidung, auch ferner mit uns sein! „Für König und Vaterland!“ dafür lernen wir, dafür werdet Ihr ausgebildet. Ihr seid in der großen Armee und der weiten Familie, deren Vater der König ist, und in der engeren Familie Eures Regiments. Dies will Euch, soweit es geht, Eure Familie ersetzen; daher wird für Euch Weihnachten bereitet, wie ein Familienvater es für seine Kinder tut. Wir übergeben Euch hiermit diese Geschenke, die Ihr Euch gewünscht habt, und Ich wünsche Euch bei diesem Feste zugleich ein gutes neues Jahr! Möget Ihr Euch in demselben als treue tüchtige Husaren bewähren und möget Ihr stets dessen eingedenk sein, daß Seine Majestät der Kaiser und König als die drei Grundpfeiler der Armee bezeichnet: die Tapferkeit, das Ehrgefühl und den Gehorsam. Um diesen Gesinnungen Ausdruck zu geben, rufen wir: Se. Majestät, der Kaiser und König, unser allergnädigster Kriegsherr, er lebe hoch, hoch, hoch!“

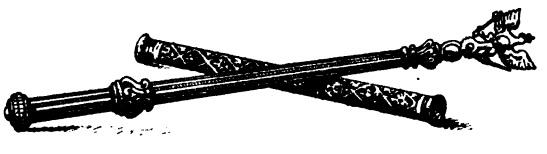
Mit besonderer Verehrung hing der Prinz an dem kampfbewährten Oheim, dem Prinzen Friedrich Karl. Als dessen Denkmal in Frankfurt a. O. eingeweiht wurde, war der Prinz gegenwärtig und hielt bei dem Festmahle im Kasino des Leib-Grenadier-Regimentes eine Ansprache, in der er besonders die Verdienste des hohen Verblichenen um die Schulung des III. Armee-Korps hervorhob, das nicht nur bei Düppel seine Tüchtigkeit bewiesen, sondern auch als Muster der militärischen Ausbildung den übrigen Korps als Vorbild gedient habe, so daß schließlich die ganze Armee in Österreich und Frankreich beweisen konnte, daß die „schneidige Wirksamkeit" jener Schulung des Prinzen herrliche Früchte getragen hatte. „In diesen Kämpfen," fuhr der Prinz fort, „hat das dritte Korps seinen Waffenruhm von neuem bewährt. Die Schlacht von Vionville steht unerreicht in der Kriegsgeschichte da, ein einziges Armee-Korps in der Stärke von 20 000 Mann hat einen mehr als fünffach überlegenen, mit gutem Rüstzeug versehenen Feind aufgehalten und zurückgeworfen. Das ist die Ruhmestat der Brandenburger."

Prinz Wilhelm zeigte von jeher nicht nur Neigung zum Studium der vaterländischen Geschichte, sondern auch das Streben, bei seinen Untergebenen den Sinn für die alten preußischen Helden zu erwecken und für das, was unsere tapferen Vorfahren zur Stärkung Preußens und zur Größe des Reiches gewirkt hatten. So führte das Gardemanöver das Garde-Husaren-Regiment in die Nähe von Schloß Wustrau, wo der „alte Zieten" begraben liegt. Früh am Morgen ließ der Prinz seine Husaren am Grabe des Helden Stellung nehmen und hielt ihnen eine zu Herzen gehende Ansprache, in der er auf die großen Verdienste des alten preußischen Reiterführers hinwies, ihnen berichtend, wie Zieten der Stifter der nachher so berühmt gewordenen leichten Kavallerie gewesen sei. „Wer den Scharfsinn und die Ausdauer des Helden kennt," sagte Prinz Wilhelm, „wird es erklärlich finden, daß diese Waffe bald zu einer volkstümlichen, ja weltberühmten wurde, welche dem großen Könige Sieg auf Sieg erringen half." Dann betonte der prinzliche Redner die unerschütterliche Treue des Generals für seinen königlichen Herrn, die er den Husaren als Vorbild hinstellte, mit einem feurigen Hoch auf den Kaiser und Kriegsherrn seine kernige Ansprache schließend.

Auch die Reiterzeit hatte ein Ende! Ein preußischer Prinz muß sich in allen Sätteln tummeln, um auch zu wissen, wie das Heer in allen seinen Fugen und Kanten ausschaut. Daher wurde dem Prinzen Wilhelm für die Zeit der Kaisermanöver in Pommern 1887 die Führung des Pommerschen Grenadier-Regiments Nr. 2 übertragen. Die Erinnerung an diese Tage lebt in Pommern um so lebhafter fort, als man damals schon sicher war, daß man in dem jungen prinzlichen Obersten, der durch sein offenes, freimütiges Wesen alle Herzen gewann, bald den Führer des Deutschen Reiches sehen würde.

An seinem Geburtstage in dem für Deutschland so schwerwiegenden Jahre 1888 wurde Prinz Wilhelm zum Generalmajor und Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade ernannt, weil diese in Berlin stand und das über dem Kaiserhause immer höher aufsteigende schwere Wetter die Anwesenheit des Prinzen in der Nähe notwendig machte. Denn damals schon nahm Prinz Wilhelm auf ausdrücklichen Befehl des alten Kaisers unmittelbaren Anteil an den Geschäften der Regierung. — Am 9. März schloß der alte Kaiser Wilhelm für ewig die Augen, drei Monate später wurde sein heldenmütiger Sohn Kaiser Friedrich III. von seinem schweren Leiden erlöst und Kronprinz Wilhelm nahm nunmehr als Kaiser Wilhelm II. mit dem Szepter auch den Kommandostab über die Armee in die junge tatkräftige Hand.

Einmal wenigstens hatte der Kaiser noch als Kronprinz die allerdings auch getrübte Freude gehabt, im Parke von Charlottenburg dem schwerkranken kaiserlichen Vater die 2. Garde-Infanterie-Brigade vorführen zu können. Es waren die ersten und die letzten Truppen, auf denen das todmüde Auge des Kaisers Friedrich III. während der kurzen Dauer seiner Regierung ruhen sollte.



G. Koch, Die letzte Heerschau Kaiser Friedrichs III.: Kronprinz Wilhelm führt seinem Vater die Zweite Garde-Infanterie-Brigade vor.

Nach einer Photographie im Verlag von Paul Schellers Buch- und Kunsthandlung in Berlin.

Der Prinz im Zivildienst.

Es war der ernste und dringende Wunsch des Prinzen, sich auf seinen künftigen Herrscherberuf durch ein eingehendes Studium des Verfassungs- und Verwaltungsrechts vorzubereiten und dabei auch den praktischen Betrieb der inneren Verwaltung kennen zu lernen. Der Kaiser trug diesem Verlangen seines Enkels gern Rechnung und beauftragte den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, Staatsminister Dr. v. Achenbach, der hierzu durch seinen Lebensgang besonders geeignet schien, durch Kabinettsschreiben vom 2. Oktober 1882 mit der Unterweisung des Prinzen. Das Kabinettsschreiben hatte folgenden Wortlaut:

> „Mein Enkel, Prinz Wilhelm, Königliche Hoheit, hat Mir den Wunsch zu erkennen gegeben, während des bevorstehenden Winterhalbjahrs in die Kenntnis der Zivilverwaltung Meiner Monarchie durch Sie eingeführt zu werden, indem Sie nach Seiner Mitteilung Sich hierzu unter Entwerfung eines darauf bezüglichen Mir bekannten Programms bereit erklärt haben. In Übereinstimmung mit der hergebrachten Sitte Meines Hauses habe Ich zur Ausführung dieses Vorhabens gern Meine Genehmigung erteilt; Ich beauftrage Sie, demgemäß das Weitere zu veranlassen."

Der Prinz nahm es mit der selbstgestellten Aufgabe sehr ernst und ließ keinen Tag vergehen, ohne auf dem Oberpräsidium zu erscheinen, wo der Oberpräsident regelmäßig einen zweistündigen Vortrag hielt und den Prinzen auf diese Weise systematisch in die Materie einführte. Neben diesen Vorlesungen, die oft schon in den frühesten Morgenstunden, wenn der Prinz oder der Oberpräsident sonst anderweit in Anspruch genommen waren, stattfanden, ging eine praktische Einführung in die Verwaltungsgeschäfte durch Teilnahme an Sitzungen der verschiedensten Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialbehörden einher. So wohnte der Prinz den Verhandlungen des Kreistages des Kreises Teltow und denen des Brandenburgischen Provinziallandtages bei, ebenso den Sitzungen der Königlichen Regierung in Potsdam. Dabei beschränkte sich der Prinz durchaus nicht allein auf die Rolle eines Zuhörers, sondern er beteiligte sich an den Diskussionen und gab, wie man erzählt, mit seiner Ansicht manchesmal den Ausschlag. So haben es die zahlreichen Angehörigen von Groß-Berlin, die im Garten des bekannten „Bahnhofhotels" in Potsdam auf den abgehenden Dampfer warten oder nach einer Dampferpartie sich niederlassen, ausschließlich dem Eintreten des Prinzen für die Bejahung der sogenannten Bedürfnisfrage zu verdanken, daß sie in diesem jetzt wohl am meisten besuchten Gartenlokal Potsdams Erfrischungen einnehmen können. Die zuständigen Instanzen hatten geglaubt, ein Bedürfnis für eine Schankstätte an dieser Stelle nicht anerkennen zu können. Der Prinz war anderer Meinung, und die Zukunft hat ihm recht gegeben.

In den Akten des Oberpräsidiums befinden sich vielfach Konzepte von der Hand des Prinzen, die er neben seiner anderen Beschäftigung in den verschiedensten Angelegenheiten bearbeitete. Es war für die Potsdamer in der damaligen Zeit kein seltener Anblick, daß der Prinz auf dem Rückweg vom Oberpräsidium nach dem Marmor-Palais, den er regelmäßig zu Fuß zurücklegte, ein Aktenstück unter dem Arme trug, welches er sich, weil ihn der Inhalt besonders interessierte, zu genauerem Studium mit nach Hause nahm.

Die Arbeiten von der Hand des Prinzen überreichte der Oberpräsident im Februar 1885 dem Kaiser unter Beifügung eines Berichtes über den Gang der Ausbildung Er erhielt sie zurück mit den Worten: „Bestens dankend sende Ich die Anlagen zurück, die Mich sehr interessiert haben und dem Lehrer wie Zögling Ehre machen. Wilhelm." Unter dem 28. Februar richtete der Monarch noch eine besondere Kabinettsorder an den Oberpräsidenten und sprach ihm seinen Dank und seine Anerkennung aus. Auch der „Zögling" war dem „Lehrer" dankbar, wie ein dem Oberpräsidenten geschenktes Bild zeigt, dessen Unterschrift lautet: „Wilhelm Prinz von Preußen seinem hochverehrten Lehrer in dankbarer Erinnerung."

Wie schon erwähnt, nahm der Prinz auch an einer Sitzung des Teltower Kreistages teil, die am 7. Dezember 1882 unter dem Vorsitze des Landrats Prinz Handjery im Hotel zur Stadt Petersburg stattfand. Die Tagesordnung dürfte freilich einen nachhaltigen Eindruck kaum hinterlassen haben, da sie den damaligen Verhältnissen entsprechend noch recht dürftig und uninteressant war.

Viel besser war es mit der Sitzung des Brandenburgischen Provinziallandtages auch nicht bestellt, wenn nicht vielleicht die Verhandlungen über den Bau einer Sekundärbahn geeignet waren, größeres Interesse zu erwecken. Am Nachmittage (5. März 1883) nahm der Prinz an dem Festmahl des Landtages teil, welches im Kaiserhof stattfand. Der Vorsitzende Graf Arnim-Boitzenburg, der Vater des derzeitigen Vorsitzenden, brachte unter besonderer Bezugnahme auf die Anwesenheit des Prinzen das Kaiserhoch aus, dann sprach Herr von Rochow-Plessow folgende Worte:

Dr. von Achenbach, Staatsminister,
Oberpräsident der Provinz Brandenburg.

„Dem Brandenburgischen Provinziallandtage ist die hohe Ehre zuteil geworden, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm von Preußen den Beratungen desselben am heutigen Tage beizuwohnen die Gnade hatten. Ebenso haben Euere Königliche Hoheit es nicht abgelehnt, diese unsere gesellige Vereinigung durch Höchst Ihre Gegenwart zu einem hochpatriotischen Festmahle zu gestalten.

Wenn ich mir erlaube, Euerer Königlichen Hoheit den untertänigsten Dank für solche, den Vertretern unserer Provinz — damit der Provinz selbst — erwiesene Auszeichnung im Namen der hier Versammelten auszusprechen, so bin ich mir wohl bewußt, daß diesem hocherfreulichen Ereignis eine tiefere bleibende Bedeutung beizulegen ist. Euere Königliche Hoheit, von dem Höchst Ihnen von unserem erhabenen Regentenhause überkommenen strengen Pflichtgefühl für den dereinstigen hohen Beruf erfüllt, nehmen bereits seit längerer Zeit an den Institutionen der Monarchie — insbesondere aber auch an den provinziellen Einrichtungen der Regierungs- und Selbstverwaltung — nicht nur das lebhafteste Interesse, sondern beteiligen Höchstselbst Sich tätig und eingehend an den Beratungen und Arbeiten der Organe derselben. Das ist es, was nicht nur den engeren Kreis des Brandenburgischen Provinziallandtages mit tief empfundenem, ehrerbietigem Dankgefühl erfüllen muß, sondern im ganzen Vaterlande den freudigsten Widerhall finden wird.

Meine Herren, diesen Gefühlen des Dankes, diesen Gesinnungen der Ehrerbietung gegen unseren hohen Gast, warmen und kräftigen Ausdruck zu geben, fordere ich Sie auf, die Gläser zu erheben mit dem Rufe: „Es lebe Se. Königliche Hoheit, der Prinz Wilhelm von Preußen!“

Der Prinz erwiderte:

„Meine Herren! Indem ich Ihnen von Herzen für Ihre freundlichen Gesinnungen danke, die in den Worten des Herrn von Rochow einen so beredten Ausdruck gefunden haben, ergreife ich die Gelegenheit, um Ihnen zu sagen, wie stolz es mich macht und wie erfreut ich bin, daß Seine Majestät der Kaiser geruht haben, gerade diese Provinz für mich auszusuchen, um mich durch Arbeiten in Ihrer Mitte für meinen zukünftigen Beruf vorzubereiten. Wie schon erwähnt wurde, hat die Provinz Brandenburg von jeher in fester und engster Beziehung zu unserem Hause gestanden und in schwerer wie in guter Zeit stets treu bei ihm ausgehalten. Ich, meine Herren, hege die feste Überzeugung, daß die Provinz auch in Zukunft ihre altbewährte Treue bewahren wird, und, komme was da wolle, die Märker nicht von uns und wir nicht von den Märkern lassen werden.

Wohlan, meine Herren, in dieser Gesinnung erheben Sie Ihre Gläser und trinken Sie mit mir auf das Wohl der alten Mark, des Herzens unseres Vaterlandes, auf das Wohl der Provinz Brandenburg, sie lebe hoch!“

Die Beziehungen des Prinzen zur Provinz hat der spätere Kaiser und König weiter gepflegt. Alljährlich erschien er bei den Festmahlen, welche der Oberpräsident dem Provinziallandtag gab, in der Mitte seiner Märker, wo er oft Veranlassung nahm, sich über die allgemeine Lage zu äußern und seine Ziele klarzulegen. Erst mit dem Tode seines ehemaligen Lehrers, des Oberpräsidenten v. Achenbach, im Jahre 1899 nahmen diese Besuche ihr Ende, aber auch noch heute erscheint der König alljährlich, wenn auch nur im kleinen Kreise, aus Anlaß des Brandenburgischen Provinziallandtages beim Oberpräsidenten zu Tisch.

Wie sehr es dem Prinzen darum zu tun war, einen wirklich tiefen Einblick in die Verwaltung zu gewinnen, ist in dem Umstand zu erkennen, daß das ursprünglich nur auf das Wintersemester 1882/83 in Aussicht genommene Studium von ihm bis ins Frühjahr 1885 fortgesetzt wurde.

Kaiser Wilhelm in der Uniform der Gardes du Corps.
Nach einem Gemälde von Alfred Schwarz.

Drittes Kapitel.

Kaiser und König Wilhelm II.

Wenn hier gewagt werden soll, in aller Ehrfurcht zusammenfassend ein Charakterbild unseres Kaisers zu entwerfen, nachdem er ein Vierteljahrhundert die Geschicke Preußens und des Reiches geleitet hat, soweit menschliche Einsicht bei sorgender Arbeit, starkem Pflichtgefühl und ungewöhnlicher Befähigung es vermag, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß der Zeitgenosse vor den nachkommenden Geschlechtern in einer Hinsicht bevorzugt ist. Entgeht ihm unzweifelhaft vieles, was spätere Generationen an der Hand des schriftlichen Niederschlags kennen lernen, den ein reiches Fürstenleben in den Archiven zurückläßt: eigene und fremde Aufzeichnungen, sorgfältig gewahrte politische Geheimnisse, die der Nachwelt von überwundenen Fährlichkeiten wie von unerfüllten Hoffnungen erzählen werden, von der so oft

Das Königliche Schloß in Berlin, von den Linden gesehen.

eintretenden Notwendigkeit, von zwei Übeln das mindere zu wählen, von Kämpfen, die sich tiefinnerlich in Kopf und Herz abspielten, so ist sein unschätzbarer Vorzug, daß er unter dem lebendigen Eindruck steht, den Wort und Geberde, Stimme und Blick, Begegnung und Verkehr bieten; ihm gehört der warme Hauch des Lebens, und die lebendige Anschauung, die höchstens nur annähernd sich nachempfinden läßt. Es ist gewiß richtig, wenn Heinrich von Treitschke einmal sagt, daß der Mensch nur das ganz versteht, was er liebt. Lieben können wir aber nur das Lebende: das fortlebende Volk, dessen wir ein Teil sind, das lebendige Vaterland, den lebenden Landesherren. Die Erinnerung kann verehren und bewundern, nicht lieben.

Wir dürfen daher mit dem Vorrecht der Liebe an unsere Aufgabe herantreten, unter dem tiefen Eindruck persönlicher Anschauung, nicht die Geschichte unseres Kaisers zu erzählen, die ist von den verschiedensten Gesichtspunkten aus in den früheren Abschnitten dieses Buches dargestellt worden, sondern um zu zeigen, wie er uns erscheint und was wir ihm danken. Auch hat kaum jemals ein Monarch so offen und rückhaltlos die großen Grundlinien seines Denkens und Strebens vor aller Welt in voller Öffentlichkeit dargelegt wie Kaiser Wilhelm, seit er in schicksalsschwerer Stunde die Zügel Preußens und des Reichs mit fester Hand ergriff und nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa die Frage aufwarf: was bringt dieser junge Herrscher an Gaben und Willensrichtung dem Reich und der Welt. Was damals gedacht und gesagt wurde, ging vornehmlich auf Mutmaßungen und fragmentarische, halb anekdotische Kenntnis zurück. Wir sehen heute klarer und es ist daher wohl am Platz, in raschen Strichen auch auf die Entwickelung hinzuweisen, die Prinz Wilhelm bis zu jenem 15. Juni 1888 genommen hat, da er weit früher, als noch wenige Jahre vorher denkbar schien, die schwere Bürde der Königs- und der Kaiserkrone überkam.

Aus dem Wesen von Vater und Mutter auf die Anlagen des Kindes zu schließen, ist wohl nur in dem Sinne richtig, wie etwa Goethe das Erbteil formuliert hat, das ihm die Eltern ins Leben mitgaben. Unser Kaiser hat seine „Frohnatur" unzweifelhaft vom Vater ererbt. Die kronprinzlichen Herrschaften waren durchaus verschiedene, einander teils ergänzende, teils ausschließende Naturen. Wenn unser Kaiser einmal von der Schule des Idealismus spricht, zu der ihn sein Vater erzogen hat, so mag der hohe Flug, den seine Gedanken nehmen, hier seine Wurzel haben, während die Schärfe des prüfenden Verstandes und die fast unbegrenzte Rezeptionsfähigkeit seines Geistes vornehmlich mütterliches Erbe zu sein scheint. Aber von Vater und Mutter vererbt sich nicht nur, was sie waren, sondern auch der Keim zu alledem, was sie hätten sein können, und so geschieht es, daß auf geheimnisvolle Weise, scheinbar sprunghaft, Eigenschaften früherer Generationen auf den Nachgeborenen übergehen. Unbestreitbare Einflüsse bringt die Überlieferung des Geschlechts, die soziale Stellung auf der „Menschheit Höhen", welche die Geburt gibt und das Wehen der Zeit, in welche die Jahre fallen, in denen die Entwickelung des Knaben zum Manne erfolgt. Dazu kommt endlich die Erziehung, die mehr reguliert, als daß sie Neues zu schaffen vermöchte, aber durch Zuführen und Abwehren von allergrößter Bedeutung für die Richtung ist, in der die geistigen wie die körperlichen Anlagen sich entwickeln.

Alle diese Momente haben bei der Bildung der höchst eigenartigen Natur Kaiser Wilhelms mitgespielt, der in der Reihe der Hohenzollern als ein Typus erscheint, der keinem seiner Vorgänger gleicht und doch in einzelnen Charakterzügen und Anlagen gerade an die markantesten Erscheinungen unter ihnen erinnert.

Kaiser Wilhelm ist weder geistig noch körperlich als ein „Wunderkind" ins Leben getreten. Einerseits ängstliche Sorge, andererseits vorzeitige Überlastung und unablässige Kontrolle drückten den Knaben und führten bei früh hervortretendem eigenem Willen dahin, daß diese ersten Kinderjahre ihm in der Erinnerung schwere Eindrücke zurückließen. Auch erkannten die Eltern bald, daß die Erziehung, wenn anders sie der hohen Bestimmung des Prinzen entsprechen sollte, eine einheitliche Leitung verlange und in Männerhände übergehen müsse. Was sie erreichen wollten, war ihnen durchaus klar. Dieser künftige König und Kaiser sollte zu körperlicher Vollkraft herangebildet werden und diejenigen Kenntnisse erwerben, die den höchstgebildeten Klassen des deutschen Volkes ein kostbarer Besitz sind, endlich sollte er die spezielle Vorbildung für seinen Beruf erhalten. Es ist das später so formuliert worden, daß er den Bildungsgang, der mit Absolvierung des Universitätsstudiums abschließt, mit der körperlichen und gesellschaftlichen Bildung eines Kavaliers und der besonderen Ausbildung verbinden solle, die von einem deutschen Offizier verlangt wird. Das bedeutete aber eine Summe von Anforderungen, die in ihrer Kombination weit über das Maß dessen

Der Kapitelsaal des Schwarzen Adlerordens im Königlichen Schloß zu Berlin.

hinausgingen, was von gleichaltrigen Knaben verlangt wird, war aber zugleich auch mehr, als der Durchschnitt der Erzieher zu leisten vermag.

Dr. Georg Ernst Hinzpeter, dem diese schwierige Aufgabe zugewiesen wurde, und der den Mut fand, sie im klaren Bewußtsein der Verantwortung auf sich zu nehmen, die ihm damit nicht nur den Eltern, sondern auch dem deutschen Volke gegenüber zufiel, hat sich, wie heute rückhaltlos anerkannt werden muß, ihr durchaus gewachsen gezeigt, und wenn die fortdauernde Dankbarkeit des Zöglings den richtigen Maßstab für die Wertschätzung des Erziehers gibt, ist die Wahl wohl ohne Zweifel sehr glücklich gewesen. Dr. Hinzpeter war 39 Jahre, als er 1866 die Erziehung des Prinzen übernahm, keineswegs, was man mit einem banalen Wort eine liebenswürdige Persönlichkeit nennt, aber eine in sich abgeschlossene fertige Natur, von hohem Selbstgefühl, erfüllt von der Bedeutung seiner Stellung, von Fach Philologe und Theologe, seiner Neigung nach Pädagoge, und fest davon durchdrungen, daß die Erziehungsmethode die richtige sei, zu deren Billigung er die Eltern, und später auch den nur zögernd und mit halbem Herzen zustimmenden Großvater bewogen hatte. Seiner Überzeugung nach vor allem Monarchist, stand er dem politischen Parteiwesen fern, liberal und konservativ galten ihm als überlebte Schlagworte, dagegen richtete sich sein Interesse je länger, je mehr auf die sozialen Probleme der Zeit, die ihm schließlich zu dem Probleme wurden, vor dem alle übrigen zurücktreten mußten. Er war außerordentlich scharf in seiner Beurteilung der Menschen und in dieser Hinsicht nicht ohne Überhebung, aber ebenso streng gegen sich, wie gegen andere. Auch etwas von schulmeisterlicher Pedanterie scheint in ihm gesteckt zu haben. Das meist Charakteristische an ihm aber war die Unbeugsamkeit, mit der er seinen Willen durchzusetzen wußte. In den Jahren, da die Erziehung des Prinzen in seinen Händen lag, das heißt, bis zu dessen erreichter Volljährigkeit, hat er nur der Aufgabe gelebt, den Pflichten gerecht zu werden, die er übernommen hatte. Was er zunächst erreichte, war die Gewöhnung des Prinzen an sorgfältigste Ordnung und an möglichste Ausnutzung der Zeit. Beides war aber um so schwieriger, als Prinz Wilhelm bis zum Herbst 1874 bei den

Eltern mit seinem Erzieher wohnte und naturgemäß den zerstreuenden Eindrücken und den Störungen, die das Hofleben mit sich brachte, nicht ganz entzogen werden konnte. Es war daher eine mehr als gewöhnliche Leistung, daß es Hinzpeter gelang, Ordnung und Disziplin in das Leben des Prinzen hineinzutragen, und dies wurde das Fundament, auf dem alles weitere aufgebaut ward. Es hat steter Konsequenz, großer Strenge, ja sogar harten Eingreifens bedurft, beides zu erreichen, und gewiß ist es nicht ohne Kämpfe geschehen, denn dem Willen des Erziehers stand ein nur schwer zu überwindender eigener Wille gegenüber, aber erreicht wurde es. Prinz Wilhelm gewöhnte sich, sein Tagewerk im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr zu beginnen, und Hinzpeter verstand es durchzusetzen, daß der Prinz sich mit voller Kraft auf die Aufgaben konzentrierte, die ihm gerade vorlagen, so daß das einmal Gelesene und Gelernte das geistige Eigentum des Knaben blieb und in eine erstaunliche Festigkeit des Gedächtnisses ausmündete. Aber die Anspannung war doch so groß, daß man den Eindruck gewinnt, es sei nach dieser Richtung zu viel geschehen. Ein Stundenplan, der wahrscheinlich vom April 1871 zu datieren ist, zeigt uns, daß der damals Zwölfjährige buchstäblich von 6 Uhr morgens bis 7 Uhr abends unter steter Kontrolle beschäftigt war. Für die Ausspannung, deren jedes Kind bedarf, blieben nur der Sonnabend nachmittag und der Sonntag. Um jene Zeit aber waren die Hauptschwierigkeiten, d. h. diejenigen, die im Knaben selbst lagen, bereits überwunden, und die glänzenden Anlagen begannen hervorzutreten, die er als zunächst latente Mitgabe ins Leben gebracht hatte. Schon 1869 hatte Hinzpeter sich soweit durchgesetzt, daß er nicht nur dem Prinzen Wilhelm, sondern auch den kronprinzlichen Herrschaften, sowie den beigeordneten Lehrern in allen seinen Zögling betreffenden Fragen Autorität war.

Der häusliche Unterricht, der nur zum Teil von Hinzpeter selbst erteilt wurde, galt diesem jedoch nur als ein Notbehelf, die Umgebung der Hofkreise als eine Schädigung, und deshalb drang er immer wieder darauf, daß der Prinz möglichst bald in eine öffentliche Schule eintreten solle, um unter gleichen Bedingungen und Voraussetzungen wie andere Schüler, zu freier Entwickelung seiner Kräfte zu gelangen. Es zu erreichen war außerordentlich schwer. Der Weg, den Hinzpeter wies, wich von den Traditionen ab, die von jeher im hohenzollernschen Fürstenhause gegolten hatten, und neben häuslichem Unterricht den eigentlichen Schwerpunkt in die militärische Ausbildung des künftigen Herrschers setzten. Die Anforderungen, die der Staat nach anderer Richtung stellte, brachte die Praxis des Lebens. Es ist der Einfluß der Kronprinzessin gewesen, die in dem unmilitärischen England andere Anschauungen in sich aufgenommen hatte und in ihrem Mutterlande ein Vorbild zu sehen gewohnt war, der dahin drängte, den Sohn einen anderen Bildungsgang nehmen zu lassen. Er sollte erst in das bürgerliche Leben eintauchen und die militärische Erziehung als ein minder wichtiges Accidens hinzutreten.

Es ist darüber schließlich ein Kompromiß dahin geschlossen worden, daß der Prinz in ein klassisches Gymnasium erst eintreten solle, wenn er die Reife für die Untersekunda erlangt habe. Kaiser Wilhelm, dessen Genehmigung natürlich eingeholt werden mußte, hat sich nur schwer dazu verstanden. Als er 1848 einen Erzieher für den nachmaligen Kaiser Friedrich suchte und seine Blicke auf Roon gerichtet hatte, scheiterte die Ausführung des Planes daran, daß Roon die ehrenvolle Aufgabe nur unter der Bedingung übernehmen wollte, daß die Erziehung des Prinzen an einem von Berlin und Potsdam entfernten Orte stattfinde. Dazu wollten weder der Prinz von Preußen, noch die Prinzessin Augusta sich damals verstehen. In betreff der Erziehung des Enkels zeigte der Großvater sich nachgiebiger.

So geschah es, daß Prinz Wilhelm unmittelbar nach seiner Einsegnung im Herbst 1874 mit ausdrücklicher Zustimmung des Kaisers und nach vorausgegangener Prüfung in das Gymnasium zu Cassel eintreten durfte, ein bald 16jähriger Jüngling, der in vielen Stücken seinen Klassenkameraden überlegen war. Er hatte mit mehr Selbstüberwindung als die meisten gelernt, seines Körpers Herr zu werden, und die großen Ereignisse der Zeit waren näher an ihn herangetreten als an andere. Der Krieg mit seinen Sorgen und Freuden, der Ruhm, den Vater und Großvater heimbrachten, hatten einen tiefen Eindruck hinterlassen. Wie stolz war er 1871 beim Einzug der siegreichen Truppen hinter dem Vater hergeritten, der zum erstenmal den so glänzend verdienten Feldmarschallstab getragen hatte. Am 21. März 1871 durfte er im Weißen Saal die Thronrede mit anhören, mit der Kaiser Wilhelm den ersten Deutschen Reichstag eröffnete. Es war ein hochfliegender deutscher Patriotismus, den er mitbrachte und es ist bedeutsam geworden, daß er seine Ideale in der deutschen Heldensage, in der deutschen Geschichte des Mittelalters und zugleich in der Gegenwart fand. Dort waren es Dietrich von Bern, die Sachsen- und

Das Audienzzimmer im Königlichen Schloß zu Berlin.
Photographische Aufnahme von W. Titzenthaler, Berlin.

Staufenkaiser, deren Geschichte ihn schon früh begeistert hatte, hier die Häupter des eigenen Hauses, in denen er die Helden erblickte, denen er nachstreben wollte. Auch hatte er mehr von der Welt gesehen als seine Mitschüler. Auf den Reisen, die er in der Ferienzeit mit den Eltern nach England gemacht hatte, erschloß sich seinen Augen die Welt des Seewesens, er hat die „Victory" besucht, auf der Nelson bei Trafalgar siegte und starb, er kannte Portsmouth und Plymouth und war sogar in einer Taucherglocke auf den Grund des Meeres hinabgestiegen. Hamburg und Kiel, wo gerade das Panzerschiff „Friedrich der Große" gebaut wurde, brachten die gleichen Eindrücke in kleinerem Maßstabe und regten deutsche Wünsche und Hoffnungen in ihm an, Prag und Wien, die er 1873 zur Zeit der Ausstellung besuchte, hatten zu diesem Anschauungsunterricht des Lebens beigetragen, die ihm weit reicher zugeflossen war, wie den 20 Knaben, die in seiner Klasse nunmehr mit ihm die Freuden und Sorgen der letzten Schultage teilten.

Der Prinz hatte bisher als Kameraden nur seinen Bruder Heinrich gehabt, zeitweilig auch einen jungen Amerikaner, der jedoch Spielkamerad, nicht Mitlernender gewesen war, danach waren ihm ein Engländer und ein Franzose attachiert worden, damit er in der Übung beider Sprachen bleibe. Es scheint aber nicht, daß diese jungen Leute ihm innerlich näher getreten sind. In Cassel fand er lauter ganz fremde Gesichter, mit denen es keinerlei Berührungspunkte aus früherer Zeit gab. Trotzdem hat er die Anknüpfung bald gefunden und schließlich ist er mit voller Seele Gymnasiast gewesen. Er fand sich in dieser für ihn ganz neuen Welt vornehmlich bald deshalb zurecht, weil weder Dr. Hinzpeter noch die Lehrer in seine Beziehungen zu den Kameraden eingriffen, und er seinen Schülerpflichten ohne jede Aufsicht gerecht werden und aus eigener Kraft den Stoff, der ihm zugetragen, und die Aufgaben, die ihm gestellt wurden, bewältigen mußte. Auch empfand er das Gefühl größerer Selbständigkeit und Freiheit nach dem geregelten Zwang, dem er bisher unterworfen gewesen war, wie eine Erlösung aus schweren Verhält-

nissen. Im Sommer, den er stets in Wilhelmshöhe verbrachte, ritt Prinz Wilhelm stets zur Schule, es war ihm aber auch in Cassel für die Winterzeit ein vollständiger Haushalt mit Küche und Stall eingerichtet worden. Nur Dr. Hinzpeter und Prinz Heinrich teilten diese Häuslichkeit mit ihm. Er hatte sein eigenes Zimmer, in dem er nach eigener Wahl in freien Stunden den Besuch seiner Mitschüler empfing und sich mit ihnen zu Leseabenden zusammenfand, an die sich eine lebhafte und ungezwungene Diskussion zu knüpfen pflegte. Militärgouverneur und Sprachlehrer kamen nur zu den ihnen bestimmten Stunden, die häufigen Spaziergänge, die er teils allein — denn er hatte Freude an der Einsamkeit — teils mit Kameraden oder mit Dr. Hinzpeter unternahm, wurden nicht beaufsichtigt. Mit Hinzpeter teilte er die Mahlzeiten und es fehlte nicht an Gelegenheit zu ernsten Gesprächen zwischen Zögling und Erzieher, ohne daß der letztere je in den Unterricht eingegriffen hätte. Wohl aber stand Hinzpeter in regem Zusammenhang mit dem Direktor des Gymnasiums und den Lehrern, die persönlich bei ihm vorsprachen, wo sie etwas vorzubringen hatten. Bei dem offenbaren Bestreben des Prinzen, ein guter Kamerad zu sein und auf jede Bevorzugung zu verzichten, nahm er lieber an Demonstrationen der Klasse gegen mißliebige Maßregeln teil, als daß er sich von seinen Mitschülern abgesondert hätte.

Waren die Lehrer des Casseler Gymnasiums auch keineswegs außerordentliche Kapazitäten, so genügten sie doch ihrer Stellung, wenngleich die übermäßige Betonung des rein formalen und grammatikalischen, gegenüber dem sachlichen Inhalt zuweilen ermüdend und wohl auch abschreckend wirkte. Wenn der Kaiser in späteren Jahren auf diese Schulzeit zurückblickte, hatte er keineswegs die Vorstellung, daß sie ihm gebracht habe, was sie hätte bringen können. Aber die Fülle des bildenden und anregenden Stoffes, den Sekunda und Prima jedes deutschen Gymnasiums den Schülern zuführen, verfehlten trotz allem ihre Wirkung nicht. Das „Experiment" — so bezeichnet Hinzpeter selbst die Einführung des Prinzen in die Alltäglichkeit eines Gymnasiums — gelang. Die Kräfte des Prinzen wurden tatsächlich stark angespannt, ohne ihn zu übermüden, obgleich er nebenher auf Fortsetzung seiner Sprachstudien im Englischen und Französischen, auf die nicht aussetzenden militärischen Beschäftigungen und die körperlichen Übungen im Reiten, Fechten und Schwimmen täglich drei Stunden verwenden mußte. Seine ungewöhnliche Arbeitskraft vermochte das alles zu überwinden, ohne Einbuße an jener Fröhlichkeit des Herzens, die ihn nie verlassen hat. Vor allem fühlte er sich jeder Willkür entzogen und hatte seine Freude an dem Wettbewerb, in den er naturgemäß mit den Kameraden in Verarbeitung und Durchdringung des Lehrstoffes trat. Um so mehr genoß er die Zeit der Schulferien, die als Erholung nicht nur wohlverdient, sondern als Ausspannung absolut notwendig war.

So gingen die Schuljahre hin. Prinz Wilhelm hat durch sie Verhältnisse kennen gelernt, die völlig außerhalb des Gesichtskreises lagen, der für gewöhnlich das Leben am Hofe beschäftigt, und das bedeutete ohne Zweifel einen Gewinn, der reiche Frucht getragen hat. An allgemeiner Bildung hat, was Cassel bot, dem großen Interesse, das der Prinz den Naturwissenschaften und ihrer praktischen Anwendung entgegenbrachte, nicht genügt; er hat erst im späteren Leben durch Lektüre, Verkehr mit wissenschaftlichen Autoritäten und vor allem durch lebendige Anschauung einen Einblick in diese Disziplinen gewonnen, der weit über die Kenntnisse und die Einsicht hinausführte, die der Nichtfachmann auch bei lebhaftem Interesse zu erwerben pflegt.

Um so lebendiger ergriff er, was ihm der Unterricht in Geschichte, Literatur, Kunst und aus dem Geistesleben des Altertums entgegentrug. Seine überaus lebhafte Phantasie arbeitete dahin, alles was an ihn herantrat, wenn irgend möglich in Anschauung umzusetzen, und er ist mit seinen Fragen nach dem Wie und Wo den Lehrern mehr als einmal unbequem geworden. In den mathematischen Fächern kam ihm seine besondere Gabe plastischen Sehens zu Hilfe. Die philologische Seite des Unterrichts zog ihn verhältnismäßig wenig an. Ihn interessierte stets am meisten der sachliche Inhalt des Gelesenen und die Vorliebe für das Griechische, die er nach Cassel bereits mitbrachte, hat sich in diesen Jahren noch deutlicher gezeigt. Mit Cicero und Horaz hat er sich nie befreundet, das Phrasenhafte und die unverhüllte Eitelkeit des einen und die oft zynische Lebensweisheit und Genußsucht des anderen stießen ihn ab, trotz der Freude, die er an der Formvollendung des Dichters fand. Aber wie schon früher Cäsars Kommentarien, zogen ihn jetzt Sallust und Livius an, die ihm eine Fülle von Bildern des wirklichen Lebens, des Kriegswesens und der Politik der Römer boten. Dagegen war er voll Begeisterung für Homer und Demosthenes, zuletzt für Sophokles, dessen Elektra gelesen wurde, stets aber war er bemüht, den Gedanken- und Tatsachenstoff, der sich ihm

Das Vortragszimmer im Königlichen Schloß zu Berlin.
Photographische Aufnahme von W. Titzenthaler, Berlin.

bot, so aufzunehmen, daß ihm ein Gewinn an Vorstellungen und Grundsätzen zurückblieb. Nicht vom Standpunkt des künftigen Gelehrten, sondern des künftigen Kaisers, der etwas Nützliches erfassen wollte, griff er diese Studien an, und das ist ein Zug, der wohl beachtet zu werden verdient. Wir finden ihn beim Kaiser wieder, der die vielseitigen Anregungen, die ihm das spätere Leben brachte, vornehmlich in diesem Sinn in sich aufzunehmen pflegt.

So hat Prinz Wilhelm, nachdem er sein Abiturientenexamen in Ehren bestanden hatte, Cassel verlassen als ein hochstrebender, von religiösen, ethischen und nationalen Idealen erfüllter Jüngling, der sich der Schwere und Verantwortlichkeit der Stellung, die seiner harrte, voll bewußt war. Er war nunmehr mündig gesprochen worden; die direkte und tägliche Einwirkung Dr. Hinzpeters, der ihn elf Jahre lang wie seinen Augapfel gehütet hatte und alles Schädigende von ihm abzuwehren bemüht gewesen war, hörte nunmehr auf, aber der Prinz bewahrte ihm seine Zuneigung und sein Vertrauen; ein reger Briefwechsel und häufiges Wiedersehen hielten die Beziehungen lebendig und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Prinz und später der Kaiser seinem Urteil bis zuletzt großen Wert beigelegt hat. Einmal geschenkter Zuneigung treu zu bleiben und Dankesschulden nicht zu vergessen, war ein hervorragender Charakterzug des Prinzen; wo solche Beziehungen sich im Lauf der Jahre trübten, erklärt sich die Tatsache, soweit wir sehen können, entweder aus einem Konflikt in schwerwiegenden Interessen und Überzeugungsfragen, oder aus einem Versagen des anderen Teils. Allezeit aber ist die Lösung solcher Beziehung dem Kaiser überaus schmerzlich gewesen.

Prinz Wilhelm ist nicht direkt nach Absolvierung der Schule auf die für seine Studienjahre gewählte Universität Bonn gezogen. Der kaiserliche Großvater bestimmte, daß er in der Zeit bis zum Beginn

des Wintersemesters, das ist vom Februar bis Mitte Oktober 1877, den Militärdienst praktisch kennen lernen sollte. Der Prinz, der schon an seinem 10. Geburtstage dem 1. Garde-Regiment zu Fuß als Leutnant zugewiesen worden war, und im Frühjahr 1876 zum Premierleutnant avancierte, trat nunmehr als aktiver Offizier in sein Regiment ein, um neben dem Frontdienst sich auch die Rudimente der Kriegswissenschaft und der Waffenkunde anzueignen, eine Tätigkeit, der er sich mit all dem Eifer hingab, den die traditionelle Freude der Hohenzollern am Waffenhandwerk fast als selbstverständlich erscheinen läßt. Es beginnt damit in doppelter Hinsicht eine neue Periode in der Ausbildung des Prinzen für seinen künftigen Lebensweg, die, nur durch die vier Semester seiner Bonner Studienzeit unterbrochen, bis zu seinem Regierungsantritt fortdauerte: die Einwirkung des vornehmen Geistes, der in dem Offizierkorps der preußischen Armee waltet, und unendlich verschieden war von der Atmosphäre, die ihn bisher umgeben hatte, und der Einfluß des alten Kaisers, der seine ganze Liebe dem hochbegabten Jüngling schenkte und seiner weiteren Erziehung die Zärtlichkeit des Großvaters und die Strenge des Oberhauptes der deutschen Armee zuwandte, auch gewohnt war, die höchsten Anforderungen an die Leistungen seiner Offiziere zu stellen. Er ist der zweite Erzieher des Prinzen geworden. Der Einfluß, den er auf ihn ausübte, kann nicht hoch genug angeschlagen werden, und vertiefte sich durch das Vertrauen, das der Kaiser dem Prinzen schenkte, von Jahr zu Jahr. Die hohenzollernsche Tradition ist ihm aus dieser Quelle zugeflossen, und gewiß gab es keine, die lauterer gewesen wäre. Die vier Semester in Bonn, die sich an den strammen Dienst in Potsdam schlossen, leiteten die letzte Periode der Vorbereitung des Prinzen für seine künftige Stellung ein.

Die Universität brachte neben der Einführung in den Geist vorurteilslosen wissenschaftlichen Denkens und der Fülle neuer Anregungen und großer Gesichtspunkte, die sie bot, den Reiz studentischer Freiheit. Im Korps Borussia, deren Farben bereits sein Vater getragen hatte, konnte er sich der unbefangenen Fröhlichkeit hingeben, die in seinem Charakter lag, ein allbeliebter Kommilitone, der sich gehen ließ, ohne sich je etwas zu vergeben. Sein geistiges Kapital ist in dieser Zeit in Fluß gekommen und er begann aufmerksamen Auges, den Blick auf die Zukunft gerichtet, die politischen und sozialen Probleme zu verfolgen, welche die Zeit brachte. In Berlin sollte gerade der Kongreß zusammentreten, der unter Bismarcks Leitung das Fazit des russisch-türkischen Krieges zu ziehen bestimmt war, als die Attentate Hödels und Nobilings auf den ehrwürdigen Kaiser ganz Deutschland in Trauer, Sorge und Entrüstung einte, vor allem aber doch den Kronprinzen und Prinz Wilhelm aufs tiefste erschütterten. Die Symptome der sozialen Krankheit, die weite Kreise der Nation ergriffen hatte, waren in so furchtbarer Weise zutage getreten, daß fortan dieses Problem vor allem in den Vordergrund alles politischen Denkens und ernster politischer Arbeit trat, und seither auch dem Prinzen wie später dem Kaiser allezeit im Mittelpunkt seiner Gedanken gestanden hat. Im August 1878, da der Kronprinz noch die Stellvertretung des auf dem Schmerzenslager liegenden Kaisers führte, ist dem Prinzen Wilhelm seine erste Mission als Vertreter des Kaiserhauses in Brüssel zur silbernen Hochzeit König Leopolds von Belgien zugewiesen worden. Als im Oktober 1879 Prinz Wilhelm von Bonn Abschied genommen hatte, begann, nach einem kurzen Aufenthalt in Paris, das er inkognito als Graf von Valengin besuchte, unter den Augen des glücklich zu neuer Kraft genesenen Großvaters die Zeit seiner weiteren militärischen Schulung, über deren ernste Durchführung an anderer Stelle dieses Buches eingehend berichtet worden ist. Was hier ausdrücklich hervorgehoben werden soll, ist, daß der Prinz im Dienst eine bevorzugte Stellung nicht einnahm und auch nicht erstrebte. Er ist nicht nur bemüht gewesen, zu tun was der Dienst verlangte, sondern darüber hinaus keine Gelegenheit zu versäumen, um sich des rascheren Vorrückens in der Stufenleiter des Dienstranges, wie seine Geburt und seine Zukunft es naturgemäß gebot, auch tatsächlich würdig zu machen. Er hat keine physische Anstrengung gescheut und dabei der Theorie des Krieges wie der praktischen Anwendung derselben, welche die Teilnahme an den großen Kaisermanövern möglich machte, sich mit stets reger Wißbegierde hingegeben.

Eine so gut wie unbekannte Episode aus den Anfängen dieser Ausbildungszeit verdient wohl erhalten zu werden. Prinz Wilhelm war als junger Offizier bei den Schwimm- und Sprungübungen Einjährig-Freiwilliger zugegen. Einer der jungen Leute konnte sich zum Sprung nicht entschließen, es sei ihm — erklärte er auf alle Aufmunterung — physisch unmöglich. Nun wäre er infolge dieses Versagens seiner Entschlußfähigkeit wahrscheinlich nicht Reserveoffizier geworden, und dem Prinzen, der gleichfalls im Schwimmanzuge war, tat das leid. Er stieg auf das Sprungbrett hinauf und redete dem jungen Manne

zu, sie sollten zusammen springen. „Aber — erzählte der Prinz später — „als ich in die Tiefe hinabblickte, überkam es mich auch und ich wäre gern nicht gesprungen." Er sprang dennoch, der Freiwillige nach ihm, und der Prinz hatte die Genugtuung, daß jener Freiwillige Reserveoffizier wurde. Dieses Tragen aller Lasten des Dienstes gilt aber von seiner gesamten Dienstzeit, und von da ab bis zum heutigen Tage, da er, von höherer Warte aus, mit weitergehender Verantwortung, lernend und lehrend, empfangend und gebend, ein Schüler Blumenthals und Moltkes, in Wahrheit der erste Soldat Preußens und Deutschlands geworden ist. In den Anfang dieser ernsten nnd anstrengenden Jahre fällt die glückliche Zeit der Verlobung des Prinzen, die seligen Ostern des Jahres 1880, die er mit seiner holden Braut verbringen durfte, und am 27. Februar des folgenden Jahres die Vermählung, die ihm die Häuslichkeit am eigenen Herde und das Glück einer Ehe brachte, die aus gegenseitiger Liebe geschlossen, dem deutschen Volke ein Vorbild treuen Zusammenstehens der Ehegatten in Leid und Freud geblieben ist. Es fällt in diese Zeit auch die erste, mehr als äußerliche Begegnung mit dem Fürsten Bismarck. Wenige Tage vor seiner Hochzeit machte Prinz Wilhelm ihm einen Besuch, über den sich eine charakteristische Mitteilung in einem Brief an Dr. Hinzpeter vom 20. Februar 1881 findet. „Ich habe eine Stunde lang dem großen gefürchteten Manne gelauscht und mich über ihn gefreut, und er, wie es schien über mich. Wir sind uns beide seit dem Besuch näher gekommen."

Es war die Zeit, da mit dem Unfallversicherungsgesetz die neue soziale Politik Deutschlands begann, die in der Allerhöchsten Botschaft vom 17. November des Jahres ihren klassischen Ausdruck finden sollte. Ihr Grundgedanke, durch positive Förderung des Wohles der Arbeiter der Sozialdemokratie ihren giftigen Stachel zu entreißen, ist von dem Prinzen voller Enthusiasmus aufgenommen worden und blieb der Leitstern, nach dem er später seine Sozialpolitik als Kaiser richten sollte. Zu Bismarck aber wurden seit jenem Besuch die Beziehungen immer vertrauter. Der Fürst hat sich im Juni 1882 über den Eindruck, den er damals von Prinz Wilhelm gewonnen hatte, folgendermaßen geäußert: „Er will dereinst die Regierung in die eigenen Hände nehmen; er ist energisch und entschlossen, keineswegs geneigt, parlamentarische Mitregenten zu dulden, eine rechte Schildwache! Vielleicht entwickelt er sich einmal zu dem rocher de bronce, den wir brauchen." Das Verhältnis zwischen dem genialen Kanzler und dem Prinzen Wilhelm ist von da ab ein immer tieferes, und, trotz des großen Unterschiedes der Jahre, freundschaftlicheres geworden. Bismarck freute sich an dem raschen Auffassungsvermögen und dem natürlichen politischen Verstande des Prinzen, dem der Gesichtspunkt, der die Politik des Fürsten beherrschte: die Größe und Macht Deutschlands, auch der selbstverständliche Mittelpunkt der eigenen Gedanken war. Er hat sich an seiner stetig zunehmenden persönlichen Zuneigung zum Fürsten Bismarck nicht irre machen lassen durch die Flut von Angriffen, die gerade damals und danach bis zum Rücktritt des Fürsten in immer steigender Schärfe in Presse und Parlament und in weiten Kreisen der öffentlichen Meinung laut wurden. „Die Art von bitterer Bosheit, von Geifer, Gift und Galle, die über mich ausgeschüttet ist in den Wahlprogrammen und Wahlreden, das hat mir einen verletzenden, und ich darf wohl sagen, niederschlagenden Eindruck gemacht," sagte Fürst Bismarck am 22. November 1881, und dabei ist es, solange er im Amte war, geblieben. Es muß doch einmal gesagt werden, daß, wenn bei dem Sturz des Fürsten nach einem Schuldigen gesucht wird, diese Schuld vornehmlich diejenigen trifft, die um jene Zeit die berufenen Führer der öffentlichen Meinung Deutschlands waren, deren Haß so weit ging, daß noch zum achtzigsten Geburtstag Bismarcks die Vertreter der Stadt Berlin und die Majorität des Reichstages ihm den Glückwunsch zu diesem Tage verweigern konnten.

Prinz Wilhelm ist in den Jahren 1882 bis 1888 politisch der Schüler Bismarcks gewesen, erst an der Hand der zahlreichen längeren Unterredungen, die er seit jenem ersten Besuche mit dem Fürsten hatte, dann durch die vom Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg geleitete praktische Einführung in die Verwaltung, die Kaiser Wilhelm im Einverständnis mit Bismarck angeordnet hatte und welche die Zeit bis 1885 umfaßte, in der die Besuche des Prinzen beim Reichskanzler immer häufiger wurden. Die damals in den Vordergrund tretenden Fragen der neuen kolonialen Politik Deutschlands beschäftigten den Prinzen um so lebhafter, als sich in seinem Geiste ein Zusammenhang zwischen ihnen und den Gedanken knüpfte, mit denen er neben seinen Beschäftigungen in der Armee sich schon damals den Seeinteressen Deutschlands zuwandte. Diese Interessen waren weit mehr als beiläufige, sie führten zum Eindringen in schwierige technische Probleme. So hielt Prinz Wilhelm im Mai 1884 vor einem zahlreichen

Offizierspublikum einen Vortrag über Fischtorpedos und Seeminen, wobei er ein 14 Fuß langes Porträt des Fischtorpedos vorführte, das er selbst gezeichnet hatte. Im Herbst dieses Jahres arbeiteten er und Prinz Heinrich eingehende Berichte über die letzten Flottenmanöver aus, und dieses Mitarbeiten an den deutschen Seeinteressen blieb so stetig und lebendig, daß der Kaiser ihn 1887 nach der Grundsteinlegung des Nordostseekanals auf seine Bitte à la suite der Marine stellte. Es war ein Zeichen der Anerkennung, die sich Prinz Wilhelm beim kaiserlichen Großvater, wie beim Reichskanzler, erworben hatte, daß er im September 1884 an der berühmten Zusammenkunft zu Skiernewicze teilnehmen durfte, die in den auf drei Jahre geschlossenen Vertrag ausmündete, durch den Deutschland, Rußland und Österreich-Ungarn sich gegenseitig wohlwollende Neutralität für den Fall zusicherten, daß eine dieser Mächte von anderer Seite angegriffen werden sollte. Es folgte die Reise, die Prinz Wilhelm im Mai 1885 nach Petersburg unternahm und danach die politische Mission, die ihn im September 1886 zu den großen Manövern nach Brest Litowsk führte, eine Mission, der Fürst Bismarck so große Wichtigkeit beilegte, daß er selbst eine sehr eingehende Instruktion dazu aufsetzte. Wir wissen, daß er von der Art, wie der Prinz sich seines Auftrages entledigte, sehr befriedigt war. Dieser wurde jetzt noch mehr in die aktuelle Politik eingeführt und arbeitete regelmäßig mit dem Grafen Herbert, der ihm Vorträge hielt und ihm die Akten zu eigenem Studium vorlegte. So ging das Jahr 1886 hin. Zu den Arbeiten im Auswärtigen Amt trat die Beschäftigung im Ministerium des Innern und im Finanzministerium, die sich auch auf das folgende Jahr erstreckte. Dann kamen die schweren Sorgen, die das Jahr 1887 brachte. Bereits am neunzigsten Geburtstag Kaiser Wilhelms regten sich Besorgnisse wegen der andauernden Heiserkeit des Kronprinzen; im Mai war nach dem Urteil der deutschen Ärzte kein Zweifel mehr an dem bösartigen Charakter der Krankheit. Es folgte nun eine unsagbar schwere Zeit. Während der kranke Vater in Schottland Heilung suchte, hat Prinz Wilhelm, das Herz voller Sorgen, ihn und Kaiser Wilhelm am 20. Juni 1887 beim fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Victoria vertreten; am 11. November wußte er auf Grund des an diesem Tage gefallenen Verdikts der deutschen Ärzte, daß das Leiden des Vaters unheilbar sei und daß keine Macht der Welt ihn zu retten vermöge. Die politische Lage war dabei auf das höchste gespannt. Alle Anzeichen wiesen auf politischen Sturm; Rußland und Frankreich waren in voller Aufrüstung, ein Krieg der wahrscheinliche Ausgang. Ein Kaiserlicher Erlaß vom 17. November 1887 bestimmte, daß Prinz Wilhelm den Kaiser zu vertreten habe. Er ist aus Rücksicht für den Kronprinzen damals nicht veröffentlicht worden, aber die Möglichkeit, daß der Prinz als Heerführer in einem Krieg nach zwei Fronten von den Pflichten, die er ihm auferlegte, Gebrauch zu machen genötigt sein werde, lag sehr nahe. Die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnis-Vertrages vom 7. Oktober 1879, den Kaiser Wilhelm einst widerwillig und unter Tränen unterzeichnet hatte, wandte diese Gefahr ab. Der Prinz hat damals in fast ununterbrochenem Verkehr mit dem Reichskanzler gestanden und am 8. März 1888 erfolgte die amtliche Publikation jenes Erlasses, der ihm die Stellvertretung übertrug. Am 9. März schloß Kaiser Wilhelm die müden Augen auf immer und in seiner letzten Stunde stand Prinz Wilhelm neben ihm, der Enkel, dem er all seine Liebe geschenkt hatte und auf dem all seine Hoffnung ruhte. Kaiser Friedrichs Regierung, oder vielmehr die Zeit seines langsamen, qualvollen, mit bewunderungswürdiger Geduld und Fassung getragenen Sterbens, begann. Es dauerte 99 Tage und Fürst Bismarck hat später gesagt, es sei die schwerste Zeit, die er durchlebt habe; wieviel schwerer noch mußte sie dem nunmehrigen Kronprinzen Wilhelm sein; aber die ganze Nation hat mit ihm getragen und getrauert, als endlich der 15. Juni den Leiden Kaiser Friedrichs ein Ende setzte. Diejenigen, die jene 99 Tage nicht mit Bewußtsein und nicht in Berlin erlebt haben, können sich von dem Pessimismus, der damals unser Volk, zumal aber die Reichshauptstadt beherrschte, keine Vorstellung machen. Alle Hoffnung richtete sich auf die Zukunft, auf den Kronprinzen, nunmehr auf den König und Kaiser Wilhelm II.

Auch Fürst Bismarck hat diese Empfindungen und diese Hoffnungen geteilt. Es ist eine Legende, der die Vorstellung entstammt, daß er unter dem Regiment eines gesunden Kaiser Friedrich seine Stellung hätte behaupten können. Das war absolut ausgeschlossen. Um so fester schien nun seine Stellung gesichert. Zu Kaiser Wilhelm II. waren seine Beziehungen überaus herzliche und Bismarck schätzte Gaben und Charakter seines neuen Herrn sehr hoch ein. Als der Kaiser nach seiner ersten Petersburger Reise über Stockholm und Kopenhagen heimkehrte, nahm er seinen Weg über Friedrichsruhe. Der Kanzler hat sich unmittelbar danach über ihn, im Vergleich mit Kaiser Wilhelm I., folgendermaßen ausgesprochen: „Er

Silberkammer im Königlichen Schloß zu Berlin.

hat mehr Verständnis, mehr Mut und größere Unabhängigkeit von Hofeinflüssen und in seiner Hinneigung zu mir geht er weit. Wie rücksichtsvoll war er, als er das letzte Mal hier war! Er war erstaunt, daß ich bis 11 Uhr auf ihn gewartet hatte, was sein Großvater zu sagen unfähig war. Und am Morgen wartete er auf mich, und obgleich er gewohnt ist, weit früher aufzustehen als ich, kam er nicht vor 9 Uhr herauf, weil er dachte, daß ich bis dann schlafe. Ich wusch mich gerade und war erst halb angekleidet, als er seine Hand auf meine Schulter legte, und ich zog meinen Überrock an, um ihn einigermaßen passend zu empfangen. Er sagte: „Ja, Durchlaucht, nun scheinen Sie alles zu haben, was man für Sie wünschen könnte. Ein gelehriger und dankbarer Schüler und warmer Bewunderer steht an Ihrer Seite als Herrscher und höchste Autorität im Staat, und wir freuen uns aus vollem Herzen und hoffen, daß es lange so bleiben möge." Diese Rücksicht und achtungsvolle Freundschaft aber hat Kaiser Wilhelm dem alten Reichskanzler gegenüber auch bis zu dem für beide Teile schmerzlichen Augenblick bewahrt, da er am 20. März 1890 auf des Kaisers Wunsch um Entlassung aus all seinen Ämtern bat. Es ist unerläßlich, auch dieses vielfach falsch dargestellte Ereignis zu berühren, wenn man dem Fürsten Bismarck sowohl wie unserem Kaiser gerecht werden will. Daß beide beisammen bleiben und zusammen arbeiten wollten, unterliegt keinem Zweifel, eine andere Frage freilich ist es, ob es auf die Dauer überhaupt möglich war. Der Unterschied der Jahre, die enthusiastische, von nationalen und Menschheitsidealen getragene Natur des einen, und die menschenverachtende Herrennatur des andern, bei beiden ein zäher, sich durchsetzender Wille, ließen es wenig wahrscheinlich erscheinen. Bismarck selbst hat es nicht geglaubt, und der nächste seiner Vertrauten, Lothar Bucher, hat vor Bismarcks Rücktritt sich dahin ausgesprochen, daß der Fürst nur deshalb bisher im Amte geblieben sei, weil er gehofft habe, daß der Kaiser den Grafen Herbert zu seinem, Bismarcks, Nachfolger machen werde. Er wußte aber bereits, daß ihm dieser Wunsch nicht erfüllt werden sollte. Wahrscheinlich wäre es daher ohne das stete Entgegenkommen des Kaisers, der nichts ver-

säumte, um dem großen Staatsmanne seinen guten Willen und seine Wertschätzung zu zeigen, schon früher zu einem Bruch gekommen. Er erfolgte, weil zu der Enttäuschung, welche das Scheitern der den Grafen Herbert betreffenden Wünsche für den Fürsten bedeutete, eine Prinzipienfrage trat, in welcher die Überzeugungen des Reichskanzlers und die des Kaisers in unvereinbarem Gegensatz einander gegenüberstanden. Das war die soziale Frage. Wir haben gesehen, wie früh und wie lebhaft sie bereits den Prinzen Wilhelm beschäftigt hatte. Seine Gedanken gingen dahin, vor allem auf eine Scheidung von Anarchismus und Sozialdemokratie hinzuarbeiten. Der Sozialdemokratie aber hoffte er dadurch den Boden zu entziehen, daß er die durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 angebahnte Arbeiterfürsorge weiter ausbauen, die berechtigten Wünsche der Arbeiter befriedigen und sie so dem monarchischen Gedanken und dem Vertrauen zum Staat wiedergewinnen wollte. Fürst Bismarck, der noch am 18. Mai 1889 im Reichstage für die aus der Initiative des Kaisers stammende Gesetzesvorlage eingetreten war, der wir die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter danken, stand auf anderem Boden. Schon in der Rede, die er an diesem Tage hielt, klingt eine skeptische Note und eine Drohung durch. Das Gesetz sei eingeführt zur „Beruhigung unseres Gewissens für den Fall, daß das nicht hilft und wir fechten müssen." Die Ablehnung der Verlängerung und Verschärfung des Gesetzes vom 21. Oktober 1878 über die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie durch den Reichstag am 25. Januar 1890, die schon im Dezember vorauszusehen war, veranlaßte den Kaiser um diese Zeit mit Bismarck die Frage zu beraten, was nun geschehen solle. Des Kaisers Gedanke war auch jetzt noch, auf dem Wege der Gesetzgebung den berechtigten Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, einmal weil er darin eine landesväterliche Pflicht sah, andererseits aber den Gegnern der Regierung, Sozialisten, Zentrum und Fortschrittspartei, den Wind aus den Segeln nehmen wollte. Fürst Bismarck wollte schärfere Maßregeln ergreifen.

Dies war es, was das Zusammenarbeiten des Kaisers mit Bismarck unmöglich machte. Was sonst an Ursachen im Abschiedsgesuch des Fürsten aufgeführt wird, hat eine nur sekundäre Rolle gespielt, so daß die Vorstellung, daß die Differenz über die Kabinettsverordnung von 1852, wie im Abschiedsgesuch eingehend dargelegt wird, den Ausschlag für den Bruch gegeben habe, irreführend ist. Diese Motivierung mußte dem Kaiser um so überraschender sein, als Bismarck selbst ihm oft geraten hatte, die Minister rufen zu lassen, was bei seiner häufigen und langandauernden Abwesenheit von Berlin zur Notwendigkeit geworden war. Die prinzipielle Seite dieser Frage trat erst im letzten Stadium der Krisis hervor, als der Ausgang nicht mehr zweifelhaft war.

Als wesentliches Moment, das bei den Darstellungen, die diese Tage gefunden haben, nicht genügend zur Geltung gekommen ist, das aber allen, die sie erlebt haben, in schwerer Erinnerung geblieben ist, hat zudem die Isolierung mitgespielt, in welche Fürst Bismarck durch die steigende und erbitterte Opposition geriet, die ihm im Reichstag und im Abgeordnetenhause entgegentrat. Der Ruf Laskers „ein Mann kann nicht alles" klang dem Kaiser von allen Seiten entgegen, auch aus den Kreisen, die, wie der Fürst Chlodwig von Hohenlohe, zu den Bewunderern und Freunden des Reichskanzlers gehörten. Es ist durchaus richtig, was der intimste Freund Bismarcks, Graf Alexander Kayserling, über die entscheidende Ursache sagte, die Bismarcks Rücktritt zur Notwendigkeit machte: „Die Wähler in Deutschland haben ihn vertrieben. Dabei bleibt es, ob die Nation ihm auch Denkmäler setzt." Sie ist jener blinde Hödur gewesen, von dem das Geschoß ausging, das ihn niederwarf, und nicht ihre Sache ist es, zu richten. Das letzte entscheidende Wort aber wird dereinst die Geschichte sprechen, wenn die Schleier gefallen sind, die uns heute noch viele verborgene Zusammenhänge verdecken.

In den Jahren, die bis zu jenem 30. Juli 1898 hingingen, an dem Bismarck starb, hat Kaiser Wilhelm im Gegensatz zu der Haltung, welche die Berliner Stadtverordneten und die Majorität des Reichstages in Anlaß des 80. Geburtstages des großen Reichskanzlers einnahmen, alles getan, um den Konflikt versöhnlich ausklingen zu lassen; das war das Ziel, das er trotz scheinbarer Widersprüche von Anfang an ins Auge gefaßt hatte, und an dem er bis zuletzt festgehalten hat, obgleich Bismarck seinem Gegensatz gerade gegen die Maßregeln der Politik des Kaisers, auf die dieser den höchsten Wert legte, in oft scharfer Weise Ausdruck gab. Wer von dem Standpunkt aus, den die Weltpolitik inzwischen erreicht hat, die Differenzpunkte prüft, wird sich der Tatsache nicht entziehen können, daß die Erwerbung von Helgoland, selbst um den Preis der Opfer, die dafür gebracht werden mußten, eine politisch kluge und notwendige Tat war, die in späterer Zeit nicht oder doch nur unter weit schwereren Opfern hätte durch-

Elisabethsaal im Königlichen Schloß zu Berlin.
(In ihm wurden am 14. Februar 1890 die Staatsrats-Sitzungen durch den Kaiser eröffnet.)

geführt werden können, daß die Nichterneuerung des sogenannten Rückversicherungsvertrages auf den ehrenhaften Gedanken zurückging, in unzweideutiger Treue an dem Vertrage von 1879 festzuhalten, der noch heute ein Fundament unserer Weltstellung ist, daß die Politik, die Deutschland dem Islam und speziell der Türkei gegenüber einschlug, durch die Erschließung Kleinasiens und Mesopotamiens wirtschaftliche Vorteile und politische Perspektiven von größter Tragweite eröffnete, daß endlich die Erwerbung von Kiautschou einen Stützpunkt für die Weltpolitik Deutschlands brachte, dessen Bedeutung schon jetzt nicht hoch genug angeschlagen werden kann, der aber aller Wahrscheinlichkeit nach in nahenden Entwicklungsperioden noch weit höher eingeschätzt werden wird. Und damit sei diese Betrachtung geschlossen. Was unser Kaiser durchlebt hatte, bedeutet einen wichtigen Abschnitt in seinem Leben. Die Lehrjahre hatten ihren Abschluß gefunden. Den Grundgedanken, die in den Kämpfen, welche sie brachten, ausgereift waren, ist er in unerschütterlicher Konsequenz treu geblieben, und ihre Ausführung ist es, die der Geschichte unseres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten Färbung und Charakter gegeben hat. Auch stehen wir noch mitten in der Arbeit, die auf Verwirklichung dieser Gedanken gerichtet ist. Sie sind nicht alle auf einmal in die Erscheinung getreten, es war zeitweilig nötig, alle Kraft auf einen Punkt zu konzentrieren, und erst nachdem dieser gesichert war, konnte weiter geschaffen werden. Auch an Irrtümern und Enttäuschungen hat es nicht gefehlt. Irren ist menschlich, und unser Kaiser hat niemals den Anspruch erhoben, unfehlbar zu sein. Homo sum, humani nihil a me alienum puto! ist ein Spruch, durch den er mehr als einmal dem Gedanken Ausdruck gegeben hat, daß er sich der Schranken bewußt sei, die uns Sterblichen gesetzt sind, und das perseverare in errore ist ihm allezeit fremd geblieben. Er hatte den Mut, sich umzudenken, wo die Tatsachen es verlangten, während er stets aufs neue das als richtig Erkannte wieder angriff, ohne sich durch erste Miß-

erfolge abschrecken zu lassen. Am drastischsten ist das bei der Fortsetzung der Arbeiterschutzgesetzgebung zutage getreten, an der Kaiser Wilhelm nicht irre geworden ist, trotz der flagranten Undankbarkeit der durch die Tyrannei der sozialdemokratischen Führer zusammengehaltenen Arbeiterorganisationen. Es blieb ihm die vornehmste Aufgabe des Staates, „die schwächeren Klassen der Gesellschaft zu schützen und ihnen zu einer höheren wirtschaftlichen und sittlichen Entwickelung zu verhelfen." Der erste Teil dieses Programms, die wirtschaftliche Hebung, ist im Zusammenhang mit dem gewaltigen Aufschwung, den Handel und Industrie und alle Zweige des Arbeitslebens in Deutschland genommen haben, bereits erfüllt worden. Wer heute in Deutschland Not leidet, trägt selbst die Schuld daran. Die antistaatliche und antimonarchische Richtung der Sozialdemokratie, die Tyrannei, mit der sie bemüht ist, die gesamte Arbeiterschaft in ihre Netze zu ziehen, hat dagegen Kaiser Wilhelm mit Wort und Tat und mit den Mitteln, die ihm die Verfassung bot, bekämpft und es ist wohl kein Irrtum, anzunehmen, daß der Schutz, der den freien Arbeitern von seiten des Staates geboten wird, und der zweifellos noch weiter ausgedehnt werden kann als heute geschieht, die Mittel bieten wird, den unsittlichen Zwang zu durchbrechen, durch den die Sozialdemokratie ihre Macht zum Unheil des Reiches behauptet und ausgedehnt hat. Die gleiche Stetigkeit des Willens wie in der Fürsorge für die Arbeiter, finden wir in der Schulpolitik des Kaisers. Die Vorstellung, daß es sich um eine Beschränkung der klassischen Gymnasien handle, ist längst geschwunden. Wir wissen, daß der Ausgang der mit so großer Leidenschaft ausgefochtenen Kämpfe gezeigt hat, daß das Ziel die Erschließung eines weiteren Feldes war, auf dem, je nach ihren Anlagen, die lernende Jugend sowohl zu technischer, naturwissenschaftlicher wie zu philologisch-historischer Bildung geführt werden sollte. Auch die auf fast noch heftigeren Widerstand gestoßene Heranziehung der Frauen zu rein wissenschaftlicher Ausbildung wird heute fast allseitig als ein notwendiger Fortschritt anerkannt, so daß die vielgescholtene Schulkonferenz von 1889, die ganz aus der Initiative des Kaisers hervorging, in ihren Konsequenzen als überaus segensreich anerkannt werden muß.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie sehr die Jahre den Widerspruch aufgehoben haben, der sich, wenn nicht allseitig, so doch bei einem großen Teil der Bevölkerung regelmäßig erhob, wenn Kaiser Wilhelm mit der Ausführung eines neuen Gedankens hervortrat. Wie lächeln wir heute, wenn wir an die Entrüstung der Berliner über die Durchforstung des Tiergartens denken; wie laut war die Opposition, die sich gegen Einführung der Sonntagsruhe erhob, und wie ist der Kirchenbauverein bespöttelt worden, der der wahrhaft schmählichen Kirchennot in Berlin abhalf.

Wäre der Kaiser nicht fest geblieben, so wären die Kanäle nicht gebaut worden und nur ihm ist es zu danken, wenn wir heute eine Flotte besitzen, die der Stolz ganz Deutschlands ist und die Weltstellung Deutschlands aus einem Anspruch zu einer Realität gemacht hat. Jener Vortrag, den Kaiser Wilhelm am 8. Januar 1895 in Potsdam über die Notwendigkeit einer Verstärkung unserer Kriegsmarine hielt, wurde der Ausgangspunkt einer Propaganda, die um das Verständnis des deutschen Volkes für eine große nationale Pflicht warb, deren Last niemand mehr getragen hat, als Kaiser Wilhelm selbst, und deren glänzender Erfolg niemandem mehr zu danken ist als ihm. Er hat sieben Jahre lang gekämpft, ehe ihm der 28. März 1898 sein erstes Flottengesetz brachte, und seither ist es dank ihm und seinen Mitarbeitern stetig vorwärts gegangen, so daß wir heute unter den Seemächten der Welt an zweiter Stelle stehen. „Und wenn dem Neid das Herz zerbricht", dies große historische Verdienst um Deutschland wird niemand in aller Welt Kaiser Wilhelm strittig machen können. Es ist um so größer, als zugleich nichts versäumt worden ist, um das deutsche Heer nicht nur relativ, sondern absolut auf der Höhe zu halten, so daß es heute die stärkste und bestgerüstete Armee der Welt ist.

Es ist dem Kaiser dank diesen scharfen Waffen gelungen, Deutschland trotz zahlreicher akuter Krisen und eigentlich nie abbrechender Kriegsmöglichkeiten, den Frieden zu erhalten. Dabei ist er zugleich, wie alle seine Vorfahren, ein Mehrer des Reichs gewesen. Es ist keineswegs eine Periode des Stillstandes, die hinter uns liegt. Die Erwerbung der Karolinen und ihrer Dependenzen, Samoas, Kiautschous, das mit der Öffnung des Panamakanals noch an Bedeutung wesentlich gewinnt, Helgolands, dessen Wert — was nochmals hervorgehoben sei — wir erst heute schätzen lernen, die Vertiefung unserer kolonialen Arbeit, die von Jahr zu Jahr tatkräftiger fortschreitet, und die Erwerbung von Neu-Kamerun, das alles hat heiße Arbeit, kühne Tat und edles Blut gekostet. In Ostafrika mußten die arabischen Sklavenhändler verjagt und kriegerische Stämme unterworfen, in Südwest die Wittboys und zehn Jahre danach die

Bondelzwarts und die Hereros niedergerungen werden, in Kämpfen, die für alle Zeiten ein Ruhm des deutschen Namens bleiben werden und in denen an bewunderungswürdiger Ausdauer unter physischen und psychischen Strapazen ohnegleichen, an Heldenmut und Treue, Offiziere wie Mannschaften das äußerste geleistet haben, was menschlicher Kraft zugemutet werden darf. Das Jahr 1900 brachte die Chinaexpedition, durch welche Deutschland der Welt bewies, daß es eine Armee von Freiwilligen improvisieren und auf eigenen Fahrzeugen über See führen könne. Sie ist aber keineswegs nur eine Strafexpedition gewesen, sondern hat uns als Frucht das Jangtseabkommen vom 16. Oktober 1900 gebracht, das dem drohenden System der Einflußsphären, das England auf chinesischem Boden einzuführen versuchte, die Spitze abbrach und dem von uns vertretenen System der offenen Tür den Sieg sicherte.

Unsere Kolonien, die 1888 wenig mehr waren als unsicher begrenzte Ansprüche, haben in den 25 Jahren, die seither hinter uns liegen, nicht nur feste, völkerrechtlich gesicherte Grenzen erhalten, sie sind aus Schutzgebieten zu Besitzungen des Reichs geworden, in denen der Gedanke der Selbstverwaltung sich immer kräftiger entwickelt, und werden durch Eisenbahnen und Straßenanlagen erschlossen, wo früher Wildnis und Einöde jede dauernde Niederlassung unmöglich zu machen schien. Hand in Hand damit, dieser Entwicklung teils voraus eilend, teils sie begleitend und fördernd, ging der großartige Aufschwung, den Schiffahrt, Handel und Industrie genommen haben, deren Arbeitsfrüchte unter der Sonne der kaiserlichen Gunst gereift sind. Man kann ohne jede Übertreibung sagen, daß es kein materielles, künstlerisches, ethisches und wissenschaftliches Interesse Deutschlands gegeben hat, das nicht von Kaiser Wilhelm gefördert worden wäre. Die Kaiser-Wilhelm-Stiftung zur Zentenarfeier der Berliner Universität kann als typisches Beispiel der weitausblickenden Fürsorge dienen, und die Zukunft wird den Beweis bringen, daß die Saat, die er ausgesät hat, nicht auf steinigen Boden gefallen ist.

Doch wir brechen ab. Was hier hervorgehoben wird, ist an anderer Stelle ausführlich dargestellt und belegt worden. Worauf es uns ankam, war, darauf hinzuweisen, wie stark die Impulse sind, die von unserem Kaiser ausgehen, wie weit der Kreis der Interessen ist, den er umfaßt, wie groß der Einfluß, den er auf die Generation ausgeübt hat, die unter seinem Regiment herangewachsen ist. Körperlich hat die Pflege des Sports, ohne wie in England Selbstzweck zu werden, ein Gegengewicht gegen die Überbürdung gebracht, die das Charakteristikum unseres Schulwesens durch Generationen gewesen ist. Die Schule ist fröhlicher und praktischer geworden, der Gesichtskreis hat sich erweitert, das nationale Selbstbewußtsein ist kräftiger geworden und widerspruchslos werden nationale Aufgaben, wie sie die neue Weltstellung Deutschlands gebracht hat, deren Anerkennung der älteren Generation von Kaiser Wilhelm erst abgerungen werden mußte, heute als selbstverständlich verfolgt. Zu keiner Zeit in unserer Geschichte sind Mittel und Gelegenheit zu ernster und fruchtbarer wissenschaftlicher Arbeit reicher geboten worden, haben Handel und Industrie mehr prosperiert und ist intensiver an der Hebung unserer Landwirtschaft gearbeitet worden. Die Bevölkerung des Deutschen Reiches ist um über 20 Millionen Köpfe gewachsen und trotzdem ist die Zahl der Auswanderer nicht nur relativ, sondern absolut stetig zurückgegangen. Sie ist von 1888, wo sie noch 103 951 Köpfe betrug, im Jahre 1908 auf 19 883 gesunken, gewiß ein Zeichen, daß es im Reich wohnlicher geworden ist und jeder Energie auch der Spielraum geboten wird. In den großen Zusammenhängen der Weltpolitik kann keine Entscheidung getroffen werden, ohne daß Interesse und Wille des Deutschen Reiches Beachtung gefunden habe, und jeder Deutsche in aller Welt hat die Gewißheit, daß, wo er ein gutes Recht zu vertreten hat, das Deutsche Reich ihm zur Seite steht.

Wer das Glück gehabt hat, einen Einblick in das Arbeitsleben unseres Kaisers zu gewinnen, weiß, daß es ein stetes Eindringen in alle Interessen Deutschlands ist. Es gibt keine Frage unseres wirtschaftlichen, sozialen, wissenschaftlichen Lebens, in dem er nicht zu eigenem Urteil zu gelangen bemüht wäre. Er wählt dabei den kürzesten Weg: eigene Anschauung, Vorträge der Fachautoritäten und Diskussion mit ihnen, bis er zu völliger Klarheit gelangt ist. Endgültige Entscheidungen aber erfolgen nicht ohne Heranziehung des Urteils der staatlichen Organe, in deren Ressort die gerade vorliegende Frage fällt. Sachlichem Widerspruch ist er durchaus zugänglich, aber er will überzeugt sein, wenn er die eigene Ansicht ändern soll. Er lebt stets im Zusammenhang der Interessen und Bestrebungen der Zeit und gibt sich nicht mit oberflächlicher Kenntnis zufrieden. Es ist seine Art, sich werdende Dinge vollendet zu denken, und von diesem Gesichtspunkt aus ihren Wert oder Unwert zu beurteilen, sich ihnen fördernd hinzugeben oder sie abzulehnen. Von der Bedeutung und dem Einfluß der Presse hat er eine hohe Vorstellung, aber er steht

ihr kritisch gegenüber. Die ungeheure Menge von Zeitungsausschnitten, die ihm regelmäßig aus Blättern aller Richtungen in den drei Weltsprachen zugehen, begleitet er, wo sie seinen Widerspruch oder seine Zustimmung hervorrufen, mit Marginalbemerkungen, die häufig in ihrer drastischen Fassung an die Marginalien Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen erinnern. Über seine persönliche Stellung zu den aufgeworfenen Fragen kann es einen Zweifel nicht geben.

Unser Kaiser ist tief religiös gestimmt, aber er ist kein Zelot und läßt, wenngleich von ganz anderer Grundlage ausgehend wie Friedrich der Große, jeden nach seiner Façon selig werden. Aber es liegt ihm am Herzen, seinem Volk ein werktätiges Christentum lebendig zu erhalten, und er fördert, von der Kaiserin wirksam unterstützt, alles, was dazu beitragen könnte.

Ich glaube nicht, daß es jemanden in Deutschland gibt, von dem im persönlichen Umgang ein größerer Reiz ausgeht. Er hat im höchsten Grade, was die Franzosen charme nennen. Sein immer natürliches, ungekünsteltes Wesen versetzt jeden, den er an sich heranzieht, in eine unbefangene behagliche Stimmung. Er hat eine ungeheure Personalkenntnis und ist zunächst geneigt, von den Menschen gut zu denken, aber er hat viele Enttäuschungen erlebt an Menschen, die er lieb gewonnen hatte, und darunter mehr gelitten als er zeigt. Er ist völlig frei von jedem ständischen Vorurteil und schätzt am Menschen, was er leistet, wobei es wohl vorkommen kann, daß er die Leistung überschätzt oder unterschätzt. Solchen Irrtümern vermag sich aber niemand zu entziehen. Ich halte ihn für ganz unfähig, einen unedlen Gedanken zu fassen; er ist großmütig und innerlich vornehm und hat wohl niemals die Empfindung, daß er sich etwas vergeben könnte. Der nationale Gedanke und die Ehre seines Hauses sind das Fundament all seines Tuns.

Die Schloßgarde unter präsentiertem Gewehr im Hofe des Berliner Schlosses.

Viertes Kapitel.

Der Kaiser und die Politik.

Der Kaiser und die auswärtige Politik.

Die Gründung des Deutschen Reiches hatte in den gesamten europäischen Verhältnissen einen solchen Umschwung herbeigeführt, daß die Politik aller Mächte eine völlig neue Orientierung suchen mußte. Das wäre nun freilich nicht schwer gewesen, wenn die geschichtliche Bedeutung dieser politischen Neugestaltung allen Völkern in unbefangener Betrachtung zum vollen Bewußtsein gekommen wäre. Aber im Auslande hatte sich die Vorstellung gebildet, daß die große Schöpfung Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks nicht von Dauer und Bestand sein werde. Man sah im Deutschen Reich trotz aller Furcht und Bewunderung, die das Erlebte überall angeregt hatte, einen lediglich persönlichen Erfolg großer Männer, dem die politische Fähigkeit und das Bedürfnis des deutschen Volkes wenig entspreche.

Hiernach läßt sich ermessen, was es für alle diese mißgünstigen Stimmungen im Auslande bedeutete, als an die Spitze des Reiches ein junger neunundzwanzigjähriger Monarch trat, von dem man zunächst nur recht unsichere Vorstellungen hatte. Die auswärtigen Neider und Feinde des Reiches studierten in ihrer Art die Persönlichkeit des jugendfrischen Herrschers und fanden in ihm vornehmlich das Preußische und Soldatische ausgeprägt. Nun stand bald das Urteil fest, daß der neue Kaiser in erster Linie kriegerischen Ehrgeiz besitze und daher die erste Gelegenheit ergreifen werde, um den kriegerischen Lorbeeren seines Großvaters und seines Vaters neue eigene hinzuzufügen. Verkannt wurde hierbei das strenge Pflichtgefühl, das nach Hohenzollernart dem jungen Kaiser gebot, auch die heißesten Wünsche nach kriegerischem Ruhme mannhaft zurückzudrängen und die ihm von den Vätern überkommene Macht, von der er mit Recht eine sehr hohe Vorstellung hatte, gewissenhaft nur zum Wohl des deutschen Volkes zu gebrauchen.

Selbstverständlich gab es unter den gebildeten und politisch erfahrenen Ausländern und unter den ausländischen Regierungen viele, die das Geschehene richtiger einschätzten, den neuen Verhältnissen Vertrauen entgegenbrachten und vor allem die Vorteile erkannten, die ganz Europa aus der neuen Machtstellung Deutschlands ziehen konnte. So war es der Staatskunst des Fürsten Bismarck geglückt, ein festes Bundesverhältnis mit Österreich-Ungarn herzustellen, und diesem Bündnis hatte sich auch Italien angeschlossen. Der Dreibund, der auf solche Weise entstanden war, erwies sich als eine starke Friedensgarantie für ganz Europa und als eine wertvolle Verstärkung der Macht seiner Mitgliedstaaten, ohne ihre besonderen Interessen in einer unerwünschten Richtung zu binden.

Aber auch die Freunde des Deutschen Reiches empfanden im Juni 1888 so etwas wie Unsicherheit und Erwartung. Kaiser Wilhelm II hielt es daher für eine der ersten Notwendigkeiten, dieser Unsicherheit

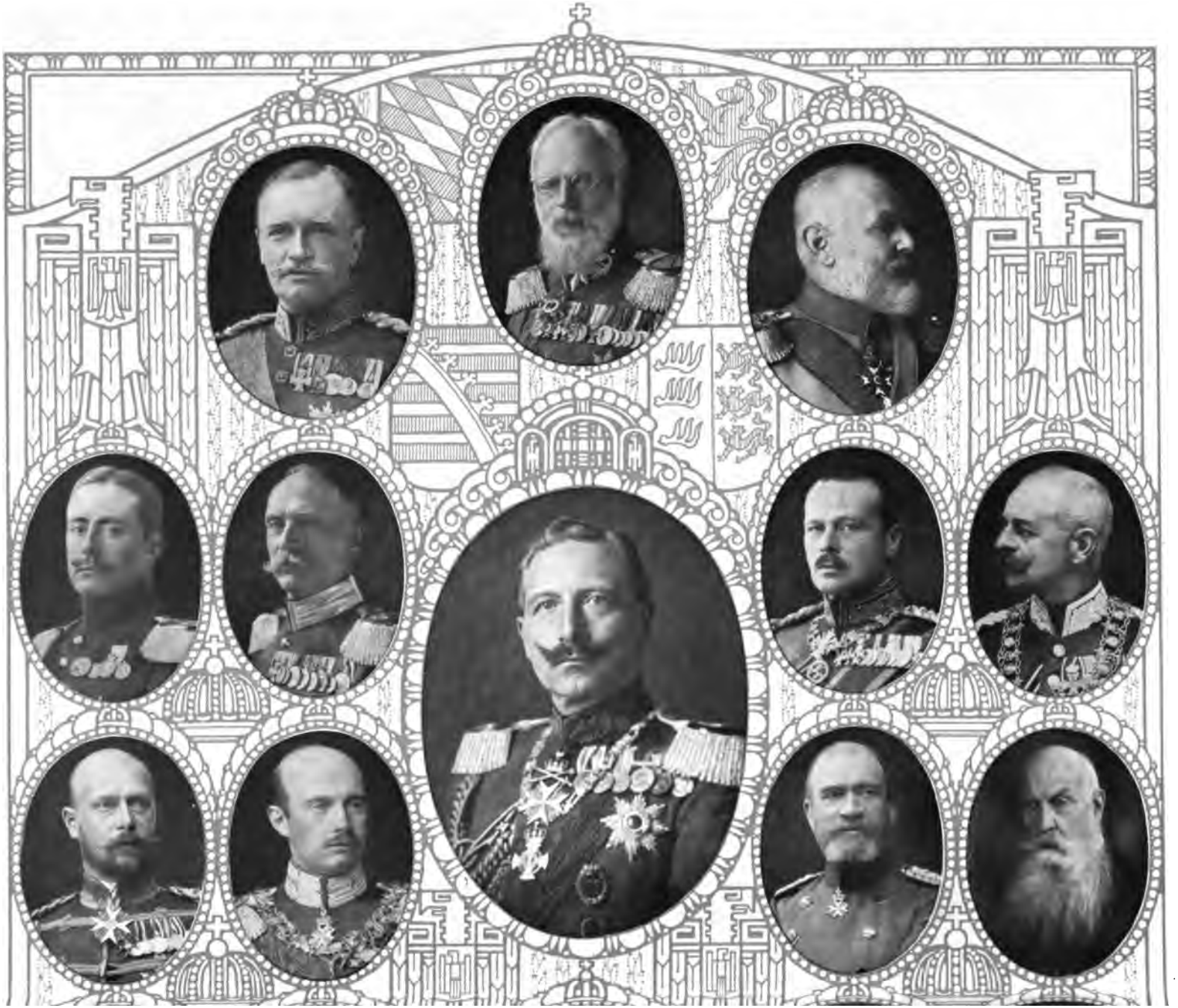
entgegenzuwirken. So beschloß er, die auswärtigen Höfe, soweit es anging, der Reihe nach zu besuchen, auf diese Weise Klarheit über seine Persönlichkeit zu schaffen und seine eigene Kenntnis der für die auswärtigen Beziehungen maßgebenden Persönlichkeiten und Verhältnisse zu erweitern.

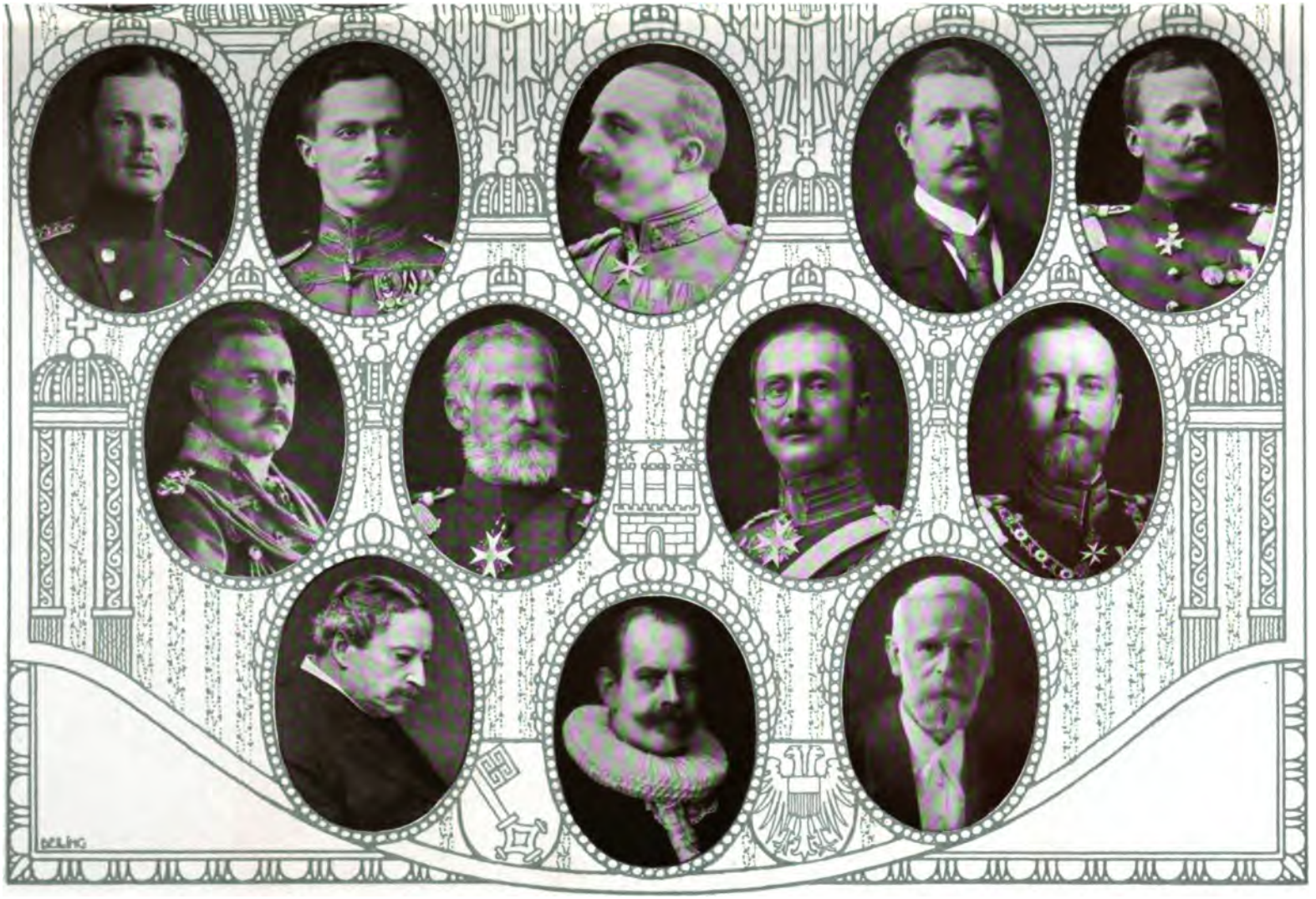
Es hätte nahe gelegen, zuerst die Verbündeten des Deutschen Reiches zu besuchen. Aber wichtiger noch erschien die Anbahnung eines persönlichen Vertrauensverhältnisses mit dem Kaiser von Rußland. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland freundlich zu gestalten, war Kaiser Wilhelm I. stets sorgfältig bemüht gewesen. Er legte so hohen Wert auf die Erhaltung dieser Beziehungen, daß er sie auf dem Sterbebett wie ein Vermächtnis dem Enkel ans Herz legte. Und was der große Kaiser als Ergebnis seiner Lebenserfahrung gewonnen hatte, das entsprach auch der stets vertretenen persönlichen Überzeugung seines großen Beraters, des Fürsten Bismarck. Freilich wurde diese Politik zeitweise durch persönliche Einflüsse und entgegengesetzte Richtungen in der russischen Politik erschwert, und so erschien es wünschenswert, daß Kaiser Wilhelm nach seiner Thronbesteigung möglichst bald jeden Zweifel hinsichtlich seiner Absichten beseitigte. Angebahnt waren persönlich herzliche Beziehungen zwischen Kaiser Alexander III. und dem damaligen Prinzen Wilhelm schon im Jahre 1884, und daß die damaligen Eindrücke inzwischen nicht beeinträchtigt worden waren und aufs neue verstärkt und vertieft wurden, zeigte der Verlauf des ersten offiziellen Besuchs, den Kaiser Wilhelm nunmehr am 19. Juli 1888 in Peterhof abstattete. Er benutzte dazu den Seeweg, wurde auf der Reede von Kronstadt vom Kaiser Alexander empfangen und nach Peterhof geleitet. Im Gefolge des Kaisers befanden sich u. a. sein Bruder Prinz Heinrich von Preußen und der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Graf Herbert Bismarck. Eine glänzende Truppenschau in Krassnoje Sselo gab Gelegenheit, auch die alten Überlieferungen preußisch-russischer Waffenbrüderschaft wieder zu erneuern.

Der Kaiser benutzte diese Meerfahrt, um auf dem Rückwege auch die anderen Ostseestaaten zu besuchen. Während der Besuch in Stockholm in erwarteter Weise günstig verlief, bedeutete der sich daran anschließende Besuch am dänischen Hofe in Kopenhagen in gewissem Sinne ein Wagnis. Seit 24 Jahren hatte es trotz der völkerrechtlich korrekten und äußerlich friedlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark unmöglich geschienen, daß ein König von Preußen als offizieller Gast in Kopenhagen weilte. Kaiser Wilhelm II. aber tat im Bewußtsein seiner eigenen gutbegründeten Machtstellung und seiner reinen und friedlichen Absichten diesen Schritt, der zugleich ein Appell an das Verständnis und die politische Besonnenheit des dänischen Volkes war. Er wurde von dem greisen König Christian IX. und vom dänischen Hofe mit Herzlichkeit und voller Würdigung seiner persönlichen Absichten empfangen, und es gelang, die chauvinistischen, feindseligen Kundgebungen, die auf der Straße hier und da versucht wurden, in angemessenen Grenzen zu halten, so daß sie nicht bemerkt zu werden brauchten.

Die erste Besuchsfahrt des Kaisers war also zu gutem Ende geführt. In der Heimat gönnte sich der Kaiser nur eine kurze Zeit, die den inneren Regierungsgeschäften gewidmet war, um im Herbst seine Reisen fortzusetzen. Es galt jetzt, die Verbündeten aufzusuchen. Die Fahrt nach Wien schloß sich an den Besuch der süddeutschen Höfe an und fand Anfang Oktober statt. Der Empfang durch Kaiser Franz Josef gestaltete sich besonders herzlich, und der Verkehr der beiden Monarchen sowie die beim offiziellen Festmahl gewechselten Trinksprüche zeigten aller Welt in starker Betonung, wie fest das deutsch-österreichische Bündnis gegründet sei. Und nicht minder erfreulich war der Besuch am Hofe des Königs Humbert von Italien. Seit Jahrhunderten kam zum ersten Mal wieder ein deutscher Herrscher als Kaiser nach Rom. Und doch, wie anders war das alles jetzt! Jetzt war es ein Deutscher Kaiser, nicht ein Römischer; seine Macht wurzelte fest in der Nation, sie griff nicht nach unerreichbaren Zielen, sondern lebte vollständig in der Erfüllung der nächsten Pflicht, in deren Vorzeichnung sich Vernunft, echter Wirklichkeitssinn und hoher Idealismus begegneten, und der deutsche Kaiser kam vor die Tore Roms nicht als Gebieter mit unerfüllbaren Ansprüchen, sondern als Gast und Freund mit offenem Sinn und warmem Herzen, als gewissenhafter und starker Verbündeter.

Man darf wohl sagen, daß diese ersten Reisen des Kaisers im Jahre 1888 den Verhältnissen der nächsten Jahre das entscheidende Gepräge gaben. Freilich kann nicht verschwiegen werden, daß diese Erfolge nicht überall in der Öffentlichkeit richtig gewürdigt wurden. Gewiß wird der Gang der Politik nur durch die wirklichen Interessen der Völker, nicht aber durch persönliche oder gar dynastische Rücksichten bestimmt. In Wirklichkeit sind aber die Interessen der Völker nicht so klar und bestimmt umschriebene und





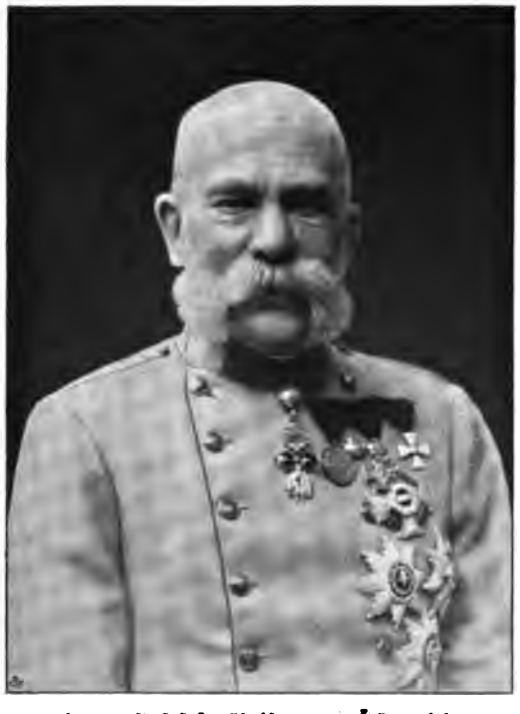
Der Kaiser und die deutschen Bundesfürsten und Bürgermeister der Freien und Hansastädte.

(Von links nach rechts): König Friedrich August III. von Sachsen — Prinzregent Ludwig von Bayern — König Wilhelm II. von Württemberg — Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar — Großherzog Friedrich II. von Baden — Großherzog Ernst Ludwig von Hessen — Großherzog Friedrich August von Oldenburg — Regent Johann Albrecht von Mecklenburg — Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin — Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz — Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen — Herzog Ernst II. von Sachsen-Altenburg — Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und -Gotha — Herzog Friedrich II. von Anhalt — Fürst Günther zu Schwarzburg — Fürst Friedrich von Waldeck — Erbprinz Heinrich XXVII. von Reuß — Fürst Heinrich XIV. von Reuß — Fürst Adolf von Schaumburg-Lippe — Fürst Leopold IV. von Lippe. — Präsidierender Bürgermeister von Lübeck: J. H. Eschenburg — Erster Bürgermeister von Hamburg: Dr. C. A. Schröder — Präsident des Senats von Bremen: Dr. Barkhausen.

vor allem nicht so allgemein verstandene Faktoren, daß nicht Stimmungen, Vorurteile und anderes, kurz alles das, was Bismarck die „Imponderabilien" nannte, immer noch ihre große und unter Umständen entscheidende Bedeutung behielten. Wer die ersten Bemühungen des Kaisers, persönlich Fühlung mit den europäischen Höfen und den Zentren politischer Einflüsse zu gewinnen, abfällig beurteilte, vergaß, daß es tatsächlich persönliche Momente und Einflüsse waren, die im Jahre 1888 angesichts der beiden schnell aufeinander folgenden Thronwechsel im Deutschen Reiche eine gewisse Unsicherheit der europäischen Lage herbeigeführt hatten. Daß hier in kürzester Zeit und auf dem einfachsten und richtigsten Wege Klarheit geschaffen wurde, war eine verdienstvolle Tat des Kaisers, deren Wert nicht dadurch vermindert wird, daß diese schnell aufeinander folgenden Reisen des Herrschers in das Ausland kein Vorbild in der Vergangenheit fanden. Die Richtung, auf die sich der Kaiser bei seiner Thronbesteigung innerlich verpflichtet fühlte, der er treu blieb und die in den Reisen praktischen Ausdruck fand, war die Politik seines Großvaters: Festhalten am Dreibund, Pflege der guten Beziehungen zu Rußland, Wahrung des Friedens, solange es mit Ehren geschehen konnte.

Phot. E. Bieber, Berlin.

Wilhelm II., Deutscher Kaiser.



Franz Josef I., Kaiser von Österreich.

Victor Emanuel III., König von Italien.

Die Monarchen des Dreibundes.

Diese Grundzüge der auswärtigen Politik des Kaisers waren schon in der ersten Thronrede enthalten, mit der am 25. Juni 1888 der Reichstag eröffnet wurde. Als dann am 22. November der Reichstag wieder zusammentrat, konnte sich der Kaiser im Rückblick auf die Besuche im Ausland befriedigt aussprechen. In der Thronrede hieß es: „Unsere Beziehungen zu allen fremden Regierungen sind friedlich und Meine Bestrebungen unausgesetzt dahin gerichtet, diesen Frieden zu befestigen. Unser Bündnis mit Österreich und Italien hat keinen anderen Zweck. Die Leiden eines Krieges, und selbst eines siegreichen, ohne Not über Deutschland zu verhängen, würde Ich mit Meinem christlichen Glauben und mit den Pflichten, die Ich als Kaiser gegen das deutsche Volk übernommen habe, nicht verträglich finden.... Das Vertrauen, welches Mir und Meiner Politik an allen von Mir besuchten Höfen entgegengekommen ist, berechtigt Mich zu der Hoffnung, daß es Mir und Meinen Bundesgenossen und Freunden mit Gottes Hilfe gelingen werde, Europa den Frieden zu erhalten."

Fürst Otto von Bismarck,
Reichskanzler 1871—1890.

Es ist nicht nötig, bei allen einzelnen Begegnungen und den Gegenbesuchen der fremden Monarchen zu verweilen, die die nun folgenden Jahre brachten. Nur über die Stellungnahme des Kaisers gegenüber den europäischen Westmächten, die in dieser Zeit deutlicher zur Erscheinung kam, muß einiges gesagt werden. Die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich waren nach wie vor besonderer Art; sie waren und blieben bestimmt durch die Gefühle, die in der französischen Nation seit 1870 zurückgeblieben waren und trotz korrekter diplomatischer Beziehungen und mancher Bekundungen guten Willens von seiten der verantwortlichen Regierung in Frankreich nur wechselten zwischen eisiger Zurückhaltung und offener Feindseligkeit. Für die deutsche Regierung und Diplomatie ergab sich daraus als einzig mögliche Richtschnur, in der Erhaltung und Stärkung unserer Wehrkraft nicht nachzulassen und beständig stark und bereit zu sein. Der Gedanke, einem geplanten kriegerischen Angriff durch eigenen Angriff zuvorzukommen, ist nur gerechtfertigt, wenn es feststeht, daß der Krieg unvermeidlich ist und er geführt wird um Interessen, die bei zögerndem Verhalten ernstlich gefährdet sein würden. So lagen aber die Dinge bei unserem Verhältnis zu Frankreich nicht. Hinter dem Säbelrasseln und der nervösen Feindseligkeit der unverantwortlichen Revanchepolitiker in Frankreich, worin sich der tief verwundete Stolz einer empfindlichen, ruhmliebenden und ehrgeizigen Nation ausdrückte, verbarg sich bei näherem Zusehen ein starkes Friedensbedürfnis, wie es einer ernsthaft an ihrer Entwicklung arbeitenden, geistig hochstehenden Kulturnation natürlich ist. Diesem Friedensbedürfnis lag auch die richtige Erwägung zugrunde, daß ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, selbst wenn er dem gekränkten Nationalstolz der Franzosen Genugtuung brächte, in allen übrigen Beziehungen nur schädlich und vollkommen zwecklos sein würde. Das galt aber auch für Deutschland. Wir dürfen einen solchen Krieg nur führen, wenn er uns aufgedrängt wird. Der Kaiser hat deshalb gern verschiedene Gelegenheiten benutzt, um mit der Unbefangenheit und Großherzigkeit, die dem Sieger in dem letzten Ringen zwischen Deutschland und Frankreich wohl ansteht, der französischen Nation seine Achtung und sein tiefes Verständnis für ihre berechtigten Empfindungen und für ihre wohlverdiente Stellung in der Geschichte und im Kulturleben Europas zu beweisen. Die kritiklustigen Leute, deren wir so viele in Deutschland haben, glaubten das so auffassen zu müssen, als ob damit Frankreich gegenüber zuviel geschähe oder als ob der Kaiser selbst daran die Erwartung knüpfte, daß durch diese Freundlichkeiten allen Revanchegelüsten ein Ende gemacht werden könnte. Dergleichen ist dem Kaiser natürlich niemals eingefallen. Die Beweise von Fried-

Graf von Caprivi,
Reichskanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten 1890—1894.

fertigkeit und Achtung fremder Rechte, womit der Kaiser oft genug das Mißtrauen und die blinden Antipathien anderer Völker beantwortet hat, entspringen durchaus keiner Selbsttäuschung, keiner falschen Einschätzung ihrer Wirkungen, sondern einer Selbstsicherheit, die das Bedürfnis fühlt, vor dem eigenen Urteil und Gewissen das Gewicht unseres guten Rechts gegenüber Leidenschaften und Vorurteilen des anderen zu verstärken. Daneben bleiben die Freundlichkeiten eine Mahnung an die besonnenen Franzosen und eine Stütze der Vernunft gegen die Übertreibungen des Nationalismus, und als solche haben sie gute Wirkungen gehabt.

Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst,
Reichskanzler, Präsident des Staatsministeriums, Minister der auswärt. Angelegenheiten 1894—1900.

Besondere Erwartungen hinsichtlich der deutschen auswärtigen Politik mochte man wohl bei Beginn der Regierung Kaiser Wilhelms II. in England hegen. Englisches Wesen und Leben war dem Kaiser von Kindheit an bekannt und vertraut. Die herzlichen Beziehungen, die die Königin Viktoria von Großbritannien und Irland mit allen ihren Kindern und Enkeln unterhielt, waren wohl geeignet, den Glauben zu erwecken, daß eine gewisse Hinneigung zu England jetzt vielleicht an die Stelle mancher gewohnten Überlieferung treten werde. Der Kaiser stand jedoch als Deutscher, als Preuße und als Hohenzoller viel zu hoch über allen oberflächlichen und schematischen Auffassungen, als daß er sich zu einer Parteinahme hätte verstehen können, die nicht durch die Interessen Deutschlands gefordert wurde. Allerdings besaß er ein tiefes Verständnis für das englische Volk, das er um seiner Vorzüge willen schätzt und liebt, ohne seine Schwächen zu verkennen. Deshalb suchte er eine Annäherung zwischen Deutschland und England zu fördern, doch nur soweit, als dies ohne Verschiebung der politischen Gruppierungen möglich war.

Phot. E. Bieber, Berlin.
Fürst Bernhard von Bülow,
Reichskanzler, preußischer Staatsminister, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes 1900—1909.

Als eine Annäherung an England wurde auch das Abkommen angesehen, das am 1. Juli 1890 durch den deutschen Reichskanzler und den englischen Botschafter in Berlin zwischen Deutschland und England unterzeichnet wurde. Dieses Abkommen bestimmte die Abgrenzungen zwischen den deutschen und den britischen Kolonien und Einflußsphären

Phot. E. Bieber, Berlin.
Dr. von Bethmann Hollweg,
Reichskanzler von 1909.
Staatssekretär des Innern 1907—1909.

Phot. E. Bieber, Berlin.

von Lucanus,

Chef des Geheimen Zivil-Kabinetts 1888—1908.

in Afrika, wobei dem Deutschen Reich nicht unbedeutende Opfer zugemutet wurden. Als Entschädigung dafür erhielt Deutschland Helgoland. Der Eindruck dieser Abmachungen war für weite Kreise deutscher Patrioten zunächst niederschmetternd. Der Grund lag darin, daß als Ausgangspunkt der Beurteilung lediglich das kolonialpolitische Interesse berücksichtigt wurde. Erst seit 1884 hatte Deutschland angefangen, kolonialen Besitz zu erwerben; dadurch war eine Begeisterung geweckt worden,

Phot. Selle & Kuntze, Potsdam.

von Valentini,

Chef des Geheimen Zivil-Kabinetts von 1908.

die berechtigt war und aus einer gesunden Grundlage erwuchs, aber vorläufig noch die Klarheit der Ziele vermissen ließ. Fürst Bismarck hatte mit Recht der privaten Initiative in dieser Frage den Vortritt gelassen; vorsichtig prüfend folgte er den Unternehmungen, wenn sie soweit gediehen waren, daß der Schutz des Reiches gewährt werden konnte. Aber die Zeit des frischen, fröhlichen Flaggenhissens in allen möglichen, zufällig noch herrenlosen überseeischen Gebieten konnte nicht ewig währen. Es nahte die Zeit, wo das Reich selbst die Führung der Kolonialpolitik und die Verantwortung dafür in die Hand nehmen mußte. Voraussetzung dabei war jedoch, daß sich die Kolonialbewegung den politischen Lebensbedingungen des Reiches einfügte und unterordnete. Denn die Weltlage ließ sich nicht mehr auf die Zeit der Konquistadoren zurückschrauben. Deutschland war ohnehin bei der Verteilung kolonialer Ansprüche und Rechte in der Welt zu spät gekommen und befand sich daher in schwieriger Lage.

Graf Herbert von Bismarck,

Staatssekretär des Auswärtigen Amtes 1886—1890.

Solange die Möglichkeit planloser Erweiterung des mühsam vor Toresschluß erworbenen deutschen Kolonialbesitzes bestand, wurde diese Lage noch verschärft und trug die Keime unberechenbarer Konflikte in sich. Daher war es ein richtiger Gedanke, daß das Reich die Übernahme der vollen Verantwortung für die Gesamtheit der Schutzgebiete davon abhängig machte, daß eine sichere, international anerkannte Rechtsgrundlage für diesen Kolonialbesitz geschaffen wurde, und dazu war der beste Weg die vertragsmäßige Verständigung mit der stärksten Kolonialmacht der Welt, der Macht, die noch dazu in allen Schutzgebieten unsere Nachbarin war. Daß dabei manche Opfer gebracht werden

Freiherr Marschall von Bieberstein,

preußischer Staatsminister, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes 1890—1897.

Freiherr von Richthofen,
Staatssekretär des Auswärtigen Amtes
1900—1906.

Phot. E. Bieber, Berlin.
von Tschirschky,
Staatssekretär des Auswärtigen Amtes
1906—1907.

Phot. E. Bieber, Berlin
Freiherr von Schön,
Staatssekretär des Auswärtigen Amtes
1907—1910.

mußten, und daß diese Opfer viele hochfliegende Hoffnungen zunichte machten und von begeisterten wie interessierten Förderern der Sache schmerzlich empfunden wurden, war unvermeidlich. Heute haben wohl die meisten Kolonialpolitiker gelernt, die Notwendigkeit der damaligen Regelung einzusehen. Auf die kolonialpolitische Seite der Frage kann hier nicht eingegangen werden. Die weltpolitische Bedeutung des Abkommens liegt darin, daß es an die Stelle der bis dahin widerwillig von Fall zu Fall vorgenommenen Verständigungen über einzelne Erwerbungen ganz deutlich eine grundsätzliche Anerkennung der überseeischen Weltstellung Deutschlands durch England setzte. Noch viel wichtiger aber war, daß durch die Vorschiebung der kolonialen Streitfragen und durch die Erregung nationaler Kreise in Deutschland die Aufmerksamkeit von der Entschädigung abgelenkt wurde, die England für die empfindlichen Opfer Deutschlands in Afrika gewährte. Die Abtretung Helgolands an Deutschland wurde damals nur in einem verhältnismäßig engen Kreise von Kennern richtig verstanden. Selbst Fachleute erklärten die Erwerbung der Insel für wertlos. Heute wird man in den weitesten Kreisen anderer Meinung sein. Was im Jahre 1890 nur wenige verstanden und voraussahen, läßt sich heute mit wenigen Worten klarmachen. Jeder braucht sich nur einigermaßen lebhaft in die Zeiten starker politischer Spannung zwischen Deutschland und England zu versetzen, wie wir sie vor kurzem mehrfach erlebt haben, und sich dann die Frage vorzulegen, was wohl geschehen wäre, wenn England noch heute dicht vor der Weser- und Elbemündung einen Stützpunkt seiner Kriegsflotte von Rechts wegen sein eigen nennen könnte. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Erwerbung von Helgoland der ureigenste Gedanke des Kaisers ist, und daß ihm — dem genauen Kenner der englischen Art — die glückliche Erfassung der richtigen

Phot. E. Bieber, Berlin.
von Kiderlen-Wächter,
Staatssekretär des Auswärtigen Amtes
1910—1912.

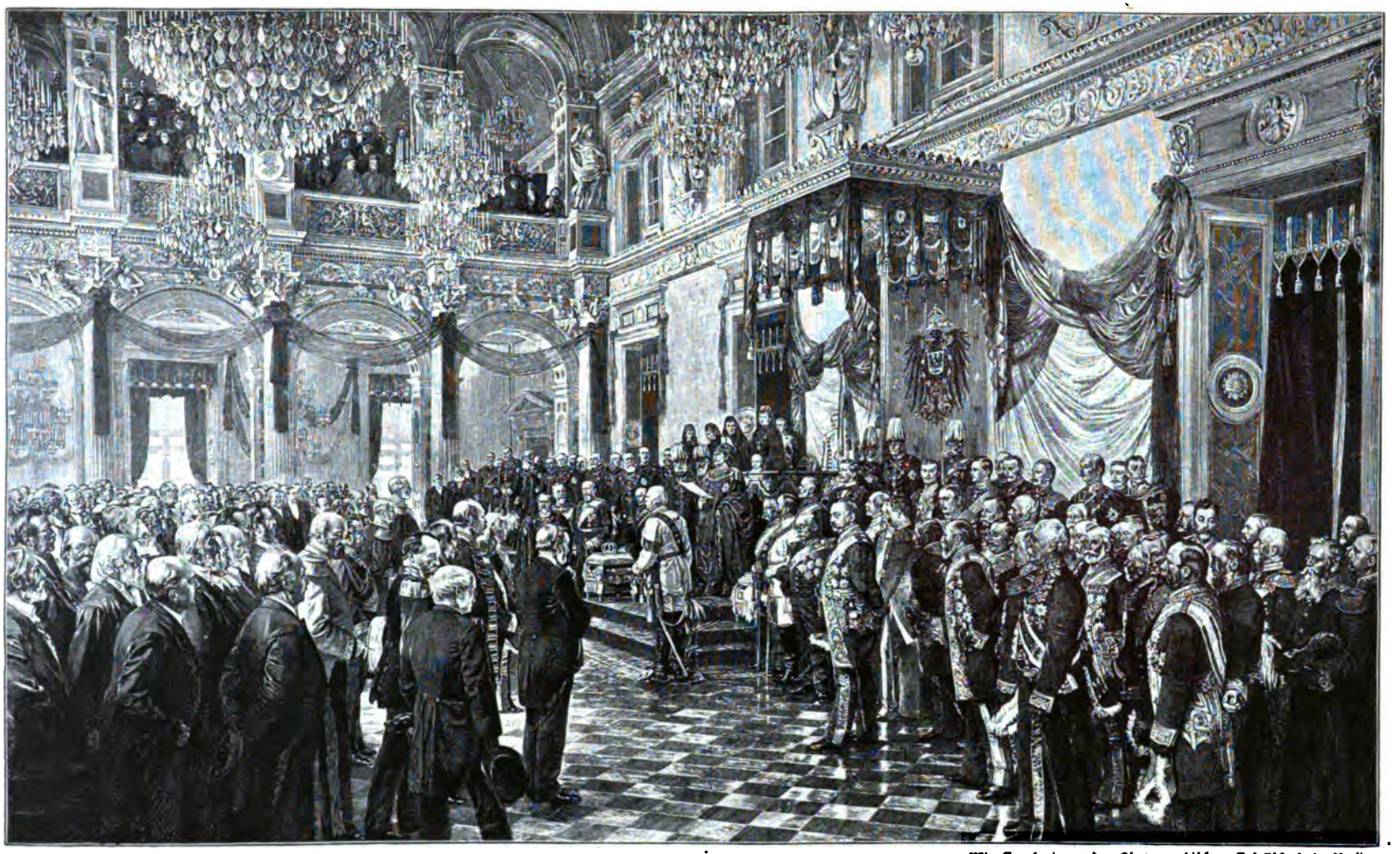
von Jagow,
Staatssekretär des Auswärtigen Amtes
von 1913.

Kombination zu danken ist, in der die Erfüllung dieses Wunsches, der allen Traditionen der englischen Politik zu widersprechen schien, dennoch möglich wurde. Was damals im deutschen Volk der bitterſten Verkennung begegnete, erscheint heute als ein genialer Schachzug einer weit vorausschauenden staatsmännischen Einsicht.

Als das Abkommen unterzeichnet wurde, befand sich Fürst Bismarck schon nicht mehr im Amt. Daß der Kaiser sich von dem großen Staatsmann, dem treuen Berater seines Großvaters und Vaters in großer Zeit, trennte, wurde im Kreise aller guten Patrioten als tiefer Schmerz empfunden, wenn auch die Verehrung für den gewaltigen Kanzler die ruhiger Urteilenden nicht hinderte, die innere Notwendigkeit dieser Trennung einzusehen. Für den Kaiser selbst war es wohl eine der schwersten Proben, die seinem Verantwortlichkeitsgefühl und seiner Widerstandsfähigkeit gegen Verkennung auferlegt wurden. Wie der Kaiser seine Gedanken über diese Übergangszeit aufgefaßt wissen wollte, das erläuterte er am 24. Februar 1892 in seiner Rede beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages, als er erzählte, wie einst Sir Francis Drake in Zentralamerika nach dem anderen Ozean geforscht habe, den noch kein Europäer gesehen hatte und an dessen Vorhandensein seine Begleiter nicht glaubten. Der Admiral wurde dann von einem Häuptling auf einen hohen Berg geführt; dort sah er zuerst das Meer, das er soeben noch befahren hatte, auf der anderen Seite aber öffneten ihm wenige Schritte um einen Bergvorsprung herum den Ausblick auf den sonnenbeglänzten Großen Ozean. So bestimmt erfaßte der Kaiser seine geschichtliche Aufgabe, der Führer einer neuen Entwickelungsperiode des deutschen Volkes zu sein. Von der öffentlichen Meinung im In- und Auslande wurde es als ein besonderes Wagnis angesehen, daß der Kaiser gerade in der auswärtigen Politik den Rat der größten staatsmännischen Autorität des Jahrhunderts entbehren wollte. Aber der Kaiser vertraute dabei auf die festen Grundlagen der deutschen Macht und auf das Festhalten der in den meisten Fragen bereits gewiesenen Bahnen. Das Deutsche Reich trat jetzt aus der wohlbehüteten Kindheit in das mündige Alter. Und darum sah sich allerdings vieles nüchterner, weniger glänzend an; das Ausland hatte sich an die Existenz des Deutschen Reiches gewöhnt und richtete sich darauf ein. Andererseits empfanden die Neider des Reiches starkes Mißvergnügen darüber, daß der erwartete Rückgang in der Entwickelung Deutschlands nicht eintrat, und deshalb ergingen sie sich in kleinlichen Gehässigkeiten und Verleumdungen. Der seit dem Kanzlerwechsel in Deutschland herrschende überreizte Pessimismus nahm das alles als bare Münze und bildete sich ernsthaft ein, das Ansehen des Reiches sei stark gesunken. In Wahrheit war das Reich in stetigem Fortschritt begriffen, und bei entscheidenden Gelegenheiten strafte das Verhalten der auswärtigen Mächte die giftigen Hetzereien der deutschfeindlichen Presse Lügen, denn da zeigte sich jedesmal, daß man von der Macht Deutschlands, seinen Quellen und Mitteln eine sehr genau zutreffende Vorstellung hatte, und daß es an dem Respekt vor Deutschland keineswegs fehlte.

In den auswärtigen Beziehungen Deutschlands trat in den nächsten Jahren keine wesentliche Veränderung ein; nur Rußland schien sich mehr von Deutschland zu entfernen und sich Frankreich zu nähern. Der Zar schien persönlich unter dem Eindruck zu stehen, daß Deutschland sich mehr an England anschließen wolle, und auch der erneute Besuch des Kaisers in Rußland im Jahre 1890 schien gewisse Mißtrauenskeime nicht entfernt zu haben. Der Besuch blieb länger unerwidert, und erst 1892 erschien Kaiser Alexander III. in Kiel unter Vermeidung der deutschen Reichshauptstadt. Der Besuch der französischen Flotte in Kronstadt zeigte noch deutlicher die Verständigung, die sich zwischen Rußland und Frankreich vollzogen hatte und die russisch-deutschen Beziehungen nicht über eine kühl-freundliche Zurückhaltung hinauskommen ließ. Das genügte, um allen Faktoren, die in Europa eine politische Spannung zu erzeugen pflegen, größeres Gewicht zu verleihen. Aber die Annahme der Militärvorlage, die eben zu jener Zeit den deutschen Reichstag beschäftigte, genügte, um die auftauchenden Kriegsbesorgnisse zu zerstreuen, — wiederum ein Beweis, wie richtig im Auslande trotz des Geschreis über das Sinken des deutschen Ansehens die reale Macht des Deutschen Reiches eingeschätzt wurde. Die Grundlage der deutschen auswärtigen Beziehungen, der Dreibund, war im Jahre 1891 erneuert worden, also auch in dieser Hinsicht alles auf bewährter Bahn geblieben. Die Handelsverträge, die in den Jahren 1891 bis 1894 abgeschlossen worden waren, hatten weiter dazu beigetragen, daß die friedlichen Tendenzen der deutschen Politik Unterstützung fanden.

Im Herbst 1894 trat der Nachfolger des Fürsten Bismarck, Graf v. Caprivi, infolge einer Krisis innerpolitischer Natur von seinem Amt zurück. Der neue Reichskanzler, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Die Eröffnung des deutschen Reichstages durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888.

Nach einem Gemälde von A. von Werner.

Empfang des Kaisers in Stockholm 1888.

Schillingsfürst, der ungeachtet seines hohen Alters die Bürde der Geschäfte bereitwillig auf seine Schultern nahm, brachte die reichen Erfahrungen eines im Dienst ergrauten, bewährten Staatsmannes und Diplomaten mit. Das kam der Führung der Geschäfte zugute, aber an Inhalt und Richtung der auswärtigen Politik wurde nichts geändert. Die Leitung des Auswärtigen Amts blieb in der Hand des Freiherrn Marschall von Bieberstein, der sie im Jahre 1890 an Stelle des Grafen Herbert Bismarck übernommen hatte.

Am 1. November 1894 starb in Livadia Kaiser Alexander III. von Rußland, und Kaiser Nikolaus II. bestieg den Thron. Das war auch für Deutschland ein Ereignis von höchster Bedeutung, da die Persönlichkeit der Herrscher die Gestaltung der deutsch-russischen Beziehungen sehr wesentlich beeinflußte. Dasselbe Jahr 1894 hatte aber auch im fernen Osten Verwicklungen gebracht, die von Vorausschauenden bereits als Vorboten wichtigerer Ereignisse erkannt wurden. Der chinesisch-japanische Konflikt, der sich in einer kriegerischen Auseinandersetzung entlud, erforderte schließlich die Intervention der Mächte, die durch das Vorgehen der Japaner China ernstlich bedroht sahen und deshalb indirekt für ihre eigenen ostasiatischen Interessen Befürchtungen hegten. Als Frankreich und Rußland gemeinsam gegen die Abmachungen des Friedens von Schimonoseki Einspruch erhoben, schloß sich ihnen auch Deutschland an, da es in China die gleichen Interessen vertrat. Wenn es in früheren Jahren geschienen hatte, als ob Deutschland sich England nähere, dagegen zu Rußland eine weniger vertrauensvolle Stellung einnehmen wolle, so erlebte die Welt nun die ungewöhnliche Konstellation, daß Deutschland, Rußland und Frankreich auf der einen Seite standen, während England sich auf der entgegengesetzten Seite Japan anschloß. Wenn aber deswegen Deutschland einer schwankenden Politik beschuldigt wurde, so war das ein ungerechter Vorwurf. Hier handelte es sich um eine Frage, bei der Deutschland nur durch die Wahrnehmung wirtschaftlicher Interessen zur Stellungnahme gedrängt wurde, nicht durch politischen Ehrgeiz oder Nebenabsichten. So konnte Deutschland nur nach sachlicher Erwägung seiner Interessen verfahren und sich an einer Konstellation beteiligen, die nur möglich

Empfang des Kaisers in Peterhof, 19. Juli 1888.

war, wenn die Tendenz seiner europäischen Politik eine durchaus friedliche war. Wenn im Laufe der Zeit Deutschlands Beziehungen zu anderen europäischen Mächten Schwankungen erfuhren, so lag das in der Tat nicht an einem Kurswechsel der deutschen Politik, sondern an neu eintretenden Umständen, die Deutschland nicht veranlaßt oder verschuldet hatte.

So schienen im Jahre 1896 die Beziehungen Deutschlands zu Rußland wirklich wärmer zu werden, weil Kaiser Nikolaus die Friedensliebe, die in Wahrheit auch sein Vater gehegt hatte, in anderer Weise und auf Grund anderer Anschauungen betätigte als Alexander III. Im Mai 1896 war der junge Zar in Moskau gekrönt worden, und im Herbst erschien er als Gast Kaiser Wilhelms bei den großen Manövern in Schlesien. Es bahnte sich zwischen beiden Monarchen ein persönliches Freundschaftsverhältnis an, das sich mit den Jahren festigte und gegenüber den deutschfeindlichen Strömungen in Rußland viel dazu beigetragen hat, Mißverständnisse von der Politik der beiden Nachbarreiche fernzuhalten.

Wenn mit dieser Stärkung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Kaiser von Rußland gleichzeitig eine allmähliche Trübung der deutsch-englischen Beziehungen begann, so liegt der Gedanke nahe, einen inneren Zusammenhang zwischen diesen Erscheinungen anzunehmen. Eine genauere Beobachtung und Kenntnis der Vorgänge bestätigt diese Auffassung nicht. Deutschland hat eine politische Annäherung an England in dem Sinne, wie es die Voreingenommenheit der zeitgenössischen Kritik oft genug behauptet hat, niemals vollzogen oder auch nur beabsichtigt. Wenn Kaiser Wilhelm die Momente, die ihn persönlich dem englischen Königshause und dem englischen Volk näher brachten, pflegte und in gewissem Sinne ausnutzte, so tat er das niemals in der Absicht, eine andere politische Gruppierung der Mächte herbeizuführen. Die Abkühlung der englischen Stimmung gegenüber Deutschland, die bald fast den Charakter einer ernsten Spannung annahm, war nicht auf die Absicht der deutschen Politik zurückzuführen, eine Schwenkung in der allgemeinen Politik zu vollziehen, sondern sie ent-

Besuch des Kaisers in Wien. Das Galadiner in der Hofburg, 4. Oktober 1888.

wickelte sich naturgemäß aus der erwachenden britischen Eifersucht auf die zunehmende Entfaltung der überseeischen Interessen des Deutschen Reiches. Gewisse Befürchtungen für den deutschen Kolonialbesitz waren nicht von der Hand zu weisen. Besonders in Südafrika war England eifrig bemüht, die neuen Kolonien, die durch die Tätigkeit von Cecil Rhodes entstanden waren, mit der Kapkolonie zu vereinigen und hier die „Afrikaander", d. h. das niederländisch sprechende Bevölkerungselement, niederzuhalten. Die Afrikaander stützten sich vornehmlich auf die unabhängige Existenz der Burenstaaten, der Südafrikanischen Republik (Transvaal) und des Oranje-Freistaats. Diese Unabhängigkeit hatte zwar im Jahre 1884 gewisse Einschränkungen erfahren, insofern, als Abmachungen der Südafrikanischen Republik mit auswärtigen Mächten der englischen Kontrolle und Genehmigung unterworfen wurden. Aber England hatte im Jahre 1885 dem mit Deutschland abgeschlossenen Handelsvertrag der Südafrikanischen Republik diese Genehmigung erteilt, so daß Deutschland nun ein legitimes Interesse daran hatte, den Stand der Dinge in Südafrika aufrechtzuerhalten. Dieses Interesse wurde bei Beginn des Jahres 1896 empfindlich berührt, als eine von Dr. Jameson geführte bewaffnete Schar im geheimen Einverständnis mit der englischen Partei in Johannesburg einen Einfall in das Gebiet der Südafrikanischen Republik unternahm. Dr. Jameson war ein Angestellter englischer Handelsgesellschaften, stand in nahen persönlichen Beziehungen zu Cecil Rhodes, der damals Premierminister der Kapkolonie war, und konnte das abenteuerliche Unternehmen nicht ins Werk setzen, wenn er nicht eines festen moralischen Rückhalts an den maßgebenden englischen Kreisen Südafrikas sicher war. Zweifellos war dieser Zug Jamesons geeignet, die wirtschaftlichen Interessen fremder Mächte in Transvaal schwer zu schädigen. Er wollte den politischen Streitfall mittels einer privaten Rechtsverletzung und Gewalttat zum Austrag bringen und drohte, ein Land, mit dem Deutschland in vertragsmäßig geregelten Beziehungen stand, in einen Zustand der Anarchie zu versetzen. Diese letztere Gefahr wurde freilich abgewendet, weil Jameson alsbald nach Überschreiten der Grenze bei Krügersdorp von den Buren geschlagen und gefangen genommen wurde. Präsident Krüger, das Oberhaupt der Südafrikanischen Republik, nahm in dieser eigentümlichen Lage die Gelegenheit wahr, sich nicht mit einem Protest bei der

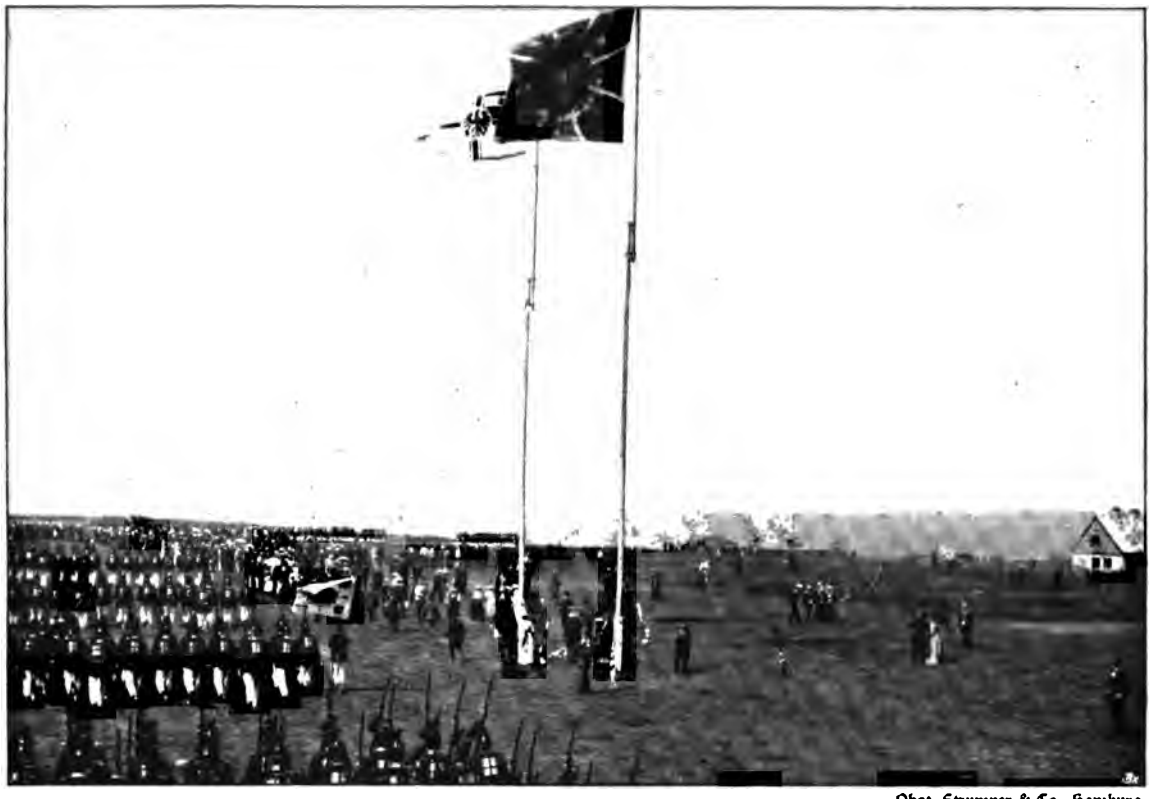
Empfang des Kaisers in Neapel, 17. Oktober 1888.

englischen Regierung zu begnügen, sondern zugleich in einem amtlichen Schritt die Konsuln Deutschlands und Frankreichs direkt zu verständigen. Daran anknüpfend wünschte Kaiser Wilhelm den deutschen Standpunkt schärfer und eindringlicher zu betonen, als es in den üblichen diplomatischen Schritten bei der englischen Regierung geschehen konnte. Er drückte daher telegraphisch dem Präsidenten Krüger seine Genugtuung darüber aus, daß es gelungen war, die Friedensstörer zurückzuschlagen und die Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Das war der Sinn und die Bedeutung der vielberufenen „Krügerdepesche", die zwar eine persönliche Kundgebung des Kaisers außerhalb des Rahmens der diplomatischen Tätigkeit, keineswegs aber, wie vielfach angenommen wurde, eine unüberlegte, ohne Wissen der berufenen Ratgeber unternommene, die reguläre Politik durchkreuzende, spontane Äußerung des Monarchen war. Während nun die diplomatischen Schritte bei der englischen Regierung einen ganz regelrechten Verlauf nahmen und das korrekte Verhältnis der beiden Mächte nicht störten, bemächtigte sich der öffentlichen Meinung in England eine große Erregung, die darauf zurückzuführen war, daß man dort den einfachen Rechtsstandpunkt, den Deutschland betonen wollte, nicht kannte und verstand, dagegen sich bereits ganz in die Vorstellung eingelebt hatte, daß die Südafrikanische Republik ein von England abhängiger Staat sei. Man empfand es daher als eine unerhörte Beleidigung des britischen Stolzes und der britischen Rechte, daß ein auswärtiger Herrscher in direktem Verkehr mit dem Präsidenten Krüger seine Meinung in einer Streitfrage zwischen diesem und britischen Untertanen zu erkennen gegeben habe. Niemand wußte und wollte wissen, daß Deutschland dabei nur Rechte ausüben und beachtet wissen wollte, die von der englischen Regierung selbst garantiert worden waren. Während sich in England ein Sturm der Entrüstung gegen den Deutschen Kaiser und gegen Deutschland erhob, jubelte die Mehrheit des deutschen Volkes gerade bei dieser Gelegenheit dem Kaiser zu wie noch nie, — allerdings, wie es deutsche Art ist, wohl mehr aus Gefühlsrücksichten und allgemeinen moralischen Erwägungen, als aus klarer Erkenntnis dessen, was der Kaiser hatte ausdrücken wollen. So wurde die Wirkung des Telegramms nach zwei Seiten hin eine unerwünschte. Erstens bildete sich in England die Meinung von einer besonders englandfeindlichen Stimmung in Deutschland, wie sie in dem behaupteten Umfang damals durchaus nicht bestand. Zweitens

Ankunft des Kaisers in Osborne House, 2. August 1889.

wurden in Deutschland aus dem Telegramm falsche Konsequenzen gezogen, die weder dem Sinne des Geschehenen noch der Absicht des Kaisers entsprachen. In einen weitgehenden Gegensatz zu England zu treten, war nie beabsichtigt worden; aber es konnte nicht mehr verhindert werden, daß die Stimmungen in Deutschland und England sich schärfer, als es vernünftigen, realpolitischen Gründen entsprach, gegeneinander kehrten. Dem Kaiser erwuchsen daraus schwere Aufgaben, die nur das unbeirrbare Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl eines gewissenhaften, staatsmännisch veranlagten Herrschers, der auch gegenüber der Verkennung und einer Einbuße an Popularität seinen Gleichmut und seinen festen Willen zu bewahren versteht, durchführen konnte. Die Periode des Burenkrieges sollte das erweisen.

Zunächst sollte es die orientalische Frage sein, die einmal wieder die Aufmerksamkeit der Mächte auf sich lenkte. Ein Aufstand der Insel Kreta gegen die türkische Herrschaft führte im Lauf der Dinge zu einem Kriege zwischen der Türkei und Griechenland, der im Frühjahr 1897 ausbrach und schon nach wenigen Wochen die Entscheidung zugunsten der Türken brachte. Deutschland hatte im Orient nicht unbedeutende und noch beständig wachsende wirtschaftliche Interessen wahrzunehmen. Aber je mehr es wirtschaftlich interessiert war, desto mehr mußte es die Tatsache betonen, daß es von allen Mächten am wenigsten politisch interessiert war. Deshalb war es ein ehrlicher Freund der Türkei und erwies ihr jeden Dienst, der sich mit der eigenen Würde, dem eigenen Interesse und einer neutralen Stellung vertrug, aber es ließ sich in die orientalischen Händel nicht hineinziehen. Deutschland beteiligte sich deshalb auch nicht an der Rolle, die nach Austrag des griechisch-türkischen Streites die vier Mächte Rußland, England, Frankreich und Italien als Schutzmächte in Kreta übernahmen. Wie bereitwillig und entschieden der Kaiser im Rahmen dieser von ihm selbst in ihren Umrissen bestimmten Politik den persönlichen Einfluß einsetzte, den er seit seinem ersten Besuch in Konstantinopel im Jahre 1889 auf den Sultan Abdul Hamid gewonnen hatte, das zeigte sich noch deutlicher bei der Reise, die der Kaiser im Spätherbst 1898 nach dem Orient unternahm, um zuerst Konstantinopel und dann das Heilige Land zu besuchen. Die Ergebnisse dieser Reise zeigten sich auf wirtschaftlichem Gebiet in allerlei bedeutsamen Vorteilen, vor

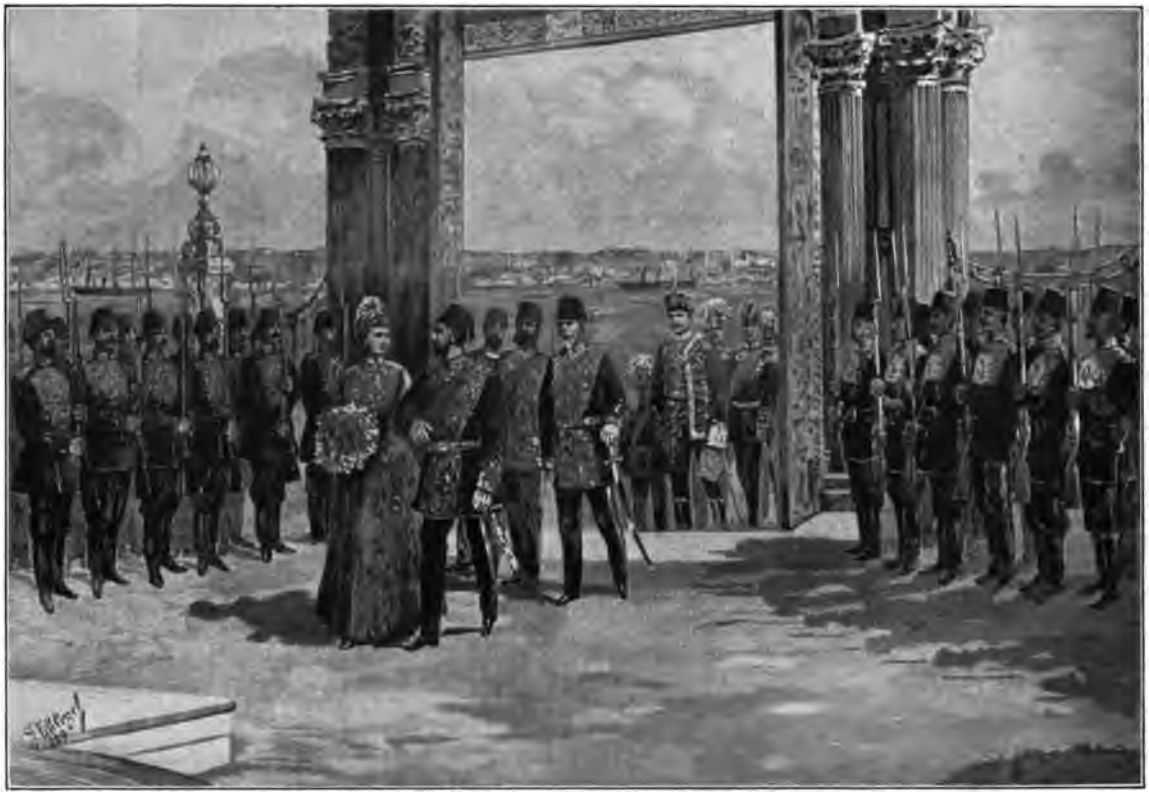


Die feierliche Besitzergreifung Helgolands, 10. August 1889. Phot. Strumper & Co., Hamburg.

allem aber in den Erfolgen, die für die Durchführung des großen Unternehmens der Bagdadbahn erreicht wurden. Sie zeigten sich aber auch weiter in politischer Beziehung durch die Steigerung des deutschen Ansehens in der mohammedanischen Welt. Noch immer betrachtete sich Frankreich als Protektor sämtlicher katholischer Christen im Orient. Schritte zur Beseitigung dieses Herkommens einzuleiten, war aus leicht verständlichen Gründen nicht zu empfehlen. Deutschland ließ diesen Anspruch daher vollständig auf sich beruhen, aber es ließ auch keinen Zweifel darüber, daß es den Schutz deutscher Reichsangehöriger niemals Fremden überlassen, sondern in jedem Falle selbst in die Hand nehmen werde. Zur Durchführung dieser allein der Würde des Reiches entsprechenden Praxis war die angesehene Stellung, die Deutschland bei den Mohammedanern genoß, eine ungemein wichtige Vorbedingung. Eine gewaltige Begeisterung ergriff den mohammedanischen Orient, als der Kaiser bei dem Festmahl in Damaskus die bedeutungsvollen Worte gesprochen hatte: „Möge der Sultan und mögen die 300 Millionen Mohammedaner, die auf der Erde zerstreut lebend in ihm ihren Kalifen verehren, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird."

Seit dem 1. November 1897 wurde das Deutsche Reich am Bosporus durch den Freiherrn von Marschall als Botschafter vertreten, der sich gerade auf diesem schwierigen Boden als einer der geschicktesten Vertreter der deutschen Politik bewähren sollte. Die Leitung des Auswärtigen Amtes hatte der Kaiser schon im Sommer dem bisherigen deutschen Botschafter in Rom, Herrn von Bülow, übergeben, der bedeutendsten Kraft in der deutschen Diplomatie, einem Manne, der sich auf den verschiedensten Posten bewährt hatte und den Gedanken und Auffassungen des Kaisers ein besonderes, tief eindringendes Verständnis entgegenbrachte. Das war um so wichtiger, als die Kraft des hochbetagten Fürsten Hohenlohe zu erlahmen begann, so sehr auch seine Erfahrung noch immer zu schätzen war.

Immer weiter zogen sich jetzt die Kreise der politischen Interessen Deutschlands. Häufiger als je hatte man Veranlassung, sich der Worte zu erinnern, die der Kaiser am 18. Januar 1896 bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Deutschen Reiches gesprochen hatte: „Aus dem Deutschen Reiche ist



Empfang des Kaiserpaares in Konstantinopel, 2. November 1889.

ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, Mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern." So wurde es auch eine wichtige Aufgabe der deutschen Weltpolitik, das rechte Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Amerika zu gewinnen. Im Jahre 1898 hatte der spanisch-amerikanische Krieg Spanien seiner Kolonien beraubt und Amerikas politische Stellung wesentlich verändert. Bis dahin fast nur mit sich selbst und ihrer inneren Entwicklung beschäftigt, traten die Vereinigten Staaten jetzt als Weltmacht in den Kreis der Großmächte. Sie nahmen an den Interessen der europäischen Staaten Anteil, und ihre neue Stellung im Stillen Ozean sicherte ihnen einen Platz in der Erörterung der Fragen der ostasiatischen Politik. Während des spanisch-amerikanischen Krieges war die öffentliche Meinung in Deutschland anfangs geteilt gewesen, und das genügte, um unter Beihilfe der englischen Presse eine auf ganz falschen Vorstellungen beruhende Erregung und Mißstimmung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten gegen Deutschland hervorzurufen. Es wäre falsch gewesen, dieses Verhältnis plötzlich ändern zu wollen Aber nach dem Friedensschluß ließ der Kaiser es sich angelegen sein, persönlich an der Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu den Vereinigten Staaten zu arbeiten, soweit es durch geschickte Wahrnehmung geeigneter Gelegenheiten zur Annäherung und zum gegenseitigen Kennenlernen geschehen konnte. Die trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten festgehaltene korrekte Haltung der deutschen Regierung und der deutschen Presse wurde allmählich auch in Amerika gewürdigt. Gegen Ende des Jahres 1901 wurde Präsident Mac Kinley, der kurz vorher seine zweite Amtsperiode angetreten hatte, durch einen internationalen Fanatiker ermordet, und an seine Stelle trat verfassungsgemäß der bisherige Vizepräsident Mr. Roosevelt. Ohne besonderer Deutschenfreund im politischen Sinne zu sein, war Roosevelt doch empfänglich für die Vorteile eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Mächten, und nicht am wenigsten fühlte sich sein kraftvoll männliches Wesen lebhaft angezogen durch die Persönlichkeit

Ankunft des Prinzen Heinrich in Kiautschou 1898.

unseres Kaisers. Als der Kaiser sich in Amerika eine neue Segelyacht bauen ließ, bat er den Präsidenten darum, die Taufe durch seine Tochter vollziehen zu lassen, und der gegebenen Zusage folgte ein Depeschenwechsel, worin der Kaiser den Besuch seines Bruders, des Prinzen Heinrich von Preußen, in den Vereinigten Staaten ankündigte. Diese Reise — ein Gedanke, der ganz und gar der Initiative des Kaisers entsprungen war — beseitigte die letzten Reste überflüssiger und unbegründeter Verstimmungen. Seitdem ist es auch gelungen, die auf wirtschaftlichem Gebiet unvermeidlichen Interessenkonflikte und Stimmungsschwankungen zwischen beiden Ländern unschädlich zu machen und dafür manche geistigen und kulturellen Berührungspunkte zwischen Deutschland und Amerika herzustellen, an die früher nicht zu denken war. Und auch das ist ein persönliches Verdienst unseres Kaisers. Es braucht hier nur an die Austauschprofessuren erinnert zu werden, die wissenschaftliche Autoritäten Deutschlands nach Amerika und Amerikas nach Deutschland führen.

Dafür wollte es immer weniger glücken, mit England in ein freundschaftlicheres Verhältnis zu kommen. Das rücksichtslose Vorgehen Englands — damals noch unter Beteiligung Amerikas — in Samoa im Jahre 1899 hatte schon eine starke Erregung in ganz Deutschland hervorgerufen, und es gehörte eine große Ruhe und Geschicklichkeit dazu, um die Sache im Laufe des Jahres dahin zu führen, daß die gemeinsame Herrschaft von Deutschland, England und Amerika über die Inseln aufhörte und der Besitz geteilt wurde. In demselben Jahre brach der Krieg zwischen England und den beiden südafrikanischen Freistaaten, der sogenannte Burenkrieg, aus. In dieser Zeit hatte es zuweilen fast den Anschein, als ob der Kaiser allein mit seinen Ratgebern dem ganzen deutschen Volk gegenüberstand. Die ohnehin bestehende Neigung des deutschen Volkes, in Streitfällen zwischen fremden Nationen in unbedachter Weise aus bloßen Gefühlsregungen heraus Partei zu nehmen, wurde in diesem Falle noch durch die Besorgnisse kolonialpolitischer Kreise wegen unseres afrikanischen Besitzes, ferner durch falsche Begriffe von der angeb-

lichen niederdeutschen Stammeszugehörigkeit der Buren, noch mehr aber durch die noch nicht vergessene Unfreundlichkeit der englischen Regierung in der Samoafrage und die seit Jahren erfahrene zügellose Gehässigkeit der englischen Presse verstärkt. Das Ergebnis dieser Stimmung war eine leidenschaftliche Parteinahme für die Buren, wie dergleichen in dem sonst so ruhigen und besonnenen deutschen Volke noch nicht erlebt worden war. Es gehörte nicht wenig dazu, in diesem Taumel die Ruhe zu bewahren, die dem Staatsmann aus sachlichen Gründen geboten war. Es war ein Segen für Deutschland, daß der Kaiser diese staatsmännische Pflicht richtig erkannt hatte und sich durch nichts in seiner Haltung beirren ließ. Er hatte schon vor dem Ausbruch des Krieges seinen Besuch in England zugesagt und führte ihn nun trotz des Beginnes der Feindseligkeiten aus. Er zeichnete Lord Roberts persönlich aus und zeigte sich stets als der korrekt in den Grenzen der Neutralität bleibende, aber wohlwollende Freund Englands. Diese Haltung entsprach der Staatsklugheit und dem wahren Interesse Deutschlands. Die öffentliche Meinung bei uns ließ sich um so mehr gehen, als sie sich durch die scheinbar gleiche Stimmung in den meisten europäischen Ländern gestützt und ermuntert glaubte. Das war ein schwerer Irrtum. Die Völker folgen in solchen Fragen nicht dem Recht, der Logik und dem Billigkeitsgefühl, sondern dem Nutzen und dem einmal angenommenen Vorurteil. Die Schmähungen, die damals in allen europäischen Witzblättern und Flugblättern gegen England gerichtet wurden, waren in Paris weit boshafter und zügelloser als die gleichen Leistungen in Deutschland; den Franzosen wurden sie von den Engländern verziehen, den Deutschen nicht. Aber die gereizte Stimmung jener Zeit war derartigen Hinweisen unzugänglich. Heute bedarf es keines Aufwands an Beweisen, um auch naiven Beurteilern politischer Vorgänge klar zu machen, daß die damalige englandfeindliche Stimmung in Europa keinen ernsten Hintergrund hatte. In Rußland sowohl als in Frankreich — wo damals noch das Andenken an die Demütigung von Faschoda ganz frisch war — weiß man heute nichts mehr von solchen Erregungen. Es ist kein Zweifel: der Kaiser sah damals weiter als die Mehrheit seines Volkes. Um zu erkennen, wie wertvoll das war, braucht man nur daran zu denken, daß zu jener Zeit begonnen wurde, die deutsche Seemacht auf neue Grundlagen zu stellen. Lediglich einem Zuge seines Herzens folgte der Kaiser, als er an das Sterbebett seiner Großmutter, der greisen Königin Viktoria, eilte. Aber auch dieser Besuch sicherte ihm in England Sympathien, die indirekt auch Deutschland nützlich waren.

Die Besetzung von Kiautschou im Jahre 1897 hatte den ostasiatischen Interessen Deutschlands einen festen Stützpunkt gegeben. Doch die lebhafteren Bemühungen aller großen Weltmächte, auf China Einfluß zu gewinnen, hatten dort eine fremdenfeindliche Bewegung ausgelöst, die zu dem Boxeraufstand im Jahre 1900 führte. Den Unruhen in Peking fiel der deutsche Gesandte Freiherr v. Ketteler zum Opfer. Diese frevelhafte Verletzung des Völkerrechts und der Würde des Deutschen Reiches forderte entsprechende Sühne, die auch sofort energisch eingeleitet wurde. Auch die anderen beteiligten Mächte sandten Truppen nach China, und daraus entwickelte sich eine gemeinsame Aktion, bei der dem deutschen Generalfeldmarschall Grafen v. Waldersee der Oberbefehl übertragen wurde. Lag vielleicht auch diesem Schritt bei einigen von den fremden Mächten keine ganz reine Absicht zugrunde, da die Aufgabe besonders schwierig war, so gab sich doch darin eine entschiedene, obgleich zum Teil widerwillige Anerkennung des deutschen Ansehens kund, sowie der Eigenschaften, die die Übernahme eines Oberbefehls unter so eigentümlichen Umständen allein möglich machten, nicht minder aber auch ein starkes Vertrauen in die deutsche Uneigennützigkeit. In der Tat ist Deutschland aus dieser heiklen und schwierigen Unternehmung mit Ehren hervorgegangen.

Inzwischen war bald nach dem Ausbruch der Chinawirren der Zeitpunkt gekommen, wo sich Fürst Hohenlohe der Bürde des Reichskanzleramts nicht mehr gewachsen fühlte, da seine Kräfte merklich nachließen. Er schied aus dem Amt, das der Kaiser in die Hände des Grafen v. Bülow legte. Staatssekretär des Auswärtigen Amts wurde Freiherr v. Richthofen. In die Führung der auswärtigen Politik kam jetzt mehr Einheitlichkeit und Tatkraft, da Graf Bülow die Zügel fester hielt und die Absichten des Kaisers mit Sicherheit und Entschiedenheit zum Ausdruck zu bringen wußte.

Die Wirren in China waren nur das Vorspiel des großen Konflikts, der sich im fernen Osten vorbereitete, des Konflikts zwischen Rußland und Japan wegen des Besitzes von Korea. Da die Interessen der europäischen Mächte in Ostasien sehr bedeutend geworden waren und England überdies durch ein Bündnis mit Japan auch politisch engagiert war, so bestand die Möglichkeit, daß die Kriegsgefahr weitere Kreise zog. Es war daher nicht ganz leicht, die Stellung Deutschlands gegenüber allen einzelnen Ereignissen richtig zu wählen. Das Interesse des Reichs forderte ein freundschaftliches Verhältnis zu Rußland als

Die Palästinafahrt des Kaiserpaares 1898. Einzug in Bethlehem.

unserem Nachbarstaat, doch durfte das niemals zu einer Parteinahme für Rußland führen, da eine solche unserer weltpolitischen Stellung zuwiderlief. Es war also die strengste Neutralität notwendig, die aber doch, als der Krieg wirklich ausgebrochen war, der uns zunächststehenden der beiden kriegführenden Mächte jeden Dienst erwies, der mit den Pflichten der Neutralität vereinbar war. So glückte es, mit der durch ihre Waffenerfolge begründeten neuen ostasiatischen Großmacht Japan in ein freundliches Verhältnis zu kommen, ohne in Europa Verschiebungen in der Gruppierung der Mächte herbeizuführen und dadurch vielleicht den Frieden zu gefährden.

Gänzlich freilich gelang es nicht, Spannungen aus der politischen Lage fernzuhalten. Zwar wurde der Dreibund erneuert. Er beruhte auf so festbegründeten Bedürfnissen der beteiligten Mächte, daß auch die Gegner dieses Bundes — und es gab deren in Österreich-Ungarn und in Italien genug — in entscheidenden Augenblicken nicht wagten, der Erneuerung der Verträge ernsthaften Widerstand zu leisten. Unterstützt wurde diese ganz in den Wünschen unseres Kaisers liegende Politik durch die persönliche Verehrung, die er für den Kaiser Franz Joseph hegte und bei jeder Gelegenheit bewies, und nicht minder durch die persönliche Freundschaft, die ihn mit König Viktor Emanuel III. verband, der im Jahre 1900 nach der frevelhaften Ermordung seines edlen Vaters, des Königs Humbert, den Thron bestiegen hatte. Trotz der Erneuerung des Dreibundes wurde jedoch die politische Lage in Europa verändert, da England — angeregt durch die veränderte weltpolitische Stellung Amerikas und Rußlands — die überlieferten Grundsätze seiner Politik in anderer Weise, als bisher üblich war, geltend zu machen suchte. Während es bis dahin im wesentlichen isoliert geblieben war und sich nur bemüht hatte, die Gegensätze zwischen den Kontinentalstaaten aufrecht zu erhalten, wurde jetzt ein anderer Weg eingeschlagen. England suchte sich durch freundschaftliche Abmachungen und Verträge mit denjenigen Mächten zu verständigen, die ihm an den schwächsten Punkten seiner Weltmacht unbequem werden konnten. Zu diesen Mächten gehörte in erster Linie Frankreich als nächster Nachbar und Mittelmeermacht, sodann Spanien, später aber, als Rußland nicht ohne starke Mitwirkung Englands in seiner Machtausbreitung am Stillen Ozean gestört und in seinen asiatischen Interessen empfindlich geschädigt worden war, auch diese Macht. Diese neue englische Politik, deren eifrigster Förderer und Vermittler König Eduard VII. selbst war, mußte, wenn sie in Frankreich und in Rußland zum Ziele gelangen wollte, an die populären

deutschfeindlichen Strömungen anknüpfen. Indem so die englische Politik mehr als je antideutsch wurde, folgte sie zugleich der alten Überlieferung, sich immer gegen die jeweilig stärkste Kontinentalmacht zu wenden, weil diese nach englischer Anschauung das „Gleichgewicht" störte, d. h. jenen Zustand, in dem die Kontinentalmächte unter sich beschäftigt waren und England die Ellenbogen frei hatte. Endlich entsprach diese Politik auch der öffentlichen Meinung Englands, die seit Jahren durch den größten Teil der Presse mittels Hetzereien und grotesker Verleumdungen gegen Deutschland erregt worden war. Deutschland bewahrte gegenüber den Versuchen, es zu isolieren und „einzukreisen", seine Ruhe. Notwendig war es dabei allerdings, sich von allen abenteuerlichen Plänen fernzuhalten, deren Nutzen in keinem Verhältnis stand zu den völlig unberechenbaren Verwicklungen, die sie herbeiführen mußten. Es galt also auch, solchen Plänen, wie sie in der öffentlichen Meinung laut wurden, festen Widerstand entgegenzusetzen.

Diesen Grundgedanken muß man festhalten, wenn man die Haltung verstehen will, die der Kaiser und seine verantwortlichen Ratgeber in der seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts auftauchenden Marokkofrage einnahmen. Es konnte natürlich nicht verhindert werden, daß ein Kreis von Interessenten, Reisenden und Kolonialpolitikern einen Teil der öffentlichen Meinung Deutschlands für den Gedanken einer näheren Verbindung Deutschlands mit Marokko zu erwärmen suchte, sei es durch Erwerbung einer Kohlenstation an der atlantischen Küste Marokkos, sei es durch noch weitergehende Pläne bis womöglich zur Okkupation Marokkos. Alle diese Pläne wurden sorgfältig geprüft, aber vom Kaiser selbst mit vollem Recht verworfen. Es zeigte sich jedoch hierbei, wie weit deutsche wirtschaftliche Interessen bereits in Marokko engagiert waren, — so sehr, daß die Pflicht des Reiches, diese Interessen zu schützen, klar am Tage lag. Man könnte nun fragen, ob es nicht möglich war, auf Grund dieses klaren Standpunktes die Sache rechtzeitig mit den nächstbeteiligten Mächten zu regeln. Dem stand jedoch die Tatsache entgegen, daß die Macht, die durch die Entwickelung der Verhältnisse hierbei am meisten zu berücksichtigen gewesen wäre, nämlich Frankreich, alle ihre kolonialen Unternehmungen erfahrungsgemäß auf das Prinzip gründete, in solchen Ländern jede nichtfranzösische Konkurrenz mit allen Mitteln der Gesetzgebung, der administrativen Macht und unter Umständen der Gewalt fernzuhalten, zu unterdrücken und totzumachen. Nun kam ein Weiteres dazu. Die im Plan der englischen Politik liegende Verständigung Englands mit Frankreich und Spanien bedurfte der Marokkofrage als eines Mittels zum Zweck. Indem Frankreich an England seine ägyptischen Ansprüche überließ, erlangte es als Entschädigung den Verzicht Englands auf seine Interessen in Marokko. So wurde durch eine besondere Fügung die Marokkofrage mit der Macht- und Weltpolitik der Großmächte künstlich verquickt. Der Weg loyaler Verständigung wurde Deutschland verlegt, weil es den beiden Westmächten weniger auf die Spezialfrage als auf die damit zu erreichenden Ziele der hohen Politik ankam. Besonders suchte Frankreich das Abkommen, das es über diese Fragen mit England am 8. April 1904 abgeschlossen hatte, zu benutzen, um Deutschland völlig aus der Erörterung dieser Angelegenheit auszuschalten und seinem Ansehen dadurch einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Das Abkommen wurde daher Deutschland nicht in der üblichen diplomatischen Form notifiziert, sondern es wurde den deutschen Staatsmännern überlassen, von dem Inhalt aus den Erörterungen der Presse und aus Privatgesprächen Kenntnis zu nehmen. Damit wurde bekundet, daß Frankreich auch die tatsächlich bestehenden, legitimen wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Marokko als nicht vorhanden ansehen und darüber zur Tagesordnung übergehen wollte. Deutschland hatte nur zwei Wege, der Wirkung dieses Verhaltens entgegenzutreten. Der eine Weg war ein offener Protest bei der französischen Regierung selbst, der aber, da noch keine vollendete, sondern nur eine offenbar beabsichtigte Verletzung deutscher Interessen vorlag, einen akuten Konflikt herbeiführen mußte, bei dem die Schuld an der Verschärfung der Lage auf Deutschland gefallen wäre. Der andere Weg bot sich in der Weise, daß Deutschland seinerseits durch einen auffallenden, spontanen und mit anderen politischen Maßnahmen nicht zusammenhängenden Schritt das ihm nicht amtlich notifizierte französisch-englisch-spanische Abkommen als nicht vorhanden erachtete und damit das Netz zerriß, in das es eingesponnen werden sollte. Das in den Augen Deutschlands unverändert fortbestehende Verhältnis Marokkos zu allen auswärtigen Mächten und die Nichtigkeit aller Abmachungen, die diese staats- und völkerrechtlich anerkannten Beziehungen ohne Wissen und gegen den Willen Deutschlands berührten, konnten nicht deutlicher und schärfer bekundet werden als durch einen Akt, worin der Deutsche Kaiser vor aller Welt die Unabhängigkeit des Sultans von Marokko bezeugte. Daher entschloß sich der Kaiser nach dem Rat des Grafen Bülow, gelegentlich seiner nahe bevorstehenden Mittelmeer-

The Germans to the front! Tientsin 22. Juni 1900.

reise in Tanger marokkanischen Boden zu betreten und dort die Begrüßung eines Vertreters des Sultans entgegenzunehmen.

Der Besuch in Tanger fand am 30. März 1905 statt und veränderte mit einem Schlage das Antlitz der politischen Lage. Die französisch-englische Politik wurde wirksam durchkreuzt, und als im Verlauf der anschließenden Erörterungen der französische Minister des Auswärtigen, Mr. Delcassé, die Sache zum Konflikt treiben wollte, sah er sich im entscheidenden Augenblick von seinen Kollegen im Stich gelassen und zum Rücktritt gezwungen. Deutschland hatte nun eine Handhabe, um seine wohlbegründeten Rechte in Marokko zu wahren, und es wählte dazu, gestützt auf die bestehenden internationalen Abmachungen der Konferenz von Madrid vom Jahre 1880, den Weg einer internationalen Konferenz, die bei Beginn des Jahres 1906 in Algeciras eröffnet wurde. Wenn das Ergebnis dieser Konferenz viele Erwartungen nicht erfüllte und — abgesehen von Österreich-Ungarn — den Eindruck eines allgemeinen Zusammenschlusses der beteiligten Mächte gegen Deutschland hervorrief, so muß demgegenüber darauf hingewiesen werden, daß jene Erwartungen wohl mehr von der öffentlichen Meinung als von der deutschen Regierung gehegt worden waren, weil eine starke Strömung bei uns die Regierung in der Marokkofrage gern weiter treiben wollte, als zu verantworten war, und die Erfolge des Jahres 1905 manches Mißverständnis in dieser Beziehung hervorgerufen hatten. Was aber den Ring der Mächte gegen Deutschland betrifft, so wurde der erwähnte Eindruck wohl hauptsächlich durch die unerwartete Haltung Italiens hervorgerufen. Man wußte damals noch nicht genau, wie weit sich Italien durch das ihm gegebene Versprechen hinsichtlich einer späteren Erwerbung von Tripolis zu Rücksichten gegenüber den Wünschen der Westmächte verpflichtet hielt. Im übrigen bot der Verlauf der Algeciraskonferenz nichts Überraschendes, wenn man an die wirklichen Ziele der deutschen Regierung, nicht an die eingebildeten denkt, die gewisse Kreise aufgestellt hatten. Zuzugeben ist nur, daß es in der Politik auch auf äußere Eindrücke ankommt, und diese waren für ein empfindliches Nationalgefühl nicht erfreulich. Aber wenn die Entwickelung der Marokkofrage von dem Kaiserbesuch in Tanger an bis zu dem deutsch-französischen Abkommen des Jahres 1911 von verärgerten Politikern als Mißerfolg Deutschlands hingestellt wird, so spricht aus diesem Urteil nicht eine gerechte Würdigung des Tatsächlichen. Der Besuch in Tanger sollte nicht ehrgeizige Pläne einleiten, sondern gewissen feindlichen Einflüssen der europäischen Politik die Spitze abbrechen; er sollte nicht eine Verpflichtung für die Zukunft ausdrücken, sondern die Feststellung des völkerrechtlichen Rechtszustandes in jenem Augenblick. Und wenn Deutschland weiterhin in dem Abkommen mit Frankreich vom Februar 1909 seine Stellung dahin umschreiben ließ, daß es lediglich Garantien für seine wirtschaftlichen Interessen in Marokko forderte, — wenn es dann 1911 infolge der fortgesetzten Verletzung der Algecirasakte durch

Phot. Filip Keſter, Friedenau.

Der Kaiſer bei der Beiſetzung der Königin Viktoria von England 1901.

Frankreich ein Kriegsſchiff nach Agadir ſchickte, um zu zeigen, daß es nun ſelbſt auch militäriſch für die Sicherheit ſeiner Schutzbefolgenen ſorgen müſſe, — wenn ſich dann endlich Frankreich zu Verhandlungen bequemte, die die Marokkofrage definitiv abſchloſſen und Frankreich das Protektorat über Marokko, aber auch Deutſchland beſtimmte Grundlagen für ſeine wirtſchaftlichen Rechte verſchafften, ſo bedeutet dieſer Schlußakt des Marokkohandels tatſächlich nichts anderes als die Verwirklichung des urſprünglichen deutſchen Programms.

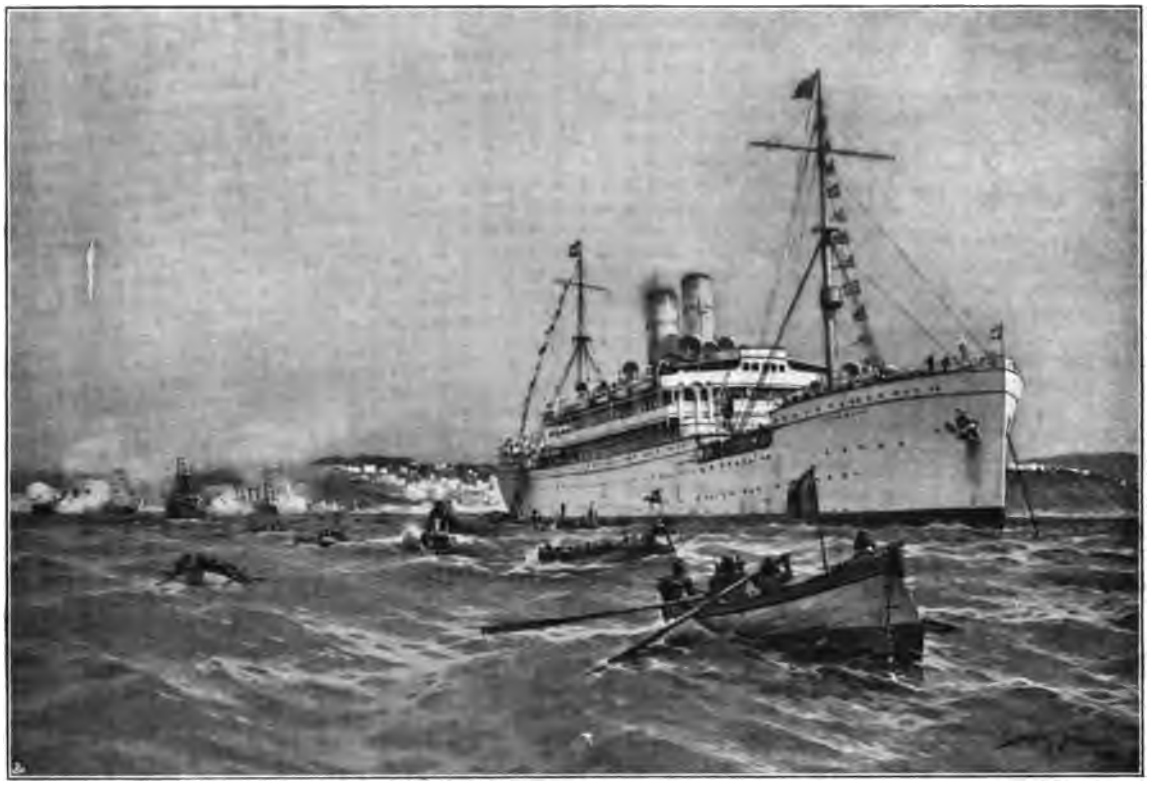
In der Marokkofrage ging England ſtets Hand in Hand mit Frankreich, ja es ging in der Unfreundlichkeit gegen Deutſchland über das hinaus, wozu es das Abkommen von 1904 verpflichtete. Seit der Beendigung des Burenkrieges blieb das Verhältnis zwiſchen Deutſchland und England immer mehr oder weniger kühl, obwohl es dazwiſchen Perioden einer freundlicheren Stimmung gab. Im Sommer 1904 hatte König Eduard ſeinem kaiſerlichen Neffen den erſten offiziellen Beſuch während der Kieler Woche abgeſtattet. Bald aber zeigte ſich wieder eine ſtärkere Spannung. Es waren feſtgewurzelte Vorurteile in der öffentlichen Meinung Englands, die das Mißtrauen gegen Deutſchland beſtändig wach erhielten, namentlich ſeitdem das Reich mit dem Bau ſeiner Flotte beſchäftigt war. An dem Verhältnis änderte ſich nichts, als König Eduard im Mai 1910 geſtorben war und in König Georg V. ein Herrſcher den großbritanniſchen Thron beſtieg, der weniger geneigt iſt, perſönlich hervorzutreten. Kriegsluſtig war übrigens auch König Eduard nicht; er glaubte nur dem Intereſſe ſeines Landes zu dienen, wenn er ſeiner Regierung nach Kräften half, Deutſchland politiſch zu iſolieren.

Wie ſchlecht aber alle dieſe Einkreiſungsbeſtrebungen fundiert waren, das zeigte ſich bei der großen Orientkriſis des Jahres 1909. Die Umwälzung, die im Jahre 1908 begonnen und das abſolute Regiment Abdul Hamids geſtürzt hatte, ſchien auch die Grundlagen der deutſch-türkiſchen Freundſchaft erſchüttert zu haben. Als nun Öſterreich-Ungarn ~~die~~ ſeit 30 Jahren geübte Beſetzung und Verwaltung von Bosnien

Prinz Heinrich und Sekretär Hay auf der Fahrt nach dem Weißen Hause in Washington 1902.

und der Herzegowina in eine wirkliche Besitzergreifung verwandelte und als im ideellen Zusammenhange damit Bulgarien seine Unabhängigkeit erklärte, schien der Augenblick für Rußland gekommen, seine überlieferte Balkanpolitik in einseitiger Weise wieder aufzunehmen. Gestützt auf die Westmächte schien es gewillt, einen europäischen Krieg zu entfesseln, während der damalige Leiter der russischen auswärtigen Politik, Iswolski, in Wahrheit wohl glaubte, durch diesen starken „Bluff" Österreich zu isolieren und die Wertlosigkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses vor aller Welt zu offenbaren. Aber Deutschland stellte sich entschieden an die Seite seines Verbündeten und ließ gar keinen Zweifel daran, daß es im Fall eines russischen Angriffes den Bündnisfall für gegeben erachte, so daß der russische Minister das Spiel verloren gab. Das Ergebnis war das Gegenteil von dem, was die Urheber dieser Politik beabsichtigt hatten. Es wurde aller Welt nicht nur die Stärke und das Ansehen Deutschlands vor Augen gestellt, sondern es wurde auch in einer vielen beteiligten Mächten recht unangenehmen Weise offenkundig gemacht, daß gerade auf der Balkanhalbinsel — dem europäischen Wetterwinkel — die Interessen der einzelnen Großmächte durchaus nicht mit ihrer Gruppierung in der europäischen Politik parallel liefen, daß daher auch der Gedanke einer allgemeinen politischen Einkreisung Deutschlands ein Trugbild, ein totgeborenes Kind war.

Schwierig bleibt die politische Stellung Deutschlands als eines Landes der Mitte jederzeit, aber die neuen Verwicklungen, die das Jahr 1912 durch den Krieg der vier Balkankönigreiche gegen die Türkei gebracht hat, haben aufs neue gezeigt, daß Deutschland durch seine ruhige, besonnene und friedfertige Politik, die dabei doch wohl imstande ist, wenn es nötig ist, ihr scharfes Schwert in die Wagschale zu werfen, sehr wohl aller dieser Schwierigkeiten Herr werden kann. Das berechtigte Ansehen Deutschlands ist auf der alten Höhe geblieben. Die in den letzten Jahren immer schärfer herausgebildete Zweiteilung in den Beziehungen der europäischen Großmächte — hier der Dreibund, dort der Dreiverband Rußland-Frankreich-England — hat bis jetzt niemals gehindert, daß sich die Mächte einzeln über ihre Interessen verständigten: Rußland mit Deutschland, wie es 1910 in der „Potsdamer Entrevue" geschah, Italien mit Frankreich, ja sogar Deutschland mit Frankreich. Das bewährte Bündnis zwischen Deutschland und



Ankunft des Kaisers in Tanger, 31. März 1905.
Verlag von Rich. Bong, Berlin.

Österreich-Ungarn hat an Festigkeit gewonnen, und als im Mai 1908 Kaiser Wilhelm an der Spitze der meisten deutschen Fürsten und der Vertreter der Hansestädte dem Kaiser Franz Josef persönlich die Glückwünsche zum sechzigjährigen Regierungsjubiläum aussprach, fand dieser Gedanke unseres Kaisers allgemeinen freudigen Anklang. So hat die auswärtige Politik des Kaisers — wiederum entgegen manchen unbegründeten und gedankenlos nachgesprochenen Behauptungen — eine feste Grundlage und einen stetigen Verlauf gewonnen, soweit das überhaupt in der lebendigen Entwicklung der Völker möglich ist.

In den letzten Jahren haben wir noch einmal einen Kanzlerwechsel gehabt, als im Sommer 1909 Fürst Bülow infolge der durch die Reichsfinanzreform hervorgerufenen Krisis seinen Abschied erbat und durch Herrn von Bethmann Hollweg ersetzt wurde. Es war von Bedeutung, daß die Leitung des Auswärtigen Amtes unter ihm im Jahre 1910 einem unserer bewährtesten Diplomaten, dem unlängst durch den Tod allzu früh aus seiner Laufbahn gerissenen Herrn von Kiderlen-Wächter, übertragen wurde. Freiherr von Schön, der Vorgänger Kiderlens, wurde Botschafter in Paris; er war einst der Nachfolger des Herrn von Tschirschky gewesen, der seinerseits nach dem Tode des Freiherrn von Richthofen an dessen Stelle getreten war. An Stelle des Herrn von Kiderlen ist der Botschafter in Rom, Herr von Jagow, zum Staatssekretär ernannt worden.

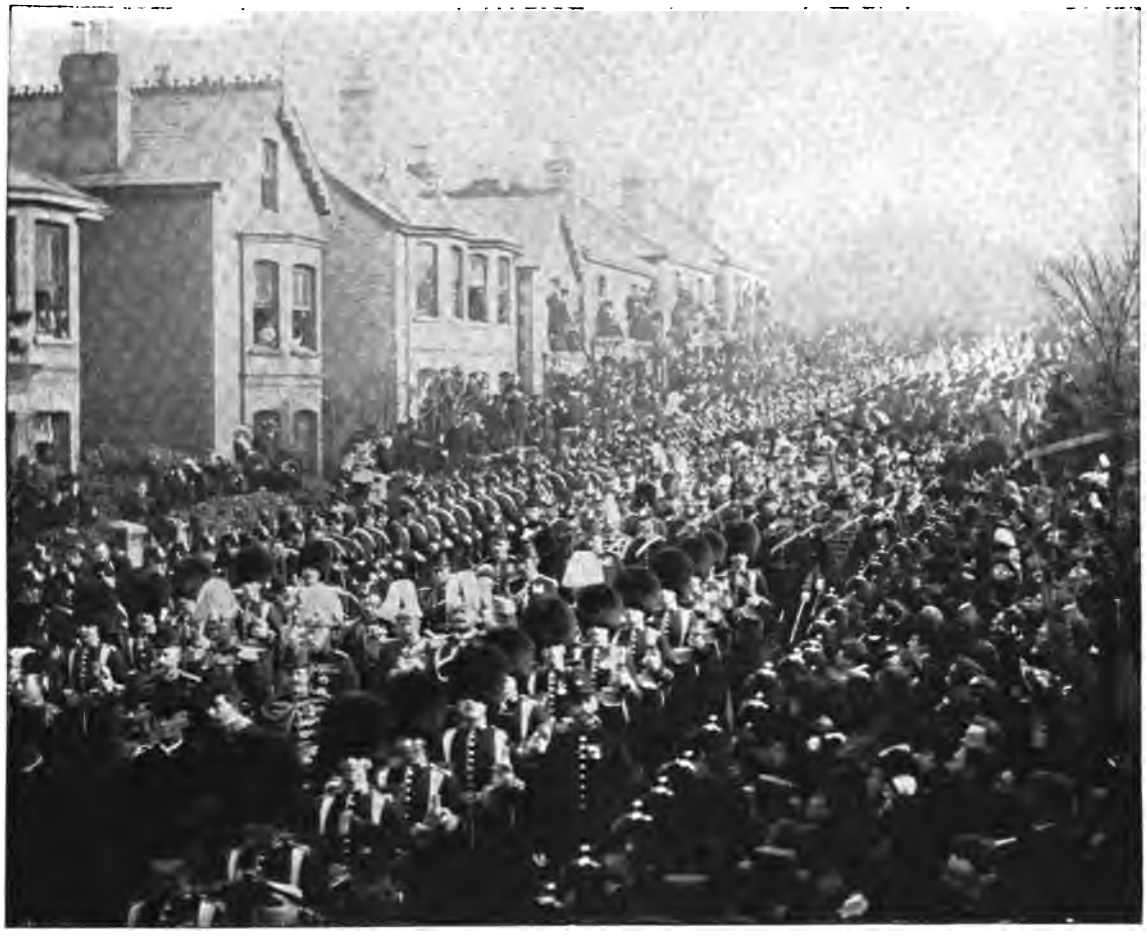
Ein Vierteljahrhundert der Regierung unseres Kaisers kann jetzt überblickt werden, ein Zeitraum, der wohl geeignet ist, ein sicheres Urteil über die Persönlichkeit und ihr Werk zu ermöglichen. Wie dieses Urteil ausfallen muß, kann nach dem, was hier gesagt worden ist, nicht zweifelhaft sein. Es ist unserem Kaiser gelungen, unter großen Schwierigkeiten und Anfechtungen, das Reich nicht nur auf der stolzen Höhe zu erhalten, sondern es weiter zu fördern und zu entwickeln. Und dieser Fortschritt ist in einem ehrenvollen Frieden errungen, in einer rastlosen Arbeit, zu der der Kaiser das Beispiel gegeben hat. Überall in der Welt, wo man auf die Spuren deutscher Macht und deutscher Arbeit stößt, wissen es alle und müssen es anerkennen, daß Deutschland in seinem Kaiser den nicht nur durch Erbrecht und Verfassung, sondern

Franz Matsch jun. Copyright by Gerlach & Wiedling, Vienna.

Der Kaiser an der Spitze der Deutschen Bundesfürsten gratuliert Kaiser Franz Josef zum 60. Regierungsjubiläum, Schönbrunn, 8. Mai 1908.

Mit Genehmigung der Verleger Gerlach & Wiedling und der Vertriebsstelle Verlagsanstalt „Pallas" Wien.

auch durch hohe Gaben und umfassendes Verständnis seiner Aufgaben ausgezeichneten Führer besitzt. Auf zwei Punkte mag zum Schluß noch besonders hingewiesen werden. Man hat oft das Wort wiederholt, das Fürst Bismarck einst von dem Prinzen Wilhelm gesprochen haben soll: er werde sein eigener Kanzler sein. Das hat man in dem Sinne aufgefaßt, als ob der Kaiser ein „persönliches Regiment" in einer unzeitgemäßen, dem Interesse des deutschen Volkes nicht dienlichen Weise führe, als ob er also dem Rat seiner legitimen, selbstgewählten Ratgeber unzugänglich sei und diese nichts anderes seien als willenlose Vollstrecker seiner Befehle. Für diese Behauptung wird niemand einen Beweis erbringen können. Daß der Kaiser aber — dem Beispiel seines unvergeßlichen Großvaters folgend — alle Fäden in seiner Hand behielt und sich stets die eigentliche Entscheidung und letzte Verantwortung wahrte, ist nicht nur richtig und gut, sondern auch verfassungsgemäß. Daß er nach Veranlagung und Temperament persönlich mehr hervortrat, als die Welt sonst von modernen Herrschern gewohnt war, hat nur selten begründete Bedenken erregt, die sich mehr auf innerpolitische Wirkungen als auf den Eindruck im Auslande bezogen. Man hat ferner kritisiert, daß der Kaiser dem Auslande zuviel Höflichkeit erweise. Auch dieser Vorwurf erscheint bei näherer Prüfung unbegründet. Die Aufmerksamkeit des Auslandes war stets so sehr auf seine Person gerichtet, daß es bei den Gelegenheiten, wo der Kaiser persönlich mit hervorragenden Ausländern in Verbindung zu treten hatte, nur von Nutzen sein konnte, wenn er die geistige Überlegenheit eines echten modernen Herrschers auch in dem feinen Verständnis für die geistige Eigenart derer zeigte, mit denen er verkehrte. Und man darf nicht vergessen: Wenn der Kaiser russische Soldaten in ihrer Muttersprache grüßte, wenn er in Budapest die Söhne Arpads pries, wenn er in Damaskus das Andenken Saladins feierte, wenn er in Rom die Italiener durch das Wort von der Roma intangibile begeisterte, wenn er in Wien von dem „goldenen Herzen" sprach, wenn



Der Kaiser im Trauerzuge bei der Beisetzung König Eduards VII. in Windsor 1910.

er mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die französische Eigenliebe streichelte, wenn er in England die feinsten Schattierungen der Art zu treffen wußte, wie ein englischer Aristokrat unter seinesgleichen verkehrt, — so hat doch sicher keiner der Ausländer, die in dem Auftreten des deutschen Herrschers eine Saite ihres innersten Wesens mitklingen fühlten, auch nur einen Augenblick daran gezweifelt, daß dieser Herrscher in seinem sicheren nationalen und dynastischen Selbstbewußtsein stets die richtige Grenze zu wahren wisse, und daß nichts ihn von der einmal als richtig erkannten politischen Bahn ablenken könne.

So ist es in der Tat gewesen, und so darf das deutsche Volk mit dem reinen Gefühl heißer Dankbarkeit und wohlberechtigten Stolzes auf dieses Vierteljahrhundert edelster und treuester Pflichterfüllung seines Kaisers zurückblicken.

Der Kaiser und die Volkswirtschaft.

Bei der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. im Jahre 1888 befand sich die deutsche Volkswirtschaft in einem nicht gerade erfreulichen Zustande. Es hing dies zum Teil mit allgemeinen weltwirtschaftlichen Konjunkturen zusammen, die sowohl auf die Landwirtschaft, wie auf die Industrie ungünstig einwirkten. Nicht nur die deutsche, sondern die gesamte mittel- und westeuropäische Landwirtschaft stand unter dem Druck der Konkurrenz des überseeischen Getreides, die sich nach dem Ausbau der Eisenbahnen des amerikanischen Westens und der indischen Weizengebiete seit dem Ende der siebziger Jahre immer mächtiger entwickelt hatte. Die 1879 eingeführten und 1885 und 1887 erhöhten Getreidezölle konnten das Sinken der Preise nicht verhindern: die Tonne Weizen, die 1880 in Berlin durchschnittlich 218 Mark kostete, war 1888 bei einem Zollsatz von 50 Mark auf 172 Mark zurückgegangen und der Roggenpreis war in diesem Zeitraum trotz des Zolles von 188 auf 135 Mark gewichen. Auch die Industrie klagte allgemein über unbefriedigende Preise, die einen kräftigen Aufschwung der Produktion verhinderten; in Deutschland insbesondere aber machten sich noch die Nachwirkungen der Depression fühlbar, die auf die Krisis von 1873 gefolgt war. Am Ende der achtziger Jahre schien die deutsche Industrie endlich den toten Punkt überwunden zu haben; jedoch trat 1891 wieder ein Rückschlag ein und erst mit dem Jahre 1895 beginnt die mächtig aufsteigende Entwickelung, die Deutschland auch auf dem industriellen Gebiet in die Reihe der Großmächte ersten Ranges emporgebracht hat. Einen geeigneten Maßstab für die Beurteilung des Fortschrittes der Industrie im ganzen dürfte die Roheisenerzeugung darbieten: sie betrug im Deutschen Reich und Luxemburg im Jahre 1888 nur 4 337 000 Tonnen, 1895 war sie auf 5 465 000 Tonnen, 1911 aber auf 15 281 000 Tonnen gestiegen. Die Produktion Großbritanniens wurde schon 1903 überflügelt (mit 9 078 000 Tonnen gegenüber 10 018 000 Tonnen) und im Jahre 1911 erwies sich die deutsche ihr um volle 50 Prozent überlegen. Auch die Ausfuhr inländischer Waren liefert symptomatische Zahlen für den Stand der Volkswirtschaft und der Industrie: sie stellte sich (Spezialhandel) 1888 auf 3207 Millionen Mark, hatte sich 1895 nur auf 3318 Millionen gehoben, erreichte aber im Jahre 1911 die gewaltige Summe von 8106 Millionen Mark. So wird die bisherige Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. durch einen wirtschaftlichen Aufschwung bezeichnet, der nicht nur in der deutschen Geschichte beispiellos ist, sondern auch in keinem anderen der großen Kulturländer sich in gleichem Verhältnis wiederfindet. Die unmittelbaren Triebkräfte dieser großen Entwickelung sind natürlich die Intelligenz und die Arbeitskraft des deutschen Volkes, namentlich auch die in seiner Mitte besonders gepflegte enge Verbindung von Wissenschaft und Technik, der u. a. die deutsche Elektrizitätsindustrie und die deutsche chemische Industrie ihren unbestrittenen Vorrang verdanken. Der deutschen Eisenindustrie ist vor allem die ausgiebige Anwendung des aus England herübergekommenen, die Verwertung von phosphorhaltigen Erzen ermöglichenden Thomasverfahrens zustatten gekommen. Aber die ungeregelt sich selbst überlassenen individuellen Kräfte bleiben unfruchtbar; Erfolg kann die wirtschaftliche Tätigkeit der einzelnen nur haben, wenn sie sich bewegt auf dem Boden einer gesicherten Rechtsordnung, im Rahmen einer festen staatlichen Verwaltung und unter dem Schutze einer Achtung gebietenden staatlichen Macht. Der Vertreter der staatlichen Organisation und der staatlichen Macht aber ist der Kaiser und er verhält sich in dieser Eigenschaft nicht einfach repräsentativ, sondern übt auch mit eigenem Urteil und eigenem Willen einen entscheidenden Einfluß auf die Gesetzgebung, die öffentlichen Institutionen und die Bewegung des staatlichen Lebens aus.

Auf dem weiten Gebiet der wirtschaftlichen Gesetzgebung tritt das persönliche Wirken des von seinen Beratern umgebenen Kaisers nach außen wenig hervor; dennoch aber ist es gewiß, daß er die Bedeutung und Tragweite jeder Maßregel, der er seine Zustimmung gibt, auch selbst geprüft und deren Zweckmäßigkeit unter den obwaltenden Umständen anerkannt hat. Und dabei hat er nach seiner eigenen Erklärung seine Aufgabe als Landesherr und Reichsoberhaupt vor allem darin gesehen, die Interessen aller Stände gegeneinander abzuwägen und mit einander zu vermitteln, damit das allgemeine Interesse des großen Vaterlandes bewahrt bleibe. Kein Stand könne beanspruchen, auf Kosten eines anderen besonders bevorzugt zu werden. Das Problem der Herstellung des richtigen Gleichgewichts zwischen den großen

Dr. von Stephan,
Staatssekretär des Reichspostamts 1870—1897.

Krätke,
Staatssekretär des Reichspostamts von 1901 ab.

von Podbielski,
Staatssekretär des Reichspostamts 1897—1901, Landwirtschaftsminister 1901—1906.

Faktoren der Volkswirtschaft, der Landwirtschaft, der Industrie, dem Handel unter sich und mit dem Interesse der Masse der Konsumenten hat denn auch während der ganzen Regierungszeit des Kaisers immer dringend im Vordergrunde gestanden. Während die Industrie schon in eine langsam aufsteigende Bewegung getreten war, blieb die Landwirtschaft noch eine Reihe von Jahren in einer unzweifelhaften, sich zeitweise noch verschlimmernden Notlage. Es handelte sich noch immer, wie auch schon vorher, nicht darum, sie auf Kosten anderer Stände zu begünstigen, sondern sie vor einem Zusammenbruch zu schützen, der auch die Vermögenslage weitester Kreise außerhalb dieses Produktionszweiges auf das verhängnisvollste erschüttert haben würde. Aus diesem Gesichtspunkt waren die Getreidezölle von Anfang an aufzufassen. Wie schon oben bemerkt, standen die Getreidepreise 1888 bei dem höchsten Zollsatz noch weit unter dem vorher als normal geltenden Durchschnitt. Im Jahre 1891 aber trat infolge einer russischen Mißernte eine Preissteigerung ein, die in der Tat als übernormal bezeichnet werden konnte und namentlich den Roggen zeitweilig auf 240 und mehr Mark, höher als den Weizen, emportrieb. Von vielen Seiten wurde eine Suspension der Getreidezölle verlangt, die Reichsregierung ging aber auf diese Forderung nicht ein, sondern behielt sich eine Herabsetzung der Zölle als Unterhandlungsobjekt bei der Erneuerung der Handelsverträge vor, von denen mehrere noch im Dezember 1891 zum Abschluß kamen. Durch diese später so vielfach angefochtenen „Caprivischen" Handelsverträge wurden die Zölle auf Roggen und Weizen von 50 auf 35 Mark für die Tonne ermäßigt. Für Rußland, das nicht zu den Vertragsstaaten gehörte, blieb der frühere Satz zunächst bestehen und er wurde sogar in dem deshalb entstehenden Zollkrieg noch um einen Zuschlag erhöht, bis dann im Jahre 1894 ein Handelsvertrag mit Meistbegünstigung zustande kam. Aber schon im Jahre 1892 waren die Getreidepreise von ihrer ungewöhnlichen Höhe zurückgewichen, und als nun 1894 die russische Konkurrenz mit voller Kraft unter den neuen Bedingungen einsetzen konnte, als dann ferner auch der argentinische Weizen sich immer mehr auf die europäischen Märkte drängte, sanken die deutschen Getreidepreise in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre und in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts mehrfach auf einen in der vorangegangenen Periode noch nie erreichten Tiefstand. Roggen stand zum Beispiel in Berlin 1895 durchschnittlich auf 120 Mark, Weizen auf 143 Mark. Dieser Preisrückgang war jedoch eine allgemeine internationale Bewegung und man kann keineswegs mit Bestimmtheit sagen, daß er in Deutschland etwa um den Betrag der Zollermäßigung verstärkt worden sei. Denn die Wirkung dieser Ermäßigung wurde praktisch aufgewogen durch das 1894 erlassene Gesetz über die Aufhebung des Identitätsnachweises des ein- und ausgeführten Getreides, das in der Form der sogenannten Einfuhrscheine eine Ausfuhrvergütung für Getreide gewährte. Jetzt erst konnte der inländische Preis ständig um den vollen Zollbetrag über dem des freien Marktes in England bleiben, während die Differenz früher bei dem Zoll von 50 Mark

von Maybach,
Staatsminister u. Minister d. öffentl. Arbeiten
1878—1891.

von Thielen,
Staatsminister u. Minister d. öffentl. Arbeiten
1891—1902.

von Budde,
Staatsminister u. Minister d. öffentl. Arbeiten
1902—1906.

durchschnittlich nur etwa 35 Mark betragen hatte, also ungefähr dem neuen Zollsatze gleich gewesen war. Eine Zollerhöhung aber erschien unter den damaligen Umständen immerhin als gerechtfertigt und sie wurde denn auch durch die seit 1904 abgeschlossenen und 1906 in Kraft getretenen neuen Handelsverträge zugestanden. Praktisch kommen nur die Vertragssätze von 55 Mark für Weizen und 50 Mark für Roggen, nicht aber die höheren Sätze des allgemeinen Tarifs in Betracht. Seit 1906 haben sich nun die Preise auf einen befriedigenden, zeitweise sogar übernormalen Stand gehoben, jedoch würde der Zollaufschlag allein nicht imstande gewesen sein, dieses Ergebnis herbeizuführen, wenn nicht zugleich auch die Preisbasis auf dem Weltmarkt sich erhöht hätte. Die weltwirtschaftliche Episode der Herabdrückung der Getreidepreise durch die Erschließung der überseeischen Produktionsgebiete ist eben bereits über ihren Höhepunkt hinaus; in spätestens zwanzig Jahren wird die Bevölkerung dieser Länder und werden die Bodenpreise und die Kosten einer intensiveren Produktion so weit vorgeschritten sein, daß sie eine Überlegenheit auf dem europäischen Markte kaum noch werden geltend machen können. Vorher schon aber werden bei der zu erwartenden fortwährenden Zunahme der Bevölkerung Deutschlands die Getreidepreise unter dem Einfluß der Zölle vielleicht in solchem Maße gesteigert werden, daß im Interesse der Masse des Volkes eine allmähliche Milderung dieser Belastung vorgenommen werden muß, wodurch dann die berechtigten Interessen der Landwirtschaft nicht mehr berührt werden. Der Kaiser wird, wie er jetzt für die Landwirtschaft eingetreten ist, sicherlich auch bei einer solchen künftigen Entwickelung seinem Prinzip treu bleiben, die Interessen der verschiedenen Stände im Gleichgewicht zu erhalten.

von Breitenbach,
Staatsminister u. Minister d. öffentl. Arbeiten
von 1906 ab.

Was die Industrie betrifft, so bedarf sie in ihren meisten Zweigen an sich kaum noch der Schutzzölle; namentlich würde die Eisenindustrie gegenwärtig unter dem Tarifgesetz von 1873 auch mit seiner vollen Wirkung nach 1876 unzweifelhaft bestehen und gedeihen können. Aber die Industrie kann sich auf die Existenz der landwirtschaftlichen Zölle berufen, die natürlich auch Einfluß auf die Löhne haben, und so lange diese bestehen bleiben, wird man auch ihr eine Ausgleichung nicht versagen können.

Als Maßregel der inneren Handelspolitik sollte das Börsenreformgesetz von 1896 auch den Interessen der Landwirtschaft dienen, indem es den Börsenterminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten verbot, in dem viele die Hauptursache des starken Preisrückganges

Dr. von Schulz-Hausmann,
Präsident des Reichs-Eisenbahnamtes
1890—1909.

zu erkennen glaubten. Diese Ansicht war allerdings nicht begründet, aber das eigentliche Börsenspiel in diesen Waren konnte im allgemeinen nur wirtschaftlich schädliche Folgen haben. Dagegen war das reelle, handelsrechtliche Lieferungsgeschäft für Produzenten und Händler unentbehrlich und es erwies sich schließlich auch als nötig, in der Novelle von 1908 dieses in einer bestimmten börsenmäßigen Form auch für Getreide und Mühlenfabrikate ausdrücklich zuzulassen. Auch die Bestimmungen über den Effektenverkehr an der Börse wurden durch dieses Gesetz gemildert. Als wichtige Akte der das Wirtschaftsleben betreffenden Gesetzgebung sind auch die Reichsgesetze über die privaten Versicherungsunternehmungen (vom 12. Mai 1901) und über den Versicherungsvertrag (vom 30. Mai 1908) hervorzuheben. Auch muß auf die große volkswirtschaftliche Bedeutung der Vereinheitlichung des bürgerlichen Rechts hingewiesen werden, die unter des Kaisers Obhut zustande gekommen ist. Den Wünschen und Interessen des Handwerkerstandes wurde durch mehrere Novellen zur Gewerbeordnung Rechnung getragen, namentlich durch das Gesetz vom 26. Juli 1897, das unter gewissen Voraussetzungen die Bildung von Innungen zwangsweise gestattet und Handwerkerkammern als Vertretung dieses Standes geschaffen hat. Was den Arbeiterschutz, die Arbeiterversicherung und überhaupt die sozialpolitische Gesetzgebung betrifft, in die der Kaiser mit eigenster Initiative und entschiedenem Erfolg eingegriffen hat, so wird darüber an anderer Stelle ausführlich berichtet. Ebenso über das Verhältnis des Kaisers zur Kolonialpolitik, sowie über die epochemachende preußische Steuerreform und die noch der Vervollständigung bedürfende Reform des Reichssteuerwesens.

Wackerzapp,
Präsident des Reichs-Eisenbahnamtes
von 1910 ab.

Wenn der Kaiser bei der Gesetzgebung überwachend und lenkend mehr im Hintergrunde bleibt, so erscheint er nach einer anderen Seite als der persönliche Träger der Macht, die allein dem ganzen Bau der Volkswirtschaft einen gesicherten Boden zu bereiten und zu erhalten vermag. Die wirtschaftliche Aufgabe dieser Macht ist es, den Frieden zu erhalten, aber einen Frieden in Ehren, mit Wahrung der Würde und aller Lebensinteressen des Deutschen Reiches angesichts nicht nur des Mitbewerbs, sondern auch der vielfach hervortretenden Mißgunst, der Eifersucht, des Neides und des bösen Willens anderer Nationen. In diesem Sinne hat der Kaiser ein Vierteljahrhundert hindurch und mehrfach unter schwierigen Umständen den Frieden gewahrt und dadurch der deutschen Industrie und dem deutschen Handel die Möglichkeit zu ihrem glänzenden Aufschwung geschaffen. Er hat dies mit wohlüberlegter Absicht getan und hat darüber in wiederholten Äußerungen keinen Zweifel gelassen. Vor allem muß an die Rede erinnert werden, die er am 22. März 1905 bei der Enthüllung des Kaiser-Friedrich-Denkmals in Bremen gehalten hat. „Ich habe Mir den Fahneneid geschworen," sagte der Kaiser, „als Ich nach der gewaltigen Zeit Meines Großvaters zur Regierung kam, daß, was an Mir liegt, die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, daß aber Bajonette und Kanonen scharf und tüchtig erhalten werden müßten, damit Neid und Scheelsucht von außen uns an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören. Ich habe Mir gelobt auf Grund Meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. . . . Das Weltreich, das Ich Mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neuerschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absoluteste Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem Deutschen Weltreich oder einer Hohenzollern-Weltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen gegründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Ver-

Dr. Frhr. Lucius von Ballhausen,
Staatsminister und Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten 1879—1890.

von Heyden-Cadow,
Staatsminister und Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten 1890—1894.

Frhr. von Hammerstein-Loxten,
Staatsminister und Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten 1894—1901.

trauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen; kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagt: „Außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt." Aber der Kaiser weiß wohl, daß „noch manches Jahrhundert vergehen wird, ehe die Theorien des ewigen Friedens zur allgemeinen Anwendung gelangen werden." Auch das friedfertigste Volk ist nicht vor Angriffen gesichert, wenn es lediglich durch seine wirtschaftliche Ausdehnungskraft die Wege anderer Nationen kreuzt, ihren Ellbogenraum verengt, sie auf den gewohnten Märkten zurückdrängt. Gegen solche Angriffe gibt es nur einen Schutz: eine Waffenmacht, die auch dem stärksten Gegner Respekt einflößt und ihm zum Bewußtsein bringt, daß ein gewaltsames Vorgehen ein höchst gewagtes Spiel wäre, bei dem er leicht mehr verlieren, als gewinnen könnte. Nun ist ja das Deutsche Reich in seiner neuen Gestalt gewissermaßen ein Eindringling in den Kreis der von altersher an der Spitze der Weltwirtschaft stehenden Völker, und es ist diesen durch seinen sich in erstaunlichem Umfang entfaltenden Mitbewerb immer unbequemer geworden. Kein Wunder daher, daß sich gerade um Deutschland ein Ring von stiller Anfeindung gebildet hat, die unzweifelhaft auch zu Taten führen würde, sobald die Entwickelung der deutschen Wehrmacht nicht mehr mit dem Fortschritt der deutschen Wirtschaftsmacht parallel ginge. In der ersten Periode nach der Gründung des Reiches konnte es noch genügen, die Armee auf die dem Bedürfnis entsprechende Stärke zu bringen, dann aber wurde es bei der immer zunehmenden Ausbreitung des deutschen Welthandels nötig, auch eine der Stellung des Reiches angemessene Flotte zu schaffen. Und hier setzt des Kaisers eigenstes Werk ein. Die Geschichte wird ihn als den Gründer der deutschen Flotte nennen. Er hat sie aber gegründet wiederum nicht als Werkzeug des Angriffs und der Eroberung, sondern als Mittel, den Erzeugnissen der deutschen Arbeit auf allen Meeren sichere Wege zu bahnen und ihnen den Zugang zu den fernsten

von Arnim-Criewen,
Staatsminister und Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten 1906—1910

Dr. Frhr. von Schorlemer,
Staatsminister und Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten von 1910 ab.

Freiherr von Berlepsch,
Staatsminister und Minister für Handel und Gewerbe 1890—1896.

Zonen stets offen zu erhalten. Es hat lange gedauert, bis der Gedanke des Kaisers in den weiteren Kreisen des Volkes richtig erfaßt und die Bedeutung der Existenz einer starken Kriegsflotte für das Gedeihen des Seehandels einer in scharfem Wettbewerb emporstrebenden Nation anerkannt worden ist. Der Kaiser hat sich persönlich bemüht, das Verständnis für diese wichtige Frage zu verbreiten und er hat in Seeplätzen und Industriezentren wiederholt die Mitwirkung der unmittelbar dabei interessierten Handels- und Unternehmerkreise in Anspruch genommen. Als dann endlich im Jahre 1898 die erste Flottenvorlage durchgegangen war, sagte er in Hamburg (1899) mit einiger Bitterkeit: „Die alten politischen Sünden rächen sich jetzt schwer an unseren Seeinteressen und unserer Flotte. Wäre ihre Verstärkung Mir in den ersten acht Jahren Meiner Regierung nicht beharrlich verweigert worden, wobei sogar Hohn und Spott Mir nicht erspart geblieben sind, wie anders würden wir dann unseren blühenden Handel und unsere überseeischen Interessen fördern können!" In Hamburg selbst jedoch hat er die richtige Würdigung seiner Bestrebungen nicht vermißt: „Gerade hier inmitten dieses mächtigen Handelsemporiums empfindet man die Fülle und Spannkraft, welche das deutsche Volk durch seine Geschlossenheit seinen Unternehmungen zu verleihen imstande ist. Aber auch hier weiß man es am höchsten zu schätzen, wie notwendig ein kräftiger Schutz und die unentbehrliche Stärkung unserer Seestreitkräfte für unsere auswärtigen Interessen sind."

Brefeld,
Staatsminister und Minister für Handel und Gewerbe 1896—1901.

Wenn man vom Schutz des deutschen Handels spricht, so denkt man nicht an die Abwehr von Ausschreitungen schwacher Staaten, wie etwa Haiti oder Venezuela. Dafür bedürfte es keiner großen Kriegsflotte, einige Kreuzer würden genügen. Auch die Sicherung der deutschen Häfen und Küsten gegen Blockaden und feindliche Landungen kommt erst in zweiter Linie in Betracht, denn die ständige Wirkung der Flotte soll sich nicht im Kriege, sondern im Frieden entfalten. Diese aber besteht in dem unwägbaren, aber durchdringenden Einfluß, den die Flotte nach Verhältnis ihrer Stärke auf die Stimmung und die Haltung nicht der kleinen, sondern der großen Staaten ausübt, mit denen Deutschland in Verkehr oder in Wettbewerb steht. Die Flotte bringt z. B. den großen asiatischen Reichen die Macht eines Landes am deutlichsten zum Bewußtsein, und danach bemißt sich auch das Ansehen, in dem seine Angehörigen stehen und die Art, wie sie behandelt werden. Dabei kommen aber nicht nur die gewöhnlichen Warengeschäfte in Betracht, sondern auch große Lieferungen von Maschinen, Kanonen usw., Bergwerkskonzessionen, Eisenbahn- und andere Kapitalanlagen. Bei solchen Gewinngelegenheiten stehen sich die europäischen Mitbewerber schroff gegenüber und der zur See mächtigere Staat bemüht sich, seinen Bürgern einen Vorsprung vor anderen zu verschaffen oder den schwächeren mit unberechtigten Mitteln zurückzudrängen. Große Flottendemonstrationen sind nur ausnahmsweise nötig, um die Seegeltung einer Nation aufrecht zu erhalten; das Zeigen der Flagge an geeigneter Stelle genügt, wenn die Welt weiß, was hinter dieser Flagge steht.

Die Erfahrung hat die Voraussetzungen des Kaisers bestätigt: wie der deutsche Ausfuhrhandel, so hat auch die deutsche Handelsmarine gleichzeitig mit dem Anwachsen der Kriegsflotte einen gewaltigen Aufschwung genommen. Die Summe der Registertons (netto) ihrer Dampfer ist von 969 000 im Jahre 1898 auf 2 397 000 im Jahre 1911 gestiegen, während die Tonnenzahl der Segelschiffe nur wenig, nämlich von 585 573 auf 506 837 zurückgegangen ist. Deutschland steht jetzt mit dem Nettotonnengehalt seiner Dampfschiffe allen anderen Staaten, mit Ausnahme Großbritanniens, weit voran.

von Möller,
Staatsminister und Minister für Handel und Gewerbe 1901—1905.

Sydow,
Staatsminister und Minister für Handel und Gewerbe von 1909 ab.

In bezug auf letzteres aber ist zu bedenken, daß der gesamte Handel der britischen Inseln über die See geht, während Deutschland seine Grenzen zu drei Vierteln auf dem Lande hat.

„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser," hat der Kaiser gesagt. Bei der stets wachsenden Bevölkerung des Reiches muß in absehbarer Zeit der Punkt erreicht werden, von dem ab der deutsche Boden auch bei äußerster Anspannung der Technik und höchster Steigerung der Produktionskosten seinen Bewohnern nicht mehr die nötige Menge der Lebensmittel liefern könnte. Wirtschaftlich aber, nämlich zur Verhütung einer übermäßigen Preissteigerung der Nahrungsmittel, wird sich auch schon vorher die Notwendigkeit einer mehr und mehr wachsenden Zufuhr herausstellen. In ähnlichem Maße wird auch der Bedarf an vielen wichtigen Rohstoffen zunehmen, die in Deutschland überhaupt nicht oder nur unter den ungünstigsten Bedingungen gewonnen werden können. Die Industriekraft des Reiches aber wächst in mindestens gleichem und vielfach in stärkerem Verhältnis wie die Bevölkerung, und es kommt ihr besonders zustatten, daß die deutschen Kohlenschätze reicher und nachhaltiger sind, als die irgend eines anderen europäischen Landes und daß sie insbesondere mehrere Jahrhunderte länger vorhalten werden, als die englischen. So ist Deutschland in der Lage, unter den günstigsten Bedingungen seine Industrieerzeugnisse gegen die Rohprodukte der weiträumigeren und von der Natur begünstigten Länder auszutauschen. Dieser Verkehr ist aber in erster Linie auf den Seeweg angewiesen, denn der Landtransport von Massenwaren, etwa aus dem asiatischen Rußland, wird stets durch die hohen Kosten beeinträchtigt sein. Daher wird mit der Zeit die Sicherung der Bewegungsfreiheit auf dem Meere für Deutschland dieselbe Wichtigkeit erlangen, die sie gegenwärtig für England besitzt. Stets müssen die deutschen Häfen der Schiffahrt geöffnet, stets die fremden Küsten der deutschen Flagge frei zugänglich sein. Dazu bedarf es keiner Herrschaft über die See, es genügt die anerkannte Gleichstellung mit jeder anderen, auch der stärksten Macht. Wird diese aber unter irgendwelchen Umständen verweigert, oder wird überhaupt der friedliche Wettbewerb durch die Eifersucht anderer Staaten gestört, dann muß die deutsche Flotte stark genug sein, um selbst einem überlegenen Gegner gegenüber die Weltstellung des Vaterlandes mit Erfolg verteidigen zu können.

Der Kaiser und die soziale Frage.

Das preußische Königtum hat am Anfang des 19. Jahrhunderts die Aufgabe gelöst, die damals für Preußen die soziale Frage darstellte: es hat die Bauern befreit und die Normen für die Regelung der Besitzverhältnisse zwischen Gutsherren und Bauern aufgestellt. Aber in den Jahrzehnten, in denen diese Reform, nicht ohne Hemmungen und Schwierigkeiten, in ihren Einzelheiten ausgeführt wurde, schlug die Entwickelung der Volkswirtschaft neue Bahnen ein, die zu neuen gesellschaftlichen Problemen führten. Immer weiter dehnte sich in dieser Periode der industrielle Großbetrieb aus und immer größer wurde die Zahl der Arbeiter, die sich der Herrschaft der „kapitalistischen Produktionsweise" unterwerfen mußten. Völlig getrennt von den Produktionsmitteln, sind diese nicht imstande, ihre Arbeitskraft überhaupt selbständig zu verwerten, sondern sie sind genötigt, sie wie eine Ware auf dem Markte dem Kapital anzubieten, und zwar zu Preisen, die nicht nur durch den starken Wettbewerb der Arbeiter selbst, sondern, namentlich in der Übergangsperiode, auch durch die zunehmende Verwendung arbeitsparender Hilfsmittel gedrückt wurden. Ohne Zweifel haben auch die Arbeiter Vorteile aus der großartigen Steigerung der Produktion, die durch den modernen Großbetrieb möglich geworden ist, da ihnen nunmehr viele Güter zu erniedrigten Preisen zugänglich geworden sind, die ihnen früher nicht erreichbar waren. Aber leicht verbreitete sich unter ihnen die Meinung, daß ihr Anteil am Produktionsertrag verhältnismäßig zu gering sei, und unzufriedene Stimmungen und das Verlangen nach besseren Arbeitsbedingungen fanden um so rascher Verbreitung und innere Verstärkung, als die Arbeiter schon durch die Form des Großbetriebes miteinander in nähere Verbindung und zu einem gemeinschaftlichen Klassenbewußtsein gebracht werden.

So entstand zwischen den Arbeitern und den Vertretern des Kapitals ein Gegensatz, der sich mehr und mehr verschärfte durch die sozialistischen Pläne einer Neugestaltung der Gesellschaft, die in weiten Kreisen der Arbeiterschaft Eingang fanden. Es wurden Forderungen aufgestellt, deren Erfüllung auf dem Boden der bestehenden Staats- und Rechtsordnung unmöglich ist und die demnach einen prinzipiell revolutionären Charakter tragen.

Abgesehen von einigen früheren Ansätzen, begann die von diesen Tendenzen geleitete Arbeiterbewegung in Deutschland mit der Agitation Lassalles und nach dem Siege der extremen Richtung führte sie zu der Bildung einer dem bestehenden Staate grundsätzlich feindlichen, ihrer Gesinnung nach revolutionären Partei, der deutschen Sozialdemokratie, die auch im Reichstag, anfangs nur in einer kleinen Gruppe, dann aber in einer mehr und mehr anwachsenden Fraktion ihre Vertretung fand. Der Staat konnte nicht gleichgültig bleiben gegenüber Bestrebungen, die darauf ausgingen, die Arbeiterbevölkerung von dem überkommenen Zusammenhang mit Vaterland, Nation, Monarchie, Christentum, gesellschaftlicher Ordnung loszulösen. Das Ausnahmegesetz von 1878, das mit den schärfsten Polizeimaßregeln gegen diese Bestrebungen vorzugehen gestattete, war nicht imstande, die Sozialdemokratie zu vernichten. Auch bestand an höchster Stelle von Anfang an volle Klarheit darüber, daß durch solche Mittel allein die krankhaften Erscheinungen am gesellschaftlichen Organismus nicht geheilt werden konnten. Die wirksamste Bekämpfung der Sozialdemokratie ist die Hebung oder Milderung der sozialen Übel, aus deren Existenz sie ihre Kraft schöpft. Und so stellte Kaiser Wilhelm I. in der denkwürdigen Botschaft vom 17. November 1881, ausgehend von dem Grundsatz, „daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde," das Prinzip der sozialen Staatshilfe für die Arbeiter auf, das in der großartigen Organisation der deutschen Arbeiterversicherung seine Verkörperung und Entfaltung finden sollte. Das Krankenversicherungsgesetz kam schon 1883, das Unfallversicherungsgesetz 1884 zustande. Die besonderen Schwierigkeiten der Invaliditäts- und Altersversicherung verzögerten die Vollendung des großen Werkes und der erhabene Begründer desselben, wie auch der edle Kaiser Friedrich III. sollten sie nicht mehr erleben. So vererbte sich denn eine hohe Aufgabe auf den in der vollen Kraft der Jugend stehenden Monarchen, der nunmehr die Geschicke Preußens und Deutschlands zu lenken berufen war.

Herrfurth,
Staatsminister und Minister des Innern
1888—1892.

Graf zu Eulenburg,
Ministerpräsident und Minister des Innern
1892—1894.

von Köller,
Staatsminister und Minister des Innern
1894—1895.

Kaiser Wilhelm II. hatte als Prinz staatswissenschaftliche Vorlesungen bei den Professoren Nasse und Held in Bonn gehört und den sozialpolitischen Fragen frühzeitig sein Interesse zugewandt. Daß er sich selbständige Ansichten über sie gebildet hatte, ließ er durch sein tatkräftiges Eingreifen bald erkennen. In seiner ersten Thronrede am 25. Juni 1888 erklärte der Kaiser, daß er sich die Allerhöchste Botschaft vom 17. November 1881 ihrem vollen Umfange nach aneigne und im Sinne derselben fortfahren werde, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre den Schwachen und Bedrängten im Kampf ums Dasein gewähren könne. Nicht minder bestimmt aber hob der Kaiser auch die Notwendigkeit hervor, unsere staatliche und gesellschaftliche Entwickelung in den Bahnen der Gesetzlichkeit zu erhalten und allen Bestrebungen, welche den Zweck und die Wirkung haben, die staatliche Ordnung zu untergraben, mit Festigkeit entgegenzutreten.

Die kaiserliche Botschaft, zu der sich der neue Herrscher in dieser Kundgebung bekannte, ist der Ausdruck einer bestimmten Form der Sozialpolitik, der Fürst Bismarck sein Gepräge gegeben hat. Der Staat soll den arbeitenden Klassen nicht mehr bloß als fordernder und drängender Herr, sondern auch als eine wohltätige und schützende Macht erscheinen. Er soll ihnen Hilfe und Förderung gewähren durch Wohlfahrtseinrichtungen und Zuwendungen, die aber nicht den Charakter demütigender Almosen tragen. In der Arbeiterversicherung wird dies erreicht, indem das Gesetz die Unternehmer zwingt, entweder, wie bei der Unfallversicherung, die ganze Versicherungslast, oder wie bei der Kranken- und Invaliditäts- und Altersversicherung, eine bestimmte Quote derselben zu tragen, während überdies bei der letzteren auch das Reich noch einen Zuschuß gewährt. Dieses System der durch den Staat vermittelten oder direkt gewährten Beihilfe zur Befriedigung gewisser Bedürfnisse der Arbeiterklasse stößt bei den Unternehmern am wenigsten auf Widerstand, weil es die inneren Verhältnisse ihrer Betriebe nicht berührt und weil sie erwarten dürfen, daß sie die Belastung, die ihnen daraus erwächst, als Bestandteil der Produktionskosten wenigstens teilweise auf die Preise ihrer Erzeugnisse abwälzen können. Auch haben ja viele große Unternehmer schon früher aus freien Stücken mit bedeutenden Aufwendungen wertvolle Einrichtungen dieser Art für ihre Arbeiter geschaffen.

Freiherr von der Recke,
Staatsminister und Minister des Innern
1895—1899.

Frhr. von Hammerstein,
Staatsminister und Minister des Innern
1901—1905.

von Moltke,
Staatsminister und Minister des Innern
1907—1910.

von Dallwitz,
Staatsminister und Minister des Innern
von 1910.

Auf die Opferwilligkeit der Arbeitgeber zählte auch der Kaiser, wenn er in seiner Rede bei der Eröffnung der Unfallverhütungs-Ausstellung am 30. April 1889 u. a. sagte: „In voller Überzeugung von der Notwendigkeit ihrer Lösung bin Ich an die sozialen Aufgaben herangetreten, deren Erledigung noch vor uns liegt. Ich rechne dabei auf die verständnisvolle und freudige Mitarbeit aller Kreise der Bevölkerung, insbesondere der Arbeiter, um deren Wohlfahrt es sich bei diesen Aufgaben handelt, und der Unternehmer, welche im eigenen Interesse bereit sind, die daraus für sie erwachsenden Opfer zu bringen."

Die damals zunächst zu erledigende Aufgabe war die Einführung der Invaliditäts- und Altersversicherung, einer Riesenorganisation, die nicht nur die gewerblichen, sondern auch die landwirtschaftlichen Arbeiter und die Dienstboten umfaßt. Am 22. Juni 1889 hatte der Kaiser die Genugtuung, dieses Gesetz, das einesteils durch die Kühnheit des ihm zugrunde liegenden Gedankens, andernteils durch seinen unbestrittenen, glänzenden Erfolg in der Sozialgeschichte der Welt epochemachend bleiben wird, durch seine Unterschrift in Kraft zu setzen.

Damit war die Arbeiterversicherung zu einem vorläufigen Abschluß und zugleich das System der sozialpolitischen Hilfeleistung in einem früher für unmöglich gehaltenen Umfange zur Ausführung gebracht. Aber Kaiser Wilhelm II. erkannte mit scharfem und sicherem Blick, daß auf dieser Grundlage allein nicht alle Aufgaben, die aus den sozialen Gegensätzen hervorgehen, eine befriedigende Lösung finden können. Daher ergriff er selbst die Initiative, um über das Programm der kaiserlichen Botschaft von 1881 hinauszugehen und die deutsche Sozialpolitik in eine zweite Phase überzuführen, in der die weitere Entwickelung des Arbeiterschutzes das nächste Ziel bildete. Der große Ausstand der westfälischen Bergwerksarbeiter im Mai 1889 gab dem Monarchen einen unmittelbaren Anlaß, sich mit der Frage der Regelung der Arbeitszeit und der Erleichterung der Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu beschäftigen. Er griff persönlich mit entschiedener Betonung des von den Arbeitern verletzten Rechtes und strengster Verurteilung der sozialdemokratischen Bestrebungen, aber auch mit hochherzigem Wohlwollen und vollem Verständnis für die Lage der Arbeiter in diesen Streitfall ein und gab dadurch den Anstoß zu einem versöhnlichen Umschwung der Stimmung in beiden Lagern. In seiner Ansprache an die Deputierten der Bergarbeiter wies der Kaiser tadelnd darauf hin, daß die Arbeiter sich durch Kontraktbruch, Drohungen und Gewalttätigkeiten gegen Arbeitswillige, in einigen Fällen sogar durch Eigentumsverletzungen und Widerstand gegen die militärische Macht ins Unrecht gesetzt hätten. Ihre Forderungen sollten genau geprüft werden, aber wenn sich herausstelle, daß die Bewegung mit sozialdemokratischen Kreisen in Zusammenhang stehe, so würde das königliche Wohlwollen ihren Wünschen nicht zugewandt werden können. „Denn für Mich," fügte Se. Majestät hinzu, „ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind. Merke Ich daher, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung

Dr. von Boetticher,
Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Vizepräsident des Königl. Staatsministeriums 1880—1897.

Dr. Graf v. Posadowsky-Wehner,
Staatssekretär des Reichsamts des Innern 1897—1907, Staatssekretär des Reichsschatzamts 1893—1897.

Dr. Delbrück.
Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Stellvertreter des Reichskanzlers von 1909.

mischen und zu ungesetzlichem Widerstande reizen, so würde Ich mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die Mir zusteht — und dieselbe ist eine große — zur Anwendung bringen." — Wenn so der Kaiser den Arbeitern gegenüber die Autorität des Gesetzes und des Staates mit voller Entschiedenheit zur Geltung brachte, so trat er bei dem Empfange der Deputation der Arbeitgeber gewissermaßen als Vermittler für die Arbeiter ein. Die Arbeiter, erklärte der hohe Redner, hätten ihm einen günstigen Eindruck gemacht, sie hätten sich der Fühlung mit der Sozialdemokratie enthalten. Er spreche den Arbeitgebern seine Anerkennung für das Entgegenkommen aus, welches sie den Arbeitern gezeigt hätten, so daß eine Grundlage zur Verständigung gewonnen worden sei. Selbst wenn die Deputierten nur einen Teil der Arbeiter hinter sich hätten und die Meinung wiedergäben, die in ihren Kreisen bestehe, so würde doch immer der moralische Versuch der Verständigung von hohem Werte sein. Er möchte bei dieser Gelegenheit allen Beteiligten dringend empfehlen, daß die Bergwerksgesellschaften und ihre Organe in Zukunft möglichst nahe sich in Fühlung mit den Arbeitern erhalten, damit ihnen solche Bewegungen nicht entgingen, denn ganz unerwartet könne der Streik sich unmöglich entwickelt haben. Die Arbeitgeber möchten Sorge dafür tragen, daß den Arbeitern Gelegenheit gegeben werde, ihre Wünsche zu formulieren und sich vor allen Dingen immer vor Augen halten, daß diejenigen Gesellschaften, die eine große Zahl von Arbeitern beschäftigen, auch dem Staat und den beteiligten Gemeinden gegenüber die Pflicht hätten, für das Wohl derselben nach besten Kräften zu sorgen und vor allen Dingen dem vorzubeugen, daß die Bevölkerung einer ganzen Provinz wiederum in solche Schwierigkeiten verwickelt werde. Es sei ja menschlich und natürlich, daß jedermann versuche, sich einen möglichst günstigen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Arbeiter läsen die Zeitungen und wüßten, wie das Verhältnis des Lohnes zu dem Gewinne der Gesellschaften stehe. Daß sie mehr oder weniger daran teilhaben wollten, sei erklärlich. „Ich betrachte es als Meine königliche Pflicht," sagte Se. Majestät zum Schlusse, „den beteiligten Arbeitgebern wie den Arbeitern Meine Unterstützung bei Meinungsverschiedenheiten in dem Maße zuzuwenden, in welchem sie ihrerseits bemüht sind, die Interessen der gesamten Mitbürger durch Pflege der Einigkeit untereinander zu fördern und vor Erschütterungen wie diese zu bewahren."

Wie jene westfälischen Arbeiter-Deputierten früher oder später zu der Sozialdemokratie gestanden haben, ist gleichgültig; als sie vor ihrem Könige erschienen mit der Bitte, „Majestät möge nur ein Wort sprechen, so werde sich die Lage gleich ändern", waren sie dem Bannkreise der sozialdemokratischen Gesinnung ebenso entrückt, wie die vielen Tausende von Arbeitern, denen an diesem Tage der Gedanke des sozialen Königtums aufdämmerte, das, hoch über den Parteien stehend und nur auf das Wohl des Ganzen bedacht, die Wage hält, auf der es die Interessen der verschiedenen Gesellschaftsklassen ins Gleichgewicht setzt.

Ein Ausgleich kam zustande, auch die weiteren Nachwirkungen des großen Ausstandes wurden überwunden, aber der Kaiser erkannte die Gefahr der Wiederkehr solcher Erschütterungen des Wirtschaftslebens, und er hielt daher weitere Maßregeln zur Sicherstellung des sozialen Friedens für nötig. Den Kernpunkt des Streites in dem westfälischen Ausstande hatte die Länge der Arbeitszeit gebildet. Wie weit kann diese gesetzlich geregelt werden? Das ist eine der Hauptfragen des Arbeiterschutzes. Die allgemeine Festsetzung eines Maximalarbeitstages für erwachsene Männer, wie sie in der Schweiz und in Österreich besteht, mag noch nicht als ausführbar erscheinen; wenn aber eine Arbeit mit besonderen Gefahren für die Gesundheit verbunden ist, so ist eine zeitliche Beschränkung derselben auch für Männer wohl berechtigt. Dasselbe läßt sich von der Sonntagsarbeit sagen. Im übrigen aber würde es sich um die Regelung der Arbeitszeit der Personen handeln, die des staatlichen Schutzes in höherem Maße bedürfen, als die Männer, nämlich der Frauen und der jugendlichen Arbeiter. Eine Abänderung der damals nach der Gewerbeordnung geltenden Bestimmungen über die Arbeitszeit zugunsten der Arbeiter war schon mehrfach angeregt worden, aber Fürst Bismarck konnte sich nicht entschließen, auf solche Wünsche einzugehen. Allerdings hatte er 1885 die Sonntagsruhe und eine billige und schonende Dauer der Arbeitszeit als ein „glänzendes Ziel" bezeichnet, aber er hegte praktische Bedenken und fürchtete namentlich, daß die Arbeiter durch eine Beschränkung ihrer Arbeitszeit eine zu große Lohneinbuße erleiden würden. Auch glaubte er, daß ernstliche Schritte in dieser Richtung nur auf Grund eines internationalen Einverständnisses geschehen dürften, damit der deutschen Industrie die Fähigkeit des Mitbewerbes auf dem Weltmarkt nicht geschmälert werde. Auch viele Fabrikanten, die die Lasten der sozialpolitischen Versicherung bereitwillig übernommen hatten, waren der weiteren Ausbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung abgeneigt, weil sie darin eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten ihrer Betriebe erblickten und die damit verbundenen Kontrollen unangenehm empfanden.

Der Kaiser aber ließ sich nicht abhalten, seiner eigenen Überzeugung gemäß zu handeln. Am 4. Februar 1890 erschienen zwei Allerhöchste Erlasse ohne ministerielle Gegenzeichnung als Ausdruck der persönlichen Willensmeinung des Monarchen, der eine an den Reichskanzler gerichtet — der wenige Tage vorher die Leitung des preußischen Handelsministeriums niedergelegt hatte — der andere an den neuernannten Handelsminister Freiherrn von Berlepsch.

In dem ersten Erlaß erklärte der Kaiser, Er sei entschlossen, zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten, soweit die Grenzen es gestatten, die Seiner Fürsorge durch die Notwendigkeit gezogen würden, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig zu erhalten und dadurch ihre und der Arbeiter Existenz zu sichern. Die in der internationalen Konkurrenz begründeten Schwierigkeiten der Verbesserung der Lage der Arbeiter ließen sich nur durch internationale Verständigung der an der Beherrschung des Weltmarktes beteiligten Länder wenn nicht überwinden, doch abschwächen. In der Überzeugung, daß auch andere Regierungen ähnlichen Bestrebungen geneigt seien, befahl demnach der Kaiser, daß zunächst in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz amtlich angefragt werde, ob die Regierungen dieser Länder zu Unterhandlungen bereit seien zum Zweck einer internationalen Verständigung über die Möglichkeit, den Wünschen und Bedürfnissen der Arbeiter entgegenzukommen, die in den Ausständen der letzten Jahre und anderweit zutage getreten seien. Im Falle der prinzipiellen Zustimmung dieser Staaten wird der Reichskanzler beauftragt, alle Regierungen, die an der Arbeiterfrage Anteil nehmen, zu einer Konferenz behufs Beratung dieser Angelegenheit einzuladen.

In dem Erlaß an den Handelsminister entwirft der Kaiser mit kühnen und kräftigen Zügen den Plan zur Weiterführung der von seinem erhabenen Großvater begonnenen sozialpolitischen Reform.

„So wertvoll und erfolgreich", heißt es u. a., „die durch die Gesetzgebung und Verwaltung zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes bisher getroffenen Maßnahmen sind, so erfüllen dieselben doch nicht die ganze Mir gestellte Aufgabe. Neben dem weiteren Ausbau der Arbeiterversicherungsgesetzgebung sind die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen, um den auf diesem Gebiete laut gewordenen Klagen und Wünschen, soweit sie begründet sind, gerecht zu werden. Diese Prüfung hat davon auszugehen, daß es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben. Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern

Berliner Unfallverhütungs-Ausstellung im Landes-Ausstellungspark 1889.

sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit Arbeitgebern und mit den Organen Meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten."

Die staatlichen Bergwerke sollen nach dem Wunsche des Kaisers hinsichtlich der Fürsorge für die Arbeiter Musteranstalten werden und für den Privatbergbau soll ein organisches Verhältnis der staatlichen Bergbeamten zu den Betrieben erstrebt werden, um wieder eine Aufsicht zu schaffen, wie sie bis 1865 bestanden hatte. Zur Vorberatung dieser Fragen soll der Staatsrat unter dem Vorsitz Sr. Majestät zusammentreten. Zum Schluß wies der Kaiser wieder auf die Notwendigkeit hin, die heimische Industrie in ihrem Wettbewerb mit dem Ausland zu schonen, indem er auf den Erlaß an den Reichskanzler in betreff einer internationalen Konferenz Bezug nahm.

Dieser hochbedeutsame Erlaß an den Handelsminister zeichnet der Sozialpolitik auf alle absehbare Zeit ihre Wege vor. Wenn die in der Arbeiterversicherung verwirklichte soziale Hilfeleistung ihre Grundlage bildet, wenn sie in der Entwickelung des Arbeiterschutzes ihre zweite Phase durchläuft, so stellt sich ihr auf der dritten Stufe das höchste und schwierigste Problem, nämlich Einrichtungen zu schaffen oder zu befördern, durch die ein friedlich vermittelnder und ausgleichender Einfluß auf die Streitigkeiten ausgeübt wird, die in betreff der Löhne und der sonstigen Arbeitsbedingungen zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern entstehen können. Der kaiserliche Erlaß faßt auch diese Aufgabe ins Auge, indem er eine Arbeitervertretung in den Betrieben in Aussicht nimmt. Rasche Erfolge sind allerdings in dieser Richtung nicht zu erwarten, und die Reibungswiderstände sind hier besonders groß; aber es ist wichtig, daß mit der Erprobung der sich zunächst darbietenden Formen der Organisation ein Anfang gemacht werde. Rascher und wirksamer

kann die eigentliche Arbeiterschutzgesetzgebung vorgehen, wie die Erfahrung seit dem Erscheinen der kaiserlichen Erlasse gelehrt hat.

Der Staatsrat wurde schon zum 14. Februar einberufen. Die Zuziehung dieser Körperschaft läßt wieder die eigene Initiative des Monarchen in dieser Angelegenheit erkennen, denn der Staatsrat ist nach seiner ursprünglichen Bestimmung berufen, in Konkurrenz mit den Ministern dem König unmittelbar als informatorisches und beratendes Organ zu dienen. In der Eröffnungsrede faßte der Kaiser die Aufgaben der Arbeiterschutzgesetzgebung zusammen: „Der den Arbeitern zu gewährende Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft; der Umfang der mit Rücksicht auf die Gebote der Menschlichkeit und der natürlichen Entwickelungsgesetze einzuschränkenden Kinderarbeit; die Berücksichtigung der für das Familienleben in sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht wichtigen Stellung der Frauen im Haushalt der Arbeiter und andere damit zusammenhängende Verhältnisse des Arbeiterstandes sind einer verbesserten Regelung fähig." In bezug auf die Notwendigkeit, die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte zu wahren, die Wichtigkeit einer Vertretung der Arbeiter zur Wahrnehmung ihrer Interessen in Verhandlung mit den Arbeitgebern, die Entwickelung der staatlichen Betriebe zu mustergültigen Vorbildern einer wirksamen Arbeiterfürsorge äußerte der Kaiser sich in ähnlicher Weise, wie in den Erlassen vom 4. Februar. „Ich verkenne nicht," fuhr Se. Majestät fort, „daß gerade auf diesem Gebiete nicht alle wünschenswerten Verbesserungen allein durch staatliche Maßnahmen zu erreichen sind. Der freien Liebestätigkeit, der Kirche und Schule bleibt daneben ein weites Feld segensreicher Entfaltung, durch welche die gesetzlichen Anordnungen unterstützt und befruchtet werden müssen, um zu voller Wirksamkeit zu gelangen. Aber wenn es mit Gottes Hilfe gelingt, die berechtigten Interessen des arbeitenden Volkes auf Grund der Ihnen zu machenden Vorschläge zu befriedigen, so wird Ihre Arbeit Meines königlichen Dankes und der Anerkennung der Nation gewiß sein dürfen." In der Schlußsitzung des Staatsrates (am 28. Februar) wandte sich der Kaiser gegen übertriebene Erwartungen und Wünsche: „Treten Sie der in der Öffentlichkeit verbreiteten Meinung entgegen, als wären wir hier zusammengekommen, um etwa ein Geheimnis zur Heilung aller sozialen Schäden und Leiden zu entdecken. Wir haben uns redlich bemüht, die Mittel zu finden, um manches zu bessern und die Grenze der Möglichkeit zu bestimmen, bis zu welcher die Maßregeln für den Schutz der Arbeiter gehen können und dürfen. Ich hoffe, daß Gutes aus Ihren Ratschlägen hervorgehen wird."

Auch die Zusammenkunft der internationalen Konferenz wurde möglichst beschleunigt und sie konnte bereits am 15. März eröffnet werden. Der Vorschlag hatte vielseitige Zustimmung gefunden: England, Frankreich, Österreich-Ungarn, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, die Schweiz, Dänemark, Schweden und Norwegen, Portugal sandten Delegierte, und unter diesen Männer von hervorragender Stellung als Staatsmänner, Sozialpolitiker oder Gelehrte. Der Kaiser hatte auch dem Papste Anzeige von der Konferenz und ihren Aufgaben und zugleich die Mitteilung gemacht, daß er den Fürstbischof Dr. Kopp zu einem seiner Delegierten ernannt habe. In seinem Antwortschreiben sprach der Papst seine volle Sympathie für die hochherzigen Absichten des Kaisers aus. Den Vorsitz der Konferenz führte der preußische Handelsminister von Berlepsch. Fürst Bismarck trat wenige Tage nach der Eröffnung derselben von seinen Ämtern zurück. Die Beratungen der Konferenz erstreckten sich nach dem ihr vorgelegten Programm auf die Regelung der Arbeit in den Bergwerken, die Regelung der Sonntagsarbeit, die Regelung der Arbeit der Kinder, jungen Leute und Frauen in den Fabriken und die Frage, wie die etwa von der Konferenz gefaßten Beschlüsse auszuführen seien. Das Ergebnis der Verhandlungen, die in sieben Sitzungen stattfanden und am 29. März geschlossen wurden, war die Unterzeichnung eines Protokolls, in dem die teils einstimmig, teils mit Stimmenmehrheit angenommenen Grundsätze und Wünsche in betreff der Ausbildung des Arbeiterschutzes in den bezeichneten Richtungen formuliert waren.

Nichts ist irriger als die Meinung, daß dieses Resultat ohne praktische Bedeutung geblieben sei. Daß die Konferenz etwa einen internationalen Vertrag zustande bringen würde, durch den sich die beteiligten Staaten zum Erlaß gleichmäßiger gesetzlicher Bestimmungen über den Arbeiterschutz verpflichtet hätten, war von vornherein nicht zu erwarten. Die wirtschaftlichen und persönlichen Verhältnisse der Arbeiterbevölkerung, die Existenzbedingungen der Industrie, die Anschauungen über das Eingreifen der Staaten und die Leistungsfähigkeit der Verwaltung sind in den einzelnen Ländern so verschieden, daß eine formale Gleichheit der fraglichen Vorschriften nicht durchgeführt werden kann und materiell tatsächlich eine ungleiche

Bedeutung und Tragweite haben würde. Es handelte sich nur um die Feststellung, daß alle Staaten einig sind in dem Bestreben, den Arbeiterschutz in dem Maße zu fördern und weiterzubilden, wie es die besonderen Verhältnisse der Industrie und der Bevölkerung in jedem einzelnen gestatten. Die Konferenz aber hat nicht nur wesentlich dazu beigetragen, diese reformfreundliche Einmütigkeit unter den beteiligten Staaten zu schaffen, sondern es ist ihr auch ein moralischer Anteil an den Fortschritten der sozialpolitischen Gesetzgebung zuzuschreiben, die in den folgenden Jahren in Belgien, Österreich, England und anderen Staaten verwirklicht worden sind.

Vor allem aber ging nun auch das Deutsche Reich ohne ängstliches Zaudern von den Erwägungen und Beratungen, den Absichten des Kaisers entsprechend, zum gesetzgeberischen Handeln über. In der Thronrede bei Eröffnung des Reichstages am 6. Mai 1890 bezeichnete der Kaiser den weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung als eine der besonders dringlichen Aufgaben. Es handele sich zunächst um die den Arbeitern zu gewährleistende Sonntagsruhe und die angemessene Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, ferner aber auch um weitere gesetzliche Anordnungen zum Schutz der Arbeiter gegen Gefahren für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit, sowie über den Erlaß von Arbeitsordnungen und die Ergänzung der Vorschriften über die Arbeitsbücher. Eine weitere Vorlage erstrebe die bessere Regelung der gewerblichen Schiedsgerichte und eine Organisation derselben in der Art, daß sie als Einigungsämter bei Streitigkeiten zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses dienen könnten. Durch diese Reformen werde ein bedeutsamer Fortschritt in der friedlichen Entwickelung unserer Arbeiterverhältnisse herbeigeführt werden. „Je mehr die arbeitende Bevölkerung", heißt es in der Thronrede weiter, „den gewissenhaften Ernst erkennt, mit welchem das Reich ihre Lage befriedigend zu gestalten bestrebt ist, desto mehr wird sie sich der Gefahren bewußt werden, die ihr aus der Geltendmachung maßloser und unerfüllbarer Anforderungen erwachsen müssen. In der gerechten Fürsorge für die Arbeiter liegt die wirksamste Stärkung der Kräfte, welche wie Ich und Meine hohen Verbündeten berufen und willens sind, jedem Versuch, an der Rechtsordnung gewaltsam zu rütteln, mit unbeugsamer Entschlossenheit entgegenzutreten." Immerhin aber könne es sich bei der Reform nur um Maßnahmen handeln, durch welche die vaterländische Gewerbetätigkeit in ihrem Wettbewerb auf dem Weltmarkt nicht gefährdet werde. Daher der Meinungsaustausch mit den in gleichartiger Wirtschaftslage befindlichen Staaten Europas über gemeinsame Anerkennung gewisser gesetzgeberischer Aufgaben bezüglich des Arbeiterschutzes auf der internationalen Konferenz, deren Verlauf den Kaiser mit besonderer Befriedigung erfüllt hat. „Ihre Beschlüsse bilden den Ausdruck gemeinsamer Anschauungen über das wichtigste Gebiet der Kulturarbeit unserer Zeit. Die darin niedergelegten Grundsätze werden, wie Ich nicht zweifle, fortwirken als eine Aussaat, die mit Gottes Hilfe zum Segen der Arbeiter aller Länder aufgehen und auch für die Beziehungen aller Völker untereinander nicht ohne eine einigende Frucht bleiben wird."

Als erste Frucht der Reformarbeit kam das Gesetz vom 29. Juli 1890 über die Gewerbegerichte zustande, deren sozialpolitische Bedeutung im engeren Sinne namentlich darin besteht, daß sie in den in der Thronrede bezeichneten Fällen als Einigungsämter angerufen werden können. Wenn es auch schon bei manchen drohenden oder ausgebrochenen Streiks gelungen ist, auf diesem Wege eine friedliche Vereinbarung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu erreichen, so hat doch diese wichtige Einrichtung, die durch ein Gesetz vom 30. Juni 1901 einige Abänderungen erfahren hat, im ganzen noch nicht die Wirkung ausgeübt, die man sich von ihr vielfach versprochen hat. Dieselbe Aufgabe wird übrigens auch innerhalb der als freie Organisationen entstandenen Tarifgemeinschaften verfolgt. Noch bedeutsamer war die Novelle zur Gewerbeordnung vom 1. Juni 1891, die als ein Arbeiterschutzgesetz im umfassendsten Sinne zu bezeichnen ist. Die in der Thronrede angekündigten Reformen wurden hier verwirklicht: Sonntagsruhe nicht nur in Bergwerken und Fabriken, sondern auch in den Werkstätten und im Handelsgewerbe, nur mit den durch die besonderen Existenzbedingungen der Betriebe und durch andere unabweisbare Umstände geforderten Ausnahmen, Verbot der Kinderarbeit in den Fabriken bis zum Aufhören der Schulpflicht der Kinder, Maximalarbeitstag von 11 Stunden in den Fabriken auch für erwachsene Frauen, weitgehende Vorschriften über die von den Gewerbeunternehmern zum Schutz des Lebens, der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter zu erfüllenden Bedingungen, endlich allgemeine Ermächtigung des Bundesrats, für solche Gewerbe, in denen durch übermäßige Länge der Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, Dauer, Beginn und Ende der zulässigen täglichen Arbeitszeit und der zu gewährenden Pausen — also unter solchen Um-

ständen einen Maximalarbeitstag auch für erwachsene männliche Arbeiter — vorzuschreiben. Das Gesetz schreibt ferner für die Fabriken die Aufstellung von Arbeitsordnungen vor, über welche die großjährigen Arbeiter oder deren Vertreter vorher zu hören sind, und es begünstigt die Bildung von ständigen Arbeiterausschüssen. Das preußische Gesetz vom 24. Juni 1892 über die Abänderung einzelner Bestimmungen des Berggesetzes von 1865 führte insbesondere die Vorschriften der Gewerbeordnung über die Arbeitsordnungen und die Arbeiterausschüsse für die preußischen Bergwerke ein und enthält auch die prinzipiell wichtige Bestimmung, daß die Oberbergämter unter gleichen Voraussetzungen und in gleicher Weise wie der Bundesrat die Arbeitszeit aller, also auch der erwachsenen Arbeiter regeln können.

Alle Wünsche waren selbstverständlich durch diese Gesetze noch nicht erfüllt, aber Deutschland stand nunmehr dank der Initiative des Kaisers in der Reihe der Staaten, in denen der gesetzliche Arbeiterschutz die höchste Entwickelung erreicht hat. Es war jetzt auf diesem Gebiet ein gewisser Abschluß erreicht und der Kaiser hatte fortan weniger Veranlassung zu persönlichem Hervortreten. Jedoch blieb die weitere Entwickelung der deutschen sozialpolitischen Gesetzgebung stets Gegenstand seiner besonderen Fürsorge und in seinem Namen und unter seiner Hut kamen in den beiden folgenden Jahrzehnten wichtige neue Fortschritte zustande. Zunächst handelte es sich darum, das Gesetz von 1891 zur vollen Wirksamkeit zu bringen, indem der Bundesrat von den ihm durch die Gewerbeordnung eingeräumten neuen Befugnissen zum Erlaß besonderer Schutzvorschriften für die Arbeiter bestimmter Gewerbe Gebrauch machte. Es ist dies für eine große Anzahl Gewerbe geschehen, so für Bäckereien, Konditoreien, Getreidemüllerei, Gastwirtschaften, Bleifarbe- und Bleizuckerfabriken, Buchdruckereien und Schriftgießereien, Zinkhütten und viele andere. Eine wertvolle Ergänzung des Arbeiterschutzes wurde durch das Gesetz vom 30. März 1903 über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben geschaffen, das neben den Bestimmungen der Gewerbeordnung über die Beschäftigung von Kindern in größeren Betrieben (mit durchschnittlich mindestens zehn Arbeitern) die Kinderarbeit in Werkstätten, im Handelsgewerbe und in den Verkehrsgewerben regelt, und zwar mit Unterscheidung von „fremden" und „eigenen" Kindern. Die ersteren dürfen nicht vor Vollendung des zwölften Jahres und dann nur am Tage und nicht mehr als drei Stunden — in den Ferien vier Stunden — täglich beschäftigt werden. Für die eigenen Kinder ist die Altersgrenze auf zehn Jahre festgesetzt und die zulässige Arbeitsdauer nicht so genau bestimmt.

Einen weiteren Schritt nach vorwärts bezeichnet das Gesetz vom 28. Dezember 1908 über Abänderung der Gewerbeordnung. Namentlich wird dadurch die zulässige tägliche Beschäftigungsdauer der Arbeiterinnen von elf auf zehn, und an den Vorabenden der Sonn- und Festtage von zehn auf acht Stunden herabgesetzt. Auch das Gesetz vom 27. Dezember 1911 hat insofern eine Bedeutung für den Arbeiterschutz, als nunmehr nicht nur, wie früher, der Bundesrat, sondern auch die Landeszentralbehörde und sogar, nach Anhören beteiligter Gewerbetreibender und Arbeiter, die zuständige Polizeibehörde für solche Gewerbe, in denen durch übermäßig lange Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, die zulässige Dauer sowie Beginn und Ende derselben und die zu gewährenden Pausen regeln kann. Durch das Gesetz vom 20. Dezember 1911 über die Hausarbeit wurde die soziale Fürsorge auch demjenigen Gebiet zugewandt, auf dem von altersher stets die bedauerlichsten Mißstände zu beklagen waren. Abhilfe ist hier freilich schwer zu schaffen, da es sich um Personen handelt, die nicht in eigentlichen Werkstätten beschäftigt werden, sondern in Räumen, die zugleich zum Wohnen dienen. Das Gesetz enthält Vorschriften für die Gewerbetreibenden, die Arbeit für Hausarbeiter ausgeben, ferner Bestimmungen über die in bezug auf die Beschaffenheit der häuslichen Arbeitsräume mindestens zu stellenden Anforderungen und über die auf die Gesundheit und Sittlichkeit der männlichen Hausarbeiter unter achtzehn Jahren und der Arbeiterinnen zu nehmenden Rücksichten. Eine wichtige neue Organisation bilden die Fachausschüsse, die durch Bundesratsbeschluß für bestimmte Gebiete der Hausarbeit errichtet werden können. Arbeitgeber und Hausarbeiter sind in ihnen in gleicher Zahl vertreten, und wenn Arbeiterinnen in größerem Umfang beschäftigt werden, so sollen auch diese in angemessener Weise beteiligt werden. Die Befugnisse von Lohnämtern, wie sie jetzt in England für die Heimarbeit bestehen, haben die Fachausschüsse nicht, aber sie haben die Aufgabe, die Angemessenheit des Arbeitsverdienstes zu begutachten, Vorschläge zur Besserung desselben zu machen und den Abschluß von Lohnabkommen oder Tarifverträgen zu fördern.

Auch die Arbeiterversicherung ist unter der Regierung des Kaisers auf allen ihren Gebieten weiter ausgebaut und um einen wichtigen Zweig bereichert worden. Die Krankenversicherung erfuhr Verbesserungen

Reichsversicherungsamt in Berlin.

und Erweiterungen durch Gesetze von 1892, 1900 und 1903, ebenso die Unfallversicherung in ihren verschiedenen Zweigen durch vier Gesetze vom 30. Juni 1900 und die Invalidenversicherung durch das Gesetz vom 13. Juli 1899. Als wichtigste Neuerung aber erscheint die Zusammenfassung der ganzen Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung in der „Reichsversicherungsordnung" vom 19. Juli 1911. Es wird dadurch ein einheitliches Behördensystem für die Reichsversicherung geschaffen, dem alle Aufgaben hinsichtlich der Rechtsprechung und auch die meisten auf dem Gebiet der Verwaltung übertragen sind. Zugleich aber wird die Wirksamkeit der einzelnen Versicherungszweige wesentlich ausgedehnt. So ist in der Krankenversicherung der Kreis der Personen, die auf Grund ihrer Beschäftigung der Versicherungspflicht unterstehen, bedeutend erweitert und die für diese Pflicht maßgebende Grenze des Jahresverdienstes von 2000 auf 2500 Mark erhöht. Auch die Unfallversicherung ist ihrem Umfang nach ausgedehnt und der Jahresverdienst, bis zu dem die Betriebsbeamten versichert sind, von 3000 auf 5000 Mark erhöht. In der Invalidenversicherung sind die Grenzen der Versicherungspflicht ebenfalls erweitert, der bedeutendste Fortschritt aber ist durch den Anschluß der Hinterbliebenenversicherung an diesen Versicherungszweig verwirklicht worden. Schon das Zolltarifgesetz vom 25. Dezember 1902 hatte diese hochbedeutsame Wohlfahrtsmaßregel im Prinzip zugestanden und auch bereits vorläufig Mittel zu ihrer Ausführung aus den Erträgen der erhöhten Getreidezölle angewiesen. In der Thronrede vom 28. November 1905 kündigt der Kaiser an, daß „die Gesetzgebung auf Jahre hinaus mit der Vereinheitlichung des gesamten Arbeiterversicherungsrechts und mit der Ausgestaltung der Witwen- und Waisenfürsorge beschäftigt sein werde". Es sind in der Tat seitdem mehr als fünf Jahre verflossen, bis das große Werk zur Vollendung kam. Das Jahr 1911 brachte auch noch das „Versicherungsgesetz für Angestellte", das außerhalb des Bereichs der eigentlichen Arbeiterversicherung fällt, da die „Angestellten" (Handelsgehilfen, Betriebsbeamte, Werkmeister usw.) ihrer Stellung und Lebenshaltung nach zu der „bürgerlichen" Klasse gerechnet werden, wenn auch viele in bezug auf den Jahresverdienst nicht besser stehen, als die Arbeiter der höheren Lohnklassen.

Einen sozialpolitischen Charakter trägt das Gesetz insofern, als es einen Versicherungszwang aufstellt und die Arbeitgeber zu den gleichen Beiträgen heranzieht, wie die Angestellten. Dagegen wird im Unterschied von der Arbeiterversicherung (der übrigens auch die Angestellten bis zu der Gehaltsgrenze von 2000 Mark neben ihrer besonderen Versicherung unterstehen) kein Zuschuß von seiten des Reiches gewährt.

Die Organisation der Arbeiterversicherung und die Verbesserung des Arbeiterschutzes waren Aufgaben, die der Staat in Anerkennung einer sozialen Verpflichtung selbständig mit seinen eigenen Mitteln zu lösen imstande war. Das höchste Ziel aber, auf das der Kaiser in dem zweiten Erlaß vom 4. Februar 1890 hingewiesen hat, die Schaffung von Einrichtungen, die eine Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern über Lohn- und andere Streitfragen ermöglichen, kann nur erreicht werden, wenn die Arbeiter selbst sich zu aufrichtiger und ernstlicher Mitarbeit an diesem Friedenswerke entschließen. Freilich müßten dann auch die Arbeitgeber die gegenwärtig unter ihnen vorherrschende Anschauung aufgeben, daß jede Arbeiterorganisation, die auf rein wirtschaftlichem Boden die besonderen Interessen der Arbeiter vertritt, eben deshalb eine sozialdemokratische oder „noch schlimmer als eine sozialdemokratische" sei. Die Gesetze von 1890 und 1891 konnten in der hier bezeichneten Richtung nicht über die ersten Ansätze hinausgehen. Die 1892 eingesetzte Kommission für Arbeiterstatistik übt bis zu einem gewissen Grade die Funktionen eines Arbeitsamtes aus, indem sie die Maßregeln des Bundesrats zur Ausführung der Arbeiterschutzbestimmungen durch Erhebungen, Vorschläge und Gutachten vorzubereiten hat. Eine Anregung zur Bildung von Arbeitervertretungen in der Gestalt von gesetzlich anerkannten Berufsvereinen und Arbeiterkammern wurde 1895 im Reichstag gegeben und der Reichskanzler erwiderte damals, daß wenigstens bei der preußischen Regierung kein Zweifel darüber bestehe, daß sie das in dem Allerhöchsten Erlaß vom 4. Februar 1890 enthaltene Programm zur Ausführung zu bringen habe. Wenn die Regierung nicht schneller vorgehe, erklärte seinerseits der Handelsminister von Berlepsch, so sei dies nicht in der Rücksicht auf die Unternehmer begründet, sondern in der Tatsache, daß die Sozialdemokratie „jede Maßregel der Regierung bis zum letzten Grunde vergifte".

Im Jahre 1906 wurde auch wirklich ein Gesetzentwurf über die Errichtung paritätischer, Arbeitgeber und Arbeiter in gleicher Zahl umfassender Arbeitskammern beim Bundesrat eingebracht, der später auch an den Reichstag gelangt und Gegenstand vieler Kommissionsberatungen geworden ist. Er fand jedoch vielfach Widerspruch von beiden Seiten und zu einem Akt der Gesetzgebung ist es bisher noch nicht gekommen.

Seiner Verurteilung der vaterlandslosen, antinationalen Gesinnung der Sozialdemokratie hat der Kaiser wie schon im Anfang seiner Regierung, so auch später bei mehreren Gelegenheiten den schärfsten Ausdruck gegeben. Ebenso lebhaft sprach er sich für die Notwendigkeit eines wirksameren Schutzes der Arbeitswilligen bei Streiks aus. Auch über andere sozialpolitische Bestrebungen äußerte er sich tadelnd, wenn er glaubte, daß sie tatsächlich, wenn auch nicht absichtlich, der Sozialdemokratie zu weit entgegenkämen oder dazu beitrügen, in der Arbeiterbevölkerung Stimmungen und Meinungen zu verbreiten, die den sozialdemokratischen Einflüssen den Weg bahnten.

Andererseits aber ließ der Monarch bei zahlreichen Gelegenheiten erkennen, daß er weder seine sozialpolitischen Ziele, noch seine wohlwollende Gesinnung gegenüber der Arbeiterbevölkerung im Laufe seiner Regierungszeit geändert habe. Den neuesten Anlaß zu einer solchen Kundgebung bot die Jubelfeier der Firma Krupp im August 1912. „Ich habe hier," sagte Se. Majestät bei dem Festmahle, „im Laufe der Jahre bei Meinen vielfachen Besuchen so manche wertvolle Eindrücke und Anregungen gewonnen für die Behandlung der großen und schwierigen Fragen der Arbeiterfürsorge, mit denen Ich Mich in Meiner nun bald fünfundzwanzigjährigen Regierung eingehend und — Ich denke — nicht ohne Erfolg beschäftigt habe." Vorher aber hatte der Kaiser der Trauerkunde von dem furchtbaren Ereignis auf der Zeche Lothringen und der „tapferen Schar" gedacht, „die von dem Armeekorps, das im Kampf mit der Erde steht", von Gefahr und Wettern umgeben, von bösen Wettern dahingerafft worden sei. „Wir gedenken ihrer in Dankbarkeit. Sie sind auf ihrem Felde der Ehre gefallen." Und mit Unterbrechung der Festfeier eilte der Kaiser nach der Unglücksstätte, um den Opfern der Katastrophe und den Hinterbliebenen seine persönliche Teilnahme zu bezeugen.

Der weiteren Förderung der sozialpolitischen Reformen steht die Sozialdemokratie als stärkste Hemmung entgegen. Dennoch aber darf die Arbeit in diesem Sinne nicht aufgegeben werden und der Kaiser wird sie auch in der Zukunft unter seiner mächtigen Leitung behalten.

Phot. Benninghoven, Friedenau.

Zur Hundertjahrfeier der Kruppschen Werke: Der Kaiser besichtigt an der Seite des Herrn Krupp von Bohlen-Halbach die Kolonie Margaretendorf, 1912.

Was dem sozialen Frieden am hinderlichsten im Wege steht, ist das tief eingewurzelte Mißtrauen weiter Kreise der Arbeiter gegen den Staat, von dem sie glauben, daß er nur als Organ der Klassenherrschaft der Besitzenden wirke und ihnen nicht mit gleichem Maße messe, wie diesen. Die Ausrottung dieser falschen Meinungen ist die wichtigste sozialpolitische Aufgabe. Und wie kann dieses Ziel besser erreicht werden, als wenn an der Stelle des abstrakten Staates der Träger des preußischen Königtums und des deutschen Kaisertums persönlich eintritt, um, erhaben über alle Einzelinteressen, gleichmäßige wirkliche Gerechtigkeit für hoch und niedrig, arm und reich zu verbürgen! Kaiser Wilhelm II. hat durch die Tat bewiesen, wie klar er sich dieser weltgeschichtlichen Sendung des sozialen Königtums bewußt ist, und daß er an ihr festhalten will, hat er feierlich bekundet, indem er den zur Anerkennung sozialpolitischer Verdienste bestimmten Wilhelmsorden stiftete, „zum bleibenden Gedächtnis", wie es in der Stiftungsurkunde heißt, „an die friedlichen Großtaten Unseres in Gott ruhenden Herrn Großvaters, des Kaisers und Königs Wilhelm des Großen Majestät, sowie zum Ansporn für das jetzige und kommende Geschlecht, in Seinem Sinne mitzuarbeiten an des Volkes Wohl, wie er es in der Allerhöchsten Botschaft vom 17. November 1881 vorgezeichnet und Uns die Vollendung dieser Aufgabe als heiliges Vermächtnis hinterlassen hat." Der Kaiser — das bezweifelt niemand — wird tun, was an ihm liegt, um die Aufgabe, die er übernommen hat, zu erfüllen; mögen aber auch die, um deren Wohl es sich handelt und deren eigene Mitwirkung unentbehrlich ist, immer mehr erkennen lernen, was ihnen zum Frieden dient.

Finanz- und Steuerreformen in Preußen und im Reiche.

Schwer ist es, die Großmachtstellung eines Staates aufrechtzuerhalten, auf die Dauer unmöglich ohne geordnete Staatsfinanzen. Gerade die materielle Ordnung der Finanzen, die Sicherung eines dauernden Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben verursacht infolge des rapiden Anwachsens der letzteren und der Notwendigkeit, die Deckung in erster Linie in Beiträgen der Staatsangehörigen, in Steuern zu suchen, immer wachsende Schwierigkeiten. Angesichts solcher Schwierigkeiten liegt die Versuchung nahe, bei Steuerreformen gegenüber der allerdings allen andern voranzustellenden Rücksicht auf die sichere Deckung des gegebenen Finanzbedarfs solche auf die Gerechtigkeit und Billigkeit noch mehr zurücktreten zu lassen, als mit Rücksicht auf den Zweck der Steuern, Befriedigung des notwendigen Geldbedürfnisses, unbedingt notwendig ist. Widersteht der Gesetzgeber dieser Versuchung, gelingt es ihm, das finanzielle Interesse mit der Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, durch Schonung der Schonungsbedürftigen ausgleichende Gerechtigkeit zu üben, dann kann eine Steuerreform nicht bloß zu einer Großtat für die Finanzen, sondern auch zu einer sozialen Tat werden. In diesem Sinne die Besteuerung zu gestalten, ist, seinem Wahlspruche „Suum cuique" getreu, Preußen auch in schwerster Zeit, wenn auch nicht mit durchgreifendem Erfolge, bemüht gewesen, ist ihm aber unter Wilhelm II. in für andere Staaten vorbildlich gewordener Weise gelungen, soweit von einem vollen Gelingen bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen überhaupt und der immer ein notwendiges Übel darstellenden Besteuerung im besonderen die Rede sein kann. Wenn die Steuerreformen der letzten 25 Jahre im Reiche als gleich großzügig wie die preußischen nur vom finanziellen, nicht auch vom sozialen Standpunkt bezeichnet werden können, und auch in dieser Beschränkung nur, soweit es sich um die Reichsfinanzreform des Jahres 1909 handelt, so trifft die Schuld hieran nicht die verbündeten Regierungen.

In Preußen war es selbst, als der unglückliche Krieg von 1806/07 Friedrich Wilhelm III. in die unabweisbare Notwendigkeit versetzte, die Einnahmen des Staates zu vermehren und zu diesem Zwecke seinen Untertanen höhere Steuern aufzuerlegen, doch des Königs vornehmstes Streben gewesen, auch in dieser zwingenden Notlage Gerechtigkeit die Richtschnur der notwendigen Maßregeln sein zu lassen: „Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann" wird in den berühmten Finanz-Edikten vom 27. Oktober 1810 und 7. September 1811 als Grundlage des zu reformierenden Steuersystems betont. Wenn es Friedrich Wilhelm III. weder damals noch in den Steuergesetzen von 1820 gelungen ist, diesen Gedanken voll zu verwirklichen, und wenn auch in der Folgezeit das preußische Steuersystem den Forderungen ausgleichender Gerechtigkeit nur unvollkommen entsprach, so lag das an dem Zusammenwirken mannigfacher Umstände, an den Schwierigkeiten, in dem in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts unbeschreiblich erschöpften, ohnehin von der Natur teilweise nur stiefmütterlich behandelten Lande eine den Bedürfnissen des Staates genügende Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit durchzuführen, an den noch ungeklärten, sich widersprechenden Ansichten über die Erfordernisse einer „gerechten Besteuerung", an den beispiellosen Umwälzungen des wirtschaftlichen Lebens in diesem Jahrhundert, denen die Besteuerung sich nicht schnell genug anzupassen vermochte, nicht zum wenigsten auch an dem Widerstande erst der Stände, dann der gewählten Volksvertretungen. Immerhin war es nach langjährigen Kämpfen gelungen, im Jahre 1851 eine Einkommensteuer für die Einkommen von mehr als 1000 Taler, für die kleineren Einkommen eine später ebenfalls tatsächlich zu einer Einkommensteuer umgestaltete Klassensteuer und damit Steuern, welche die Belastung eines jeden nach seiner Leistungsfähigkeit erstrebten, durchzusetzen und endlich im Jahre 1861 die ebenfalls schon von Friedrich Wilhelm III. ins Auge gefaßte einheitliche Gestaltung der Grund- und der Gebäudesteuer für den ganzen Staat zu erreichen.

Aber dieses, aus einer durch die Klassen- und klassifizierte Einkommensteuer repräsentierten Personalsteuer und drei Ertragssteuern, der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, zusammengesetzte direkte Steuersystem Preußens, wie es bei der Thronbesteigung König Wilhelms II. noch bestand, litt an schweren, je länger, um so drückender empfundenen Mängeln. Grundbesitzer und Gewerbetreibende

hatten neben der Personalsteuer noch je eine der drei von der persönlichen Leistungsfähigkeit des Steuerzahlers völlig unabhängigen, nur das Grundstück oder den Gewerbebetrieb treffenden und die infolge der wirtschaftlichen Entwickelung zunehmende Verschuldung unberücksichtigt lassenden Ertragssteuern zu tragen. Die Ertragssteuern beruhten zudem auf so völlig verschiedenen Grundlagen, daß sie sich unter einander hinsichtlich des Verhältnisses der Höhe der Belastung der durch jede derselben getroffenen Einkommensquellen gar nicht vergleichen ließen, und die Gewerbesteuer insbesondere belastete, vermöge ihrer aus den wirtschaftlich noch wenig entwickelten ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts stammenden Einrichtungen, den kleineren Betrieb unverhältnismäßig höher als den leistungsfähigen Großbetrieb. Das an Bedeutung immer mehr zunehmende, Grundbesitz und Gewerbebetrieb mehr und mehr in Abhängigkeit bringende mobile Kapital dagegen war von einer der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer entsprechenden Ertragssteuer völlig frei und hatte nur zu der Klassen- und Einkommensteuer beizutragen. Und auch bei dieser war es vor den andern Einkommensquellen, Grundbesitz, Gewerbebetrieb und geistiger oder körperlicher Arbeit, bevorzugt; denn die Regierung hatte es trotz aller Anstrengung seinerzeit nicht durchsetzen können, daß das Klassen- und Einkommensteuergesetz die Steuerpflichtigen zur Selbstangabe ihres Einkommens verpflichtete, ja es war sogar den Veranlagungsbehörden jedes „tiefere Eindringen in die Einkommensverhältnisse" der Steuerpflichtigen vom Gesetze ausdrücklich untersagt. So konnte es gar nicht ausbleiben, daß das weniger klar zutage liegende Einkommen, also in erster Linie dasjenige aus mobilem Kapital, in weitem Umfange der Besteuerung entging, während das weniger leistungsfähige, aber durchsichtige Einkommen, insbesondere dasjenige aus festen Besoldungen, von ihr voll erfaßt wurde. Verschärft wurde diese Ungleichmäßigkeit der Belastung dadurch, daß die Gemeinden, durch die Inanspruchnahme der Ertragssteuern seitens des Staates hierzu gedrängt, aber auch durch die offenkundig unvollständige Erfassung der größern Einkommen bei der Einkommensteuer und durch die Leichtigkeit und Einfachheit der Erhebung verführt, mehr und mehr dazu übergingen, im Gegensatz zu den Absichten der Gemeindeverfassungsgesetze, ihren Steuerbedarf ausschließlich oder so gut wie ausschließlich durch Zuschläge zur Klassen- und Einkommensteuer zu decken, so daß diese Zuschläge an vielen Orten eine auf die Dauer unerträgliche Höhe erreichten. Für die Gemeinden selbst lag in diesem Zustand bei dem starken Schwanken, dem das Aufkommen einer nach dem Einkommen bemessenen Steuer innerhalb *einer* Gemeinde unterliegt, und gegenüber der Möglichkeit, infolge zu hoher Anspannung der Einkommensteuerzuschläge die besten Steuerzahler durch Wegzug zu verlieren, eine ernste Gefahr, die in Zeiten schwerer Krisen hätte akut werden müssen.

Erkannt hatte man den unbefriedigenden Zustand des Staats- und Gemeindesteuerwesens auch vor dem Regierungsantritt Wilhelms II. längst, und auch an Versuchen der Abhilfe hatte es nicht gefehlt. Indes teilweise waren diese Versuche völlig gescheitert, teilweise hatten sie nur in einzelnen Punkten eine unzureichende, an dem Großen und Ganzen wenig oder nichts ändernde Besserung gebracht. Es lag das zum guten Teil daran, daß die Reformen stückweise ohne einheitlichen, alle Teile umfassenden Plan in Angriff genommen waren.

Eine umfassende, von großen Gesichtspunkten getragene Reform blieb der Regierung Wilhelms II. vorbehalten. Zur Durchführung derselben berief der König nach dem Rücktritt des Ministers v. Scholz im Frühjahr 1890 den Oberbürgermeister von Frankfurt am Main Dr. *Miquel*, den er bei seinen Besuchen in Frankfurt am Main und besonders bei den bald nach seiner Thronbesteigung stattgehabten Beratungen des Staatsrates als Referenten über die sozialpolitischen Maßnahmen kennen gelernt hatte, an die Spitze des Finanzministeriums.

Die Finanzlage Preußens war für die Inangriffnahme einer nicht auf Erhöhung, sondern auf andere Verteilung der Steuern gerichteten und daher mit einem großen finanziellen Risiko verbundenen Reform zwar nicht gerade ungünstig, aber immerhin auch nicht die günstigste; wenigstens lagen alle Anzeichen vor, die zur Vorsicht für die nächste Zukunft mahnten. Gleichwohl wurde mit der Steuerreform nicht länger gezögert. Bevor Dr. Miquel an die Lösung dieser Aufgabe ging, hielt er dem Könige über den Gesamtplan der Steuerreform wiederholt eingehenden Vortrag. Nachdem der Monarch aus den Darlegungen seines Ministers insbesondere die Überzeugung gewonnen hatte, daß die vorgeschlagene Reform das Ziel, *Schutz den wirtschaftlich Schwachen*, auch als ihre vornehmste Aufgabe ansehe und durch Freilassung der kleinen und geringere Besteuerung der mittleren Einkommen und Gewerbebetriebe

Dr. von Scholz,
Staats- und Finanzminister 1882—1890.

Dr. von Miquel,
Staats- und Finanzminister, Vizepräsident des Staatsministeriums 1890—1901.

Freiherr von Rheinbaben,
Staats- und Finanzminister 1901—1910, Minister des Innern 1899—1901.

sowie Entlastung namentlich des verschuldeten Grundbesitzes in der relativ vollkommensten Weise zu erreichen geeignet sei, stimmte er dem Plane durchaus zu, und er hat sodann in allen Stadien der Ausführung des schwierigen Unternehmens zu dessen Gelingen hervorragend dadurch beigetragen, daß er seinem Finanzminister bei allen Einwendungen und Schwierigkeiten schützend zur Seite stand und ihm überall den Rücken deckte.

Die Ausführung des großen Werkes der Steuerreform erfolgte in zwei Abschnitten, deren ersten der König in der Thronrede ankündigte, mit der er am 12. November 1890 die 3. Session der 17. Legislaturperiode des Landtages eröffnete.

„Seit Jahren ist das Bedürfnis einer durchgreifenden Verbesserung des Systems der direkten Staatssteuern immer dringender hervorgetreten. Behufs einer planmäßigen Durchführung dieses zur Befestigung der finanziellen Grundlagen der Staatsverwaltung sowie im Interesse einer gerechteren Verteilung der Staatslasten gleichmäßig gebotenen Werkes werden Ihnen alsbald die gesamten die direkten Steuern berührenden Gesetzentwürfe vorgelegt werden, deren innerer Zusammenhang Ihnen die Beschlußfassung wesentlich erleichtern wird.

Der Gesetzentwurf über die Einkommensteuer soll die bestehende Klassensteuer und die klassifizierte Einkommensteuer zu einer einheitlichen Steuer vereinigen, die Steuersätze zweckmäßiger gestalten und durch Einführung der Deklarationspflicht sowie durch die anderweite Organisation der Einschätzungsbehörden und des Verfahrens eine sichere und der Wirklichkeit mehr entsprechende Veranlagung des steuerpflichtigen Einkommens herbeiführen.

Die Ausdehnung der Erbschaftssteuer durch eine mäßige Belastung der Erbfälle der Verwandten in auf- und absteigender Linie und der Ehegatten unter Freilassung der kleinen Erbschaften wird die zutreffende Besteuerung des Einkommens wesentlich erleichtern und zugleich eine verhältnismäßig stärkere Heranziehung des fundierten Vermögens bewirken.

Dr. Lentze,
Staats- und Finanzminister von 1910.

Die im wesentlichen noch auf dem Gesetze vom 30. Mai 1820 beruhende, den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht mehr entsprechende Besteuerung der gewerblichen Betriebe soll durch einen Gesetzentwurf über die Gewerbesteuer, welcher den Betriebsertrag selbst ohne Rücksicht auf die Betriebsarten und örtlichen Einteilungen zu erfassen bestimmt ist, einer völligen Umgestaltung zugeführt werden. Eine Erhöhung des Gesamtaufkommens aus der Gewerbesteuer einschließlich der besonderen Besteuerung der Schankgewerbe ist dabei nicht beabsichtigt.

Das Ziel dieser Gesetzentwürfe ist eine gerechtere

Dr. von Jacobi,
Staatssekretär d. Reichsschatzamts 1886—1888.

Dr. Freiherr von Maltzahn-Gültz,
Staatssekretär d. Reichsschatzamts 1888—1893.

Freiherr von Thielmann,
Staatssekretär d. Reichsschatzamts 1897—1903.

und gleichmäßigere Veranlagung der direkten Steuern und im Zusammenhang damit eine verhältnismäßige Entlastung der kleinen und mittleren Einkommen und gewerblichen Betriebe."

Was hier verheißen war, haben das Einkommen- und das Gewerbesteuergesetz — die Novelle zum Erbschaftssteuergesetz fand nur unter Streichung der wichtigsten Bestimmungen über die Steuerpflicht der Erbfälle an Aszendenten, Deszendenten und Ehegatten die Zustimmung der Volksvertretung —, die mit verhältnismäßig wenigen Änderungen von dem Landtage angenommen und am 24. Juni 1891 Allerhöchst sanktioniert wurden, in vollem Umfange gehalten. Das — übrigens von Miquels Amtsvorgänger bereits vorbereitete — Einkommensteuergesetz hat die durch Außerhebungsetzung der bisherigen Klassensteuer seit 1883 bestehende Steuerfreiheit der kleinen Einkommen bis zu einschließlich 900 Mark, das hieß damals von mehr als 20 Millionen Köpfen oder mehr als 90 Prozent der Bevölkerung, zu einer organischen Einrichtung gemacht und für die Einkommen von 900 bis 8000 Mark die Steuersätze gegenüber denen der bisherigen Klassen- und Einkommensteuer ermäßigt. Weitere Erleichterungen gewährte es durch weitergehende Berücksichtigung besonderer, die Leistungsfähigkeit beeinträchtigender persönlicher Verhältnisse für die Einkommen bis herauf zu 9500 Mark, insbesondere aber für die Pflichtigen mit Einkommen von nicht mehr als 3000 Mark durch Gestattung eines Abzuges von dem zu versteuernden Einkommen nach der Zahl der nichterwachsenen Familienmitglieder. Gegenüber diesen Erleichterungen der schwächeren Schultern ist den stärkeren eine mäßige Mehrbelastung durch allmählich ansteigende Erhöhung des bisherigen Einkommensteuerfußes von 3 Prozent bis auf 4 Prozent bei Einkommen von mehr als 100 000 Mark auferlegt und durch Heranziehung der Aktien- und ähnlichen Erwerbsgesellschaften mit selbständiger Rechtspersönlichkeit die diesen zumeist besonders kapitalkräftigen Unternehmungen vor den konkurrierenden einzelnen Personen durch Befreiung von den Personalsteuern gewährte Bevorzugung beseitigt.

Insbesondere aber ist durch Einführung der Deklarationspflicht — bei gleichzeitiger Gewährung sichereren Rechtsschutzes — die möglichste Garantie dafür gegeben, daß die weniger durchsichtigen, überwiegend gerade zu den leistungsfähigeren gehörigen Einkommen sich nicht länger zum Schaden der schwächern Schultern zu einem großen Teil der Steuer entziehen. In welchem Maße letzteres bisher der Fall gewesen war, und ein wie dringendes Gebot der Gerechtigkeit daher gerade die Einführung der Deklarationspflicht war, bewies die erste Veranlagung nach dem neuen Gesetze (1892/93) aufs schlagendste: das zur Steuer veranlagte Einkommen der physischen Personen stieg gegen das Vorjahr von 4274 auf 5724 Millionen Mark, also um fast 1½ Milliarden oder rund 34 Prozent. Inwieweit es aber dem neuen Gesetze gelang, eine Entlastung der unbemittelteren Bevölkerungsklassen herbeizuführen, mögen folgende wenige Zahlen illustrieren: von dem Gesamtaufkommen an Steuer trugen die Einkommen von

Dr. Freiherr von Stengel,
Staatssekretär d. Reichsschatzamts 1903—1908.

Wermuth,
Staatssekretär d. Reichsschatzamts 1909—1912.

Kühn,
Staatssekretär des Reichsschatzamts von 1912.

900 bis 3000 Mk. im Jahre 1891/92 35,5 Prozent, 1892/93 nur noch 28,6 Prozent, die Einkommen von 3000 bis 6000 Mk. 1891/92 23,5 Prozent, 1892/93 nur 16,3 Prozent, und diese entlasteten Einkommensgruppen von 900 bis 6000 Mk. umfaßten mehr als 95 Prozent aller Steuerpflichtigen! Verstärkt wurde die Entlastung dadurch, daß wesentlich infolge des sich von 79,5 auf 124,8 Millionen erhöhenden Veranlagungssolls die Gemeindezuschläge zur Einkommensteuer nicht unerheblich herabgingen: während sie im Rechnungsjahre 1891/92 für die Städte im Durchschnitt der Monarchie auf ca. 180 Prozent zu veranschlagen waren, waren sie nach einer für das Jahr 1894/95 aufgenommenen Statistik ohne wesentliche Steigerung der Belastung der Ertragssteuern mit Zuschlägen auf ca. 158 Prozent gesunken.

In nicht geringerem Maße hat das Gewerbesteuergesetz das in der Thronrede aufgestellte Programm „Entlastung der kleinen und mittleren Betriebe" innegehalten. Durch die Freilassung aller Betriebe, deren Ertrag 1500 Mark und deren Anlage- und Betriebskapital 3000 Mark nicht erreicht, wurde — abgesehen von einer besondern „Betriebssteuer" für den Betrieb der Gast- und Schankwirtschaft und des Kleinhandels mit Spirituosen — die Hälfte aller bisher steuerpflichtigen Betriebe von der Gewerbesteuer völlig befreit. Für die steuerpflichtig bleibenden aber wurde durch die Bemessung der Steuer nach dem Ertrage statt nach äußern Merkmalen und durch die Abstufung der Steuersätze die seitherige Begünstigung der großen und Benachteiligung der kleinen und mittleren Betriebe beseitigt und vielmehr eine geringe Mehrbelastung der größeren Betriebe ermöglicht. Infolgedessen trugen nach der ersten Veranlagung nach dem neuen Gesetz (1893/94) die ca. 354 000 Steuerpflichtige, d. h. ca. 80 Prozent der Gesamtzahl, umfassende unterste Steuerklasse zu dem Gesamtaufkommen der Steuer nur 5,7 Millionen Mark bei, die in der I. Klasse besteuerten 3389 (= 0,8 Prozent aller) Steuerpflichtigen dagegen 5,9 Millionen, während im Jahre zuvor der gesamte Großbetrieb (7415 Steuerpflichtige) nur 2 Millionen, dagegen der Kleinhandel 5 Millionen, das überwiegend auch zum Kleinbetriebe gehörige Handwerk weitere 2 Millionen aufzubringen gehabt hatte. Dabei ist der Steuersatz ein so mäßiger — nicht mehr als 1 Prozent des Ertrages —, daß auch für die Großbetriebe von einer Überbürdung nicht die Rede sein konnte.

Mit Recht konnte daher der Monarch, als er die Session des Landtages, in welcher diese Gesetze und daneben die eine notwendige Grundlage für die Fortführung der Steuerreform bildende Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen zustande gebracht waren, am 20. Juni 1891 schloß, in seiner Thronrede seine volle Befriedigung über das Erreichte aussprechen:

> „Wenn auch das Ziel, an welchem Ich festhalte, nicht in vollem Umfange erreicht werden konnte, so darf es doch Mich und Mein Volk mit gerechter Genugtuung erfüllen, daß neben einer großen Zahl für die fortschreitende Entwickelung des Staatswesens wichtiger Vorlagen, insbesondere für die Verbesserung unseres Steuersystems notwendige und wertvolle Grundlagen vereinbart und die Vorbedingungen für die Hebung des kommunalen Lebens in den ländlichen Gemeinden der östlichen Provinzen gesetzlich festgestellt worden sind.

Die rückhaltlose Zustimmung, welche die von Mir gebilligten Pläne Meiner Regierung für die Herbeiführung einer gerechten, der Leistungsfähigkeit entsprechenden Verteilung der öffentlichen Lasten bei Ihnen, geehrte Herren, gefunden haben, bestärkt Mich in dem festen Vertrauen, daß auch der noch rückständige Teil der auf diesem Gebiete zu lösenden Aufgaben einer gleich befriedigenden Erledigung zugeführt werden wird. Damit wird ein wesentlicher Schritt zur Befestigung der Finanzverwaltung des Staates und der Gemeindeverbände sowie zur Förderung der Zufriedenheit Meines Volkes getan sein."

Die in diesen Worten ausgesprochene Zuversicht auf den Fortgang der Steuerreform ist in vollem Maße und rascher wohl, als man damals hoffen konnte, in Erfüllung gegangen. Die über Erwarten günstigen Ergebnisse des neuen Einkommensteuergesetzes ermöglichten es, dem Landtage schon in seiner übernächsten Session die Entwürfe eines Gesetzes wegen Aufhebung direkter Staatssteuern, eines Ergänzungssteuer- und eines Kommunalabgabengesetzes vorzulegen. — Die von dem Ministerpräsidenten verlesene Thronrede kündigte diese Entwürfe mit folgenden Worten an:

„Den bedeutsamsten Gegenstand Ihrer Beratungen wird der Abschluß der im Jahre 1890/91 begonnenen Umgestaltung des staatlichen und kommunalen Steuerwesens bilden. — Der zu diesem Behufe verfolgte Plan bezweckt, die in untrennbarem Zusammenhange stehenden Ziele der Reform gleichzeitig und in vollem Umfange zu erreichen. Diese Ziele sind darauf gerichtet, unter Beseitigung der unbilligen und ungleichen Vorbelastung der Grundbesitzer und Gewerbetreibenden und unter stärkerer Heranziehung des vererblichen Besitzeinkommens im Gegensatz zum Arbeitseinkommen, die staatlichen Steuerlasten nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen zu verteilen, den Gemeinden neue Steuerquellen zu eröffnen und dadurch, sowie durch geeignete gesetzliche Bestimmungen zu einer gerechteren Verteilung der Gemeindelasten unter wesentlicher Beschränkung der Zuschläge zur Einkommensteuer zu gelangen.

Eine Denkschrift wird den Gesamtplan eingehend erläutern und begründen. Zu seiner Durchführung werden Ihnen drei Gesetzentwürfe, welche sich gegenseitig ergänzen und bedingen, zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung vorgelegt werden.

Der Gesetzentwurf wegen Aufhebung direkter Staatssteuern ist bestimmt, sämtliche Ertragssteuern einschließlich der Bergwerkssteuern als Staatssteuern aufzugeben und die von denselben bisher getroffenen Steuerquellen den Gemeinden zur selbständigen Benutzung frei zu lassen.

Der Entwurf eines Ergänzungssteuergesetzes soll in mäßiger Weise die nur nach Beseitigung der Brutto-Besteuerung bestimmter Vermögensarten mögliche Besteuerung des nutzbaren Reinvermögens mit Ausschluß des Mobiliars unter Freilassung des kleinen Besitzes einführen und auf diesem Wege die durch die Gerechtigkeit gebotene unterschiedliche Heranziehung des Besitzeinkommens erreichen. Der Gesetzentwurf bildet hierdurch und durch die Heranziehung von Steuerkräften, welche ihrer Natur nach von der Einkommensteuer frei bleiben, eine notwendige Ergänzung und Ausbildung der letzteren.

Der Entwurf eines Kommunalabgaben-Gesetzes regelt das Steuerwesen der Gemeinden und Verbände nach festen Gesichtspunkten, ohne die Berücksichtigung der besonderen und verschiedenartigen Verhältnisse der Gemeinden außer acht zu lassen. Er sucht durch erweiterte Anwendung des Grundsatzes von Leistung und Gegenleistung den Steuerbedarf der Gemeinden zu vermindern, sorgt bei der Deckung des letzteren für die Benutzung der durch die Überlassung der Realsteuern eröffneten Steuerquellen und sichert auf diese Weise, unter Wahrung freien Spielraumes für die Selbstverwaltung, eine richtigere Verteilung der Gemeindelasten bei angemessener Berücksichtigung der Verwendungszwecke.

Wenn auch durch die Reform nicht eine Vermehrung der Staats-Einnahmen, noch eine Erhöhung der Steuerlast, sondern lediglich eine bessere Ordnung des gesamten direkten Steuerwesens erreicht werden soll, so muß doch nach der Lage der Finanzen des Staates für den Ausfall voller Ersatz geschaffen werden, welcher durch den Verzicht auf die Realsteuern im Betrage von etwa 102 Millionen Mark erwächst.

Dazu sollen die im voraus hierfür bestimmten Mehrerträgnisse der Einkommensteuer, die bisherigen Überweisungen aus den Getreide- und Viehzöllen an die Kreise, für welche diese und die Gemeinden durch die Freigabe der gesamten Realsteuern vollen und gesicherten Ersatz erhalten, sowie das Aufkommen aus der Ergänzungssteuer dienen.

Aus der wesentlichen Übereinstimmung mit den dargelegten Zielen der Steuerreform, welche bei den Beratungen über das Einkommensteuergesetz und des Gewerbesteuergesetzes im Landtage hervorgetreten ist, schöpft die Staatsregierung die zuversichtliche Hoffnung, daß es gelingen werde, auch über die jetzt vorgelegten Entwürfe zu einer vollen Einigung zu gelangen."

Alle drei Gesetzentwürfe wurden von dem Landtage, wenn auch mit Änderungen, die indes von den in der Thronrede skizzierten Zielen und Grundsätzen nicht abwichen, angenommen; am 14. Juli 1893 Allerhöchst vollzogen, traten sie am 1. April 1895 in Kraft.

Mit diesem Zeitpunkt hat somit Preußen, was bis dahin noch kein Staat zu unternehmen sich getraut hatte, auf die Ertragssteuern als Staatssteuern völlig verzichtet und sich auf die Personalsteuern, die Einkommen- und die als „Ergänzungssteuer" bezeichnete Vermögenssteuer, beschränkt. Die finanzielle Bedeutung der letztern tritt gegenüber derjenigen der Einkommensteuer bei der geringen Höhe des Steuersatzes von einhalb vom Tausend, der nur um ein geringes erhöht wurde, weil die erste Veranlagung nicht das in Aussicht genommene Aufkommen von 35 Millionen Mark erreichte, weit zurück. Trotz der geringen Höhe des Steuersatzes ist aber auch innerhalb der Ergänzungssteuer dem Leitmotiv der ganzen Steuerreform, Schonung der schwächern Steuerkräfte, Rechnung getragen: die kleinen Vermögen bis zu 6000 Mark, sofern aber das Jahreseinkommen des Steuerpflichtigen 900 Mark nicht übersteigt, bis zu 20 000 Mark sind von der Steuer befreit, und für Vermögen bis zu 52 000 Mark sowie zu Gunsten von weiblichen Personen, Minderjährigen und Erwerbsunfähigen sind weitere Erleichterungen gewährt.

Indem der Staat somit sein direktes Steuersystem allein auf dem Grundsatze der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit aufbaute und sich lediglich an die leistungsfähige Minderheit der Bevölkerung hielt, die große Mehrheit aber, damals mehr als 90 Prozent, von jeder direkten Staatssteuer befreite, hat er sich nicht nur ein wahrhaft gerechtes, sondern auch ein für alle Eventualitäten sicheres Steuersystem geschaffen, und das nicht nur ohne Vermehrung, sondern sogar unter Verringerung der Belastung der Bevölkerung. Denn trotz der Zunahme der Bevölkerung und des Volkswohlstandes sowie der Staatsausgaben brauchte in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre weniger an direkten Steuern aufgebracht zu werden als unmittelbar zuvor, und auf den Kopf der Bevölkerung entfiel an direkten Steuern der wohl nur in wenigen Staaten der Welt wiederkehrende geringe Betrag von 5 Mark.

Wenn der Verzicht auf die Ertragssteuern nicht im einseitigen Interesse der Grundbesitzer und Gewerbetreibenden, sondern wesentlich deshalb erfolgte, um den Gemeinden die größere Ausnutzung dieser Steuern zu ermöglichen, so hatte dies seine Berechtigung einmal darin, daß die Gemeinde vorzugsweise ein wirtschaftlicher Verband ist, dessen Ausgaben zum sehr großen Teil von Grundbesitz und Gewerbebetrieb veranlaßt sind oder ihm besondere unmittelbare und mittelbare Vorteile, z. B. durch Werterhöhungen, gewähren, sodann in Rücksichten auf die Sicherheit der Gemeindefinanzen wie der dem Staat neben der Ergänzungssteuer allein noch verbliebenen und daher vor übermäßigen Gemeindezuschlägen zu schützenden Einkommensteuer. Das Kommunalabgabengesetz sichert daher durch Regeln, die indes den Gemeinden die erforderliche Bewegungsfreiheit lassen, eine angemessene schärfere Heranziehung der Ertragssteuern zu den Kommunallasten. Daneben werden die Gemeinden von dem Gesetze darauf hingewiesen, überhaupt den durch direkte Steuern zu deckenden Bedarf mehr als bisher durch Erhebung von Gebühren, Beiträgen und indirekten Steuern zu beschränken; damit indes zu den letztgenannten nicht die minder bemittelten Bevölkerungskreise in unbilligem, der in erster Linie auf Erleichterung dieser Schichten gerichteten Tendenz der Steuerreform zuwiderlaufendem Maße herangezogen werden, ist bereits durch das Kommunalabgabengesetz die Neueinführung, wie später durch das Zolltarifgesetz vom 25. Dezember 1902 auch die Beibehaltung, von Verbrauchsabgaben auf notwendige Lebensmittel den Gemeinden untersagt.

Auch das Kommunalabgabengesetz hatte, wie eine im Jahre 1895/96 aufgenommene Statistik bewiesen hat, seine Absichten schon damals bis zu einem in Anbetracht der Kürze der seit seinem Inkrafttreten vergangenen Zeit voll befriedigenden Grade erreicht. In den Städten der Monarchie hatten gegen das Vorjahr die indirekten Steuern, Gebühren und Beiträge um 12 Millionen (von 35,5 auf 47,5 Millionen) zugenommen, und trotz der abnormen Steigerung des Finanzbedarfs der Städte um mehr als 30 Millionen Mark oder 15 Prozent hatte sich der durch direkte Steuern zu deckende Teil dieses Bedarfs von fast 83 auf 79 Prozent verringert. Die stärkere Heranziehung der Ertragssteuern aber hatte bewirkt, daß von dem durch diese und die Einkommensteuerzuschläge zu deckenden Bedarf auf letztere nur noch 44 gegen 69 Prozent im Jahre zuvor entfielen und die durchschnittliche Gemeindebelastung der Einkommensteuer von 158 auf 114 Prozent gesunken war. Für die in den Städten wichtigste Ertragssteuer, die Gebäudesteuer, ergab sich eine durchschnittliche Belastung von etwa 131 Prozent gegen etwa 69 im Jahre 1894/95, also unter Berücksichtigung der bisher an den Staat entrichteten, nun weggefallenen 100 Prozent eine Erleichterung um etwa 38 Prozent, die, da bei den Ertragssteuern die Schulden nicht abgezogen werden dürfen, in besonderem Maße den verschuldeten Hausbesitzern, also wiederum den schwächeren Steuerkräften,

zu gute kam. Allerdings sind seitdem infolge der beispiellosen Entwickelung der städtischen Gemeinwesen in Deutschland, des Sinkens der Kaufkraft des Geldes und des Anziehens des Zinsfußes mit den kommunalen Bedürfnissen auch die Gemeindesteuern gestiegen. Aber noch heute kann man sagen, daß sie, an den Staatssteuern und den vom Staate außer Hebung gesetzten Real- (Ertrags-) Steuern gemessen, trotzdem durchschnittlich nicht höher sind, als vor der Miquelschen Reform, und daß jedenfalls dank der letztern und der durch sie angeregten autonomen Gestaltung der Realsteuern durch die Gemeinden die Gemeindesteuerlast namentlich dort, wo die Gemeinden und Kreise bereitwillig auf die — durch das Kreis- und Provinzialabgabengesetz vom 23. April 1906 auf die weitern Kommunalverbände übertragenen — Absichten des Kommunalabgabengesetzes eingegangen sind, weit mehr als früher auf den vorzugsweise tragfähigen Schultern ruht und die schwächern entsprechend schonender behandelt. Insbesondere hat die auf Anregung der Staatsregierung von fast allen größeren und sehr vielen mittleren und kleinen Städten und auch Landgemeinden und Kreisen beschlossene Ersetzung des der staatlich veranlagten Grund- und Gebäudesteuer zugrunde liegenden Ertrages durch den gemeinen Wert als Maßstab der kommunalen Realbesteuerung des Grundbesitzes im großen und ganzen zu einer weitreichenden, mindestens relativen Entlastung des Haus- und land- und forstwirtschaftlichen Liegenschaftsbesitzes gegenüber dem Baugelände, und unter dem Gebäudebesitz des dem Wohnungsbedürfnis der unteren und mittleren Wohlstandsschichten dienenden gegenüber namentlich dem großgewerblichen geführt. Die ebenfalls von der Regierung wiederholt den Gemeinden nahegelegte, wenn auch nicht so verbreitete Gewerbebesteuerung nach andern Merkmalen als der Höhe des Ertrages aber hat die Steuerlast noch erheblicher, als es schon durch das Gewerbesteuergesetz geschehen war, von dem gewerblichen Mittelstand auf die den Gemeinden höhere Lasten als dieser verursachenden und von ihren Einrichtungen und ihrer Entwickelung größeren Vorteil ziehenden, dabei leistungsfähigeren Großbetriebe verschoben.

So ist mit den — 1901 auch auf die Hohenzollernschen Lande, die bis dahin ein von dem der übrigen Monarchie völlig abweichendes Steuersystem besaßen, ausgedehnten — Gesetzen vom 14. Juli 1893 Preußen, dessen Steuersystem zur Zeit des Regierungsantritts Wilhelms II. hinter denen nicht weniger anderer Länder zurückstand, an die Spitze des steuerreformatorischen Fortschritts getreten und in den Besitz eines Steuersystems gelangt, dessen Grundsätze — das kann man ohne Überhebung und Ruhmredigkeit aussprechen — so gut wie allgemein als die dem Ziele einer gerechten Besteuerung am nächsten zu führen geeignetsten anerkannt werden. Wo immer seitdem in andern, deutschen wie außerdeutschen, Staaten die Reform der direkten Steuern in Angriff genommen ist, kann man den mehr oder minder bestimmenden Einfluß des Vorganges Preußens verfolgen, so in Württemberg, Baden, Hessen und Sachsen wie in Österreich und Dänemark. Wenn gleichwohl Preußen selbst schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit und wenige Jahre, nachdem an Miquels Stelle Freiherr von Rheinbaben getreten war, durch Gesetz vom 19. Juni 1906, eine Umgestaltung des Einkommen- und des Ergänzungssteuergesetzes vorgenommen hat, so ist diese äußerlich erheblicher als ihrem innern Wesen nach. Die Änderungen betreffen nur Einzelheiten und bewegen sich, wenigstens soweit sie nicht Kompromisse darstellen, denen sich keine Regierung eines Verfassungsstaates auch gegen ihre bessere Überzeugung ganz entziehen kann, durchaus in der mit den Gesetzen von 1891 und 1893 eingeschlagenen Richtung, so namentlich, indem die Erleichterungen wegen des Vorhandenseins noch nicht erwachsener und erwerbsfähiger Familienangehöriger — die sog. „Kinderprivilegien" — erweitert sind. Es gilt dies andererseits aber auch ebenso von der durch den Grundsatz der Allgemeinheit der Besteuerung erforderten Ausdehnung der Steuerpflicht auf die erst inzwischen durch das Reichsgesetz vom 20. April 1892 geschaffenen Gesellschaften mit beschränkter Haftung und von der eine gleichmäßige Behandlung der Steuerpflichtigen fördernden Verpflichtung der Arbeitgeber zu Angaben über die Bezüge ihrer Angestellten und Arbeiter. Freilich hat das Gesetz vom 19. Juni 1906 den Steuerpflichtigen mit Einkommen bis zu 3000 Mark die Möglichkeit der Anrufung des höchsten Verwaltungsgerichts wieder genommen. Aber es geschah dies nur unter dem Zwange der praktischen Verhältnisse, die sich gerade auf dem Gebiete der Steuerpolitik nur zu oft als stärker erweisen wie die richtigsten Theorien, und erst, nachdem die Verwaltungsrechtsprechung von fünfzehn Jahren genügend Richtlinien gegeben hatte, die künftig den kleinern Steuerzahlern ausreichenden Schutz auch ohne Beschreitung des Verwaltungsrechtsweges zu gewähren schienen. Die seitdem gemachten Erfahrungen sprechen denn auch mindestens nicht gegen diese Annahme.

Selbst als sich im Jahre 1909 behufs Bereitstellung der Mittel zu den Diensteinkommensverbesserungen für Beamte, Geistliche und Lehrer auch eine mäßige Erhöhung der direkten Steuern nicht umgehen ließ, erfolgte auch diese nur unter abermaliger besonderer Schonung nicht nur der kleineren Einkommen, sondern auch der mittleren bis weit hinauf. Die aus diesem Anlaß beschlossenen Zuschläge zur Einkommensteuer sind für Einkommen von 30 500 Mark abwärts abgestuft und verschonen Einkommen von nicht mehr als 1200 Mark völlig, so daß also die kleinen und mittleren Einkommen im Verhältnis zu den höheren nochmals, wie schon durch den Tarif des Gesetzes von 1891, begünstigt sind. Aber nicht genug damit, hat man sich trotz der Notwendigkeit, mehr Mittel für den Staat zu beschaffen, nicht abhalten lassen, die schon erwähnten sog. „Kinderprivilegien" wiederum zu erweitern und ihre Wirkung für die Einkommen bis zu 3000 Mark aufwärts dadurch zu verallgemeinern und zu sichern, daß auch auf sie das bisher nur für die darüber hinausgehenden Einkommen geltende System der Ermäßigung um eine oder mehrere Stufen lediglich nach der Zahl der Angehörigen angewendet wurde, anstatt der bisherigen Abzüge von 50 Mark vom Einkommen für jeden solchen Angehörigen. Nicht minder wurde die Zulässigkeit der Ermäßigung wegen besonderer wirtschaftlicher Verhältnisse auf höhere Einkommen als bisher ausgedehnt. Diese Ermäßigungen reichen nunmehr hinauf zu Einkommen von 12 500 Mark, die Kinderprivilegien bis zu 9500 Mark. Im Steuerjahr 1911 kamen diese Begünstigungen ungefähr dem dritten Teile aller Steuerpflichtigen zu gute und war hiermit für den Staat zu ihren Gunsten ein Steuerausfall von über 21 Millionen Mark verbunden.

Gelingt es, die jetzt, wo diese Zeilen zum Druck gehen, den Landtag beschäftigende Steuerreformvorlage unter Dach zu bringen, dann würde damit ein weiterer Fortschritt in der Richtung ausgleichender Gerechtigkeit erzielt sein. Denn diese Vorlage will nicht nur die Zuschläge organisch in die Einkommen- und Ergänzungssteuertarife einarbeiten, sondern auch neben einzelnen andern Änderungen die tunlichst gleichmäßige steuerliche Erfassung des Einkommens und Vermögens durch Ausdehnung der Steuererklärungspflicht auf die Ergänzungssteuer, Verpflichtung zur Angabe des in einem Nachlaß befindlichen Kapitalvermögens und Verschärfung der Strafbestimmungen gegen Steuerhinterziehungen noch mehr als bisher sicher stellen, andererseits der arbeitenden Bevölkerung eine neue Erleichterung für den Fall des Mitverdienens der Ehefrau gewähren.

Wird die preußische direkte Steuergesetzgebung seit 1891 von dem Grundsatz ausgleichender Gerechtigkeit in solchem, bis dahin unbekannten Maße beherrscht und geleitet, so ist derselbe Gedanke auch auf dem der Landesgesetzgebung vom Reiche allein noch übrig gelassenen, eng begrenzten Rest des Gebietes der *indirekten Steuern* nicht unbeachtet geblieben, soweit deren Wesen als auf einzelne wirtschaftliche oder Rechtsvorgänge gelegter Abgaben seine Berücksichtigung gestattet. Wohl beruhte das Bedürfnis für die durch das Gesetz vom 31. Juli 1895 im unmittelbaren Anschluß an diejenige der direkten Steuern vollzogene Reform der *Stempelsteuer* wesentlich in der Unübersichtlichkeit, Zusammenhanglosigkeit und infolge des Fortschreitens des wirtschaftlichen Verkehrs zutage getretenen Lückenhaftigkeit der bestehenden Vorschriften, so daß es bei ihr nicht, wie bei der Reform der direkten Steuern, galt, grundsätzlich neue Wege einzuschlagen. Gleichwohl ist es auch in dem neuen Stempelsteuergesetz nicht unterlassen worden, erkannte Härten zu mildern und eine zweckmäßigere, die ärmeren Volksklassen mehr berücksichtigende, die gut situierten stärker heranziehende Verteilung der Steuerlast herbeizuführen. Demselben Gedanken bemüht sich die Novelle vom 26. Juni 1909, auf Grund deren das ganze Stempelsteuergesetz neu redigiert ist, Rechnung zu tragen, indem sie mit den durch die Diensteinkommensaufbesserungen nötig gewordenen Steuererhöhungen bei solchen Vorgängen einsetzt, aus denen sie auf eine in gewissem Sinne überdurchschnittliche Leistungsfähigkeit schließen zu können glaubt.

Seinen formellen Abschluß fand der von Miquel, dem den Ruhm des größten Finanzministers Preußens wohl kaum jemand ernstlich streitig macht, ausgeführte Bau der preußischen Finanzreform in dem „*Gesetz betreffend den Staatshaushalt*" (Komptabilitätsgesetz) vom 11. Mai 1898. Wenn es sich bei diesem Gesetze auch weniger um Schaffung neuen Rechtes, als um gesetzliche Festlegung des bisher schon in der Praxis herausgebildeten Rechtszustandes handelt, so ist doch durch den Erlaß gesetzlicher Normen über Inhalt und Einrichtung des Staatshaushaltsetats, seine Handhabung und Beobachtung bei der Verwaltung und die Legung der Rechnung über den Staatshaushalt eine große Menge von Stoff für Konflikte zwischen Staatsregierung und Landtag beseitigt und damit eine bedeutsame Bürgschaft für ein einträchtiges Zusammenwirken von Herrscher und Volksvertretung geschaffen. —

Eine glückliche Fügung war es, daß die bei Inangriffnahme der Miquelschen Steuerreform schwierige Finanzlage sich im Laufe der nächsten Jahre infolge eines wirtschaftlichen Aufschwunges, nicht zum wenigsten aber auch durch Festhalten an der in der preußischen Verwaltung altbewährten Sparsamkeit fortgesetzt besserte. Dadurch wurde es, trotz Verminderung der Steuerlast, möglich, auf den verschiedensten Gebieten, insbesondere auch für Kultur- und wirtschaftliche Aufgaben, reichere Mittel zur Verfügung zu stellen.

Eine besondere sozialpolitische Bedeutung beanspruchen die erhöhten Aufwendungen für die Aufbesserung der Dienstbezüge der Staatsbeamten. Bereits seit 20 Jahren waren den Beamten Versprechungen in dieser Richtung gemacht worden. Der Regierung Wilhelms II. war es vergönnt, nicht nur diese einzulösen, sondern, als es das fortschreitende Sinken der Kaufkraft des Geldes erforderte, mit weiteren Aufbesserungen vorzugehen, ohne die Allgemeinheit mit höheren Opfern als den schon erwähnten mäßigen Erhöhungen der direkten Steuern und der Stempelsteuer zu belasten. Nachdem in den ersten Jahren seiner Regierungszeit eine Aufbesserung der Dienstbezüge der Unterbeamten und einzelner Kategorien der Subalternbeamten sowie der Lehrer und Lehrerinnen an den Volksschulen erfolgt war, gelang es im Jahre 1897/98, die allgemeine Besoldungsaufbesserung für die übrigen Beamtenklassen sowie eine weitere Verbesserung des Diensteinkommens der Lehrer und Lehrerinnen durchzuführen. Gleichzeitig mit der allgemeinen Gehaltsaufbesserung fand auch eine Erhöhung der Pensionen der Beamten-Witwen und -Waisen statt, durch die Preußen auch in dieser Beziehung an die Spitze der größern deutschen Staaten trat. Nicht viel mehr als ein Jahrzehnt verging, bis im Jahre 1909 eine abermalige, fast alle Beamtenkategorien, in erster Linie aber die unteren und mittleren, die Lehrer und Geistlichen ergreifende Erhöhung der Diensteinkünfte, und zwar jetzt auch der Wohnungsgeldzuschüsse, auf breitester Grundlage und mit einem jährlichen Mehraufwand von nicht weniger als einigen 140 Millionen Mark für die Staatskasse erfolgte. Auch den Beamten des Reiches wurden denjenigen der preußischen entsprechende, zum Teil sogar noch etwas weitergehende materielle Besserstellungen zuteil.

Die schwierige Lage, in welche die Landwirtschaft und der gewerbliche Mittelstand im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts geraten waren, und die von dem Monarchen, wie seine Ansprachen bei den verschiedensten Gelegenheiten auch dem großen Publikum bewiesen, in vollem Maße erkannt und gewürdigt wurde, ließen ein Eingreifen des Staates auch durch Maßnahmen, welche man bisher als außerhalb der Sphäre des Staates liegend betrachtet hatte, insbesondere auch durch unmittelbare Einsetzung seiner pekuniären Mittel und seines Kredites geboten erscheinen. Daher wurde durch ein Gesetz vom 31. Juli 1895, um dem produktiven Mittelstand den ihm notwendigen, aber bisher vielfach überhaupt nicht, vielfach nur unter Formen und Bedingungen, welche dem Bedürfnis nicht entsprachen, erreichbaren Personalkredit zu eröffnen und zugleich den Schlußstein in den Bau der wirtschaftlichen Selbsthilfe und des wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Angehörigen jener produktiven Klassen einzufügen, eine „Preußische Central-Genossenschaftskasse" begründet unter Beteiligung des Staates mit einer als Grundkapital gewährten Einlage, welche anfänglich 5 Millionen Mark betrug, aber infolge der überaus günstigen Entwickelung des Instituts allmählich auf 75 Millionen Mark erhöht worden ist. Diese sog. „Preußenkasse" bildet, ohne in die Selbständigkeit der genossenschaftlichen Bildungen einzugreifen, eine Ausgleichstelle zwischen dem bei diesen auftretenden Kapitalmangel und Kapitalüberfluß durch Gewährung von Darlehnen an sie und Annahme von Geldern von ihnen, und stellt ihnen einen gesunden und billigen Bankkredit bereit.

Eine weitere Förderung des Genossenschaftswesens, speziell auf dem Gebiete der Verwertung landwirtschaftlicher Produkte, gewährte der Staat durch Bereitstellung von Mitteln zur Errichtung von landwirtschaftlichen Getreidelagerhäusern (Kornsilos), die an leistungsfähige Kornhausgenossenschaften vermietet werden.

Der sonstigen Maßnahmen, welche die Landwirtschaft der Regierung Wilhelms II. zu verdanken hat, ist an dieser Stelle nicht zu gedenken. Ein Werk aber muß hier noch hervorgehoben werden, dessen Früchte erst nach einer längeren Reihe von Jahren zur vollen Reife gelangen können. Es sind dies die Rentenguts- und Anerbengesetze. Jene geben durch Schaffung mittlerer und kleiner ländlicher Stellen gegen eine feste Rente Großgrundbesitzern, welche im Verhältnis zur Größe ihres Besitzes übermäßig verschuldet sind, durch die Möglichkeit der Veräußerung eines Teiles des Besitzes zu Renten-

gütern in den durch Vermittelung des Staates gezahlten Preisen zur Fortführung der Bewirtschaftung eines kleineren Besitzes ausreichendes Kapital in die Hand, während den bäuerlichen Erwerbern der Rentengüter nur ihrer Leistungsfähigkeit entsprechende Rentenzahlungen auferlegt werden und somit nicht, wie bei dem Kauf gegen Kapital, ihre Kapitalkraft übermäßig geschwächt wird. Gleichzeitig soll auf diese Weise ein seßhafter ländlicher Arbeiterstand begründet werden, um dem in der Landwirtschaft herrschenden Arbeitermangel abzuhelfen.

Das Anerbenrecht, welches für Rentengüter obligatorisch ist, für andere Landgüter begründet werden kann, soll die übermäßige Zersplitterung und Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes verhindern, soweit er infolge freier Disposition des Eigentümers oder kraft gesetzlicher Bestimmung die Eigenschaft eines „Anerbengutes" erlangt hat.

Soweit die Errichtung der Rentengüter auf Grund der Ansiedelungsgesetze für die Provinzen Posen und Westpreußen und mit Hilfe der zu diesem Zweck bewilligten Staatsfonds von jetzt bereits mehr als einer halben Milliarde erfolgt, dient sie auch als ein Mittel zur Befestigung und Kräftigung des Deutschtums in jenen Gebieten, in denen bisher das polnische Element in für die nationalen Interessen bedrohlichem Vordringen begriffen war.

Neben dieser reichen Verwendung von Anleihemitteln in den gemischtsprachigen Landesteilen hat der Staat die Reservefonds seiner Rentenbanken in den Dienst der Rentengutsbildung gestellt, um hierauf für in der Gründung begriffene Rentengüter Zwischenkredit zu gewähren, und zur Förderung jener Aufgabe Etatsfonds eingestellt, neuerdings auch behufs aktiverer Beteiligung den Staatskredit in Anspruch genommen.

Wie durch die oben dargestellten Maßnahmen den bedrängten Unternehmern geholfen und die Seßhaftmachung der minder bemittelten Klassen, das Aufsteigen aus dem Lohnarbeiterverhältnis zu selbständigen Landwirten befördert werden soll, so hat der Staat durch sein Eingreifen zur Lösung der sozialpolitisch hochwichtigen Arbeiterwohnungsfrage den Arbeitern und kleinen Beamten seine Fürsorge zugewendet. Nicht nur innerhalb seiner Betriebsverwaltungen sind die Wohnungsverhältnisse verbessert, sondern es sind auch in immer steigendem Maße Staatsmittel zur Verbesserung und Verbilligung der Wohnungen der anderweit beschäftigten Arbeiter und kleinen Beamten zur Verfügung gestellt, aus denen gemeinnützigen Baugenossenschaften Darlehne gewährt werden. Die für diese Zwecke der Wohnungsfürsorge flüssig gemachten Summen belaufen sich bereits auf mehr als 150 Millionen Mark. Auch hierin, wie in den Besoldungsaufbesserungen, ist übrigens das Reich dem Vorgehen Preußens gefolgt. —

Wer rückschauend alles dieses, was innerhalb eines Vierteljahrhunderts auf diesen Gebieten der inneren Politik Preußens geschaffen worden ist, und was in vorstehenden Zeilen nur in allgemeinsten Umrissen kurz skizziert werden konnte, überblickt, wird einräumen müssen, daß selten in einer gleichen Spanne Zeit derartiges in stetigem, zielbewußtem und besonnenem Fortschritt in der Richtung einer gerechten Verteilung der Staatslasten und wirtschaftlichen Verwendung der Staatsmittel geleistet worden ist. Was sich aber durch alle diese Maßnahmen der Regierung Wilhelms II. wie ein roter Faden erkennbar hindurchzieht, ist das sozialpolitische Moment, das stete Streben, die wirtschaftlich Schwachen und Bedrängten zu schonen und wirtschaftlich zu stärken.

Trotz dieses eminent sozialpolitischen Charakters in der Verteilung der öffentlichen Lasten und der Verwendung der öffentlichen Mittel ist es Preußen möglich gewesen, nicht nur seit 1897 wieder zu der seit 1870 aufgegebenen regelmäßigen Zwangstilgung seiner Anleihen zurückzukehren, sondern neuerdings auch nach einem Abkommen zwischen Regierung und Landtag die Inanspruchnahme der — von der Wirtschaftslage bedingten und daher starken Schwankungen ausgesetzten — Überschüsse der Staatseisenbahnen für allgemeine Staatszwecke auf einen bestimmten, mäßigen Prozentsatz des Anlagekapitals einzuschränken und die Mehrbeträge für einen Ausgleichsfonds der Eisenbahnverwaltung zu bestimmen. Dabei hat es gleichzeitig auch sein in Eisenbahnen, Domänen, Forsten, Berg-, Hütten- und Salzwerken und seinem Bankinstitut, der Seehandlung, werbendes Staatsvermögen gerade in den letzten 20 Jahren in so erheblichem Maße zu vermehren vermocht, wie seit den in dieser Beziehung einzig dastehenden Verstaatlichungen der großen Privatbahnen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht mehr. Gewiß alles Beweise bis in den Kern urgesunder Finanzen, woran der seit Jahren bedauerlich schlechte Kurs der preußischen Staatspapiere um so weniger ändert, als an einem solchen die Papiere aller Staaten kranken. —

Von gleich kerngesunden Finanzen konnte man bisher im Reiche nicht sprechen, und wenn sie neuerdings auch dort in der Gesundung begriffen sind, so sind die Heilmittel doch zum Teil eben nur, von der finanziellen Seite betrachtet, gutzuheißen, im übrigen aber nicht einwandfrei. Die Schuld hieran trifft aber, wie eingangs schon betont, nicht die verbündeten Regierungen.

Das Reich befindet sich von vornherein insofern in einer ungünstigeren Lage wie Preußen, als es nicht annähernd in solchem Maße wie dieses über Betriebsverwaltungen verfügt: es besitzt keine Domänen, keine Forsten, keine Bergwerke, keine Lotterie, Eisenbahnen nur in Elsaß-Lothringen und daher im Verhältnis zum preußischen Staatseisenbahnnetz nur in fast verschwindendem Umfang; Post und Telegraphie können ihrem ganzen Wesen nach nicht annähernd solche Überschüsse abwerfen wie die preußischen Staatseisenbahnen. In seiner Steuergesetzgebung ist zwar das Reich formell unabhängig; tatsächlich muß es aber auf die Steuersysteme der Einzelstaaten um so mehr Rücksicht nehmen, als deren Steuerhoheit die ältere und ursprüngliche ist. Die Inanspruchnahme von Matrikularbeiträgen der Bundesstaaten findet eine enge Schranke darin, daß der Umlagemaßstab, die Bevölkerungsziffer, offenbar zu einer Überbürdung der Staaten mit weniger wohlhabender Bevölkerung führt.

Die von der Reichsverfassung vorgesehenen steuerlichen Deckungsmittel erwiesen sich frühzeitig schon als unzureichend für die wachsenden Aufgaben des Reiches und die steigenden Aufwendungen für seine Wehrkraft. Aber obwohl das Reich immer mehr in eine Anleihewirtschaft geriet, die den Grundgedanken seiner Verfassung fremd ist, hat es sehr langer Zeit und vieler Anläufe bedurft, bis es zu einem seinen finanziellen Bedürfnissen gerecht werdenden Steuersystem gelangt ist. Nach den mehrfachen vergeblichen Versuchen, das Reich finanziell auf eigene Füße zu stellen, unter dem hochseligen Kaiser Wilhelm I. scheiterte noch unter Wilhelm II. der umfassende Plan Miquels für eine Reichsfinanzreform 1893/94, und auch 1904 fanden nur Bruchstücke der Vorschläge der verbündeten Regierungen die Billigung des Reichstages. Selbst 1906 noch glaubte der Reichstag mit erheblich beschränkteren neuen Einnahmequellen als die verbündeten Regierungen auszukommen; eine der ergiebigsten hiervon bestand überdies in einer bisher von den Einzelstaaten ausgenutzten und ihnen nun vom Reiche entzogenen, in der — aber anders wie bisher in Preußen, auf Aszendenten ausgedehnten und nach der Höhe des Erwerbes gestaffelten — Erbschaftssteuer. Erst 1909, als die Finanznot im Reiche nachgerade einen ernsthaft bedrohlichen Charakter angenommen hatte, gelang es, ganze Arbeit zu machen. Das Reichsschatzamt, an dessen Spitze damals der jetzige preußische Handelsminister Sydow stand, hatte hierfür einen wohldurchdachten Plan aufgestellt, der trotz der für nicht bloß finanziell großzügige Steuerreformen ungünstigen Bedrängnis der Lage des Reichshaushalts bemüht war, den sozialpolitischen Gesichtspunkt einer stärkeren Beteiligung vorzugsweise der leistungsfähigeren Schichten an der Aufbringung der Lasten mehr als bisher zur Geltung zu bringen. In der allgemeinen Begründung zu dem Reformprogramm führten die verbündeten Regierungen aus:

> „Es würde gegen die vornehmsten Grundsätze der deutschen Sozialpolitik verstoßen, wenn die Reform der Finanzen ausschließlich auf Abgaben aufgebaut würde, die trotz der Errungenschaften der Sozialpolitik und ungeachtet der fortgesetzten Steigerung aller Einkommen die ärmeren Volksklassen verhältnismäßig höher belasten."

Deshalb sollten von dem als erforderlich bezeichneten steuerlichen Mehrbedarf von 475 Millionen Mark nur rund 280 Millionen durch Mehrbelastung des Branntwein-, Bier- und Tabakverbrauchs gewonnen werden; von dem Rest sollten je etwa die eine Hälfte Aufwandsteuern, die nach ihrem Gegenstande vorzugsweise leistungsfähigeren Kreisen zur Last fallen, nämlich auf Wein, Elektrizität, Gas und Beleuchtungsmittel für Elektrizität und Gas und auf Anzeigen, bringen, die andere aber eine „Besitzsteuer" in Gestalt einer zu der Erbschaftssteuer hinzutretenden, aber im Gegensatz zu dieser die Erbanfälle an Ehegatten und Abkömmlinge nicht verschonenden Nachlaßsteuer in Verbindung mit einer an sie anknüpfenden Wehrsteuer und einem Erbrecht des Reiches an Stelle entfernter Verwandter.

Was nach langen, schließlich ungemein erbitterten Verhandlungen im Reichstag am 15. Juli 1909 Gesetz geworden ist, hat freilich ein ganz anderes Ansehen wie die Vorlagen der verbündeten Regierungen: die Nachlaß-, wie eine im Laufe der Verhandlungen an ihrer Stelle vorgeschlagene Erbanfallsteuer zur Erfassung der Erbanfälle an Abkömmlinge und Ehegatten, das Erbrecht des Reiches, die Wehrsteuer, die Wein-, Elektrizitäts-, Gas- und Anzeigensteuer waren im Reichstage nicht durchzusetzen, die Mehrbelastung des Branntweins und Tabaks nur in ganz anderer und weniger Ertrag versprechenden Gestalt. Den sich

aus diesen Ablehnungen und Umgestaltungen der Vorlagen ergebenden Ausfall decken neben der in veränderter Gestalt aus ihnen herübergenommenen Leuchtmittelsteuer eine Zündwarensteuer, Erhöhungen der Zölle auf Kaffee und Tee, zum größten Teile aber neue Reichsstempelabgaben auf den Umsatz von Grundstücken, auf Zins- und Gewinnanteilscheinbogen zu Wertpapieren, auf Schecks und Bankquittungen, sowie Erhöhungen und Erweiterungen der schon bestehenden auf Wechsel und auf die Ausgabe und den Umsatz von Wertpapieren. Hinzugekommen ist dann im Jahre 1911 noch die vielumstrittene Wertzuwachssteuer beim Eigentumswechsel des Grundbesitzes, die indes allmählich den Umsatzstempel ersetzen soll.

Vom Standpunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit und der Steuertechnik kann über diese Gestaltung der Reichssteuerreform, die an Stelle ihrer eigenen Vorschläge gutzuheißen die verbündeten Regierungen im Hinblick auf die damals allen andern Rücksichten voranzustellende finanzielle Notwendigkeit nicht wohl Anstand nehmen konnten, verschieden geurteilt werden und wird in weitesten und sachverständigen Kreisen nicht eben günstig geurteilt. Ihre dringlichste Aufgabe aber, der Finanznot im Reiche ein Ende zu machen und diesem Einnahmequellen von hinreichender Ergiebigkeit zu eröffnen, um den Bedürfnissen des Reiches zu genügen und an die Stelle steter Vermehrung seiner Schulden die vom Gesetz verlangte starke Tilgung zu ermöglichen, scheint sie nach den bisherigen Ergebnissen zu erfüllen geeignet. Hat man es doch für angängig erachtet, neuerdings eine erhebliche Verstärkung der Rüstung Deutschlands zu Lande und zu Wasser zu beschließen, ohne hierzu vorerst andere neue Einnahmequellen zu eröffnen, als eine nur den kleinsten Teil der Mehrausgaben deckende Änderung der Branntweinsteuer, eine Änderung, durch die diese zu ihrem Vorteil von dem gegen sie in ihrer bisherigen Gestalt erhobenen Vorwurf zu weit gehender grundsätzlicher Begünstigung eines Teiles der Brennereien auf Kosten der Allgemeinheit befreit wird. Das nächste Jahr erst soll die Erschließung einer weiteren Steuerquelle bringen, über deren Gestaltung noch nichts bekannt ist, die aber, wenn sie das wird, was sie sein soll, eine stärkere Belastung des „Besitzes", einen wesentlichen Schritt vorwärts zu einer ähnlich gerechten Besteuerung im Reiche wie in Preußen bedeuten würde. Je mehr hierdurch und durch andere Reformen auch die infolge der historischen Entstehung noch ziemlich systemlose Reichsbesteuerung wie die preußische zu einem folgerichtigeren, von ausgleichender Gerechtigkeit getragenen System entwickelt wird, um so mehr wird sie auch imstande sein, den ihr künftig bevorstehenden steigenden Aufgaben gerecht zu werden.

Der Kaiser und die Kolonialpolitik.

Als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung gelangte, standen die Gebiete in Afrika und der Südsee, über denen die deutsche Flagge wehte, erst wenige Jahre unter deutscher Herrschaft, und diese Herrschaft war, wie sich demnächst zeigte, noch keineswegs eine völlig gesicherte.

Die inneren Fehden und die territoriale Zersplitterung sowie der Mangel einer Flotte hatten lange Zeit jede koloniale Betätigung Deutschlands verhindert. Erst mit der Einigung seiner Stämme unter des ersten großen Kaisers Führung wurde es politisch befähigt, sich im Wettbewerb mit anderen Kulturmächten an der Erschließung fremder Erdgegenden zu beteiligen.

Noch hatte indes der koloniale Gedanke im deutschen Volke wenig Wurzel gefaßt. Zögernd nur trat deshalb die Reichsregierung den auf den Erwerb kolonialer Besitzungen gerichteten Bestrebungen näher, weil sie eine Kolonialpolitik mit Recht als aussichtslos ansah, die nicht von der Mehrheit der Nation mit Entschlossenheit und Überzeugung getragen war. Schließlich machten das Wachstum der überseeischen Handelsinteressen und das Wirken weitschauender Patrioten, die sich bereits im Jahre 1882 unter Leitung des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg zum „Deutschen Kolonialverein", dem Vorläufer der „Deutschen Kolonialgesellschaft", zusammengeschlossen hatten, die Bahn für ein koloniales Vorgehen frei und gaben den Anstoß zu Besitzergreifungen des Reichs in Afrika und in der Südsee. Indes glaubte die Reichsregierung jedenfalls nicht daran denken zu können, die neu erworbenen Gebiete als überseeische Provinzen in eigene Verwaltung zu nehmen. Vielmehr war es die Absicht des Fürsten Bismarck, ihre Entwickelung und Regierung kaufmännischen Gesellschaften nach Art der Ostindischen Kompagnie zu überlassen. Das Reich sollte sich darauf beschränken, eine Gerichtsbarkeit für die Europäer zu

Hissung der deutschen Flagge auf Samoa, März 1900.

Station Iringa in Deutsch Ostafrika. Volksfest zu Kaisers Geburtstag.

sichern und denjenigen Schutz zu gewähren, den es ohne ständige Besatzung dort leisten konnte. Dieser Gedanke erwies sich freilich in den meisten Kolonien von vornherein als undurchführbar. Nur in Deutsch Ostafrika und Neu-Guinea kam es zur Gründung von Gesellschaften, denen durch kaiserlichen Schutzbrief Rechte der Landeshoheit übertragen werden konnten. In die übrigen Schutzgebiete mußten alsbald Reichskommissare zur Übernahme der Verwaltung entsandt werden. Im Sinne des kolonialpolitischen Programms des Fürsten Bismarck lag es aber, daß ihrer Tätigkeit enge Grenzen gezogen wurden. Sie beschränkte sich in der Hauptsache auf die Ausübung richterlicher und polizeilicher Befugnisse. Ein Amtsdiener und eine geringe Zahl farbiger Polizeimannschaften war alles, was den einzelnen Kommissaren an bewaffneten Kräften zu Gebote stand.

Gar bald stellte es sich nun heraus, daß weder die Machtmittel der privilegierten Gesellschaften noch diejenigen der Kommissare zu einer wirklichen Beherrschung der Schutzgebiete, zur Herstellung von Sicherheit und Ordnung in diesen ausreichten. Die Eingeborenen, die immer wieder von mißgünstigen Ausländern aufgewiegelt wurden, fingen überall an, Schwierigkeiten zu machen, zum Teil traten sie sogar in offene Empörung, und namentlich zeigten sich die Stämme im Innern durchaus nicht geneigt, ohne weiteres den Anordnungen der Beamten des Reichs und der Gesellschaften Folge zu leisten sowie eine kolonisatorische Betätigung in ihren Gebieten zu dulden.

So fiel der Anfang der Regierungszeit Wilhelms II. mit einer stürmischen Periode der Kolonialpolitik zusammen, in der es zunächst einmal galt, in den größeren Schutzgebieten die deutsche Herrschaft mit Waffengewalt wiederherzustellen und zu behaupten, in sämtlichen aber das Hinterland erst unter deutsche Gewalt zu bringen und durch geeignete Verwaltungseinrichtungen die Vorbedingungen für eine erfolgreiche Kolonisation zu schaffen. Alle diese Aufgaben sind dank der tatkräftigen Entschlossenheit Kaiser Wilhelms II. in kurzer Zeit gelöst worden.

Die größten Schwierigkeiten waren in Deutsch Ostafrika zu überwinden. Kaum hatte Kaiser Wilhelm II. den Thron bestiegen, so brach hier, angestiftet von Sklavenjägern und Sklavenhändlern, die sich in ihrem schmählichen, aber gewinnbringenden Gewerbe bedroht sahen, ein gewaltiger Aufstand der arabischen Bevölkerung aus, vor deren bewaffnetem Ansturm die Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft das Schutzgebiet bis auf die Küstenorte Bagamoyo und Daressalam räumen mußten. Um der Gesellschaft zu Hilfe zu kommen, entsandte der Kaiser eine Reihe von Kriegsschiffen unter dem Kommando des Admirals Deinhardt; zugleich ernannte er den berühmten Afrikaforscher Wißmann zum Reichskommissar mit dem Auftrage, den Aufstand niederzuwerfen. Die deutschen Schiffe blockierten zusammen mit einem englischen Geschwader die afrikanische Küste und schnitten so die Araber von der Verbindung mit Sansibar, ihrem Hauptstützpunkt, ab. Wißmann warb inzwischen in Ägypten eine Sudanesentruppe an, mit der er, unterstützt von der deutschen Flotte, rasch die Küstenstationen zurückgewann. Auch gelang

v. Wißmann.

Windhuk, die Hauptstadt von Deutsch Südwestafrika.

es bald, die große Karawanenstraße von der Küste nach den innerafrikanischen Seen wieder zu eröffnen und zu sichern. Buschiri, der Anführer der Rebellen, wurde schon nach kurzer Zeit gefangen genommen und standrechtlich gehängt. Sein Nachfolger Bana Heri ergab sich, nachdem er in mehreren Gefechten geschlagen war, mit dem größten Teil der Aufständischen freiwillig.

Die glänzenden Leistungen Wißmanns in dem Feldzuge fanden die vollste Anerkennung des Allerhöchsten Kriegsherrn: Wißmann wurde zum Major ernannt, Kaiser Wilhelm schenkte ihm acht Kanonen als Zeichen seiner besonderen Huld und erhob ihn nach seiner Rückkehr in die Heimat in den erblichen Adelsstand.

Die Ereignisse des Aufstandes hatten den Beweis erbracht, daß nur die Macht des Reiches selbst imstande war, die Kolonie einer gedeihlichen Entwickelung entgegenzuführen. Das Reich nahm deshalb nach Beendigung des Araberaufstandes durch Vertrag mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft die ihr verliehenen Hoheitsrechte zurück und Kaiser Wilhelm setzte einen Gouverneur als obersten Beamten ein. Aus der Wißmannschen Truppe wurde unter deutschen Offizieren und Unteroffizieren eine Kaiserliche Schutztruppe gebildet. Ihr fiel in den nunmehr folgenden Jahren die Aufgabe zu, die eingeborene Bevölkerung im Innern des Schutzgebiets unter die Botmäßigkeit der deutschen Verwaltung zu bringen und durch Anlage von Stationen das Vordringen deutscher Kultur anzubahnen und zu sichern.

Auch nach Neu-Guinea mußte das Reich, um dort geordnete Verhältnisse herzustellen, schon im Jahre 1889 eigene Beamte entsenden. Vorübergehend hat dann allerdings später (1892) die Neuguinea-Kompagnie die Verwaltung wieder übernommen. Schließlich ist aber (im Jahre 1898) auch mit ihr eine Vereinbarung zustande gekommen, wonach sie ihre Hoheitsrechte endgültig aufgab.

Wie in Ostafrika, so schien auch in Südwestafrika zu Beginn der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. die deutsche Herrschaft ernstlich gefährdet. Der Reichskommissar Dr. Goering wurde von den durch einen englischen Händler aufgestachelten Eingeborenen aus Otjimbingwe, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, vertrieben und mußte auf das britische Gebiet der Walfischbai flüchten. Kaiser Wilhelm entsandte nunmehr an Stelle von Dr. Goering den Hauptmann v. François mit einer kleinen weißen Truppe nach der Kolonie, dem es auch gelang, die deutsche Herrschaft wieder aufzurichten. Er verlegte den Sitz der Verwaltung nach Windhuk, wo unter dem Schutze einer von der Truppe errichteten Festung die heutige Hauptstadt der Kolonie entstand. Um das zwar wasserarme, aber gesunde und daher zur Besiedelung durch Weiße geeignete Land der Kolonisation zuzuführen, galt es sodann weiter, den blutigen Fehden der kriegerischen Eingeborenen-

stämme ein Ende zu bereiten, die jede Niederlassung von Farmern verhinderten. Namentlich waren es die Hottentotten, die immer wieder den Frieden störten, indem sie beutelüstern über die viehreichen Stämme der Hereros herfielen. Sie trotzten allen Geboten der deutschen Verwaltung, und der Stamm der Witbois unter seinem kühnen und verschlagenen Häuptling Hendrik Witboi weigerte sich sogar ausdrücklich, die deutsche Herrschaft anzuerkennen. Da bei der großen Zahl und der guten Bewaffnung der Hottentotten die Kräfte der Schutztruppe nicht hinreichten, um sie zur Ordnung zu bringen, entschloß sich Kaiser Wilhelm im Jahre 1893 aus eigenster Initiative, die Schutztruppe um mehr als 200 Mann zu verstärken. Jetzt konnte Hauptmann von François daran denken, durch ein energisches Vorgehen gegen Hendrik Witboi die Ruhe im Lande endgültig herzustellen. Am 12. April 1893 erstürmte er seine Festung Hornkranz. Hendrik Witboi selber sowie auch ein Teil seiner Anhänger entkamen jedoch, und es begann nunmehr ein langwieriger Guerillakrieg. Erst nachdem Kaiser Wilhelm die Truppe nochmals erheblich vermehrt hatte, gelang es dem Nachfolger von François, dem Major Leutwein, Hendrik Witboi im Naukluftgebirge einzuschließen und nach längerer Belagerung zur Übergabe und zur Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft zu bewegen.

In Kamerun mußte vor allem die Macht der Dualas und anderer landeinwärts wohnender Stämme gebrochen werden, die, um sich einen einträglichen Zwischenhandel zu sichern, sowohl den europäischen Kaufleuten den Durchzug nach dem Innern wie auch den Eingeborenen des Binnenlandes den Verkehr nach der Küste verwehrten. Durch zahlreiche Expeditionen wurde diese Aufgabe gelöst und gleichzeitig das

Samuel Isaak (Unterkapitän Witbois). Simon Kopper. Hendrik Witboi. Isaak Witboi (Hendriks Sohn).

Die Hottentottenhäuptlinge Hendrik Witboi und Simon Kopper in Windhuk.

Blick auf Lome, die Hauptstadt von Togo.

Hinterland erschlossen. Auch von einem größeren Aufstand blieb die Kolonie nicht verschont. Im Jahre 1893 erhoben sich unvermutet farbige Soldaten, die 1891 als Sklaven in Dahomey freigekauft und in die damals gebildete Schutztruppe eingereiht worden waren, gegen die deutsche Herrschaft. Kaiser Wilhelm selbst ordnete telegraphisch die zur Bewältigung der Empörung erforderlichen Maßnahmen an. Durch Mannschaften des Kreuzers „Hyäne" wurde diese rasch unterdrückt. Sodann wurde durch den bewährten Afrikaner, Hauptmann Morgen, den Kaiser Wilhelm persönlich für diese Aufgabe auserwählt hatte, die Schutztruppe neu organisiert.

Neben den bewaffneten Streifzügen in das Innere gingen in allen Schutzgebieten wissenschaftliche Expeditionen einher, die den Zweck verfolgten, die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu erkunden, Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen und mit Stämmen des Hinterlandes zwecks Erweiterung des deutschen Herrschaftsbereichs Schutzverträge abzuschließen. Ein solches Vorschieben der Grenzen erwies sich zur Wahrung der deutschen Interessen namentlich auch in Togo als nötig, da sonst reiche, für das wirtschaftliche Gedeihen der Kolonie wichtige Gebiete den Engländern und Franzosen zugefallen wären. Allen deutschen Forschungsunternehmungen hat Kaiser Wilhelm II. stets das größte Interesse zugewandt und sie nach Möglichkeit, auch durch Zuwendung von Geldmitteln, unterstützt. Wiederholt sind von ihm die Leiter solcher Unternehmungen empfangen und längerer Unterredungen gewürdigt worden, bei welchen sich zeigte, mit wie reger Aufmerksamkeit er alle Vorgänge in den deutschen überseeischen Besitzungen und ihren Nachbargebieten verfolgte. Besonderen Anteil nahm Kaiser Wilhelm auch an den Reisen Emin Paschas. Als dieser nach langjähriger umsichtiger Verwaltung der ägyptischen Äquatorialprovinz gerade zur Zeit des Araberaufstandes durch das Innere von Ostafrika mit Unterstützung der Truppe Wißmanns zur Küste zurückgekehrt war, sandte ihm Kaiser Wilhelm nachstehenden telegraphischen Gruß:

> „An Dr. Emin Pascha. Bei Ihrer endlichen Rückkehr von dem Posten, welchen Sie über 11 Jahre mit echt deutscher Treue und Pflichterfüllung heldenmütig behauptet haben, begrüße ich Sie gern mit Meinem Glückwunsch und Meiner Kaiserlichen Anerkennung. Es hat Mir zur besonderen Freude gereicht, daß die Truppe des deutschen Reichskommissars Ihnen den Weg an die Küste gerade durch unser Schutzgebiet bahnen konnte."

Gouvernementshaus in Buea (Kamerun).

Auf Wißmanns Antrag, den Kaiser Wilhelm umgehend telegraphisch genehmigte, wurde Emin Pascha sodann für eine Expedition in das Hinterland Ostafrikas gewonnen. In Begleitung von Dr. Stuhlmann trug er auf dieser die deutsche Flagge bis in die Gegend des Viktoriasees vor, fand aber leider bald nachher von Mörderhänden den Tod.

Um die deutsche Herrschaft überall auf feste Grundlagen zu stellen, war es weiter erforderlich, die Grenzen der Schutzgebiete, die vielfach noch unbestimmt waren, in zweifelsfreier Weise festzustellen und über die Zugehörigkeit derjenigen Gebiete, wo auch andere Mächte Flaggenhissungen vorgenommen hatten und demgemäß Rechte beanspruchten, Vereinbarungen zu treffen. Kaiser Wilhelm nahm auch diese Aufgabe energisch in Angriff. Die Verhältnisse in Ostafrika, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, nötigten vor allem dazu, mit England über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Afrika zu einer Verständigung zu gelangen. Aus diesem Anlaß wurde der bekannte deutsch-englische Vertrag vom 1. Juli 1890 abgeschlossen. In der Natur der Sache lag es, daß Deutschland hierbei manche Opfer bringen mußte. Auf der anderen Seite erzielte es von England wertvolle Zugeständnisse, so namentlich bezüglich der Überlassung des Küstenstrichs von Deutsch Ostafrika, der bisher unter der nominellen Hoheit des Sultans von Sansibar gestanden hatte. Außerdem erwarb es die Insel Helgoland, einen Besitz, dessen unschätzbare strategische Bedeutung erst die politische Entwickelung der letzten Jahre in vollem Umfange hat erkennen lassen. Weitere Grenzverträge mit den benachbarten Kolonialmächten folgten. Insbesondere kamen solche in den Jahren 1894 und 1897 auch mit Frankreich in betreff der Kolonien Kamerun und Togo zustande.

Hand in Hand mit der militärischen Befestigung der deutschen Herrschaft und der völkerrechtlichen Sicherung der deutschen Machtsphären ging ein planmäßiger Ausbau der kolonialen Verwaltungsorganisation. In Berlin wurde bereits im Jahre 1890 als Zentralinstanz für die Verwaltung der Schutzgebiete die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts gebildet, der ein Kolonialrat als beratende Körperschaft zur Seite gestellt wurde. An die Stelle der Kolonialabteilung ist dann später (1907) das Reichs-Kolonialamt als selbständige oberste Reichsbehörde getreten.

In den einzelnen Schutzgebieten wurden an Stelle der Kommissare als leitende Beamte mit erweiterten Befugnissen Gouverneure eingesetzt, denen am Sitze des Gouvernements technische und Verwaltungsbeamte als Referenten beigegeben wurden. Durch die demnächst gebildeten Gouvernementsräte wurde auch der Bevölkerung der Kolonien eine Mitwirkung an der Verwaltung ermöglicht.

Für die Lokalverwaltung wurden neben den nötigen technischen Behörden (Zollämtern, Berg-, Baubehörden usw.) Bezirksämter und Stationen eingesetzt, die auch für die örtliche Polizeiverwaltung zuständig sind. Um sie bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu unterstützen, wurden ihnen Polizeitruppen zugeteilt, die in den größeren Schutzgebieten von den Schutztruppen abgezweigt wurden. Die Schutztruppen selbst erhielten eine straffere und einheitliche Organisation, deren weiterer Ausgestaltung Kaiser Wilhelm als oberster Kriegsherr stets sein besonderes Interesse zuwandte. Ihm ist es zu verdanken, daß heute die Schutztruppe der Armee und Marine als ein in jeder Hinsicht ebenbürtiges Glied der bewaffneten Macht Deutschlands zur Seite tritt. In erster Linie zur Wahrung des Landfriedens berufen, haben die Schutztruppen außerdem durch den Bau von Stationen, die Herstellung von Wegen und sonstigen Anlagen, sowie durch Mitwirkung bei der Verwaltung sich auch um die kulturelle Entwickelung der Schutzgebiete verdient gemacht. Auf den sogenannten Militärstationen und den Residenturen im Innern von

Bezirksamt Morogoro in Deutsch Ostafrika.

Ostafrika und Kamerun nehmen noch heute Offiziere der Schutztruppen neben ihren militärischen Obliegenheiten auch Geschäfte der Zivilverwaltung wahr.

Den Verwaltungsbehörden liegt gleichzeitig als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben die Ausübung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen ob. Die Rechtsprechung über die Weißen geschieht dagegen durch unabhängige Gerichte nach den für die Heimat geltenden Grundsätzen. Auch die Verfassung dieser Gerichte ist unter Kaiser Wilhelm II. entsprechend der fortschreitenden Entwickelung der Schutzgebiete stetig weiter ausgestaltet worden. Neben den in erster Instanz zuständigen Bezirksgerichten wurden von ihm als Berufungs- und Beschwerdegerichte die Obergerichte geschaffen. Die Errichtung eines Reichs-Kolonialgerichts als Revisionsinstanz steht bevor. Das bürgerliche und Strafrecht für die Weißen ist durch Einführung der in der Heimat geltenden Rechtsnormen geordnet. Durch Reichsgesetze geregelt sind ferner die Finanzwirtschaft der Schutzgebiete und die Rechtsverhältnisse der Schutztruppen sowie der Kolonialbeamten. Im übrigen war bereits durch das im Jahre 1886 erlassene Schutzgebietsgesetz dem Kaiser für die Schutzgebiete von Bundesrat und Reichstag die selbständige und uneingeschränkte Ausübung aller aus der Souveränität des Reiches folgenden Befugnisse übertragen worden, weil man erkannt hatte, daß dort der rasche Gang der Entwickelung ein schnelleres Handeln des Gesetzgebers erfordert als es bei der Mitwirkung vielköpfiger Körperschaften möglich ist.

Von seinen weitreichenden Machtbefugnissen hat Kaiser Wilhelm fortgesetzt einen umfassenden und segensreichen Gebrauch gemacht. Teils hat er selbst durch Kaiserliche Verordnungen die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete bestimmt und ihrer wirtschaftlichen Entwickelung die Wege gewiesen, teils durch Übertragung seiner Verordnungsgewalt auf den Reichskanzler und die Gouverneure die Grundlagen für den weiteren Ausbau der Rechtsordnung und den Erlaß von Vorschriften im Verwaltungswege geschaffen, wie sie namentlich auch zur Regelung des Zusammenlebens der weißen und farbigen Bevölkerung sowie im Interesse einer zweckentsprechenden Verwertung der Naturschätze der Kolonien sich als notwendig erwiesen.

Gebührt hiernach Kaiser Wilhelm II. das Verdienst, den von seinen Vätern als Erbe überkommenen Kolonialbesitz Deutschland erst wirklich gesichert und die Grundlagen für seine Nutzbarmachung geschaffen zu haben, so wird er auch als friedlicher Mehrer dieses Besitzes in der Geschichte fortleben.

Die Ermordung deutscher Missionare in Südschantung im September 1897 gab ihm Veranlassung, zur Sühne des Geschehenen und zur Vorbeugung künftiger Greueltaten die ostasiatische Kreuzerdivision unter dem Befehl des Konteradmirals von Diederichs in der Kiautschou-Bucht landen zu lassen. Die Chinesen räumten trotz ihrer Übermacht dem deutschen Landungskorps das Feld und traten bald darauf durch den sogenannten deutsch-chinesischen Pachtvertrag ein bestimmtes Gebiet an der Kiautschou-Bucht an Deutschland ab, indem sie sich zugleich verpflichteten, in einem Umkreise von 50 Kilometern rings um das nunmehr deutsche Territorium keine Maßnahme ohne die Zustimmung der deutschen Regierung zu treffen. Die Verwaltung der neuen Kolonie, die in erster Linie als Flottenstützpunkt gedacht war, wurde dem Reichs-Marineamt unterstellt.

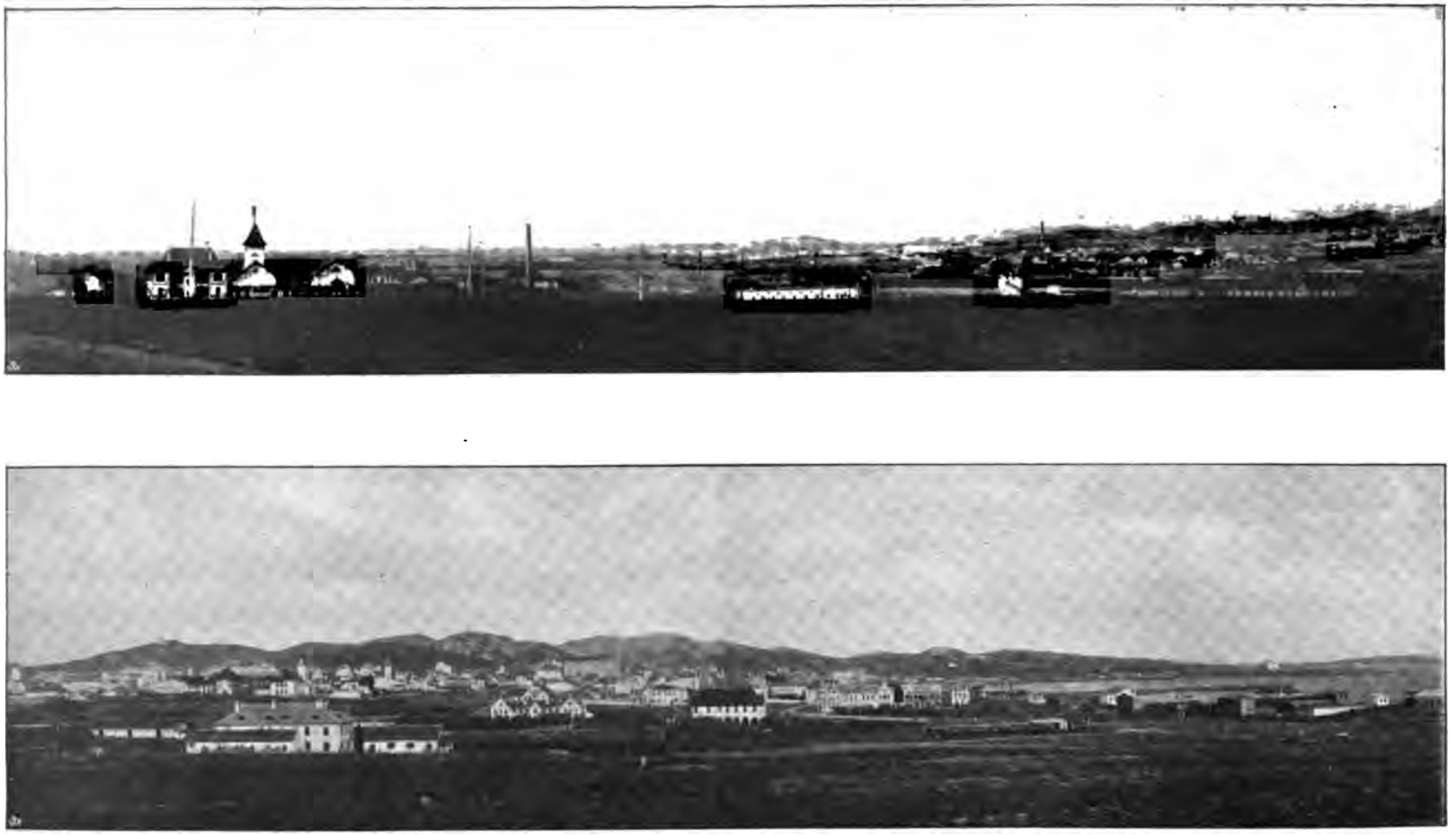
Das Zustandekommen einer friedlichen Einigung mit China war Kaiser Wilhelms eigenstem Entschlusse zu verdanken, der ihr persönlich auf alle Weise die Wege ebnete. Die weise Mäßigung, die er bewies, indem er sich mit dem Erwerb eines an Umfang kleinen, aber durch seine Lage bedeutungsvollen Gebiets begnügte, sicherte der Kolonie auch die Gunst der chinesischen Behörden und des chinesischen Volkes. Infolgedessen konnte Tsingtau, der neuangelegte Hafenplatz, nicht nur ungestört in einer den Bedürfnissen der Marine entsprechenden Weise ausgebaut werden, sondern auch rasch wirtschaftlich emporblühen.

Wohl kaum ist jemals auf der Erde eine so großzügige Stadt- und Hafenanlage in so kurzer Zeit entstanden wie hier. Tsingtau, das heute schon ein deutsches Handelsemporium am Stillen Ozean genannt werden darf, zählte im Jahre 1910 1621 nichtchinesische Einwohner, von denen 1531 Deutsche waren. Hierzu kamen 2275 Soldaten und 34 180 Chinesen (deren Zahl inzwischen noch um etwa 12 000 Köpfe gewachsen ist). Die Stadt besitzt ein Elektrizitätswerk, Wasserleitung, Kanalisation und Schlachthof, eine bakteriologische Untersuchungsstation und Krankenhäuser für Weiße ebenso wie für Chinesen. Diese Anlagen in Verbindung mit der günstigen Lage des Schutzgebiets und den Maßnahmen einer straffen Sanitätspolizei haben Tsingtau zu einer der gesündesten Städte Ostasiens gemacht. Ein Beweis hierfür war es, daß während der großen Pestepidemie, die in den Jahren 1910/1911 in dem benachbarten Schantung wütete, die Kolonie von der Seuche gänzlich verschont blieb. Sogar als Erholungsort konnte Tsingtau einen Ruf gewinnen, und allsommerlich entwickelt sich dort ein reges Badeleben. In den größeren Hotels der Stadt wohnten z. B. in der Zeit vom Juni bis September 1909 537 Fremde, zumeist Deutsche aus Japan und den chinesischen Küstenstädten, aber auch Engländer, Amerikaner, Franzosen und Russen.

Was Tsingtau eine besondere Anziehungskraft verleiht, ist die landschaftliche Schönheit seiner Umgebung, der Blick auf die weite Bucht mit ihren Inseln, auf Villen und wohlgehaltene Promenaden und auf die Bergkette des Lauschan, die den Hintergrund des majestätischen Bildes nach Osten zu abschließt. In mühevoller Arbeit sind die kahlen Hänge dieses Gebirges von der deutschen Forstverwaltung mit Bäumen bepflanzt worden, die, wenn sie auch erst in späterer Zeit einen reichlichen Ertrag bringen können, doch schon jetzt der Bodenbefestigung dienen, die Wasserregulierung fördern und die landschaftlichen Reize der Kolonie erhöhen. Zugleich wird der Verbesserung und Verbreitung der Obstzucht und der Aufforstung der Ödländereien im Binnenlande des Schutzgebiets eine ständige Aufmerksamkeit zuteil. Alle diese Maßnahmen haben in Ostasien eine solche Beachtung und Anerkennung gefunden, daß sich auch aus dem Innern Chinas Behörden und Private häufig mit der Bitte um Rat und mit Bestellungen an das Forstamt in Tsingtau wenden. Sogar aus Indochina wurde Saatgut für Akazien erbeten.

Eigenhändige Verbesserung des Kaisers an der in Vorschlag gebrachten Uniform für Schutztruppen-Offiziere.

Von besonderer Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft wie auch für die des chinesischen Reiches ist der Bau der deutschen Schantungeisenbahn geworden. Sie führt in einer Länge von 435 Kilometern von Tsingtau aus bis nach der chinesischen Provinzialhauptstadt Tsinanfu und erschließt dabei die gewaltigen Kohlenfelder der Provinz Schantung, die von einer deutschen



Ansicht von Tsingtau (Kiautschou).

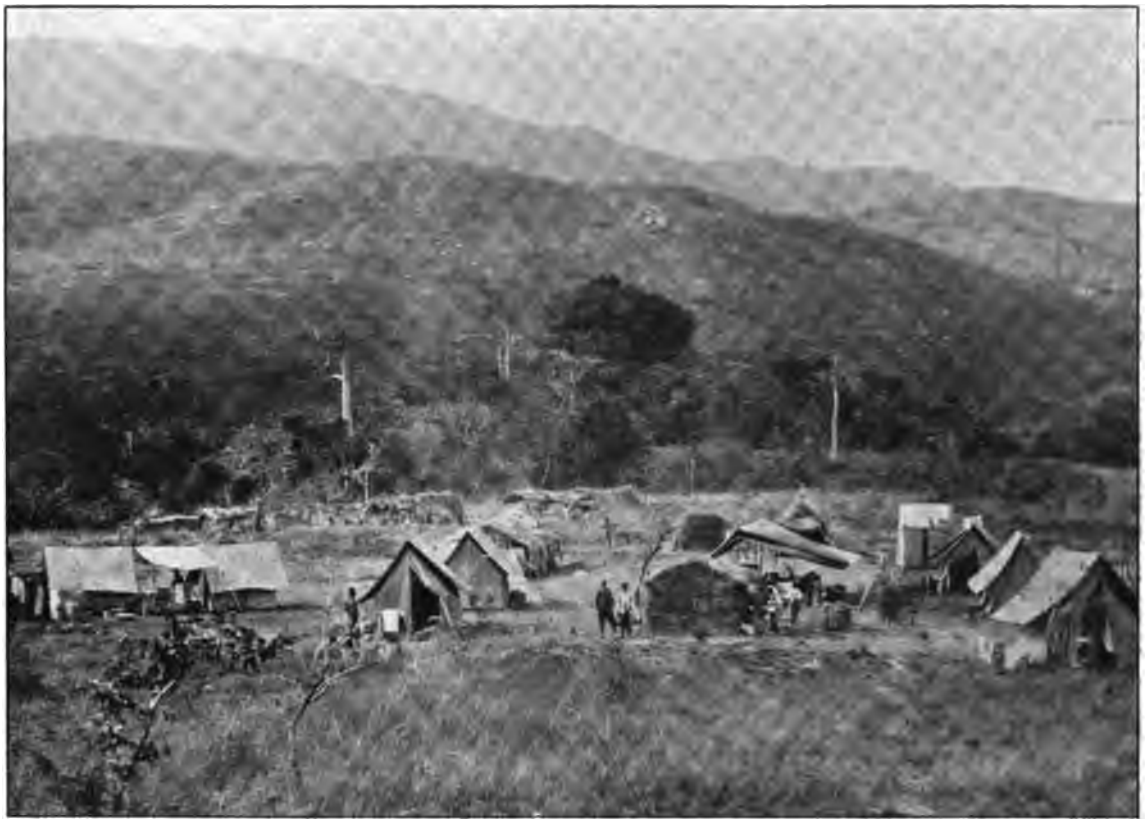
Größeres Häuptlingsdorf am Kongo, das bei der Teilung an Deutschland gefallen ist.

Gesellschaft abgebaut werden. Ferner gelang es auch, den Bau des nördlichen Teiles der großen Tientsin—Pukou-Eisenbahn, an welche die Schantungbahn in Tsinanfu anschließt, und der gewaltigen Hoangho-Brücke der deutschen Industrie zu sichern; allein hieraus hat die deutsche Volkswirtschaft einen Reingewinn gezogen, der sich auf 45 Millionen Mark berechnen läßt.

Durch die Bahnbauten wurde es möglich, daß der Wert der Einfuhr nichtchinesischer Waren nach Tsingtau in der Zeit vom Oktober 1911 bis Oktober 1912 auf etwa 61,8 Millionen Mark stieg, ungerechnet die zollfreien Materialien für Eisenbahn und Bergbau. Die Einfuhr chinesischer Waren in dieser Zeit betrug etwa 44 Millionen Mark, die Ausfuhr insgesamt etwa 74 Millionen Mark, so daß der Gesamthandel Tsingtaus den Wert von etwa 179 Millionen Mark erreichte.

Aber die Bedeutung Tsingtaus erschöpft sich nicht im Austausch materieller Güter. Seine Aufgabe ist es zugleich, als ein Vorbild deutscher Gesittung und deutschen Fleißes den Eingang deutscher Kultur im fernen Osten zu erleichtern. Diesem Zweck dient vor allem die im Jahre 1909 gegründete deutsch-chinesische Hochschule, die am 25. Oktober 1909 in Gegenwart des deutschen stellvertretenden Gouverneurs und von Vertretern des chinesischen Unterrichtsministeriums sowie des Gouverneurs von Schantung feierlich eröffnet wurde. Die Hochschule, welche zu Beginn des Jahres 1913 351 Schüler zählte, besteht aus einer Unterstufe von fünf Klassen mit 285 Schülern und aus einer Oberstufe, die sich zurzeit aus zwei technischen, zwei juristisch-staatswissenschaftlichen, zwei land- und forstwissenschaftlichen und einer medizinischen Abteilung mit zusammen 66 Schülern zusammensetzt.

Die Bedeutung, die Tsingtau heute schon als deutsches Kulturzentrum in Ostasien besitzt, und das Vertrauen in die Sicherheit und Ordnung seiner Verhältnisse haben gerade während der letzten großen politischen Umwälzung in dem Riesenreiche zahlreiche wohlhabende Chinesen veranlaßt, hier Zuflucht zu suchen und den Schwerpunkt ihrer weitverzweigten wirtschaftlichen Unternehmungen hierher zu verlegen. So konnte im Bewußtsein der rastlosen und erfolgreichen Arbeit, die hier auf allen Gebieten geleistet



Zeltlager im Deutschen Kongogebiet.

worden ist, die Kolonie im Herbst 1912 mit stolzer Freude den Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen empfangen, der ihren Boden bereits in den Tagen ihrer Gründung betreten hatte, als er im Winter 1897 in gefahrdrohender Zeit sein Kreuzergeschwader von der Heimat aus hierhergeführt hatte.

Einen weiteren Machtzuwachs im Gebiete des Stillen Ozeans sicherte Kaiser Wilhelm dem Reiche durch die Erwerbung der Karolineninseln und Samoas.

Auf den Karolineninseln war bereits im Jahre 1885 die deutsche Flagge gehißt worden; da aber Spanien ältere Rechte auf diese Inseln geltend machte, wurde durch eine Vereinbarung der beiden beteiligten Mächte der damalige Papst Leo XIII. zum Schiedsrichter bestellt. Seine Entscheidung fiel zu Gunsten der Ansprüche Spaniens aus. Nachdem jedoch Spanien späterhin im Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika die benachbarte Inselgruppe der Philippinen verloren hatte, zeigte es sich im Jahre 1899 bereit, die Karolinen nebst den Palau- und Marianeninseln gegen eine Geldentschädigung von 16¾ Millionen Mark an Deutschland abzutreten.

Ist auch der Flächeninhalt dieser Inseln kein bedeutender, so bilden sie doch eine willkommene Abrundung und Ergänzung der früher erworbenen deutschen Schutzgebiete in der Südsee. Auch ist ihr wirtschaftlicher Wert nicht zu unterschätzen, da sie ein günstiges Klima besitzen, fruchtbar sind, namentlich große Bestände an Kokospalmen aufweisen, und sich dort mehrfach reiche Phosphatlagerungen vorfinden.

Samoa, die Perle der Südsee, eine Inselgruppe mit herrlichem Klima, einer üppigen Vegetation und bewohnt von einem schön gewachsenen, intelligenten Menschenschlage, hatte ebenfalls seit langen Jahren einen Zankapfel gebildet zwischen Deutschland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier war seit dem Jahre 1830 die englische Mission tätig, die nach und nach die ganze eingeborene Bevölkerung zum Christentum bekehrte und fortgesetzt einen großen Einfluß auf sie ausübte. In wirtschaftlicher Beziehung überwogen dagegen deutsche Interessen, da seit den 1850er Jahren dort die Hamburger Firma Godeffroy & Co. das einzige größere europäische Unternehmen darstellte.

Deutsche Rupie.
Vorderseite.

Deutsche Rupie.
Rückseite.

Regierungsschule in Simpsonhafen (Neu-Guinea).

Die Eifersucht der samoanischen Häuptlinge untereinander und ihre Kämpfe um die Königswürde hatten von jeher die Ruhe der idyllischen Inselwelt gestört. Als nun die dort ansässigen Angehörigen der verschiedenen fremden Nationen anfingen, für oder gegen die einzelnen samoanischen Prätendenten Partei zu nehmen, wurden die Zustände so unhaltbar, daß die genannten drei Großmächte im Jahre 1889 durch die sogenannte Samoaakte die Inseln unter ihren gemeinsamen Schutz nahmen und einen internationalen Oberrichter einsetzten. Aber die Thronstreitigkeiten der samoanischen Häuptlinge ließen sich auf diese Weise nicht unterdrücken. Nachdem im Jahre 1899 im Verlauf eines neuen derartigen Streites, in dem immer wieder die fremden Ansiedler in Mitleidenschaft gezogen wurden, englische und amerikanische Kriegsschiffe die Hauptstadt Apia bombardiert hatten, einigten sich die drei beteiligten Mächte dahin, daß der größte Teil der Inseln an Deutschland fiel. Die Vereinigten Staaten erhielten die kleinere Insel Tutuila, während England durch die Abtretung der bisher deutschen Salomonsinseln Choiseul und Isabel nebst den Shortland-Inseln und eine für England günstige Grenzfestsetzung in Togo entschädigt wurde. Am 1. März 1900 stieg in Gegenwart des neuernannten Gouverneurs Dr. Solf in feierlicher Versammlung der weißen Einwohner und der samoanischen Bevölkerung die deutsche Flagge über den Palmen von Samoa empor. Die Häuptlinge Samoas leisteten darauf Sr. Majestät dem Kaiser den Eid der Treue und des Gehorsams und empfingen Anstellungsurkunden, die sie in ihren Würden bestätigten.

Den erwähnten kolonialen Neuerwerbungen sind im Jahre 1911 noch die gewaltigen Gebiete von Neu-Kamerun hinzugetreten, welche anläßlich der Regelung der Verhältnisse in Marokko von Frankreich an Deutschland als Entschädigung für die Aufgabe gewisser vertraglicher Rechte dort abgetreten worden sind. Kamerun hat dadurch trotz Abtretung des sog. Entenschnabels einen Zuwachs von rund 275 000 qkm erhalten, so daß es etwa um die Hälfte vergrößert worden ist. Haben bei der Auseinandersetzung mit Frankreich auch manche weniger wertvolle Länderstrecken mit in Kauf genommen werden müssen, so steht doch schon jetzt fest, daß die neuen Gebiete große Reichtümer an Gummi und Elfenbein bergen und daß namentlich die mehr im Innern gelegenen Teile gute Aussichten für den Baumwollbau und die Viehzucht darbieten. Besonders aber fällt ins Gewicht, daß Kamerun einen unmittelbaren Zugang zu dem größten Strome Mittelafrikas, dem Kongo, und einem seiner bedeutendsten Nebenflüsse, dem Ubangi, erhalten hat. Auch diese Vermehrung des deutschen überseeischen Besitzes ist in letzter Linie Kaiser Wilhelm II. persönlich zu verdanken, der seinerzeit durch sein entschiedenes Auftreten es durchgesetzt hatte, daß die Rechte Deutschlands in Marokko von Frankreich und den übrigen Mächten vertraglich anerkannt wurden. Eine Reihe von Expeditionen sind zurzeit damit beschäftigt, die Grenzen der neuen Gebiete festzulegen und ihren Übergang in die deutsche Verwaltung vorzubereiten.

Zur Genugtuung aller Patrioten, die mit Kaiser Wilhelm II. erkannt hatten, daß für Deutschland infolge des gewaltigen Anwachsens seiner Bevölkerung und seiner wirtschaftlichen Kräfte die Ausbreitung seiner Interessen über See immer mehr zu einer politischen Notwendigkeit wurde, waren seinerzeit die Neuerwerbungen in Ostasien und der Südsee selbst in solchen Kreisen freudig begrüßt worden, die von den älteren Kolonien wenig günstig dachten. Leider aber stand die große Masse des Volkes den kolonialen Bestrebungen noch immer ablehnend oder doch wenigstens gleichgültig gegenüber. Dieser Umstand hatte zur

Schutztruppe in Südwestafrika auf dem Marsche.

Folge, daß die Mehrheit des Reichstags, die auf die Stimmung der Wähler Rücksicht nehmen mußte, Ausgaben für die Schutzgebiete nur widerstrebend und in unzulänglichem Maße bewilligte. Hieraus ergab sich eine Reihe verhängnisvoller Wechselwirkungen, die es lange Zeit verhinderten, daß die wirtschaftliche Entwickelung der afrikanischen und Südsee-Kolonien in der wünschenswerten Weise fortschritt.

Die Regierung hatte ohne Zweifel richtig gehandelt, wenn sie es sich zunächst angelegen sein ließ, für Ruhe und Sicherheit sowie die Einrichtung einer geordneten Verwaltung in den Schutzgebieten Sorge zu tragen. Sie tat außerdem ihr möglichstes, um mit den geringen, ihr zur Verfügung gestellten Mitteln die Schutzgebiete auch kulturell und wirtschaftlich in die Höhe zu bringen sowie den Schwierigkeiten zu begegnen, welche die natürlichen Verhältnisse dort und das tropische Klima einer erfolgreichen Kolonisation entgegenstellten. Es wurden Versuchsstationen errichtet, Beihilfen an die Ansiedler gewährt, Wege gebaut, zahlreiche Ärzte zur Bekämpfung der Tropenkrankheiten, insbesondere der Malaria entsandt, auch den verheerenden Viehseuchen wurde energisch entgegengetreten, Schulen wurden gegründet und sonstige Maßnahmen getroffen, um die eingeborene Bevölkerung geistig und sittlich zu heben, das Geldwesen in den Schutzgebieten wurde geordnet und dergleichen mehr. Kaiser Wilhelm selbst war es, auf dessen Anordnung die erste staatliche Eisenbahn in den Schutzgebieten erbaut wurde. (Schon vorher war allerdings in Ostafrika eine kurze Eisenbahnstrecke von einer Privatgesellschaft angelegt worden, die später, um ihren Weiterbetrieb zu ermöglichen, von der Regierung übernommen wurde.) In Südwestafrika war damals der schwerfällige, von 12 bis 24 Ochsen gezogene Wagen, der nur in wochenlangen Märschen von der Küste durch Sandwüsten und Durststrecken nach dem Innern vordringen konnte, das einzige Verkehrsmittel. Als nun im Jahre 1897 eine Rinderpest ausbrach und infolgedessen Gefahr bestand, daß die Zufuhr von Lebensmitteln nach dem Innern unterbunden wurde, entsandte Kaiser Wilhelm ein Kommando der Eisenbahnbrigade nach Swakopmund, welches in kurzer Zeit eine Bahnlinie quer durch die der Küste vorgelagerte Wüstengegend der Namib fertigstellte und diese demnächst in einer Länge von 382 Kilometern bis nach Windhuk, der Hauptstadt der Kolonie, ins Innere fortführte. Der Bahnbau beseitigte nicht nur die augenblickliche Notlage, sondern trug auch wesentlich dazu bei, die Besiedelung des Innern von Südwestafrika zu beschleunigen.

Nicht minder vermehrte sich die Zahl der Weißen und damit auch die Zahl der wirtschaftlichen Unternehmungen in den übrigen Schutzgebieten, so daß der Wert der Ein- und Ausfuhr und damit auch die Einnahmen der Schutzgebiete stetig anwuchsen. Immerhin aber blieben die Erfolge, die erzielt wurden, weit hinter den Erwartungen zurück. Viele Farmen und Plantagen kamen überhaupt nicht vorwärts, und die Einnahmen deckten bei weitem nicht die Ausgaben der Verwaltung. Um die ungeheuren Landflächen,

Transportkolonne der Schutztruppe in Südwestafrika (mit Ochsenwagen).

deren Gesamtgröße das Deutsche Reich um das Vielfache übertrifft, wirklich nutzbringend zu machen, hätte es eben ganz anderer Summen bedurft, als der Reichstag zu bewilligen bereit war. Dessen geringe Neigung, für die Kolonien Opfer zu bringen, wurde aber durch die gemachten Erfahrungen nur noch weiter herabgedrückt. Auch das Privatkapital, das zu den Kolonien kein Zutrauen gewann, hielt sich dauernd zurück. So griff allmählich ein Kleinmut Platz, der zu einer förmlichen „Kolonialverdrossenheit" ausartete.

Es mußten erst schwere Schicksalsschläge kommen, die das deutsche Volk in seiner Tiefe erregten, ehe eine Wendung zum Besseren möglich war. Und bald sollte hierfür die Stunde schlagen.

Die stolzen und kriegerischen Eingeborenenstämme Südwestafrikas sahen mit Besorgnis und verhaltenem Unmut, wie die weiße Bevölkerung des Landes immer mehr anwuchs und sich über das Innere des Schutzgebiets ausbreitete. So lernten sie, in dem Weißen den gemeinsamen Feind zu sehen, der über kurz oder lang ihrer bisherigen Machtstellung ein Ende bereiten würde. Diese Besorgnis genügte, um der langjährigen erbitterten Feindschaft der einzelnen Stämme ein Ende zu machen und sie in aller Stille gegen den fremden Feind zu verbünden. Der Aufstand begann damit, daß die Hereros im Januar 1904 unvermutet die Feste Okahandja einschlossen, die Eisenbahnbrücke bei Osona zerstörten und die Telegraphenverbindung mit Windhuk abschnitten. Ein von Swakopmund abgeschickter Zug konnte die Hauptstadt Windhuk nicht mehr erreichen. Gleichzeitig überfielen die Aufständischen die im Lande zerstreuten Farmen, plünderten und verbrannten sie und ermordeten die Bewohner, dabei nicht Weib noch Kind schonend.

Der Zeitpunkt der Erhebung war mit kluger Berechnung gewählt, da der Norden des Schutzgebietes damals gerade von Truppen fast entblößt war, die im Süden gegen die Bondelzwarts fochten. Der kleine in Kapstadt ankernde Kreuzer „Habicht" erhielt deshalb Befehl, schleunigst nach Swakopmund zu fahren. Hier landete er eine Abteilung von zwei Offizieren und 52 Mann, die indessen nur bis Karibib vordringen konnte. Inzwischen aber eilte die Kompagnie des Hauptmanns Franke in Gewaltmärschen vom Süden des Schutzgebietes herbei und entsetzte die bedrohten Hauptplätze Windhuk, Okahandja und

Diamantengewinnung in Deutsch Südwestafrika.

Omaruru. Kaiser Wilhelm lohnte dem tapferen Führer seine heldenmütige Tat, indem er ihm den Orden Pour le mérite verlieh.

Am 10. Februar langte in Swakopmund der erste Unterstützungstransport, nämlich das von Major von Glasenapp befehligte Seebataillon, an. Schwere, verlustreiche Gefechte folgten. In Deutschland wurde inzwischen ein Expeditionskorps gebildet, das unter den Befehl des Generalleutnants von Trotha gestellt wurde. Dieser traf am 11. Juni 1904 in Swakopmund ein. Schon am 11. August 1904 schlug er die Hereros, die sich am Waterberge verschanzt hatten, entscheidend aufs Haupt und versprengte sie nach allen Richtungen. Die Hauptmasse floh in die wasserlose Wüste der Kalahari, wo Hunger und Durst das Werk des Siegers vollendeten.

Bereits schien es, als ob die größte Gefahr vorüber sei. Da erhoben sich im Oktober 1904 unerwartet auch die Hottentottenstämme im Süden unter Führung unseres alten verschlagenen Gegners Hendrik Witboi. Wiederum fing die Empörung mit der heimtückischen Ermordung der friedlichen weißen Bevölkerung an. Rasch wandte sich jetzt die Hauptmacht der deutschen Truppen dem neuen Feinde zu. Am 5. Dezember 1904 erstürmte Oberst Deimling die Hauptfeste Witbois, Rietmont, wobei er 15 000 Stück Vieh, viele Wagen, Gewehre und Munition sowie Witbois Lagerausrüstung und Briefschaften erbeutete. In den ersten Tagen des Jahres 1905 folgte das dreitägige Gefecht bei Groß-Nabas, das nach unerhörten Durst- und Hungerqualen der Truppe mit der Erstürmung der vom Feinde besetzten Wasserstellen und Witbois Flucht endete. Weitere Kämpfe schlossen sich an, durch welche Witbois Scharen allmählich zur völligen Unterwerfung gezwungen wurden, nachdem ihn selbst (am 29. Oktober 1905) in einem Verfolgungsgefecht bei Fahlgras die tödliche Kugel ereilt hatte.

Aber die Ruhe im Schutzgebiet war damit noch nicht hergestellt. Noch galt es, eine Reihe kleinerer Banden unschädlich zu machen, unter denen namentlich die von Morenga und Simon Kopper geführten unseren Truppen viel zu schaffen machten. Morenga, ein Herero-Bastard von großen Fähigkeiten, hatte im Süden des Schutzgebietes allerlei raub- und kriegslustiges Gesindel zum Kampf gegen die deutsche Herrschaft gesammelt, den er, durch die Natur des Landes begünstigt, lange Zeit fortsetzen konnte, da er entscheidenden Gefechten auswich und nötigenfalls über die nahe englische Grenze flüchtete. Schließlich

Eisenbahn in Deutsch Ostafrika.

wurde er nach energischer Verfolgung durch Hauptmann Bech der englischen Kappolizei in die Arme getrieben. Diese setzte ihn gefangen, und als er im Jahre 1907 sich ihrer Gewalt zu entziehen suchte, um wieder auf deutsches Gebiet überzutreten, wurde er von ihr in kurzem Gefechte mit den letzten seiner Anhänger getötet.

Simon Kopper hatte sich in der Kalahari festgesetzt, von wo aus er durch Streifzüge und Überfälle die deutschen Truppen belästigte. Erst die Bildung eines besonderen Kamelreiter-Korps unter Hauptmann von Erckert ermöglichte es, ihm bis in die wasserlose, unbekannte Wüste zu folgen. Dort wurde in einem blutigen Gefecht, in dem auch Hauptmann von Erckert den Heldentod starb, seine Bande vernichtet. Er selbst hatte sich schon vorher auf englisches Gebiet in Sicherheit gebracht.

Auch in Ostafrika kam es im Jahre 1905 völlig unerwartet zu einem großen Aufstande, der zeitweilig eine ernstliche Gefahr für die ganze Kolonie zu werden schien.

Es handelte sich diesmal nicht, wie früher, um eine Auflehnung der in Ostafrika ansässigen fremden Elemente. Vielmehr waren es einheimische Häuptlinge und Zauberer, die mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden waren, weil sie den Verlust ihres Einflusses und ihrer Einkünfte nicht verschmerzen konnten. Es gelang ihnen, in aller Stille eine Reihe von Stämmen für ihren Kriegsplan zu gewinnen, indem sie den abergläubischen Eingeborenen Zaubermittel verabreichten, die unverwundbar machen sollten.

Der Aufstand kam in den Matumbibergen im Hinterlande von Kilwa zum Ausbruch. Den Eingeborenen gelang es, die kleine Polizeistation Liwale zu erstürmen sowie eine Reihe von Europäern, darunter den Bischof Cassian Spiß und seine Begleiter zu ermorden. Die Gerüchte von diesen Ereignissen, welche die Eingeborenen als große Erfolge ansahen, bewirkten, daß sich bald der ganze Süden des Schutzgebietes in hellem Aufruhr befand. Sogar die Küstenstädte schienen bedroht. In der Hauptstadt Daressalam bildete sich deshalb auf Veranlassung des Gouverneurs Grafen von Goetzen eine freiwillige Bürgerwehr aus den weißen Einwohnern der Stadt. Sie brauchte jedoch nicht in Tätigkeit zu treten. Denn inzwischen hatte Kaiser Wilhelm auf telegraphisches Bitten des Gouverneurs zwei Kreuzer und eine Kompagnie Marine-Infanterie entsandt, welche die Küste und durch ein nach der Station Muansa am Viktoria entsandtes Detachement auch den ruhiggebliebenen Norden des Schutzgebietes sicherten. Währenddessen vermochte die durch Werbungen verstärkte Schutztruppe nach und nach in einem aufreibenden Kleinkriege die Rebellen im Innern des Schutzgebietes niederzukämpfen. Zahlreiche glänzende Waffentaten wurden hierbei von ihr vollbracht, unter denen namentlich der kühne Zug hervorgehoben werden mag, auf dem Hauptmann Nigmann von seiner Station Iringa aus das hart bedrängte Mahenge entsetzte. Mit den weißen Führern wetteiferten die farbigen Soldaten an Ausdauer und Tapferkeit. Die Geduld, mit der sie alle Strapazen ertrugen, und die Standhaftigkeit, die sie in den Gefechten bewiesen, legten für den guten Geist der Schutztruppe das schönste Zeugnis ab und bedeuteten einen glänzenden Erfolg deutscher Heeresdisziplin.

Groß waren die Opfer, welche die Aufstände erfordert hatten. Die Schutztruppe in Südwestafrika hatte allein an Toten 90 Offiziere und 1351 Mann verloren. Aber das deutsche Blut war nicht umsonst geflossen. Nun erst erwachte in weiten Kreisen des deutschen Volkes eine lebendige Anteilnahme an

Dr. Dernburg,
Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts
1907—1910.

Dr. von Lindequist,
Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts
1910—1911.

Dr. Solf,
Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts
seit 1911.

unserem überseeischen Besitze. Mancher von denen, die draußen in einer der Kolonien gefochten hatten, hatte das fremde Land so lieb gewonnen, daß er es zu seiner neuen Heimat erkor. Aber alle, die wiederkehrten, erzählten zu Hause von seiner Schönheit und Eigenart und von den mannigfachen Möglichkeiten wirtschaftlichen Gedeihens, die es in seinem Schoße barg. So wurde die Erkenntnis von dem Wert der Kolonien auch in die breiten Massen getragen. Viele wurden außerdem angeregt, diese selbst aufzusuchen, sei es, um sich dort als Ansiedler dauernd niederzulassen, sei es wenigstens, um sie aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auch eine Reihe von Reichstagsabgeordneten unternahmen Reisen nach den Kolonien und trugen dann ihrerseits durch die Schilderung ihrer Eindrücke dazu bei, die Ansichten über sie zu klären.

Kaiser Wilhelm erkannte, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, im größeren Maßstabe mit der wirtschaftlichen Erschließung der Schutzgebiete zu beginnen. Seine Aufmerksamkeit lenkte sich deshalb darauf, eine kaufmännische Kraft für die Leitung der Kolonialverwaltung zu gewinnen. In dem bisherigen Direktor einer deutschen Großbank, Bernhard Dernburg, fand er den rechten Mann. Dernburg gelang es durch seine von wirtschaftlichen Gesichtspunkten getragenen Darlegungen Volk und Reichstag zu überzeugen, daß zur Entwicklung unserer Kolonien zunächst einmal größere finanzielle Opfer gebracht werden müßten, daß aber diese Opfer sich in Zukunft reichlich lohnen würden.

Die gesetzgebenden Körperschaften ließen sich infolgedessen bereit finden, einem umfassenden Eisenbahnbauprogramm für die afrikanischen Kolonien zuzustimmen, und es war, als wenn das Schicksal selber diesen Entschluß belohnen wollte: Der erste nunmehr in Angriff genommene Bahnbau von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop führte zur Entdeckung der reichen südwestafrikanischen Diamantenschätze. Das früher wegen seiner vermeintlichen Armut so gering geschätzte Land war über Nacht zur Schatzkammer geworden!

Die Erfolge der von Dernburg eingeleiteten Wirtschaftspolitik ließen auch in anderer Richtung und in anderen Kolonien nicht auf sich warten. Während bisher nur hochwertige Güter zur Küste befördert werden konnten, für welche der langwierige und teure Transport auf den Köpfen der Neger oder dem Ochsenwagen lohnte, wurde durch die Bahnbauten für die weitaus größten Teile unseres Kolonialbesitzes die Möglichkeit geschaffen, auch Massenprodukte auf den Weltmarkt zu bringen. Plantagen, Farmen und andere wirtschaftliche Anlagen konnten sich jetzt auch im Hinterlande der Schutzgebiete ausbreiten, und die Eingeborenen dort fanden für die Erzeugnisse ihrer Kulturen Absatz. Damit wuchs der Handel der Schutzgebiete, wuchsen ihre Einnahmen und ihre Bevölkerung, während sich zugleich infolge des erleichterten Verkehrs die militärischen und Verwaltungsausgaben verringerten. Der eingetretene Aufschwung hatte dann weiter auch zur Folge, daß das heimische Kapital seine Zurückhaltung gegenüber den Schutzgebieten aufgab.

Hafen von Daressalam in neuester Zeit.

Unter anderem fingen jetzt auch die Großbanken an, sich für diese zu interessieren, beteiligten sich an umfangreicheren Unternehmungen dort und sorgten durch Gründung von Tochteranstalten für den nötigen Geldzufluß.

Kaiser Wilhelm dankte Dernburg bei seinem Ausscheiden aus dem Amte des Staatssekretärs des Reichs-Kolonialamtes, welches er als erster bekleidet hatte, indem er ihm durch ein Allerhöchstes Handschreiben seine vollste Anerkennung für seine hervorragenden Verdienste aussprach und ihm südwestafrikanische Brillanten zum Roten Adlerorden erster Klasse verlieh.

Die Amtsnachfolger Dernburgs, die Staatssekretäre Dr. v. Lindequist und Dr. Solf, der frühere Gouverneur von Samoa, haben mit Unterstützung des Reichstags, dessen Mehrheit seither ihre kolonialfreundliche Haltung bewahrt hat, die Politik Dernburgs fortgesetzt und sind auf dem von ihm eingeschlagenen Wege noch weiter vorgeschritten. So ist namentlich auch die unmittelbare Hebung der Landwirtschaft in Südwestafrika und der tropischen Kulturen, vor allem des Baumwollbaues, immer mehr ein Gegenstand der Fürsorge der Verwaltung geworden. Mit ihr zusammen wirkt nach derselben Richtung hin in dankenswerter Weise das in Berlin als Vereinigung von Handelskammern und industriellen Körperschaften gegründete „Kolonialwirtschaftliche Komitee", und ferner treten ihr die beim Reichs-Kolonialamt gebildete „Ständige wirtschaftliche Kommission" sowie die landwirtschaftlichen Organisationen der Heimat beratend zur Seite. Die Schutzgebiete haben sich dementsprechend in den letzten Jahren stetig in günstigem Sinne weiterentwickelt.

Einige Zahlen werden diese Entwickelung am besten veranschaulichen.

Die Einfuhr nach Deutsch-Südwestafrika hatte im Jahre 1903 — vor dem Aufstande — einen Wert von 7 931 000 Mark, im Jahre 1911 dagegen einen solchen von 45 302 000 Mark erreicht, während die Ausfuhr 1903 sich auf 3 444 000 Mark, 1911 dagegen auf 28 573 000 Mark belief.

Die Einfuhr Deutsch Ostafrikas betrug im Jahre 1903 11 188 000 Mark, im Jahre 1911 dagegen 45 892 000 Mark, die Ausfuhr 1903 7 054 000 Mark, 1911 22 438 000 Mark.

Sisalpflanzung in Deutsch Ostafrika.

Die Einfuhr Kameruns stieg im gleichen Zeitraum von 9 638 000 Mark auf 29 317 000 Mark, die Ausfuhr von 7 565 000 Mark auf 21 251 000 Mark, desgleichen die Einfuhr in Togo von 6 105 000 Mark auf 9 620 000 Mark.

In den Südsee-Schutzgebieten wuchs in derselben Zeit die Einfuhr von 6 946 000 Mark auf 12 081 000 Mark, die Ausfuhr von 3 884 000 Mark auf 16 416 000 Mark.

Die weiße Bevölkerung Südwestafrikas betrug am 1. Januar 1903 4682 Personen, am 1. Januar 1912 dagegen 14 816 Personen; die weißen Bewohner Deutsch Ostafrikas zählten 1904 1437 Personen, 1912 dagegen 4866. In Kamerun wohnten 1904 710 Europäer, 1912 dagegen 1537. In Togo vermehrten sich die Zahlen der Weißen von 189 im Jahre 1904 auf 345 im Jahre 1912, in der Südsee im gleichen Zeitraum von 1053 auf 1778.

Die Schutzgebiete Togo und Samoa bedürfen seit einer Reihe von Jahren eines Reichszuschusses, d. h. also finanzieller Opfer von seiten des Reiches, nicht mehr. In den größeren afrikanischen Schutzgebieten hat das Reich im wesentlichen nur mehr die Militärlasten zu tragen, während die Kosten der Zivilverwaltung, insbesondere auch die hohen Summen für die Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnbauanleihen, aus den eigenen Einnahmen der Schutzgebiete gedeckt werden können.

Tabak in den Bakossibergen (Kamerun).

Sind so die Ausgaben, welche die afrikanischen und Südseekolonien erfordern, immer geringer geworden, so ist auf der anderen Seite ihr Nutzen für das Mutterland, namentlich für dessen Volkswirtschaft, immer augenfälliger in die Erscheinung getreten. Deutschlands Industrie benötigt eine Menge von Rohstoffen, welche die Heimat nicht oder doch nicht in ausreichendem

Kakaoernte auf Samoa.

Maße hervorzubringen vermag. Unsere Kolonien sind nun imstande, einen stetig steigenden Teil des Bedarfs zu decken. Sie erzeugen vor allem die für die Textilindustrie so wichtige Baumwolle und sonstige Faserstoffe (Hanf, der von der Sisalagave gewonnen wird, Kapok, Schafwolle), ferner Kautschuk und Guttapercha, Kopra (die zerschnittenen und getrockneten Kerne der Kokosnuß), Palmöl (von der Ölpalme stammend) und mannigfache Ölfrüchte (Erdnüsse, Sesam), Gerbstoffe (z. B. Mangrovenrinde), Hölzer (Mahagoni, Zedern-, Ebenholz usw.), Häute aller Art, Diamanten, Kupfer, Glimmer u. dgl. mehr. Sodann liefern sie eine Reihe von Nahrungs- und Genußmitteln, die in Deutschland in Massen verbraucht werden, wie Kakao, Kaffee und Tabak. Je mehr von allen diesen Produkten aus den Kolonien eingeführt werden kann, um so unabhängiger wird die deutsche Volkswirtschaft vom Auslande und um so weniger vermögen ihr Preistreibereien ausländischer Ringbildungen zu schaden. Dazu kommt noch, daß das für sie aufgewendete Geld in deutschen Händen bleibt. Weiter bilden die Kolonien für die heimische Industrie sichere Absatzmärkte, deren Aufnahmefähigkeit im Laufe der Zeit immer größer wird. Endlich tragen sie auch zur Belebung der heimischen Schiffahrt bei und geben der Wissenschaft und Technik eine Fülle von Anregungen, die ebenfalls wieder dem Mutterlande zugute kommen.

Nicht minder wichtige Dienste leisten die Kolonien dem Mutterlande als Siedelungsgebiete, indem sie einen Teil seiner überschüssigen Volkskraft aufnehmen und so dem Deutschtum dauernd erhalten. An erster Stelle kommt hierfür seines gemäßigteren Klimas wegen Südwestafrika in Betracht. Dort reiht sich schon jetzt im Innern Farm an Farm und sind bereits zahlreiche blühende Gemeinwesen — z. T. mit städtischem Charakter — entstanden, denen weitgehende Rechte der Selbstverwaltung haben gewährt werden können. Aber auch in den rein tropischen Kolonien finden sich mehrfach Gebiete, deren klimatische und gesundheitliche Verhältnisse es gestatten, daß sich Weiße dort dauernd niederlassen und durch Gründung von Familien fortpflanzen können, so z. B. auf Samoa und in den höher gelegenen, malariafreien Teilen von Ostafrika. Selbst in den meisten übrigen Tropengegenden sind dank der energischen Sanierungsmaßnahmen der Verwaltung die Lebensverhältnisse stetig günstiger geworden, so daß hier Weiße wenigstens eine längere Reihe von Jahren zubringen können und des Familienlebens nicht mehr zu entbehren brauchen. Daß in unseren Kolonien ein Neu-Deutschland in Entstehung begriffen ist, beweist am besten

Baumwollfeld in Deutsch Ostafrika.

die zunehmende Zahl der weißen Frauen und Kinder. Unter den 23 342 weißen Bewohnern der afrikanischen und Südseekolonien, die am 1. Januar 1912 gezählt wurden, befanden sich 4329 erwachsene Personen weiblichen Geschlechts sowie 1997 Knaben und 1916 Mädchen. Einen nicht geringen Anteil an diesem erfreulichen Ergebnis hat der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, der die Zuwanderung deutscher Mädchen nach Südwestafrika in tatkräftiger Weise unterstützt.

Wie alle kolonialen Vorgänge, so hat Kaiser Wilhelm auch die großen Fortschritte der letzten Jahre mit lebhaftester Anteilnahme verfolgt. So ließ er sich u. a. über die Entwickelung des Baumwollbaues berichten und geruhte, die hierüber vom Reichs-Kolonialamt herausgegebene Denkschrift entgegenzunehmen. Ferner beehrte er das neu entstandene Kolonialinstitut in Hamburg mit seinem Besuche, welches neben dem Orientalischen Seminar in Berlin der Vorbereitung von Offizieren, Beamten und Kaufleuten für eine erfolgreiche Tätigkeit in den Kolonien dient, und ließ sich dort über verschiedene wichtige Kolonialprodukte eingehenden Vortrag halten.

Mehrfach hat Kaiser Wilhelm auch durch sein Eingreifen die Entwickelung der Schutzgebiete selbst gefördert. Um die für Südwestafrika so überaus wichtige Frage der Wassererschließung einer Lösung entgegenzuführen, veranlaßte er einen bewährten Sachverständigen, den Landrat von Uslar, sich in den Dienst des Schutzgebietes zu stellen und dort insbesondere seine Erfahrungen mit der Wünschelrute zu erproben. Die Versuche des Genannten zeitigten nicht nur erfreuliche unmittelbare Ergebnisse, sondern gaben auch den Anstoß zu systematischen

Farmerhaus in Deutsch Südwestafrika.

Tanz der Eingeborenen auf den Marshallinseln zur Feier des Geburtstags Kaiser Wilhelms.

geologischen Untersuchungen und darauf gestützten, von Technikern geleiteten Bohrungen, durch welche der Wassermangel nach und nach schon zum großen Teil behoben worden ist.

Als deutscher Weidmann erkannte ferner Kaiser Wilhelm rechtzeitig die Notwendigkeit von Maßnahmen zur Erhaltung des leider schon stark verminderten Wildbestandes in den Schutzgebieten, die ebensowohl im wissenschaftlichen wie namentlich auch im volkswirtschaftlichen Interesse liegt. Spielt doch das Jagdwild dort nicht nur für die Nahrungsversorgung der weißen und farbigen Bevölkerung eine wichtige Rolle, sondern liefert auch eine Reihe der wertvollsten Ausfuhrprodukte (Elfenbein, Flußpferdzähne, Felle, Hörner, Federn, Vogelbälge u. dgl. mehr). Kaiser Wilhelm nahm deshalb Veranlassung, persönlich für einen vermehrten Wildschutz einzutreten, indem er seine dahingehende Willensmeinung der Verwaltung zu erkennen gab und sich über die zu jenem Zwecke im einzelnen erlassenen Bestimmungen wiederholt eingehend berichten ließ.

Den schönsten Beweis aber, wie sehr der Kaiser sich und sein Haus mit dem Schicksal der Kolonien verwachsen fühlt, gab er, indem er im Jahre 1912 als Teil seines Hausfideikommisses die Farmen Dickdorn und Kosis mit einem Flächeninhalt von insgesamt 25 520 Hektar im Bezirk Gibeon in Südwestafrika erwarb. Wie Kaiser Wilhelm in der Heimat durch die Musterwirtschaft des Gutes Cadinen vorbildlich und anregend auf die Betriebsformen der deutschen Landwirtschaft eingewirkt hat, so will er nunmehr auch in Südwestafrika durch sein Beispiel Gleichstrebende heranziehen und ermutigen.

Die zunehmende Erschließung der Schutzgebiete ist nicht am wenigsten auch der eingeborenen Bevölkerung zustatten gekommen. An Stelle der Sklavenjagden, der Menschenschlächtereien, der Raubzüge und Stammesfehden sind Ruhe und Ordnung eingekehrt, die auch den Farbigen Schutz des Lebens, der Freiheit und ihrer Habe sichern. Erst jetzt können sie wirklich ein menschenwürdiges Dasein führen. Durch die Tätigkeit der Regierungsärzte und die sanitären Maßregeln der Verwaltung, insbesondere die von Professor Robert Koch eingeleitete planmäßige Bekämpfung der Schlafkrankheit und anderer Seuchen, haben sich auch die gesundheitlichen Verhältnisse der Eingeborenen günstiger gestaltet und ihre hohe Sterblichkeit ist gemindert worden. Schulen und allerhand Wohlfahrtseinrichtungen der Regierung sorgen für ihre geistige und wirtschaftliche Hebung, und wesentlich trägt auch die Arbeit im Dienste der Weißen und ihrer Unter-

nehmungen dazu bei, sie zu erziehen und ihre Lebenshaltung zu verbessern. Dafür haben auch die Eingeborenen selbst durchaus Verständnis. Immer mehr erkennen sie die Segnungen an, die ihnen die deutsche Herrschaft gebracht hat, und wissen hierfür ihrem großen weißen Herrn in Europa Dank. Kaiser Wilhelms Geburtstag ist deshalb nicht nur für die Deutschen in den Schutzgebieten ein Feiertag, sondern wird überall auch von den Eingeborenen freudig durch Tänze und Spiele als ein Volksfest begangen.

Hand in Hand mit der Tätigkeit der Verwaltung geht in den Kolonien die Arbeit der Missionen beider Bekenntnisse. Ihre Aufgabe ist es vor allem, die Eingeborenen christlichem Glauben und christlicher Gesittung zuzuführen. Daneben sorgen sie durch Gründung von Schulen, Anleitung zum Handwerk und Landbau, Errichtung von Krankenhäusern und Aussendung von Missionsärzten auch für die kulturelle Erziehung und das leibliche Wohlergehen der farbigen Bevölkerung. Ihren Bestrebungen hat Kaiser Wilhelm ebenfalls stets warmes Interesse entgegengebracht. So hat er wiederholt hervorragende Missionare empfangen und sich von ihnen über die Fortschritte des Missionswesens in den Schutzgebieten unterrichten lassen. Nicht minder gilt seine Fürsorge dem kirchlichen Leben der weißen Bevölkerung dort. Den von ihnen gebildeten Gemeinden gestattete er als Summus episcopus der preußischen evangelischen Landeskirche den Anschluß an diese und kam ihnen durch Unterstützung von Kirchenbauten zu Hilfe. Ebenso hat Ihre Majestät die Kaiserin durch wiederholte Spenden die kirchlichen Bestrebungen in den Schutzgebieten gefördert. Wie sehr der hohen Frau auch im übrigen das Wohl der weißen und farbigen Bevölkerung dort am Herzen liegt, hat sie u. a. durch die Übernahme des Protektorats über den „Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien" bewiesen, der die Ausübung der Krankenpflege und Förderung aller auf Kranken-, Wohlfahrts- und Gesundheitspflege zielenden Einrichtungen und Bestrebungen in den deutschen Kolonien zum Zwecke hat.

Altarfenster der Kirche in Lüderitzbucht.
Mit Erlaubnis der Anstalt für Glasmalerei Wilh. Franke, Naumburg.

Katholische Missionsstation. Bischofssitz Marienberg bei Bukoba.

Deutsche Ansiedelung auf Ponape mit Bezirksamt. Rechts im Hintergrunde die Felsen von Dschokadsch.

Die Bahnbauten und sonstigen Maßnahmen zur Aufschließung der Schutzgebiete haben, indem sie ihre bessere Beherrschung ermöglichten, nicht in letzter Linie auch dazu beigetragen, daß diese seither von größeren Aufständen verschont geblieben sind. Nur in der Südsee, auf der abgelegenen Karolineninsel Ponape, kam es noch einmal im Herbst 1910 zu blutigen Unruhen, denen der dortige Bezirksamtmann, Regierungsrat Boeder, mit noch drei anderen Beamten zum Opfer fiel. Gerade hier machte sich der Nachteil mangelhafter Verkehrsbedingungen geltend. Erst nach Wochen drang die Kunde von dem Aufstande in die Außenwelt und konnte den am Leben gebliebenen Weißen, die sich mit Unterstützung treu gebliebener Eingeborenenstämme tapfer verteidigt hatten, durch eine vom Gouvernementssitze Rabaul in Neu-Guinea entsandte Abteilung der Polizeitruppe die erste Hilfe gebracht werden. Der Marine fiel sodann die Aufgabe zu, die Empörung völlig zu unterdrücken. Auf Befehl Kaiser Wilhelms wurden S. M. Schiffe „Emden", „Nürnberg", „Cormoran" und „Planet" in Ponape zusammengezogen. Einem aus ihren Besatzungen gebildeten Landungskorps gelang es, im Verein mit der Polizeitruppe, die bis 300 Meter hohen, steilen und fast unzugänglichen Felsen der Insel Dschokadsch, auf denen sich die Aufständischen verschanzt hatten, in mehreren Gefechten zu erstürmen und dadurch die Aufrührer zur Ergebung zu zwingen, leider nicht ohne schwere Verluste an Offizieren und Mannschaften. Die Mörder traf nach gerichtlicher Verurteilung die verdiente Strafe. Die übrigen Gefangenen wurden nach der Insel Jap überführt.

Die in Angriff genommene Anlage funkentelegraphischer Stationen auf den Südseeinseln wird künftig auch dort die Gefahren für die weiße Bevölkerung vermindern. Ganz werden sich freilich bei der Unberechenbarkeit der eingeborenen Bevölkerung, den weiten Entfernungen und der großen Ausdehnung der zu beherrschenden Gebiete Unruhen in den Kolonien niemals verhüten lassen. Schutztruppen, Polizeitruppen und Marine werden für die Sicherheit der draußen als Kulturpioniere tätigen Landsleute auch in Zukunft noch manche Opfer bringen müssen. Sie können dafür des Kaiserlichen Dankes sicher sein. Daß Kaiser Wilhelm die erheblichen Leistungen wohl zu schätzen weiß, welche koloniale Kämpfe von allen Teilnehmern erfordern, das zeigen ebensowohl die Schwerterorden, die er auf die Brust bewährter Führer heftete, wie die Stiftung der Südwestafrika-Denkmünze und der Kolonial-Krieger-Denkmünze, die jedem verliehen wird, der, wenn auch an bescheidener Stelle, draußen sein Leben eingesetzt hat für Kaiser und Reich.

Südwestafrika-Denkmünze (Vorderseite).

Kolonialdenkmünze für Krieger (Rückseite).

ROBERT HAHN, PINX.

Fünftes Kapitel.

Der Kaiser und die Armee.

Erste Organisationsänderungen. — Moltkes Abschied und Tod. — Chefernennungen. — Neuformationen und zweijährige Dienstzeit. — Bewaffnung und Ausbildung der Infanterie. — Jäger zu Pferde, Ausbildung der Kavallerie. — Feld- und schwere Artillerie. — Technische Truppen und Verkehrswesen. — Train. — Truppenübungsplätze. — Die moralischen Faktoren der Ausbildung. — Rekrutenvereidigung. — Des Kaisers Sinn für die geschichtliche Entwicklung. — Regimentsnamen und Jubelfeiern. — Uniformabzeichen. — Fahnen und Fahnenbänder. — Das Berliner Zeughaus. — Die Jubelfeiern 1895. — Die Jahrhundertfeier 1897. — Fahnenbänder in den Reichsfarben 1900. — Der Kaiser als Erzieher des Offizierkorps. — Militärtechnische Akademie. — Kaiser Wilhelms-Akademie. — Des Kaisers Sorge für das materielle Wohl der Offiziere und Soldaten. — Der Kaiser als Heerführer. — Kaisermanöver. — Kriegsspiel. — Die Expedition nach China. — Die Kämpfe in Südwestafrika. — Schluß.

Vom Generalmajor zum Allerhöchsten Kriegsherrn — ein schwerer Schritt für den Prinzen Wilhelm, der, mit Leib und Seele Soldat, sich wohl bewußt war, was er seinem Heere, was sein Heer ihm schulde. Mit dem Schwert haben seine Vorfahren aus der kleinen Mark Brandenburg das Königreich Preußen, das neue Deutsche Reich geschmiedet; eine jahrhundertelange Reihe von Großtaten hat die Hohenzollern und ihr Heer zusammengeschweißt; nur mit dem Schwerte in der Hand vermag Deutschland seine schwer errungene Stellung im Rat der Völker zu wahren.

Das hat Kaiser Wilhelm klar erkannt; und so sah er im Ausbau und der Stärkung der deutschen Wehrkraft seine vornehmste Herrscheraufgabe. Mit Spannung blickte das Heer auf seinen jugendlichen Kriegsherrn, und groß war die Freude und Zuversicht, als schon am Tage der Übernahme des Kaiserschwertes der bekannte Allerhöchste Armeebefehl erschien. Der neue Kriegsherr aber beschränkte sich nicht auf Worte; er schritt frisch zur Tat und in allen Waffen, in allen Zweigen des Kriegsdienstes spürte man bald das Walten der jungen Kraft.

Noch war es dem alten Kaiser zu seiner Freude beschieden gewesen, am 11. Februar, also wenige Wochen vor seinem Hinscheiden, das wichtige Wehrgesetz zu vollziehen, welches noch heute die Grundlage für die zeitgemäß ausgebaute Organisation der Wehrkraft Deutschlands bildet.

Der junge Kaiser begann damit, die oberste Spitze des Heeres, seine eigene militärische Umgebung, in ein Kaiserliches Hauptquartier unter Kommando des diensttuenden Generaladjutanten umzugestalten, wie es den Anforderungen des Krieges und Friedens gleichermaßen entspricht.

An die Spitze der verwaisten, eigentlich nur noch dem Namen nach bestehenden Armee-Inspektionen wurden im Dienste erprobte deutsche Fürsten und altbewährte Generale berufen; später mit dem Anwachsen des Heeres ihre Zahl auf sieben vermehrt. Im Großen Generalstabe wurden damals drei (jetzt fünf) Stellen für Oberquartiermeister geschaffen, um den immer umfangreicher werdenden Dienstbetrieb zu gliedern und den Übergang in das Kriegsverhältnis zu erleichtern.

Schweren Herzens mußte der junge Kaiser nach wenigen Monaten den sieggekrönten Leiter des Heeres in den großen Kriegen, den Feldmarschall Moltke, aus der Stellung an der Spitze des Generalstabes scheiden sehen. Ein eigenhändiges Schreiben vom 9. August 1888 gibt Zeugnis, wie er seinen greisen Lehrer in der Kriegskunst ehrte und seinen Rat der Armee auch weiter zu erhalten wußte; mehr noch die eigenartige Feier, die er am 26. Oktober 1890, als Moltke sein neunzigstes Lebensjahr vollendete, begehen ließ.

Der Kaiser selbst überbrachte dem Jubilar einen kostbar ausgestatteten Feldmarschallstab und ließ die Fahnen der sämtlichen Garderegimenter in feierlicher Parade in die Wohnung des Grafen bringen. Bei dieser Gelegenheit sprach der Kaiser, begleitet vom König von Sachsen, den Armee-Inspekteuren und den Kommandierenden Generalen, dem berühmten Führer der deutschen Armeen seinen kaiserlichen Dank aus, indem er hinzufügte:

„Das Vorrecht des Monarchen ist es, seine Fahnen, die Symbole, zu denen sein Heer schwört, die seinem Heere voranfliegen und die seines Heeres Ehre und seines Heeres Tapferkeit in sich verkörpern, bei sich im Vorzimmer stehen zu haben. Dieses Rechtes begebe Ich Mich mit besonderem Stolze für den heutigen Tag und bitte Sie, den Fahnen Meiner Garden, die so oft unter Ihnen in so manchem heißen Strauß geweht haben, bei Sich Aufnahme gestatten zu wollen. Es liegt eine hohe Geschichte in den Bändern und zerschossenen Fetzen, die hier vor Ihnen stehen, eine Geschichte, die zum größten Teil von Ihnen geschrieben worden ist. Als ein persönliches Andenken von Mir bitte Ich Sie, dies Zeichen der Würde, mit äußerem Schmuck versehen, als Erinnerung an den heutigen Tag annehmen zu wollen. Der eigentliche Feldmarschallstab, den Sie Sich vor dem Feinde bereits im Feuer erworben, ruht lange schon in Ihrer Hand. Dieser ist nur ein Symbol, eine Zusammenfassung alles dessen, was ich persönlich Ihnen an Achtung, Ehrerbietung und Dankbarkeit darzubringen habe."

Generalfeldmarschall Graf Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee bis 1888.

Wie man verstehen wird, war der bald darauf erfolgende Tod des greisen Feldmarschalls für den Kaiser, der ihn noch 1889 auf seinem stillen Landsitz Creisau besucht hatte, wie für die Armee ein harter Schlag. Tief gebeugt folgte der dankbare Kriegsherr daher dem Sarge des unvergeßlichen Führers der preußischen und deutschen Truppen und ordnete eine allgemeine Armeetrauer an durch die Order:

„Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß ist am gestrigen Abend der Generalfeldmarschall Graf von Moltke aus diesem Leben abberufen worden. Tief erschüttert sehe Ich den greisen Helden, Meinen treuen Freund und Berater, von Meiner Seite gerissen. Ich betrauere auf das schmerzlichste den unersetzlichen Verlust, den mit Mir Meine Armee und das ganze deutsche Vaterland erlitten hat. Hohe Ehre sei seinem Angedenken, welches für alle Zeiten unauslöschlich in den Blättern der Weltgeschichte fortleben und den späteren Geschlechtern das Bild des tiefen Denkers, des großen Feldherrn lebendig erhalten wird. Bis zum letzten Atemzuge hat der Verewigte in bescheidener Einfachheit, selbstloser Pflichterfüllung und unwandelbarer Treue Meinen erlauchten Vorfahren und Mir gedient und durch seine hervorragenden Gaben und seine glänzenden Leistungen in siegreichen Kriegen wie im stillen Wirken des Friedens sich unaussprechliche Verdienste erworben um den Ruhm der Armee und das Wohl des Vaterlandes, dessen Dankbarkeit nie verlöschen wird."

Das Andenken des verewigten Feldherrn ehrte Seine Majestät dadurch, daß er dem Füsilier-Regiment Nr. 38 den Namen „Generalfeldmarschall Graf Moltke" verlieh, da das Regiment, dessen Chef er gewesen, bereits den Namen seines großen Vorgängers Gneisenau führt.

Und als am 26. Oktober 1905 die Hülle des dem Feldmarschall von der Armee gesetzten Standbildes vor dem Generalstabsgebäude zu Berlin fiel, gab der Kaiser selbst den in Parade stehenden Truppen das Kommando zum Präsentieren und sprach zu den zum Prunkmahl im Schloß versammelten Fürsten, Kom-

Photographische Gesellschaft, Berlin.

Der Kaiser gratuliert Moltke zum 90. Geburtstag, 26. Oktober 1890.

Nach einem Gemälde von A. von Werner.

mandierenden Generalen, aktiven und ehemaligen Offizieren des Generalstabes und Mitgliedern der Familie v. Moltke die kernigen Worte:

„Dem heutigen Tage seien zwei Gläser bestimmt; das eine der Vergangenheit und der Erinnerung. In aufrichtigem Dank gegen die Vorsehung, die in großer Zeit dem Großen Kaiser seine Paladine beschert hat, wollen wir vor allen Dingen das erste Glas ein stilles sein lassen, welches gewidmet ist dem Andenken des Kaiser Wilhelms Majestät größten Generals!

Das zweite Glas gilt der Zukunft und der Gegenwart. Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt. Mein Glas gilt unserem Volk in Waffen. Das deutsche Heer und sein Generalstab, Hurra!"

Von den großen Umwälzungen des Jahres 1888 wurden natürlich am nächsten berührt diejenigen Truppenteile, welche in den verewigten Herrschern ihre Chefs verloren hatten. Der Kaiser verlieh diesen Regimentern Namen, welche das Andenken jener für immer mit ihnen verknüpfen. Er selbst erklärte sich zum Chef der Regimenter, bei denen er mit soviel Lust und Liebe seine Lehr- und Dienstzeit verbracht hatte: des Garde-, nunmehr Leib-Garde-Husaren-Regiments und des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments. Die 1. fahrende Batterie des letzteren wurde „Leib-Batterie", während es bisher immer nur eine Leib-Kompagnie bzw. Leib-Eskadron bei denjenigen Garde-Regimentern, deren persönliche Chefs Preußens Könige nach alter Tradition sind, gegeben hatte.

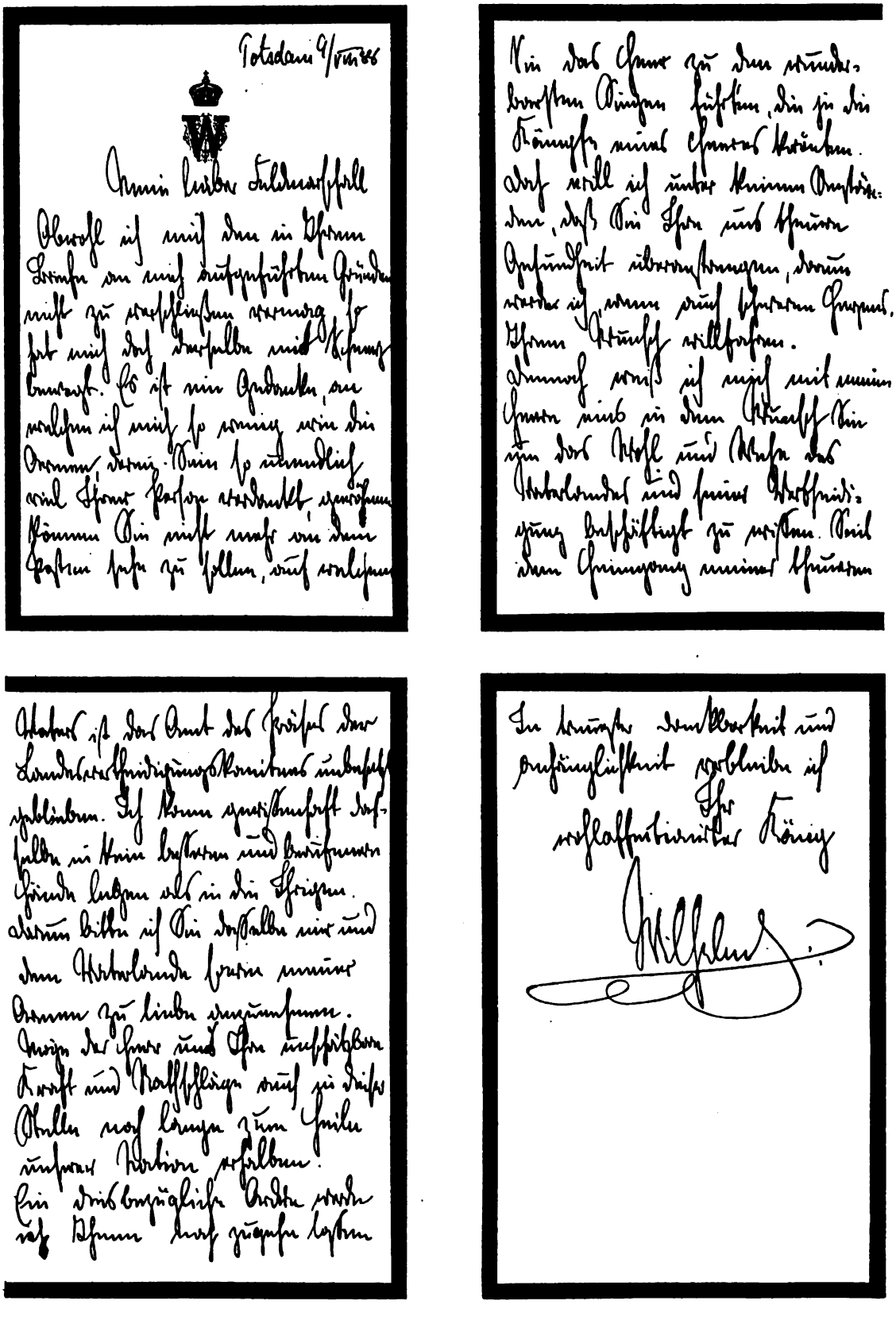
Von anderen deutschen Fürsten wurde Seine Majestät bald zum Chef des Bayerischen 1. Ulanen-, später auch des 6. Infanterie-, des Sächsischen 2. Grenadier-Regiments Nr. 101, des Württembergischen Infanterie-Regiments Nr. 120, des 2. Großherzoglich Hessischen Infanterie-Regiments Nr. 116, später auch des 1. Dragoner-Regiments Nr. 25, des 2. Badischen Grenadier-Regiments Nr. 110 und des Mecklenburgischen Füsilier-Regiments Nr. 90 ernannt. Später wurde noch einigen anderen preußischen Regimentern die Ehre zuteil, Seine Majestät ihren Chef nennen zu dürfen: dem 2. Ostpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 3, einem der ältesten des Heeres, zu Ehren seiner ruhmvollen Vergangenheit, dem 1. Hannoverschen, nunmehr Königs-Ulanen-Regiment Nr. 13, in Anerkennung seiner tüchtigen Leistungen im Krieg und Frieden; endlich dem von ihm selbst geschaffenen Königs-Infanterie-Regiment (6. Lothringischen) Nr. 145 und Regiment Königs-Jäger zu Pferde Nr. 1, als Ansporn, den altbewährten Truppen es gleichzutun. In demselben Sinne verlieh der König von Sachsen dem Kaiser im Jahre 1905 das neuerrichtete 3. Ulanen-Regiment Nr. 21. Vier weitere preußische Regimenter tragen nach alter Überlieferung den Namen Leib-Regimenter, ohne daß der Name Seiner Majestät als Chef ausdrücklich in den Listen geführt wird.

Auch auswärtige Fürsten beeiferten sich, den Kaiser zu ihren Armeen in persönliche Beziehungen zu setzen, wohl wissend, daß er allen braven Soldaten, gleichviel welches Volkes, sich nahestehend fühlt. So ist er Chef bzw. Inhaber zweier österreichisch-ungarischer, dreier russischer, je eines britischen, spanischen und rumänischen Regiments, bekleidet im österreichisch-ungarischen und britischen Heere den Rang eines Feldmarschalls, im spanischen den eines Generalkapitäns.

Die wachsende Bevölkerungszahl des Deutschen Reiches bietet die Mittel und legt zugleich die Verpflichtung auf, die Stärke des Heeres entsprechend zu steigern, wenn anders der altbewährte, von fast allen Staaten der Erde nach preußischem Vorbilde angenommene Grundsatz allgemeiner Wehrpflicht tatsächlich durchgeführt werden soll.

So konnte Kaiser Wilhelm am 27. Januar bzw. 15. Juli 1890 die Gesetze vollziehen, durch welche zwei neue preußische Armeekorps, das XVI. und XVII., vier Divisionen (einschl. einer bayerischen), 7 Infanterie-, 5 Feldartillerie-Regimenter (einschl. je eines bayerischen), im ganzen 70 Batterien, 1 Pionier-Bataillon und 3 Train-Bataillone neuerrichtet wurden. Zum größten Teil aus bereits bestehenden, gegen die Normalformation überzähligen Truppenteilen zusammengesetzt, übernahmen diese Korps in Lothringen und Westpreußen die Grenzwacht des Reiches.

Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte unseres Heeres bildet die vielumstrittene Einführung der zweijährigen Dienstzeit, deren Vorteil zunächst weniger in der Erhöhung der Friedensstärke bestand, als in der Ausbildung möglichst vieler Tauglicher, der Erleichterung der Dienstverpflichtung für den einzelnen, sowie in der schnelleren Schaffung ausgebildeter Reserven und dadurch vergrößerter bzw. verjüngter Kriegsstärke. Die schweren Bedenken, die über diese Neuerung in weiten Kreisen der



Potsdam 9/VIII 88

Mein lieber Feldmarschall

Obwohl ich mich den in Ihrem Briefe an mich aufgeführten Gründen nicht zu verschließen vermag, so hat mich doch derselbe mit Schmerz bewegt. Es ist ein Gedanke, an welchen ich mich so wenig wie die Armee, deren Sein so unendlich viel Ihrer Person verdankt, gewöhnen können Sie nicht mehr an dem Posten sehen zu sollen, auf welchem

Sie das Heer zu den wunderbarsten Siegen führten, die je die Kämpfe eines Heeres krönten. Doch will ich unter keinem Umständen, daß Sie Ihre uns theure Gesundheit überanstrengen, darum werde ich, wenn auch schweren Herzens, Ihrem Wunsch willfahren.
Dennoch weiß ich mich mit meinem Heere eins in dem Wunsch Sie um das Wohl und Wehe des Vaterlandes und seiner Vertheidigung beschäftigt zu wissen. Seit dem Heimgang meines theueren

Vaters ist das Amt des Präses der Landesvertheidigungskomitees unbesetzt geblieben. Ich kann gewissenhaft dasselbe in keine besseren und berufenere Hände legen als in die Ihrigen. Darum bitte ich Sie dasselbe mir und dem Vaterlande sowie meiner Armee zu liebe anzunehmen.
Möge der Herr uns Ihre unschätzbare Kraft und Rathschläge auch in dieser Stelle noch lange zum Heile unserer Nation erhalten.
Ein diesbezügliche Ordre werde ich Ihnen noch zugehen lassen

In treuester Dankbarkeit und Anhänglichkeit verbleibe ich
Ihr
wohlaffectionirter König

Wilhelm

Antwortschreiben des Kaisers auf das Abschiedsgesuch des Grafen Moltke.

Armee herrschten und die bekanntlich auch Kaiser Wilhelm I. veranlaßt hatten, sich zeitlebens ablehnend dagegen zu verhalten, mußten bei seinem Enkel durch die Betrachtung der allgemeinen politischen Lage überwunden werden. Der Kaiser gab selbst die klarste Begründung hierfür, wenn er in der Thronrede bei Eröffnung des Reichstages im November 1892, die zur Zeit friedlichen Beziehungen zu den Nachbarstaaten betonend, hinzufügte:

> „Gleichwohl macht es uns die Entwicklung der Wehrkraft anderer europäischer Staaten zur Pflicht, auch unsererseits auf die Fortbildung der Wehrkraft des Reiches Bedacht zu nehmen. Von dieser Überzeugung durchdrungen, schlagen Ihnen die Verbündeten Regierungen die Annahme eines Gesetzentwurfes vor, welcher, indem er die Friedenspräsenzstärke des Heeres anderweitig regelt, die volle Ausnutzung unserer Wehrkraft gestattet. In dem Bestreben, diese Lasten tunlichst zu erleichtern, wird die Dienstzeit im Heere bis zu der militärisch als zulässig erkannten Grenze tatsächlich eingeschränkt werden. Zugleich wird den älteren Jahrgängen eine Schonung zuteil werden, deren sie sich bei den gegenwärtigen Einrichtungen nicht zu erfreuen haben."

Die Vorlage wurde am 6. Mai 1893 abgelehnt.

Aus der Thronrede, die Seine Majestät bei der Eröffnung des neugewählten Reichstages (4. Juli 1893) hielt, möge folgende hervorragende Stelle hier Raum finden:

> „Es wird Ihnen ein neuer Entwurf über die Friedenspräsenzstärke des Heeres vorgelegt werden. Darin sind die bei der Beratung des früheren Entwurfes laut gewordenen Wünsche, soweit dies angängig erschien, berücksichtigt und demgemäß die Anforderungen an die persönliche Leistungsfähigkeit und an die Steuerkraft des Volkes, soweit dies ohne Gefährdung des Zweckes geschehen konnte, herabgemindert."

Bekanntlich wurde durch diesen Reichstag die zweijährige Dienstzeit für sämtliche Fußtruppen und die Feldartillerie zunächst auf fünf Jahre festgelegt und zur Entlastung der Ausbildung der Infanterie für jedes Regiment ein viertes, aus zwei schwachen Kompagnien bestehendes Bataillon errichtet. Im ganzen wurden geschaffen 173 Halbbataillone, 60 Feldbatterien, 6 Fußartillerie-, 3 Pionier-, 2 Eisenbahn-Bataillone und 1 Train-Kompagnie. Sämtliche Truppen mit den nötigen Stäben; den neuerrichteten Truppenteilen verlieh Kaiser Wilhelm Fahnen. Im ganzen waren es 132 neue Fahnen, welche Seine Majestät selbst am 18. Oktober 1894 vom Zeughause abholte, um sie vor dem Denkmal Friedrichs des Großen, wo auch die Feldzeichen der reorganisierten Armee vor 33 Jahren geweiht worden waren, durch den Hofprediger D. Frommel einsegnen zu lassen.

Indessen bewährte sich die Einrichtung der Halbbataillone doch nicht in der gewünschten Weise. So wurden sie am 1. April 1897 in 33 neue Infanterie-Regimenter zu zwei Bataillonen zusammengefaßt und damit durchschnittlich jedem Armeekorps eine Infanterie-Brigade hinzugefügt. Bayern, Sachsen und Württemberg folgten dem preußischen Beispiele mit insgesamt 9 Infanterie-Regimentern. Seitdem wurde nun fortgefahren, diese Regimenter nach und nach auf den normalen Stand von 3 Bataillonen zu bringen, was jedoch noch nicht vollständig durchgeführt werden konnte.

Ohne Neubildung von Truppenteilen wurden am 1. April 1899 ein neues Armeekorps, das XVIII., aus einer beim XI. überzähligen preußischen und der Großherzoglich Hessischen Division, und in Sachsen das XIX., sowie bei drei preußischen Armeekorps je eine neue Division zusammengestellt; Bayern bildete im Jahre 1900 ein III. Armeekorps.

Durch die am 21. Mai 1912 vom Reichstage angenommene Militärvorlage ist die — in fünf Jahren allmählich zu erreichende — Friedenspräsenzstärke um 29 000 Mann erhöht und damit die Möglichkeit geboten, jährlich viele Tausende junger, vollkommen tauglicher Männer, welche bisher vom Friedensdienst freigelassen werden mußten, einzustellen und auszubilden. Die neu aufgestellten Armeekorps XX und XXI sind wiederum zum größten Teil aus Regimentern der älteren Korps zusammengesetzt.

Die Gefechtskraft ist aber erheblich gestärkt durch die Maschinengewehr-Abteilungen und -Kompagnien. Die ersteren rief Kaiser Wilhelm, zuerst in der Zahl von 5, im Jahre 1901 ins Leben; sie sind jetzt auf 13 (einschl. einer sächsischen und einer bayerischen) vermehrt, während vom 1. Oktober 1913 ab jedes Infanterie-Regiment eine Maschinengewehr-Kompagnie haben wird.

Schon in dem für das Heer hoch bedeutungsvollen Jahre 1890 hatte die Infanterie durchweg das kleinkalibrige, mit rauchschwachem Pulver feuernde Mehrladegewehr M/88 erhalten, nachdem die Vorzüge dieser Munition bei den Manövern des Jahres 1889 in großen Verbänden unter persönlicher Führung des Kaisers klar hervorgetreten waren. Schon als Prinz hatte er, selbst ein vorzüglicher Schütze,

Der Kaiſer in der Uniform der Königs-Jäger zu Pferde.
Nach einer Photographie von C. H. Voigt in Homburg.

an der Entwicklung dieses Gewehrs regen Anteil genommen, und setzte nun alles daran, die neue Waffe der Armee im vollsten Maße nutzbar zu machen. In seiner Neujahrsansprache an die Kommandierenden Generale 1890 sagte er:

> „Jetzt namentlich gilt es, sich in die Neuformationen und in die durch das neue kleinkalibrige Gewehr und das rauchlose Pulver bedingten Änderungen einzuleben und die Soldaten zu möglichster Selbständigkeit zu erziehen."

Häufig wohnte er in den Jahren 1889, 1890, 91, 92 und 94 den Schießversuchen der Infanterieschießschule und der Gewehr-Prüfungskommission persönlich und selbsttätig bei und wurde nicht müde, die Leistungen des Gewehrs zu ergründen, es mit denen anderer Heere zu vergleichen und Instrumente zum kriegsmäßigen Messen der Entfernungen zu erproben. Diesen Prüfungen entstammte die Ausrüstung der Truppen mit Ferngläsern und die neue Schießvorschrift von 1893. Rastlos wurde auf diesen Gebieten, die ganz besonders von den unablässigen Fortschritten der Technik abhängig sind, weitergearbeitet. Der Erfolg war die Einführung des nach neuen Grundsätzen gebauten Gewehrs 98 mit dem S-Geschoß; sowie der Ersatz des schwerfälligen Armeerevolvers für Offiziere usw. durch die Selbstladepistole 08. Die zunächst als Entwurf 1905, dann endgültig 1909 erlassene Schießvorschrift für Infanterie und die Maschinengewehr-Schießvorschrift (Entwurf) vom Jahre 1911 tragen den erhöhten Leistungen der Waffe Rechnung und stellen noch mehr als die früheren die Ausbildung im kriegsmäßigen Schießen in den Vordergrund. In außerordentlichem Maße hat der Kaiser das Interesse der Truppen für den Schießdienst und den Wetteifer zur Steigerung der Schießleistungen, von denen heutzutage mehr als je der Schlachterfolg abhängt, zu steigern verstanden durch neue Abzeichen für die besten Schützen und durch das Kaiserabzeichen, welches alljährlich den die besten Gesamtleistungen im gefechtsmäßigen Schießen aufweisenden Kompagnien und Batterien jedes Armeekorps verliehen wird.

Für die Exerzierausbildung des einzelnen Soldaten, die taktische der Infanterietruppen blieb zunächst noch das Exerzier-Reglement von 1888 maßgebend, an dessen Zustandekommen der Kaiser als Prinz regen Anteil genommen hatte und das er nun als ein Vermächtnis seines sieggekrönten Großvaters der Armee am 1. September 1888 übergab. Es stellte, nach langem Widerstreit der Meinungen, den Niederschlag der Kriegserfahrungen von 1870 dar, räumte eine Menge veralteter Formen hinweg und legte das ganze Gewicht auf kriegsmäßige Ausbildung, auf Selbständigkeit und Selbsttätigkeit jedes Unterführers und jedes einzelnen Soldaten. Diese Erziehung zu denkender Selbsttätigkeit, verbunden mit schärfster Manneszucht und Strammheit, welche allein den auflösenden Einflüssen des heutigen Gefechts standzuhalten vermag, ist der Grundgedanke, welchen jenes Reglement mit einer früher nie erreichten Klarheit aussprach und der seitdem der leitende geblieben ist. Jene Kriegserfahrungen freilich wurden durch die Ergebnisse neuerer Kriege, durch die fortgesetzt gesteigerte Wirkung der Feuerwaffen überholt, wie auch besonders hinsichtlich der Maschinengewehre. Scharfe Beobachtung und eingehendes Studium dieser Ergebnisse und der Taktik fremder Heere führten zum Erlaß des neuen Exerzier-Reglements von 1906, welches den Anforderungen des modernen Kampfes durchaus entspricht und in dieser Richtung in den folgenden Jahren durch mehrfache Zusätze noch vervollkommnet wurde.

Eine eigenste Schöpfung des Kaisers sind die der preußischen Kavallerie zugewachsenen Jäger-Regimenter zu Pferde, welche aus den zuerst im Jahre 1895 in der Zahl von 3 gebildeten, später allmählich vermehrten und umgeformten Meldereiter-Detachements entstanden sind. Außer diesen 6 Regimentern wurden noch 2 sächsische und 2 bayerische Kavallerie-Regimenter neugebildet, um die deutsche Reiterei auf die Stärke zu bringen, welche ein künftiger Krieg erfordern wird. — 1913 wird ein weiteres Kavallerie-Regiment aufgestellt.

Weit bedeutsamer als diese Vermehrung ist es, was Kaiser Wilhelm für die Reiterei getan hat, um ihr die gebührende Bewertung, den richtigen Wirkungskreis im Rahmen des Gesamtheeres zu sichern und sie dafür zu schulen.

Seit den letzten großen Kriegen hat in manchen Kreisen die Ansicht sich verbreitet, daß angesichts der Wirkung der immer mehr vervollkommneten Feuerwaffen die Rolle der Kavallerie eigentlich ausgespielt sei, ihre Massenverwendung in der Schlacht nicht mehr vorkommen könne. Selbst ihre Aufklärungstätigkeit glaubt man durch Radfahrer und Flieger ersetzen zu können und gesteht ihr höchstens noch die Möglichkeit zu, gelegentlich mit der Feuerwaffe zu Fuß in den Kampf einzugreifen.

v. Hahnke,
Chef des Militär-Kabinetts 1888—1901.

Graf v. Hülsen-Haeseler,
Chef des Militär-Kabinetts 1901—1908.

Freiherr v. Lyncker,
Chef des Militär-Kabinetts von 1908 ab.

Der Kaiser denkt anders: er hat erkannt, daß schneidiger Reitergeist, vollendete Ausbildung, Ausnutzung aller durch die moderne Technik gebotenen Mittel, schärfste Anspannung aller Kräfte die Reiterei befähigen, auch in Zukunft ihren Ehrenplatz als ein vollberechtigtes und unentbehrliches Glied im Organismus des neuzeitlichen Heeres zu behaupten. Sie zu heben schuf er schon 1890 in den beiden Kavallerie-Inspektionen für die reiterliche Sonderausbildung verantwortliche Stellen, welche 1898 durch Vermehrung auf vier und Einsetzung einer Generalinspektion vervollkommnet wurden; in der Kavallerie-Kommission ein beratendes Organ für alle kavalleristischen Fragen.

Zur höchsten Entwicklung der Einzelleistungen von Reiter und Pferd unter vernünftiger Schonung der Kräfte spornen die 1893 erlassenen Bestimmungen über Fern- und Dauerritte an, welche seit 1894 durch den jährlich in jedem Armeekorps verliehenen Kaiserpreis belohnt werden. Noch jetzt besichtigt der Kaiser fast jedes Jahr persönlich die Reitausbildung der Offiziere der Garde-Kavallerie-Regimenter. Die reiterliche Schulung der jungen Offiziere ist durch die Offizier-Reitschule zu Paderborn, die Gewandtheit im Gebrauch der blanken Waffe zu Pferde durch Stiftung eines Abzeichens für die besten Fechter unter den Mannschaften wesentlich gefördert worden. Besonders aber wendet der Kaiser seine stete Aufmerksamkeit den Übungen in größeren Kavallerieverbänden zu. Schon im Herbste 1888 führte er persönlich die Garde-Kavallerie-Division und wiederholte dies mit dieser und anderen, jedesmal aus anderen Regimentern zusammengesetzten Divisionen, später ganzen Kavalleriekorps lange Zeit hindurch alljährlich, um die taktischen Formen zu üben, zu verbessern, neue zu finden und zu erproben und so die Massenverwendung der Reiterei zu neuer Blüte zu bringen. Jeder Reiter, der so unter der Führung seines kaiserlichen Herrn exerziert hat, wird stets mit Freuden an diese anstrengenden, aber lehrreichen Tage zurückdenken.

v. Wittich,
Kommandant des Allerhöchsten Hauptquartiers 1888—1892.

Zum schärfsten Ausdruck brachte Kaiser Wilhelm seine Auffassung vom

v. Plessen,
Kommandant des Allerhöchsten Hauptquartiers von 1892 ab.

Paul Bronsart v. Schellendorf,
Kriegsminister 1883—1889.

v. Verdy du Vernois,
Kriegsminister 1889—1890.

v. Kaltenborn-Stachau,
Kriegsminister 1890—1893.

Wesen des Reiterkampfes in der Bewaffnung der gesamten Kavallerie mit der Lanze, von 1889 ab. Die Lanze ist noch heute die Königin der blanken Waffen; sie erfordert die sorgfältigste Durchbildung und höchste Gewandtheit von Mann und Pferd, aber sie ist die hervorragendste Trägerin des Angriffsgedankens, sie gibt dem Stoß der geschlossenen Reiterattacke erst die volle, niederwerfende Wirkung und verleiht dem Reiter im Einzelkampfe eine gewaltige Überlegenheit über den minder gut bewaffneten Gegner. Nicht ohne Grund war der deutsche Ulan 1870 von den Franzosen gefürchtet!

Noch lange waren über diese Neuerungen die Ansichten der Fachmänner geteilt; nach langen sorgfältigen Erwägungen wurden die taktischen Formen durch das Kavallerie-Exerzierreglement von 1895 festgelegt, dieses später, den weiter gesammelten Erfahrungen entsprechend, durch das neue von 1909 abgelöst. Es gibt der Waffe unter nur geringen Formänderungen eine durchgebildete, große Freiheit gewährende Gefechtslehre, bezeichnet als ihre „vorwiegende Kampfesweise" den Kampf zu Pferde.

Aber auch die anderen vielseitigen Aufgaben der Kavallerie werden darüber nicht vernachlässigt. Im gleichen Jahre mit einem neuen, vorzüglichen Karabiner ausgerüstet, nach der daraufhin umgearbeiteten Schießvorschrift ausgebildet, hat sie in den Manövern der letzten Jahre unter den Augen des Kaisers gezeigt, daß sie auch befähigt ist, das Gefecht zu Fuß im großen Maßstabe, sowohl angriffsweise als in der Verteidigung, in selbstgeschaffenen verschanzten Stellungen zu führen, daß sie die schwierigsten Geländehindernisse, selbst breite Ströme, mit eigenen Mitteln und ohne fremde Hilfe in großen Verbänden zu überschreiten nicht scheut.

Eine durchgreifende Änderung erfuhr die Organisation der Feldartillerie, um ihr innigstes Zusammenwirken mit den anderen Waffen, worauf in der heutigen Schlacht alles ankommt, mehr zu gewährleisten. Waren schon 1889 die Feldartillerie-Brigaden, unter Aufhebung der Generalinspektion und der vier Feldartillerie-Inspektionen, an deren Stelle nur eine solche für Überwachung der rein artilleristisch-technischen Ausbildung trat, den Generalkommandos unterstellt worden, so wurden im Jahre 1899 die zu einer übergroßen Batteriezahl angewachsenen Feldartillerie-Regimenter unter Neuaufstellung von 80 Batterien in je zwei geteilt, dementsprechend auch die Feldartillerie-Brigaden verdoppelt und den Divisionen unterstellt. Zugleich erhielten, um die Zugehörigkeit auch äußerlich zu kennzeichnen, die Regimenter an Stelle der bisher gleichmäßig roten, jetzt Schulterklappen von derselben Farbe wie die Infanterie des betreffenden Armeekorps. Damit verschwanden die letzten Spuren der Sonderstellung aus längst vergangenen Zeiten; die Feldartillerie steht nunmehr in engster dienstlicher Verbindung, in unausgesetzter, gegenseitig befruchtender Wechselwirkung mit den Schwesterwaffen.

Die letzte Heeresverstärkung von 1911/12 bringt der Feldartillerie wieder einen Zuwachs von 6 Regimentern, 36 Batterien (außerdem noch 6 in Bayern); die Umformung der jetzt 2 Batterien zu 6 Geschützen zählenden Reitenden Abteilungen in je 3 Batterien zu 4 Geschützen wird folgen.

Walter Bronsart v. Schellendorf,
Kriegsminister 1893—1896.

v. Goßler,
Kriegsminister 1896—1903.

v. Einem,
Kriegsminister 1903—1909.

Besonders verfolgte Seine Majestät die Fortschritte in der Konstruktion und Herstellung der Geschütze auf das genaueste. Unermüdlich sah man ihn auf den Schießplätzen bei Kummersdorf und Jüterbog die Schießversuche beobachten; zehnmal war er allein in den ersten Jahren auf jenen Schießstätten, um zu sichten, ehe er sich für die ersten von ihm genehmigten Neuerungen entschied: die Einstellung eines erleichterten Geschützes (C. 73/88) bei der Reitenden Artillerie, dann der Rohre aus Nickelstahl (C. 73/91) infolge Einführung der Sprenggranaten. In gleicher Weise prüfte er die durch das ununterbrochene Fortschreiten der Technik gebotenen Neubewaffnungen. Von 1897 ab erhielt die Feldartillerie die Feldkanone C/96 und die für die Beschießung gedeckter Ziele besonders geeignete leichte Feldhaubitze C/98. Beide wurden durch Geschütze mit Rohrrücklauf und Schutzschilden ersetzt, und zwar die Feldkanone 96 im Jahre 1907 durch die Feldkanone 96 N/A, die leichte Feldhaubitze 98 im Jahre 1909 durch die Feldhaubitze 98/09. Hand in Hand damit und mit der Einführung immer vollkommenerer Instrumente für das Richten und Beobachten gingen die erneuerten Dienstvorschriften: Exerzier-Reglements von 1889, 1892, 1899 und 1907, Schießvorschriften von 1890, 1893, 1899, 1907 und 1911.

Frühzeitig erkannte Kaiser Wilhelm, daß die heutige Kriegführung, um dem verschanzten oder im Gelände sich deckenden Gegner beikommen zu können, noch vernichtenderer und weitertragender Wirkungen bedarf, als sie das Feldgeschütz trotz aller Vervollkommnung seiner Leistungsfähigkeit zu bieten vermag. So erhielt die deutsche Armee als erste von allen in der schweren Artillerie des Feldheeres eine neue Waffe, die auf künftigen Schlachtfeldern ein gewichtiges Wort zu sprechen haben wird; und deren Ausbildung und Verwendung praktisch und folgerichtig durchgearbeitet ist. Schon in seinem ersten Regierungsjahre ließ der Kaiser zu Manövern zwischen Spandau und Potsdam zwei schwere Batterien

v. Heeringen,
Kriegsminister von 1909 ab.

heranziehen und ordnete, infolge einer bei Coblenz besichtigten Festungsübung, die häufigere Abhaltung größerer Übungen der Fußartillerie an. Solche fanden von 1889 an zahlreich in den verschiedensten Gegenden des Reiches, meist unter seinen Augen statt, bald auf Schieß- und Übungsplätzen, bald in Anlehnung an Festungen, bald frei im Rahmen der Feldtruppen, häufig verbunden mit Scharfschießen in großen Verbänden. Durch die Ausstattung mit ständigen Bespannungsabteilungen ist es den Regimentern der Fußartillerie ermöglicht, regelmäßig an den Herbstübungen teilzunehmen und sich immer mehr in die ihnen im Feld-

Graf v. Waldersee,
Chef des Generalstabes der Armee 1888—1891.

Graf v. Schlieffen,
Chef des Generalstabes der Armee 1891—1905.

v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee von 1905 ab.

kriege zufallende Rolle einzuleben, ohne ihre andere Aufgabe, Angriff und Verteidigung der Festungen, darüber zu vernachlässigen. Auch äußerlich brachte der Kaiser diese veränderte Bewertung der Fußartillerie dadurch zum Ausdruck, daß er im Jahre 1908 ihre bisher als Kompagnien bezeichneten Einheiten Batterien zu benennen befahl. Durch Neuformationen wurde die Fußartillerie mehrfach vermehrt, so daß sie jetzt 47 Bataillone (darunter 3 sächsische, 6 bayerische) gegen 14 Regimenter und 3 Bataillone im Jahre 1888 zählt, von denen zwei im besonderen für die Verteidigung unserer Küsten bestimmt und ausgebildet sind. Diesem wichtigen Dienstzweige hat der Kaiser stets seine Aufmerksamkeit zugewendet, fast alljährlich wohnt er den Seeschießübungen bei Swinemünde bei, wo er sich stets im hohen Grade anerkennend über die Leistungen der Truppe ausgesprochen hat.

Für ihre vielseitigen Aufgaben hat die Fußartillerie eine Reihe von neuen Geschützen verschiedener Kaliber erhalten. Keines dieser Geschütze wurde eingeführt, ohne daß der Kaiser sich persönlich durch genaue Prüfung von der Brauchbarkeit überzeugt hätte. Wie er schon als Prinz das Grusonwerk besucht hatte, um sich über die Herstellung der schweren Geschütze und Panzer zu unterrichten, so finden wir ihn auch später häufig auf den Schießplätzen bei den entscheidenden Schießversuchen und in den großen Waffenfabriken, um sich ein eigenes Urteil über die unablässige, zu immer gewaltigeren Kampfmitteln schreitende Fortentwickelung der Technik zu bilden.

Für die Verwaltung des in neuerer Zeit ins Riesenhafte angewachsenen Armeematerials an Geschützen, Schießbedarf, Feldgerät und der mit dessen Herstellung beschäftigten eigenen Fabriken wurde eine neue Organisation ins Leben gerufen, an deren Spitze die 1898 errichtete Feldzeugmeisterei steht, während die Inspektionen der technischen Institute, die Artilleriedepot- und die Traindepot-Inspektion mit ihren Unterbehörden die einzelnen Zweige dieses vielseitigen, mit ungeheuren Geldsummen arbeitenden Verwaltungsdienstes leiten.

Nicht minder wandte der Allerhöchste Kriegsherr den Pionieren sein Interesse zu. Mit Begeisterung wurden in der Waffe die Worte aufgenommen, die er beim 150jährigen Stiftungsfest ihres ältesten Truppenteils, des Brandenburgischen Pionier-Bataillons v. Rauch, im Jahre 1891 sprach:

> „Ich bin gekommen, um die Pionierwaffe zu ehren. Denn wenn auch ein Pionier-Bataillon nicht mit wehenden Fahnen und mit dem Schlagen der Trommeln in das Herz des Feindes eindringt, sondern mehr durch unsichtbare Arbeit in die Brustwehr des Feindes für das Eindringen der Infanterie Bresche legt, so steht es Meinem Herzen doch ebenso nahe wie die anderen Waffen.
>
> Ich stehe dem Bataillon näher, als Sie es wohl gedacht haben mögen, und weile gern im Kreise der Offiziere des Bataillons, welches die alte Preußentreue unverbrüchlich hochgehalten hat und unverbrüchlich hochhält.

Phot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Der Kaiser verfolgt auf der Karte das Manöver.

Schon der Name Ihrer Waffe gibt dafür Gewähr, daß diese Waffe eine Waffe des Fortschritts sein muß; man spricht von Pionieren der Kultur, von Pionieren der Wissenschaft und von Pionieren der Arbeit, immer aber in dem Sinne, daß das Wort Pionier den Fortschritt bezeichnet.

Der Geist des Bataillons ist gut, echt altpreußisch. Die neuen Waffen verlangen eine neue Festungsbautechnik. Es ist deshalb Aufgabe, den Blick unbefangen, frei und fest auf das Ziel zu richten. Ich zweifle nicht, daß, wenn jemals wieder an das Bataillon Anforderungen herantreten, wie bei Schweidnitz, Düppel und Alsen, daß dann das Bataillon wieder neue Lorbeeren in den Ruhmeskranz der preußischen Armee flechten wird. Ist doch auch die Heldentat Klinkes und seiner Kameraden, welche noch zum Teil dem Bataillon oder doch der Waffe angehören, für die späteren Geschlechter des Bataillons vorbildlich und sinnbildlich geworden."

Nicht bloß der Zahl nach wurden die preußischen Pionier-Bataillone seit 1888 von 15 auf 25 vermehrt, also beinahe verdoppelt, sondern ihnen auch in den Kommandos der Pioniere eines Armeekorps höhere Verbände geschaffen und das gegenseitige Verständnis der technischen und der fechtenden Waffen durch wechselseitige Versetzung und Kommandierung von Offizieren gefördert. Eine neue Tätigkeit ist den Pionieren erwachsen durch die Ausstattung mit fahrbaren und tragbaren Scheinwerfern zur Beleuchtung des Vorgeländes bei nächtlichen Kämpfen (1912).

Dem Ingenieurkorps, d. h. der Gesamtheit der für den Festungsbau und Festungskrieg im besonderen bestimmten Offiziere, wurde für den rein technischen Dienst ein besonderes Festungsbau-Offizierkorps an die Seite gestellt.

Das deutsche Festungswesen erfuhr eine gewaltige Umgestaltung. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung nahm Kaiser Wilhelm hervorragenden Anteil an der Bearbeitung der Entwürfe für Neubefestigung bedrohter Punkte an unseren Grenzen, insbesondere der Insel Helgoland und der Höhen von

Phot. O. Tellgmann, Eschwege.

Infanterie im Gefecht.

Molsheim bei Straßburg, wo die „Feste Kaiser Wilhelm II." erstand. Später wurden Marienburg, Kulm, Borkum, Breslau befestigt, Süddeutschland gegen den von Belfort her drohenden Einbruch durch Befestigungen am Oberrhein geschützt. Der Kaiser besichtigt oft persönlich die wichtigen Festungen, namentlich wo Vervollständigungen oder Umbauten der Werke geplant sind, und hat die Übungen im Festungskrieg, für alle Waffen und unter Aufbietung aller neuzeitlichen Kampfmittel, in großem Umfange und mit einer bisher selten erreichten Kriegsmäßigkeit, mehrfach unter seinen Augen, abhalten lassen. So 1889 bei Küstrin, 1894 bei Thorn, 1907 bei Posen u. a. m. Die Grundsätze für den Kampf um Festungen wurden im Jahre 1910 in einer neuen Vorschrift niedergelegt.

Aber er ist weit entfernt davon, die Sicherheit Deutschlands in Wall und Mauer, anstatt in der lebendigen Angriffskraft seines gewaltigen Heeres, zu suchen und wacht mit sicherem Blick darüber, daß überall das richtige Maß gehalten wird. So konnte er, den Fortschritten des modernen Festungskrieges und den Wünschen des Landes gleicherweise Rechnung tragend, die ganze oder teilweise Entfestigung einer ganzen Reihe von Städten anordnen. Köln, Küstrin, Danzig, Wesel, Coblenz, Metz, Diedenhofen, Straßburg i. E., Mainz, Spandau, Glogau, Posen, Königsberg erhielten, indem die Stadtumwallungen ganz oder teilweise niedergelegt, soweit erforderlich durch Vorschiebung und Ausbau des Fortgürtels ersetzt wurden, den sehnlichst erwünschten Raum zu ungehinderter Entfaltung; Torgau, Kolberg, Stralsund, Rastatt, Saarlouis, Magdeburg wurden ganz aufgelassen.

Zu beispielloser Entwicklung hat der Kaiser das militärische Verkehrswesen in allen seinen Zweigen gebracht, alle Errungenschaften der neueren Technik dabei verwertend. Der erste Schritt war die Nutzbarmachung des Fahrrades, welches vom Anfang der 90er Jahre ab in steigender Zahl beschafft und den Truppen aller Waffen zur Verwendung im Frieden und Kriege überwiesen wurde.

Eine Kavalleriedivision vor dem Angriff. Phot. O. Tellgmann, Eschwege.

Aus dem einen Eisenbahn-Regiment sind drei, aus der Luftschiffer-Abteilung drei Bataillone geworden, denen als neueste Errungenschaft die 1912 gebildete Fliegertruppe zur Seite getreten ist. Die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes, die in der Spende für den vom Kaiser durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens geehrten Grafen Zeppelin und in der Nationalflugspende ihren werktätigen Ausdruck fand, ist wesentlich der Armee zugute gekommen. Luftschiffe sind in verschiedenen Modellen vorhanden und leisten die besten Dienste; an der kriegsmäßigen Durchbildung der Flieger und Flugzeuge wird eifrig gearbeitet. Im Kaisermanöver 1911 traten solche zum ersten Male auf, 1912 schon mehrere Geschwader.

Mit besonderer Aufmerksamkeit hat der Kaiser auch die Entwicklung der Kraftfahrzeuge verfolgt. Sobald ihre Kriegsbrauchbarkeit zuverlässig erprobt war, begann die Ausstattung der höheren Kommandobehörden mit Personenkraftwagen schon für den Friedensgebrauch und die Aufstellung eines für militärische Zwecke besonders geeigneten Typs von Lastkraftfahrzeugen. Solche in der für den Kriegsfall benötigten großen Zahl beschafft, würden sehr hohe Kosten verursachen und im Frieden nicht genügend ausgenutzt werden; so ist es denn als ein sehr glücklicher Gedanke zu bezeichnen, daß durch Prämien und Subventionen jährlich zahlreiche Privatunternehmer angeregt werden, Wagen dieses Typs anzuschaffen, welche sie für Manöver und im Kriege der Militärverwaltung zu überlassen verpflichtet sind. Hierdurch ist diese in der Lage, im Kriege eine dem Bedürfnis voraussichtlich voll genügende Zahl von Lastkraftfahrzeugen aller Art verwendungsbereit zu haben. Einen vorzüglich durchgebildeten Stamm von Fahrern stellt die 1907 begründete Kraftfahrtruppe (jetzt 1 Bataillon). Personenkraftwagen sind für den Krieg reichlich vorhanden; zum Teil werden sie, und zwar auch schon für die Friedensübungen, durch das Deutsche Freiwilligen-Automobilkorps gestellt.

Im Jahre 1899 wurde die bis dahin von den Pionieren mitversehene Militärtelegraphie drei selbständigen Telegraphen-Bataillonen übertragen; diese wurden bis 1912 noch um zwei vermehrt

Feldartillerie im Feuer. Phot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

und mit besonders für die drahtlose Telegraphie ausgebildeten Funkerkompagnien mit eigener Bespannung ausgestattet. Auch die Kavallerie wurde mit Telegraphengerät ausgerüstet, welches die Benutzung bestehender Leitungen sowie den Bau und Betrieb eigener Stationen und Leitungen gestattet. Die Benutzung von Fernsprechern fand zuerst im Friedensverkehr, namentlich auf den großen Schießplätzen, Eingang; sie ist fortgesetzt ausgebaut worden, so daß heute der Fernsprecher auch vor dem Feinde, bis in die vordersten Gefechtslinien hinein, die Übermittelung von Befehlen und Meldungen übernehmen kann. Daneben wird, auf eigene Anregung des Kaisers, der von der Flotte übernommene Signaldienst mit Winkerflaggen bei allen Waffen fleißig geübt.

In den großen Festungen, welche neben den schon früher bestandenen Militär-Brieftaubenstationen noch Radio-Großstationen für drahtlose Telegraphie erhalten haben, ist das für den Fall einer Belagerung so überaus wichtige Verkehrswesen besonderen „Verkehrsoffizieren vom Platz" unterstellt worden. Diese Entwicklung des Militär-Verkehrswesens wurde ermöglicht und eingeleitet durch die ihm 1899 in der Inspektion der Verkehrstruppen, jetzt Generalinspektion des Militär-Verkehrswesens, gegebene einheitliche Spitze, mit Unterbehörden für die einzelnen Zweige. Die selbständige, den andern Waffen gleichberechtigte Stellung der Verkehrstruppen kommt zum sichtbaren Ausdruck durch die ihnen allen gleichmäßig am 30. Juni 1911 verliehenen hellgrauen Schulterklappen.

Auch die Traintruppe hat nicht nur eine den neuerrichteten Armeekorps entsprechende Erhöhung der Zahl ihrer Bataillone erfahren, sondern wurde durch Vermehrung der zweijährig dienenden Mannschaften und Verlängerung der Dienstzeit der übrigen auf ein ganzes Jahr zu besserer Ausbildung befähigt und von der Verwaltung des massenhaften ruhenden Materials entlastet. Die Einführung des Helms an Stelle des bisher getragenen Tschakos wurde von dieser Waffe als ein äußeres Zeichen ihrer Ebenbürtigkeit besonders freudig begrüßt; ebenso ihre regelmäßige Heranziehung zu den Herbstmanövern, welche früher nur in ganz beschränkter Weise stattgefunden hatte.

Der Kaiser hat sich nicht damit genügen lassen, die Armee zahlenmäßig zu verstärken — ihr inneres Gefüge fest und unerschüttert, ihre Kraft lebendig und frisch zu erhalten, zu immer größerer Höhe der

Schwere Feldhaubitze. Phot. Oskar Tellgmann, Eichwege.

Leistungen zu schulen, das ist das Ziel, dem er in hingebender, nimmer ruhender Arbeit nachstrebt. Mit Staunen sah die Armee, wie der junge Kriegsherr vom ersten Tage an mit fester Hand, mit Sachkenntnis bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, mit einer Fülle neuer, oft überraschender eigener Gedanken-treibend, bessernd, fördernd überall eingriff, bald hier bald da eine Garnison überraschend im Morgengrauen alarmierte, manche alte bequeme Gewohnheit über den Haufen warf, Leistungen verlangte, die man bisher im Frieden gescheut hatte. Es fehlte nicht an kritischen Stimmen, die ein Zuviel der Neuerungen befürchteten; aber jeder denkende Soldat mußte bald einsehen, daß in diesem rastlosen Streben, in dem fortdauernden Arbeiten, in dem Drängen nach neuen Formen und Typen ein gesunder Kern steckte, daß es die Armee vor der Gefahr bewahrt hat, über ihren Lorbeeren in den langen Friedensjahren einzuschlummern.

Die kriegsmäßigen Übungen und namentlich das gefechtsmäßige Schießen werden durch die intensive Landeskultur, das Verschwinden der Ödländereien und Brachfelder, die Ausbreitung der Industrie immer mehr eingeschränkt; durch die seit 1891 begonnene Beschaffung großer ständiger Truppenübungsplätze wurde hier eine wirksame Abhilfe geschaffen. Jetzt fast in allen Korpsbezirken eingerichtet, mit ständigen Barackenlagern für größere Truppenverbände ausgestattet, werden diese Plätze fast ununterbrochen benutzt, gestatten eine ausgiebige, kriegsmäßige Ausbildung und bringen dadurch die großen, auf ihren Ankauf verwendeten Summen reichlich wieder ein.

Es gibt kein Gebiet der militärischen Ausbildung oder der Heeresverwaltung, auf dem nicht Kaiser Wilhelm II. neue Vorschriften, immer im Hinblick auf Steigerung der Kriegstüchtigkeit genehmigt, neue Gesichtspunkte und Grundsätze gegeben hätte. Dabei betont er stets die moralischen Faktoren der Ausbildung und hat solche Dienstzweige, die neben der Gewandtheit den persönlichen Mut und die Entschlossenheit zu stärken geeignet sind, wie das Bajonettfechten bei der Infanterie, das Lanzenfechten bei der Kavallerie, neu zu Ehren gebracht.

Wenn der junge Rekrut, seinem heimischen Dorf, seiner Arbeit, seinen Gewohnheiten, dem Kreise der Seinigen entrissen, in das Heer tritt, macht er eine Wandlung durch, wie sie einschneidender kaum gedacht

O. Tellgmann, Hofphotograph, Eschwege.

Maschinengewehr-Abteilung im Gefecht.

werden kann. Ob er nach guter altpreußischer Weise freudig das Ehrenkleid des Soldaten anlegt, ob es die Verhetzung seiner Arbeitsgenossen schon frühzeitig ihm zu verekeln gesucht hat, ob er gleichgültig und stumpf den Schritt in ein neues Leben über sich ergehen läßt, gleichviel — der Gewalt des Eindruckes dieser Stunde kann sich keiner entziehen. Die schmucke Uniform, die Wehr an seiner Seite geben ihm ein anderes Selbstbewußtsein als der Arbeitskittel; das festgeschlossene Gefüge der gewaltigen Masse, deren Glied er nun bildet, steht ihm mit erdrückender Wucht gegenüber; jeder Schritt, jede Bewegung in den ungewohnten, noch unverstandenen Formen macht ihn ängstlich; das Wort „Gehorsam" — der heutigen Jugend lächerlich und verhaßt — wird ihm bald in seiner vollen Bedeutung klar. Die Eindrücke dieses Augenblicks haften fest; und gern benutzt der Kaiser ihn, um selbst die jungen Leute an das zu mahnen, was sie, durch Gottes Wort aus dem Munde der Geistlichen vorbereitet, in ihrem Fahneneid feierlich geloben. Alljährlich wohnt er der Vereidigung der Rekruten der Garden bei; einige der Worte, die er an sie gerichtet, mögen hier ihre Stätte finden:

> „Rekruten Meiner Garderegimenter! Ihr seid hier aus allen Teilen Meines Reiches zusammengezogen, um Eurer Militärpflicht zu genügen, und habt eben an heiliger Stätte Eurem Kaiser Treue geschworen bis zum letzten Atemzuge. Ihr seid noch zu jung, um das alles zu verstehen, Ihr werdet aber nach und nach damit bekannt gemacht werden. Stellt Euch dies alles nicht zu schwer vor und vertrauet auf Gott, betet auch manchmal ein Vaterunser, das hat schon manchem Krieger wieder frischen Mut gemacht."

Oft und eindringlich hat der Kaiser betont, daß er die sicherste Grundlage soldatischer Treue und Tüchtigkeit im festen Gottesglauben sieht; „Kein Soldat soll unter gewöhnlichen Verhältnissen am Kirchenbesuch behindert werden", ist sein ausdrücklicher und beherzigenswerter Befehl; und mehrfach hat er die in den Kaisermanövern zusammengezogenen Truppenmassen zu feierlichem Feldgottesdienst um sich versammelt. Das Garde-Jägerbataillon, das im Juni 1894 sein 150jähriges Jubiläum feierte, erinnerte er daran, daß „nach alter Jägersitte zunächst Gott die Ehre zu geben" sei. Gottes Segen habe dem Bataillon bisher zur Seite gestanden, denn nicht nur im Felde habe es Ehre eingelegt, sondern auch dahin gewirkt, daß „der Stand der deutschen Forstleute und deren Verdienst um den deutschen Wald bis zur höchsten Vollkommenheit emporgeblüht" sei.

Bei allen Kundgebungen Seiner Majestät, bei allen seinen Ansprachen, auch nicht militärischen Inhalts, wird man des Kaisers reges Gefühl für die geschichtliche Entwicklung wiederfinden. Daher sucht er bei jeder Gelegenheit stets auf die Quellen hinzuweisen, denen Preußens und

Apparatewagen für Funkentelegraphie nach dem System Braun und Siemens & Halske.

Deutschlands Größe entsprungen ist, auf die Großtaten seiner Vorfahren und der Männer, die ihnen zur Seite gestanden haben. Diese Erinnerungen einer ruhmvollen Vergangenheit lebendig zu erhalten, hat für das Heer einen hohen moralischen Wert. Sie wirken erhebend auf den Geist des Soldaten, sie lehren ihn verstehen, zu welchem Zweck die strengen Anforderungen des Dienstes an ihn gestellt werden und sie sind ein gutes Rüstzeug im Kampfe gegen die verhetzenden Irrlehren, von denen schon manches jugendliche Gemüt vergiftet ist. Wo sie nun gar an tapfere Taten des eigenen Truppenteils anknüpfen können, da entwickeln und stärken sie einen gesunden Korpsgeist, den jeder erfahrene Soldat als einen mächtigen Hebel militärischer Tüchtigkeit kennt; und sie wirken um so kräftiger, je persönlicher sie gefärbt sind.

Deshalb liebt es der Kaiser, den Truppenteilen N a m e n beizulegen, ähnlich wie im altpreußischen Heere. Der Eigenname wirkt auf Phantasie und Gemüt des jungen Soldaten kräftiger als die nüchterne Nummer und die selten beachtete Provinzialbenennung; er gibt dem Regiment das Gepräge einer in sich geschlossenen, auf sich selbst gestellten Persönlichkeit. An seinem ersten Geburtstage als Kriegsherr, 27. Januar 1889, verlieh der Kaiser an 73 Infanterie-, Kavallerie- und Artillerie-Regimenter, 2 Jäger- und 2 Pionier-Bataillone die Namen preußischer Könige, hervorragender Heerführer oder solcher Familien, deren Glieder in besonders großer Zahl unter Preußens Fahnen gedient, gekämpft und geblutet haben. Die Kabinettsorder sagt erläuternd am Eingang:

> „Ich will das Andenken an Meine in Gott ruhenden erhabenen Vorfahren sowie an diejenigen hochverdienten Männer, die im Kriege und im Frieden ihnen mit besonderer Auszeichnung zur Seite gestanden und sich gerechte Ansprüche auf die dankbare Erinnerung von König und Vaterland erworben haben, dadurch ehren und für alle Zeiten lebendig erhalten, daß Ich Regimentern und Bataillonen Meiner ruhmreichen Armee ihren Namen verleihe."

Jedem einzelnen Regiment wurde außerdem in besonderer Allerhöchster Verfügung die Bedeutung des Namens und die Veranlassung zu dessen Verleihung kundgegeben.

Auch später hat der Kaiser in dieser Weise fortgefahren und an weitere Regimenter Namen verliehen. Wie er dabei das Verdienst des dadurch geehrten Mannes und die Erinnerungen der Truppe gleichermaßen zu betonen weiß, möge eine der bei solcher Gelegenheit (nach dem Tode des Generals von Alvensleben) erlassenen Orders zeigen:

> „Ich will das Andenken an den General der Infanterie Konstantin v. Alvensleben dadurch ehren und die Erinnerung an die ausgezeichneten Dienste, welche er in dem Feldzuge von 1870/71 an der Spitze

Flußübergang der Infanterie auf einer Pontonbrücke.

des III. Armeekorps geleistet hat, für alle Zeit in Meiner Armee dadurch lebendig erhalten, daß Ich dem 6. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 52 den Namen „Infanterie-Regiment von Alvensleben (6. Brandenburgisches) Nr. 52" verleihe.

Ich habe dem Regiment diesen besonderen Beweis Meiner Gnade, sich nach diesem bewährten Feldherrn nennen zu dürfen, vorbehalten, weil es an den größten Ehrentagen des märkischen Armeekorps, bei Vionville, wo es die blutigsten Opfer gebracht, mit hervorragender Hingebung und Tapferkeit gefochten hat. Ich weiß, daß das Regiment dem Namen seines unvergeßlichen Führers stets Ehre machen und sich dadurch gerechte Ansprüche auf die Fortdauer Meiner Huld und Gnade sowie den Dank des Vaterlandes erwerben wird."

Die Forschungen in der Geschichte der alten preußischen Armee werden ununterbrochen mit peinlichster Gründlichkeit fortgesetzt und haben dazu geführt, manchen bisher unbeachteten Zusammenhang mit früher bestandenen Truppen festzustellen, manches organische Band, welches über die große Kluft der Jahre 1806 bis 1808 hinüber die alte und die neue Armee verbindet, wieder anzuknüpfen.

Wenn alte Regimenter die hundert- oder gar mehrhundertjährige Wiederkehr ihrer so festgestellten Errichtung festlich begehen können, läßt es der Kaiser sich selten nehmen, sie selbst zu begrüßen, ihre Fahnen mit den wohlverdienten Säkularbändern zu schmücken und den jungen Soldaten die Ruhmestaten ihres Regiments vor Augen zu führen. So sprach er zu dem Grenadier-Regiment Nr. 5 bei der Feier seines 200jährigen Bestehens (11. März 1889):

„Errichtet schon unter dem Großen Kurfürsten, hat sich das Regiment auf zahlreichen Schlachtfeldern unvergängliche Lorbeeren erstritten. Dessen wurden Zeuge die Gefilde von Szlankamen und die Wälle von Namur. Den Ruhmestagen von Audenaarde und von Malplaquet folgte die siegreiche Beteiligung des Regiments an den Schlachten von Chotusitz und von Hohenfriedeberg. Mannhaft focht das Regiment an den schweren Tagen von Großjägersdorf, Zorndorf und Kunersdorf. Zahlreiche bei Leutmannsdorf gewonnene Trophäen brachten ihm die gnädige Anerkennung des Großen Königs ein. Die bei der Verteidigung von Danzig bewährte Tapferkeit hat dem Regiment die Brücke aus ruhmvoller Vergangenheit zu neuen Ehren geschlagen, die es sich in den Befreiungskriegen bei Großbeeren, bei Dennewitz, bei Arnheim und vor Antwerpen unter schweren Verlusten erkämpft hat. Und ebenso fanden die Feldzüge, durch welche unter der reichgesegneten Regierung Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters Majestät die Einigung

Doppeldecker „Albatroß“ im Kaisermanöver. Phot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Deutschlands errungen wurde, das Regiment stets opferbereit. Über 200 Offiziere und gegen 10 000 Mann desselben haben im Lauf der Zeit ihre Treue zu König und Vaterland mit ihrem Blute besiegelt.“

Auch die in demselben Jahre stattfindende 200jährige Gedenkfeier der Gründung der Schwedter Dragoner gab dem Kaiser Gelegenheit, bei dem Trinkspruche das Regiment an seine Vergangenheit zu erinnern mit den Worten:

„Wenn ich überblicke, was in den 200 Jahren das Regiment durchgemacht hat, so kann ich nur hier erklären, daß nicht ein Tag in diesen 200 Jahren der Geschichte dieses Regiments unerwähnt bleiben darf. Ich nenne unter allen den Ehrentagen den Tag von Kollin. Der schwere Schlag, der den Großen König traf, wurde gemildert durch die siegreiche Tat gerade dieses Regiments, welches als das einzige der Armee imstande war, besondere Erfolge zu erringen, so daß es mit fünf feindlichen Fahnen vor der Front des Lagers unter der persönlichen Anführung des Königs dem ganzen Heere als Muster der Tapferkeit vorgeführt werden konnte.“

Wenn er nicht persönlich anwesend sein kann, sendet er dem Regiment zu diesem Tage eine Order im gleichen Sinne, wie:

„Ich entbiete dem Husaren-Regiment Graf Goetzen (2. Schlesisches) Nr. 6 zu seiner Jubelfeier Meinen Glückwunsch und spreche ihm gern Meinen Dank aus für die Hingebung und Treue, mit der es immerdar seinen Königen und dem Vaterlande gedient hat. Ich freue Mich, Meiner gnädigen Anerkennung durch Verleihung des Säkular-Standartenbandes in der Gewißheit Ausdruck zu geben, daß das Regiment dem gefeierten Namen, den zu tragen Ich es gewürdigt habe, durch treueste Erfüllung seiner Pflichten stets Ehre machen wird.“ (14. November 1908.)

Der Kaiser ist noch einen Schritt weitergegangen: auch die ruhmvollen Erinnerungen deutscher Truppen, welche im Kampf gegen Preußen mit Ehren zugrunde gegangen sind (hannoversche, kurhessische, nassauische) sollen bewahrt bleiben. Er hat deshalb die Regimenter, welche aus den betreffenden, längst in Preußen einverleibten Landesteilen ergänzt werden, als Träger der Überlieferungen jener alten Truppen bestimmt, ihnen die ehrenden Abzeichen, welche jene in den Kriegen früherer Jahrhunderte sich erworben, neu verliehen (Order vom 24. Januar 1899).

Die vielen Regimentern gegebenen besonderen Abzeichen an der Uniform, Namenszüge, Litzen, Haarbüsche u. dgl., das Recht, bestimmte, zum Teil altüberlieferte Märsche bei Paraden ausschließlich zu spielen, haben ihren hohen, erzieherischen Wert. Alle diese äußerlichen Kleinigkeiten, wie sie

der Laie wohl spöttelnd nennt, heben den Stolz des Soldaten auf sein Regiment, spornen ihn an, seiner Uniform Ehre zu machen. Den strengen Anforderungen des heutigen Krieges ist trotzdem Rechnung getragen durch Einführung der unscheinbaren, für alle Waffen gleichmäßig feldgrauen, nur für die Jäger (Schützen), Maschinengewehr-Abteilungen, Jäger zu Pferde und Stabsordonnanzen graugrünen Felduniform, welche der Truppe die Deckung im Gelände erleichtert, dem Feinde schon auf mittlere Entfernungen das Erkennen und Zielen erschwert, dadurch die Wirkung der heutigen mörderischen Schußwaffen abzuschwächen, die Verluste zu verringern geeignet ist. Nach langen sorgfältigen Versuchen auch zum Tragen im Frieden bei feldmäßigen Übungen bestimmt, wurde sie zum erstenmal während der Kaisermanöver 1910 in großem Maßstabe getragen.

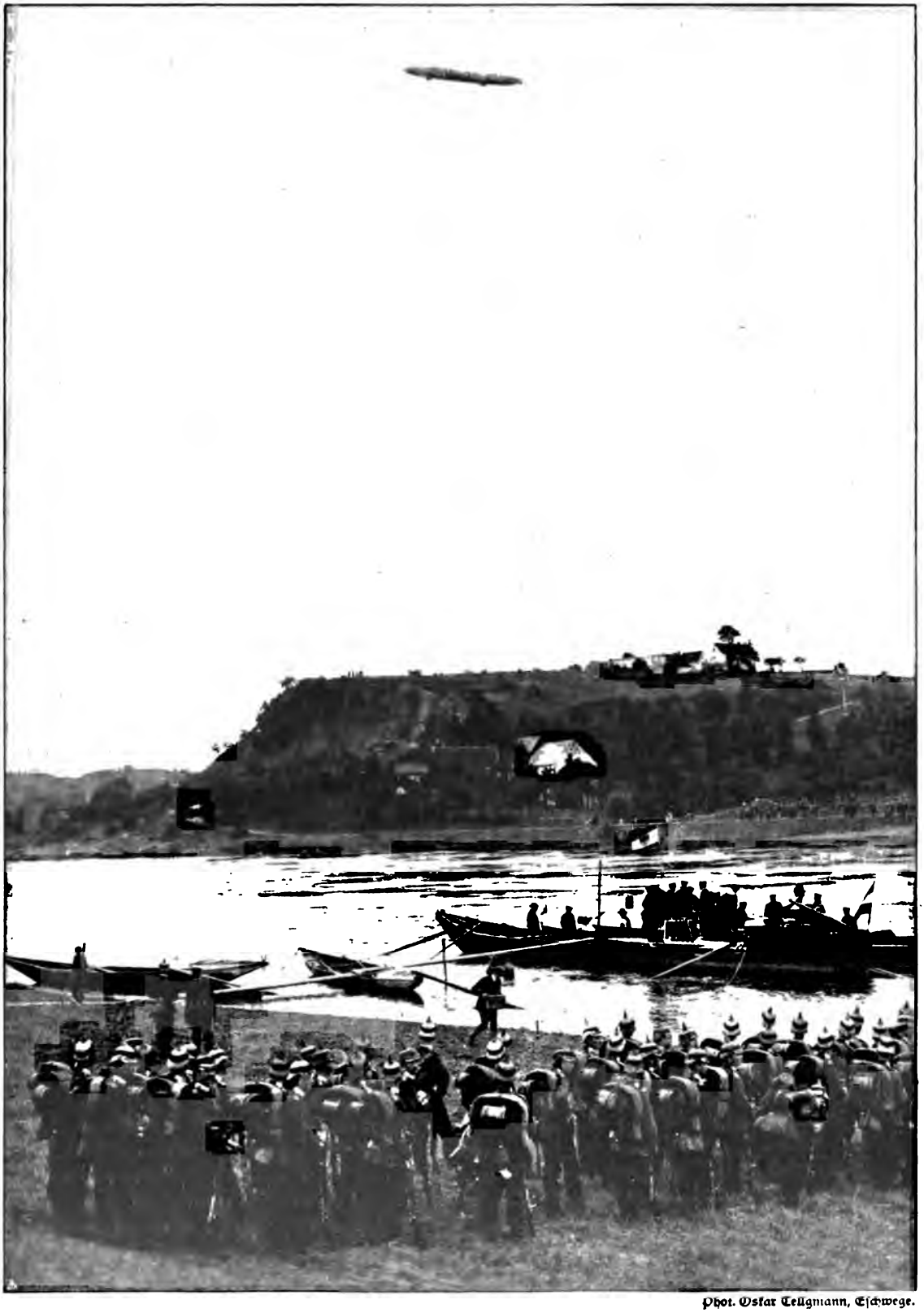
Die Fahnen, welche der Kaiser bestehenden Truppen an Stelle der unansehnlich gewordenen alten verleiht — das sind im Laufe der Zeit wohl fast alle preußischen Regimenter — haben buntfarbige Tücher, wie unter König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen; aber sie bewahren aufs genaueste alle Ehrenzeichen, Bänder, Erinnerungsringe usw., welche den bisherigen Fahnen verliehen waren. Jede solche Verleihung begleitet der Kaiser mit einer auf die Geschichte des Regiments bezüglichen Order, von denen folgende hier Platz finden mag:

> „Die Standarte, welche Meines in Gott ruhenden Herrn Urgroßvaters Majestät dem Husaren-Regiment von Zieten (Brandenburgisches) Nr. 3 als ein Zeichen Seines Königlichen Dankes und Seiner Zufriedenheit mit dessen im Befreiungskriege allezeit bewährten Diensten verliehen hat und die es zweimal im heißen Kampfe sich zu erhalten gewußt hat, ist der Zeit und ehrenvollen Verletzungen erlegen. Ich habe deshalb beschlossen, dem Regiment eine neue Standarte nach dem Muster derer zu verleihen, denen es noch unter Meinem erhabenen Ahnherrn, dem Großen Könige, gefolgt ist. Möge das Regiment bei ihrem Anblick stets eingedenk sein der Heldentaten, welche seine Laufbahn von seiner Entstehung an, über 150 Jahre lang, auch in den schwierigsten Lagen bezeichnet haben; dann werden ihm auch in Zukunft nie Männer fehlen, wie die waren, die seinen Ruf gegründet und ihm immer Ruhm und Ehre eingetragen haben. Meine Königliche Anerkennung und der Dank des Vaterlandes werden ihm dann nie fehlen." (18. April 1891.)

Allen Truppenteilen, welche er als Prinz persönlich geführt, verlieh der Kaiser bald nach seinem Regierungsantritt Fahnenbänder zur Erinnerung an diese Zeit; die 2. Garde-Infanterie-Brigade, welche er einst am 29. Mai 1888 seinem sterbenden Vater vorführen konnte, versammelt er noch jetzt alljährlich an diesem Gedenktage auf dem Truppenübungsplatz um sich und hat die Fahnen ihrer Bataillone im Jahre 1895 mit der Kette des Hohenzollernschen Hausordens geschmückt.

Dem 1. Garde-Regiment z. F., der „militärischen Wiege der Hohenzollernprinzen", steht der Kaiser natürlich besonders nahe und liebt es, häufig und besonders immer am Jahrestage seines Diensteintritts, dem 9. Februar, im Kreise der Offiziere, deren jeden bis zum jüngsten herab er aufs genaueste kennt, zu weilen. Den 9. Februar 1894, als den Tag seiner 25jährigen Dienstzeit, beging er im engsten Kreise des Regiments, indem er es persönlich der versammelten Königlichen Familie in Parade vorführte, die im „Langen Stall" zu festlicher Speisung versammelten Mannschaften besuchte und an einem Frühstück mit den Offizieren teilnahm. Vorher aber hatte er das Regiment durch einen besonderen Gnadenbeweis überrascht, indem er ohne Vorwissen des Regimentskommandeurs neue Grenadiermützen (Parademützen altpreußischer Form von Tuch mit versilberten Metallbeschlägen) hatte anfertigen und bei der Leibkompagnie sogar selbst anpassen lassen. Noch mehr aber bewies der hohe Herr seine Anhänglichkeit an die Truppe, die er einst selbst kommandiert, dadurch, daß er eine Stunde der Muße benutzte, um die alten, inzwischen verlassenen Quartiere seiner Kompagnie im Holländischen Viertel aufzusuchen und nochmals die Stätten seiner früheren Tätigkeit zu besichtigen. Bekanntlich ergriff bei der Feier des 25jährigen Erinnerungstages der Neubegründung des Deutschen Reiches am 18. Januar 1896 der Kaiser die Fahne des I. Bataillons dieses Regiments mit den Worten: „Ein Reich, ein Volk, ein Gott!" Ein silberner, um die Fahnenstange gelegter Ring bewahrt das Andenken an diesen Augenblick.

Seine Wertschätzung der geschichtlichen Überlieferung und seinen regen Kunstsinn gleichermaßen betätigte der Kaiser bezüglich des Berliner Zeughauses, das zu einer unerschöpflichen Fundgrube der heeresgeschichtlichen Forschung und zu einer prächtigen Ruhmeshalle des brandenburgisch-preußischen Heeres, die mit ihren Gemälden und Gedenktafeln in Tausenden von Besuchern die Bewunderung für die kriegerischen Großtaten der Vorfahren wachruft, geworden ist.



Phot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Aufklärungsdienst durch Luftschiffe im Kaisermanöver 1912.

Phot. Sennecke, Berlin.

Rekrutenvereidigung der Garden vor dem Königlichen Schloß in Berlin.

Zwei Momente waren es besonders, in denen der Kaiser tief in den Schatz der ruhmreichen Vergangenheit seines Heeres hineingriff: das Jubeljahr 1895, das von Turm zu Turm den Nachhall der vor 25 Jahren erfochtenen Siege trug, in dem entlegensten Dörfchen die Herzen der kriegserprobten Veteranen höher schlagen ließ; und die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages des großen Kaisers Wilhelm I. am 22. März 1897.

Für jenes Jahr befahl der Kaiser am 27. Januar, daß die Fahnen und Standarten, wo immer sie enthüllt sich zeigten, mit frischem Eichenlaub geschmückt werden sollten, und verlieh ihnen neue Bänder mit ehernen Spangen, welche die Namen der Schlachten tragen, in denen sie 1870/71 vorangeweht hatten. Am 18. August sprach er der 1. Garde-Infanterie-Brigade seine Anerkennung für die todesmutige Treue und Hingabe aus, die sie vor St. Privat mit dem Blute von 2188 ihrer Tapfern besiegelt hatte, und schmückte die Fahnen des 1. Garde-Regiments mit dem hohen Orden vom Schwarzen Adler; zahlreiche alte Offiziere, welche an jenem Tage sich ausgezeichnet, erfreute er durch persönlich an sie gerichtete Orders, Ordensauszeichnungen oder Titelerhöhungen.

Mit brausendem Jubel aber begrüßten ihn am nächsten Tage 13 600 Veteranen des französischen Krieges, aus allen Teilen des Deutschen Reiches herbeigeeilt, als er auf dem Tempelhofer Felde nach einem weihevollen Feldgottesdienst ihre Reihen entlangritt, in einer unvergeßlichen Ansprache die Verleihung jener Spangen mit den Schlachtennamen an alle Träger der Kriegsdenkmünze und der silbernen Eichenblätter zum Eisernen Kreuz verkündete. Am 1. September sprach er, nachdem er an der Seite des greisen Königs Albert von Sachsen, des siegreichen Führers der Maasarmee, die Parade über das Gardekorps abgenommen hatte, ernste Worte der Mahnung, im Hinblick auf die Großtaten der Väter nun auch fest gegen die den Staat unterwühlenden inneren Feinde zu stehen. Endlich am 18. Oktober sehen wir ihn das gewaltige Denkmal einweihen, das dankbare Liebe seinem erlauchten Vater auf dem Felde seines Sieges bei Wörth gesetzt, mit den Schlußworten:

Die Fahnenweihe am 18. Oktober 1894.
Originalzeichnung von William Pape.

„Und wir Jüngeren vor allem, wir geloben im Anblick des hohen Siegers, unseres verewigten Kaisers, das zu halten, was er uns erfochten hat, und die Krone zu wahren, die er schmiedete, und dieses Reichsland, gegen wen es auch sei, zu schirmen und deutsch zu erhalten, so wahr uns Gott helfe und unser deutsches Schwert."

Am 21. März 1897 führte der Kaiser selbst zu Pferde die Fahnen der auswärtigen Regimenter, welche dem verewigten Kaiser nahegestanden hatten, vom Ankunftsbahnhofe in das Palais; am anderen Tage, nachdem er an der Ruhestätte und in dem Sterbezimmer seines unvergeßlichen Großvaters in stiller Andacht geweilt, von dort mit den Fahnen der Garden, alle mit frischem Lorbeer geschmückt, zum Festplatz, wo nun im Angesicht zahlreicher Fürsten, der paradierenden Truppen und Kriegervereine und einer vieltausendköpfigen, aus allen Teilen Europas zusammengeströmten Menge die Hülle des riesigen, dem großen Kaiser geweihten Denkmals fiel.

Allen Fahnen, welche am denkwürdigen 18. Januar 1871 bei der Kaiserproklamation im Spiegelsaal zu Versailles zugegen gewesen waren, verlieh der Kaiser einen silbernen Ring zur Erinnerung daran.

Der Armee aber wurden drei bleibende Erinnerungen an diesen Tag gewidmet: die deutsche Kokarde, welche, von nun an gleichmäßig von allen deutschen Truppen getragen, ein Wahrzeichen der mit Blut und Eisen erkämpften Einheit ist; die Erinnerungsmedaille, welche allen an diesem Tage in Dienst Gestandenen verliehen wurde; und die Prachtausgabe der militärischen Schriften Kaiser Wilhelms I. In den dazu erlassenen Orders sagt der Kaiser:

„Eine besondere Weihe will Ich diesem Jubeltage dadurch geben, daß Mein Heer von nun an auch die Farben des gemeinsamen Vaterlandes anlegt: das Wahrzeichen der errungenen Einheit, die deutsche Kokarde, die nach dem einmütigen Beschlusse Meiner hohen Bundesgenossen in dieser Stunde ihren Truppen ebenfalls verliehen wird, soll ihm eine für alle Zeiten sichtbare Mahnung sein, einzustehen für Deutschlands Ruhm und Größe, es zu schirmen mit Blut und Leben.

Der Kaiser bei dem 150jährigen Jubiläum des Garde-Jägerbataillons am 16. Juni 1894.

Dankerfüllt und voller Zuversicht ruht heute mein Blick auf Meinem Heere, denn ich weiß von ihm, dem die fürsorgende Liebe des Großen Kaisers von Seinen Jugendjahren bis zu den letzten Augenblicken Seines gottgesegneten Greisenalters gewidmet war, dem Er den Geist der Zucht, des Gehorsams und der Treue, welcher allein zu großen Taten befähigt, als ein köstliches Erbe hinterlassen hat, daß es seines hohen Berufes immerdar eingedenk sein und jede Aufgabe, die ihm anvertraut, erfüllen wird."

Und weiter:

„Mein in Gott ruhender Herr Großvater, des Kaisers und Königs Wilhelms des Großen Majestät, hat während Seines langen, gottbegnadeten Lebens mit nie rastender Sorge und Liebe über dem Wohle der Armee gewacht und an die Vervollkommnung der Heereseinrichtungen Seine ganze Kraft gesetzt. Seine in fast unübersehbarer Zahl vorliegenden Schriften tun die unvergleichliche Treue kund, mit der Er sich diesem hohen Berufe gewidmet hat, in dem Ihm nichts zu klein, nichts zu unbedeutend erschienen ist, um nicht dafür das ganze Können und Wollen einzusetzen.

Ich will die reichen, in ihnen niedergelegten Erfahrungen Meiner Armee nicht länger vorenthalten und habe deshalb beschlossen, die wichtigeren bei dem Kriegsministerium aufbewahrten Urkunden über das militärische Wirken des Großen Kaisers der Öffentlichkeit zu übergeben. Aus ihnen soll Mein Heer, dem ich diese Arbeit an dem heutigen Jubeltage als ein besonders bedeutungsvolles Zeichen Meines Wohlwollens und des in die Armee gesetzten Vertrauens widme, von neuem ersehen, was Er ihr gewesen ist, was Er für sie geschaffen hat.

Mögen diese Zeugnisse erhabenster Pflichttreue in Meinem Heere vorbildlich werden für alle Zeiten, möge insbesondere ein jeder Meiner Offiziere aus ihnen eine Mahnung entnehmen, auch mit ganzer Kraft für das Wohl des Heeres und damit des gesamten Vaterlandes zu wirken, dann wird das Vermächtnis des erhabenen Kaisers die Frucht tragen, die Ich von ihm erhoffe."

Zum 1. Januar 1900 verlieh der Kaiser für die Fahnenbänder der Truppen der Preußischen Armee und der mit ihr vereinigten Kontingente Erinnerungsspangen von vergoldetem Metall. Dieser Maßnahme schlossen sich als Zeichen der untrennbaren Einheit der Armee für ihre Kontingente Württemberg, Sachsen und Bayern an. Der Wortlaut der Allerhöchsten Order lautet:

„.... Dankerfüllten Herzens richtet sich an dem Wendetage des Jahrhunderts Mein Auge zu dem Thron des Allmächtigen, der so Großes an uns getan hat, zu Ihm flehe ich mit Meinem Volke in Waffen, daß Er auch in Zukunft mit uns sein möge.

Paroleausgabe durch den Kaiser am Neujahrsmorgen in der Ruhmeshalle.

Voll freudigen Stolzes gedenke Ich derer, die Er Seine Werkzeuge sein ließ: Meines vielgeprüften Herren Urgroßvaters, des unvergeßlichen Großen Kaisers, Meines vielgeliebten Herren Vaters und ihrer treuen Verbündeten; ihrer Berater und Heerführer, die Preußens Schwert geschärft und, als die Stunde des Kampfes schlug, sein Heer von Sieg zu Sieg geführt haben; der Männer, die für des Vaterlandes Befreiung und Ehre willig und furchtlos Leben und Blut zum Opfer gebracht haben.

Ich danke Meinem Heere für alles, was es in diesem langen Zeitraum Mir, Meinem Hause und dem Vaterlande geleistet hat, für seine Hingebung und Opferwilligkeit, für seine Tapferkeit und Treue. Und wenn sich heut seine ruhmgekrönten Fahnen im Schmuck des Lorbeers vor dem Altar des Allmächtigen neigen, um von Mir das Erinnerungszeichen zu empfangen, das nach dem einmütigen Beschlusse Meiner erhabenen Bundesgenossen den Feldzeichen des gesamten deutschen Heeres als ein neues Unterpfand seiner Einheit und seiner Untrennbarkeit zuteil wird, dann soll es das Gelübde erneuern, immerdar es den Vätern und Vorvätern gleichzutun, mit deren Blute der Bund gekittet ist, der Deutschlands Fürsten und Völker jetzt und in alle Zukunft umschließt.

Mögen dann nach dem Willen der Vorsehung auch neue Stürme über das Vaterland hinbrausen und seinen Söhnen abermals das Schwert in die Hand drücken: an Meinem tapferen Heere werden sie sich brechen, es wird sein und bleiben, was es war und ist, ein Fels, auf dem Deutschlands Macht und Größe ruht. Das walte Gott!"

Jede Armee ist so, wie ihr Offizierkorps ist: dessen Ergänzung, Erziehung und Ausbildung betrachtet deshalb der Kaiser als eine seiner vornehmsten Aufgaben. Durch Erlaß vom 29. März 1890 gab er die Gesichtspunkte für Auswahl und Annahme des Offiziernachwuchses, um dem mit dem Anwachsen des Heeres drohenden Mangel zu steuern. Er sagt darin:

„.... Nicht der Adel der Geburt allein kann heutzutage wie vordem das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, der Armee ihre Offiziere zu stellen. Aber der Adel der Gesinnung, der das Offizierkorps zu allen Zeiten beseelt hat, muß demselben unverändert erhalten bleiben. Und das ist nur möglich, wenn die Offizier-Aspiranten aus solchen Kreisen entnommen werden, in denen dieser Adel der Gesinnung zu Hause ist. Neben den Sprossen der adligen Geschlechter des Landes, neben den Söhnen Meiner braven Offiziere und Beamten, die nach alter Tradition die Grundpfeiler des Offizierkorps bilden, erblicke Ich die Träger der Zukunft Meiner Armee auch in den Söhnen solcher ehrenwerten bürgerlichen Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christliche Gesittung gepflegt

Die Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals bei Wörth am 18. Oktober 1895.

und anerzogen werden. Ich kann es nicht gutheißen, wenn manche Kommandeure sich für die Heranziehung des Offiziersatzes eigene, einseitige Grundsätze schaffen, wenn beispielsweise die Grenzen der erforderlichen wissenschaftlichen Bildung so eng gezogen werden, daß für die Annahme eines jungen Mannes die Ablegung der Abiturientenprüfung als unabweisbare Bedingung hingestellt wird. Ich muß es mißbilligen, wenn der Eintritt abhängig gemacht wird von einer übermäßig hohen Privatzulage, welche die Söhne wenig begüterter, aber nach Gesinnung und Lebensauffassung dem Offizierkorps nahestehender Familien der Armee fernhalten muß .... Ich will nicht, daß in Meiner Armee das Ansehen der Offizierkorps nach der Höhe der Eintrittszulage bemessen werde, und schätze diejenigen Regimenter besonders hoch, deren Offiziere sich mit geringen Mitteln einzurichten und doch ihre Pflicht mit der Befriedigung und Freudigkeit zu erfüllen wissen, die den Preußischen Offizier von altersher ausgezeichnet haben ....."

Im engen Zusammenhang damit steht die Erweiterung des Kadettenkorps nicht bloß zahlenmäßig durch Errichtung neuer Anstalten in Karlsruhe und Naumburg, eines II. Bataillons der Hauptanstalt Lichterfelde, sondern vor allem auch durch Umgestaltung und Vertiefung seines Lehrplans. Die bezügliche Order vom 13. Februar 1890 enthält die bedeutsamen Sätze:

„Zweck und Ziel aller, namentlich aber der militärischen Erziehung ist auf gleichmäßigem Zusammenwirken der körperlichen, wissenschaftlichen und religiös-sittlichen Schulung und Zucht beruhende Bildung des Charakters. Keine Seite der Erziehung darf auf Kosten der anderen bevorzugt werden ....

Bei aller Vereinfachung muß der Unterricht indessen noch mehr dahin nutzbar gemacht werden, daß die Kadetten nicht allein die für den militärischen Beruf unmittelbar erforderlichen Vorkenntnisse und Fertigkeiten gewinnen, sondern auch ein geistiges Rüstzeug erhalten, welches sie befähigt, selber dereinst

Der Kaiser in der Uniform des Gardes du Corps.

in der Armee, der großen Schule der Nation, sittlich erziehend und belehrend zu wirken, oder falls sie später in einen anderen als den militärischen Beruf übertreten, auch dort ihren Platz auszufüllen.....

Im Religionsunterricht ist die ethische Seite desselben hervorzuheben und das Gewicht darauf zu legen, daß die Zöglinge in Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit zur Strenge gegen sich, zur Duldsamkeit gegen andere erzogen werden.....

Der Geschichtsunterricht muß mehr als bisher das Verständnis für die Gegenwart und insbesondere für die Stellung unseres Vaterlandes in derselben vorbereiten.....

Das Deutsche wird Mittelpunkt des gesamten Unterrichts...."

Und den Kadetten gab er bei der Besichtigung des neuerrichteten Bataillons am 21. Juni 1891 die beherzigenswerte Mahnung:

„Ihr sollt dermaleinst Euren Soldaten und Kameraden als Vorbild dienen. Führt daher auf echt christlicher Grundlage einen sittenreinen Lebenswandel. Enthaltet Euch des Luxus und lebt in Einfachheit der Sitten. Erinnert Euch, daß Eure Vorfahren und Väter als brave Offiziere die Fahne mit ihren Leibern gedeckt haben, daß an manchen Fahnen eine jahrhundertelange, ehrenvolle Geschichte haftet. Behaltet die Worte im Gedächtnis, die Ihr im Gotteshaus gehört habt, beherziget sie und erweist Euch der Taten Eurer Vorfahren würdig."

Zweihundertjahrfeier des preußischen Königtums, 17. Januar 1901: Vorbeimarsch der Fahnen.

Der Kaiser gönnt seinen Offizieren nach dem anstrengenden, alle Kräfte des Körpers und Geistes beanspruchenden Dienst gern die Ruhe und fröhliches Beisammensein in behaglich ausgestatteten Offiziersheimen; er weilt gern selbst in ihrem Kreise als Kamerad unter Kameraden, erfreut sich mit herzerquickendem Humor an theatralischen oder sonstigen Aufführungen, wenn auch der Jugendmut einmal überschäumt, und pflegt wohl das einfache Mahl durch ein Glas zu würzen, das er den verschiedenen Dienstgraden nacheinander zutrinkt. Übertriebenen, verweichlichenden Luxus und Wohlleben aber bekämpft er und hat — was früher noch nie geschehen war — in jenem oben erwähnten Erlaß Bestimmungen getroffen über die Höhe der Zulagen, welche für junge Offiziere von deren Familien beansprucht werden dürfen. Sie haben wohltätig gewirkt, denn sonst würde es heutzutage den Söhnen von Offizieren, Beamten und Landwirten, also der Kreise, denen der erwünschteste Offiziersnachwuchs entstammt, nur selten möglich sein, diese Laufbahn zu ergreifen.

Wie ernst und heilig der Kaiser die Standespflichten des Offiziers auffaßt, wie er peinlichste Wahrung der Standesehre, schärfste Selbstzucht, Achtung vor jedem anderen ehrenwerten Stande unnachsichtlich verlangt, davon geben zahlreiche Kabinettsorders Zeugnis; insbesondere die für die Handhabung der Ehrengerichte und zur Einschränkung des Zweikampfes erlassenen vom 1. Januar 1897 und 15. Juli 1910.

Für die wissenschaftliche Ausbildung des Offizierkorps und seines Nachwuchses wurde gesorgt durch Vermehrung und Erweiterung der Kriegsschulen und der Kriegsakademie, Ausbau des Lehrplans dieser und Ausstattung mit einer eigenen Reitanstalt; endlich durch Bestimmungen, welche der schriftstellerischen Betätigung der Offiziere weiteren Spielraum gewähren. Bei der Hundertjahrfeier der Kriegsakademie am 15. Oktober 1910 gab der Kaiser in einer erhebenden Ansprache seinem Glückwunsch für diese, die er als eine Hochburg der Kriegswissenschaften, weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus vorbildlich wirkend, bezeichnete, Ausdruck.

Kaiser Wilhelm-Akademie in Berlin.

Eine durchgreifende Änderung erfuhr die Ausbildung der Offiziere der Spezialwaffen. Nachdem schon seit 1892 für die jungen Offiziere der Feldartillerie an Stelle des Besuches der Artillerie- und Ingenieur-Schule die theoretische und praktische Ausbildung auf der Feldartillerie-Schießschule getreten war, wurde am 1. Oktober 1907 die erstgenannte Anstalt mit der 1903 begründeten Militärtechnischen Akademie verschmolzen. Diese dient nur der fachwissenschaftlichen Ausbildung für alle neuernannten Offiziere der Fußartillerie und des Ingenieur- und Pionierkorps; einer weiteren, hochschulmäßigen im Waffenwesen, Ingenieurwesen und Militärverkehrswesen für ausgewählte Offiziere aller Waffengattungen. Der von Jahr zu Jahr steigende Andrang zu beiden Hochschulen beweist, wie ihre Neugestaltung dem wissenschaftlichen Bedürfnis des Offizierkorps entgegengekommen ist.

Das ernste wissenschaftliche Streben des militärärztlichen Standes und die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses für das Sanitätsoffizierkorps förderte der Kaiser mächtig durch die Umgestaltung der seit hundert Jahren bewährten „Pepinière" in die „Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen" (2. Dezember 1895), der er am 10. Juni 1910 ein neues, großartiges, mit allen Hilfsmitteln der heutigen Wissenschaft reich ausgestattetes Heim mit den Worten überwies:

> „Ich entbiete der Kaiser Wilhelms-Akademie für das ärztliche Fortbildungswesen Meinen Glückwunsch zur Vollendung ihres neuen Heims. Ich spreche ihr gern Meine warme Anerkennung aus für die guten Dienste, die sie Meiner Armee und dem Vaterlande geleistet hat, und danke allen, die an der Entstehung und Vollendung dieses stolzen Baues mitgewirkt haben. Durch das ernste Streben aller dieser Glieder hat die Akademie ihre Aufgabe, ein jederzeit auf der Höhe der medizinischen Wissenschaft und der ärztlichen Kunst stehendes Sanitätskorps heranzubilden, voll und ganz gelöst. Möge dieser Geist, der unter schwierigen Aufgaben im Kriege und im Frieden nie versagt hat, sich auch in dem neuen Hause betätigen. Dann wird Gottes Segen auch ferner auf der Kaiser Wilhelms-Akademie ruhen."

Dem tierärztlichen Personal des Heeres hat der Kaiser die lange erstrebte und seinem wissenschaftlichen Hochstande entsprechende Hebung zuteil werden lassen, indem er es am 1. April 1910 in ein Veterinär-Offizierkorps umformte.

v. Coler,
Generalstabsarzt der Armee 1889—1901.

Endlich muß erwähnt werden, daß das auf veralteten Grundlagen beruhende Militärgerichtsverfahren eine vollkommene Umwälzung erfahren hat durch die am 1. Oktober 1900 in Kraft getretene Militärstrafgerichtsordnung. Sie baut sich auf den Grundsätzen der neuzeitlichen Rechtswissenschaft auf und steht, soweit angängig, mit den Formen des modernen Zivilgerichtsverfahrens im Einklang. In engem Zusammenhange damit stehen die vom Kaiser am 22. September 1902 erlassenen neuen Kriegsartikel. Kürzer und übersichtlicher gefaßt als die früheren, von frischem, echt soldatischem Geist durchweht, bieten sie dem gemeinen Soldaten eine leicht faßliche, ergreifende und fesselnde Pflichtenlehre und Richtschnur für alle Anforderungen seines ehrenvollen Standes.

v. Schjerning,
Generalstabsarzt der Armee von 1905 ab.

Das materielle Wohl jedes Angehörigen der Armee zu fördern, soweit die Mittel dafür irgend zu beschaffen sind, ist des Kaisers nie ermüdende Sorge.

Die Bewilligung von Pferdegeldern (von 1891 ab) hat die Last der Beschaffung eigener Pferde, die früher manchen unbemittelten Offizier zugrunde zu richten drohte, erleichtert; durch die Gründung der Darlehnskasse für Offiziere (1889) und für Generale und Stabsoffiziere (1893), welche beide am Geburtstage des Kaisers 1895 zur „Kaiser-Wilhelm II.-Stiftung für Offiziere des Friedensstandes" verschmolzen wurden, ist die Möglichkeit geboten, unverschuldeten Notständen abzuhelfen. Hierzu kam ein Jahr darauf eine ebensolche Stiftung für Beamte der Militärverwaltung, endlich die Begründung der Offizier-Darlehnskasse neben dem bestehenden Offizier-Unterstützungsfonds, deren Verwendung durch eine Vorschrift von 1897 streng geregelt wurde.

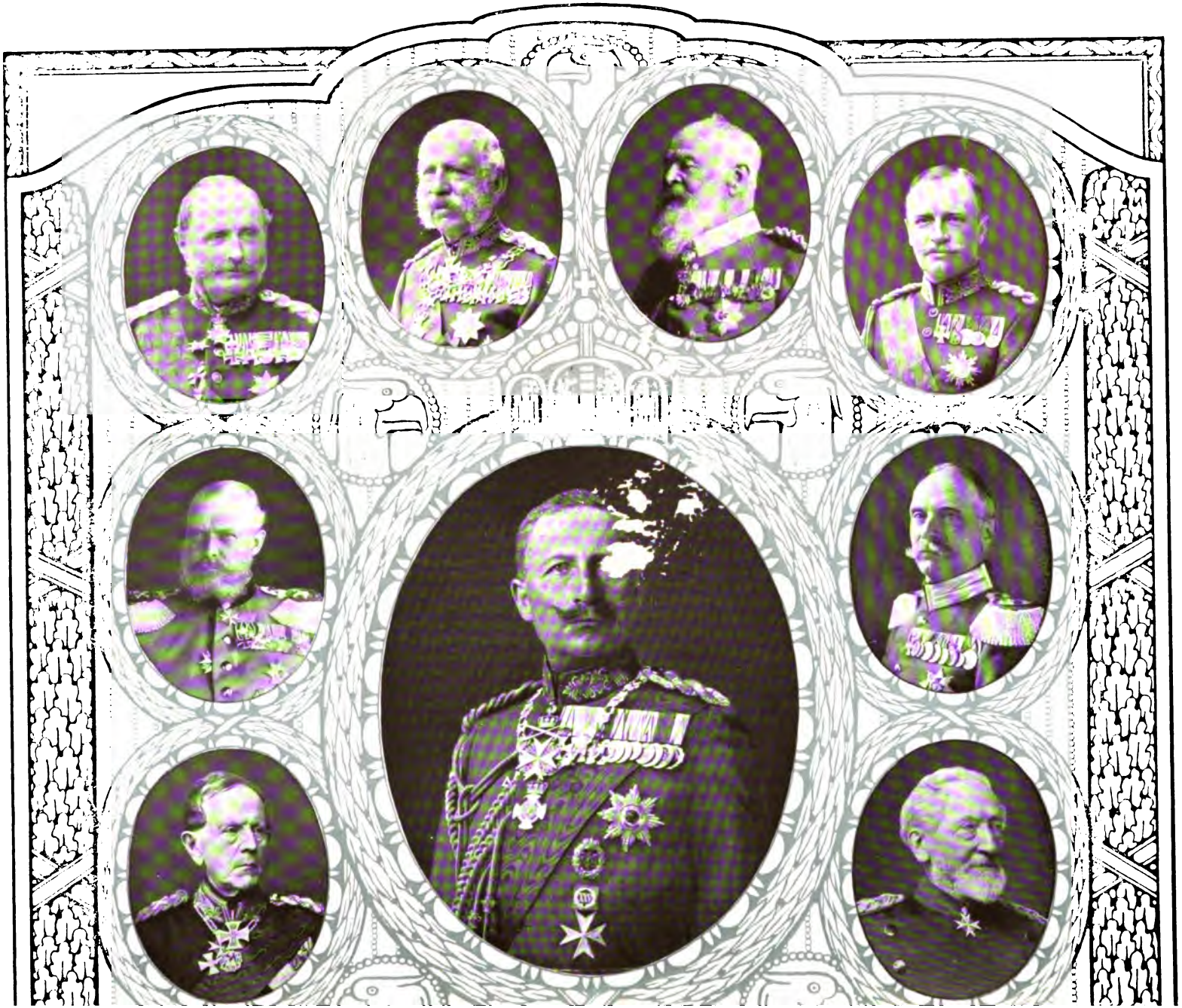
Durch die Aufbesserung von 1897 und das Reichsbesoldungsgesetz vom 15. Juli 1909 gelang es, die Gehälter der Offiziere und älteren Unteroffiziere der seit ihrer Festsetzung eingerissenen allgemeinen Preissteigerung wenigstens einigermaßen anzupassen und in gerechter Weise, nach dem System der Dienstaltersstufen, zu regeln; durch die Pensionsgesetze vom 31. Mai 1906, die Gesetze betreffend die Witwen- und Waisenversorgung vom 31. Mai 1901 und 17. Mai 1907 die Sorge um das eigene Alter und um die Hinterbliebenen zu erleichtern.

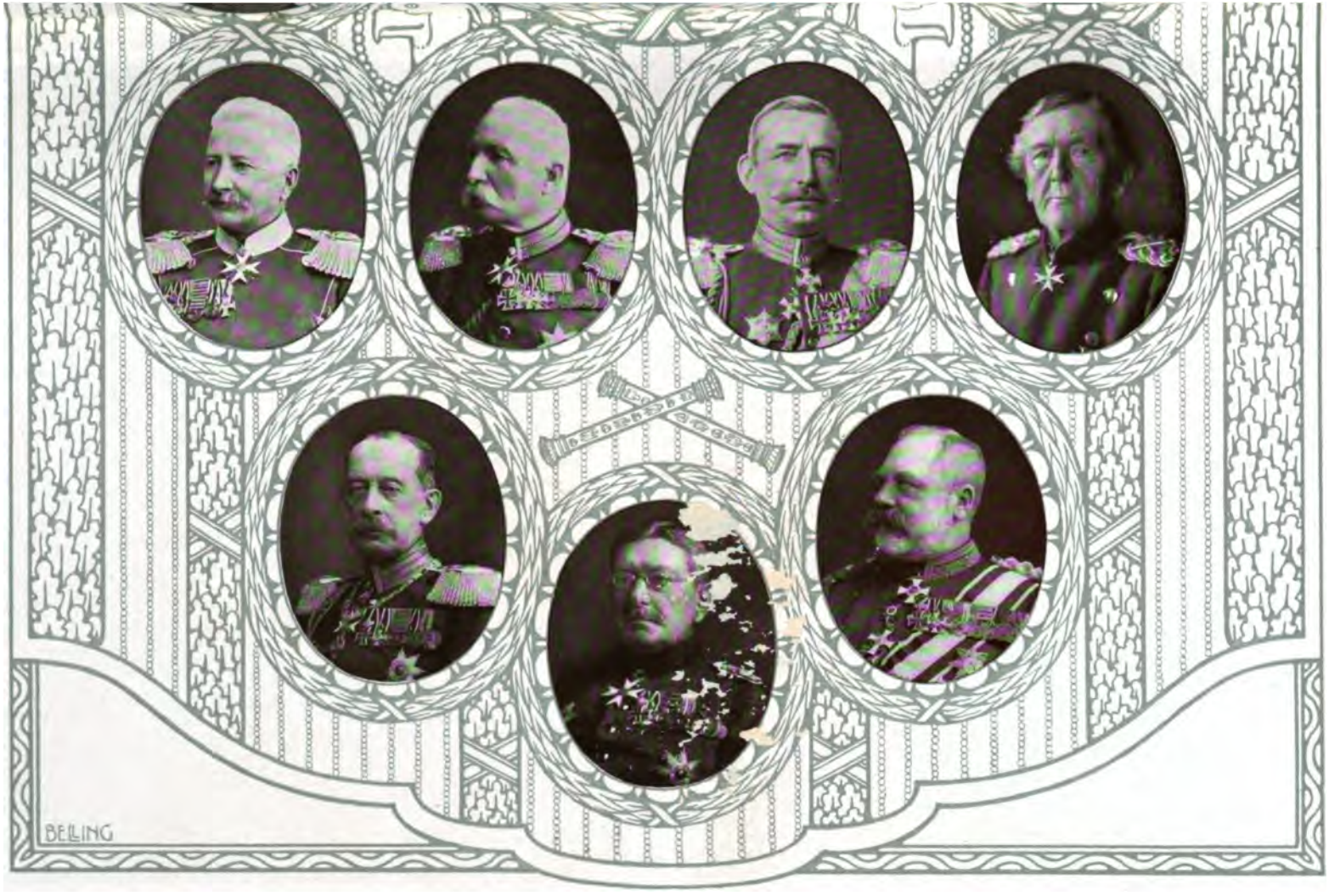
Die Gebührnisse der Mannschaften wurden durch Gewährung eines Putzzeuggeldes, des Kapitulationshandgeldes und der gesteigerten Kapitulantenzulage erhöht, vom 1. Oktober 1912 ab auch die Löhnung aller Mannschaften; die Verpflegung durch warme Abendkost im Frieden, die fahrbaren Feldküchen für den Kriegsfall verbessert.

Wie durchgreifend für gute Unterkunft des Soldaten gesorgt wird, mag daraus hervorgehen, daß unter der Regierung Kaiser Wilhelms neue Kasernen, durchweg den modernsten hygienischen Anforderungen entsprechend, entstanden sind — ohne die für Maschinengewehr-Formationen, Institute usw. bestimmten und sonstige kleinere Kasernements zu rechnen — für 268 Infanterie-, Fußartillerie-, Pionier- und Verkehrsbataillone, für 42 Kavallerieregimenter, 94 Abteilungen Feldartillerie und 6 Trainbataillone.

Mindestens gleichen Schritt damit hat die Erbauung neuer, den höchsten Anforderungen der Wissenschaft genügender Lazarette gehalten, denen als ganz neue Einrichtung in fast allen Armeekorpsbezirken Genesungsheime, darunter auch zwei für Unteroffizierfamilien und das Offizier-Genesungsheim zu Falkenstein im Taunus, zur Seite getreten sind.

Die Behandlung des gemeinen Soldaten, übrigens in keiner Armee so human wie in der preußisch-deutschen, ist durch oft wiederholte, eindringliche und streng gehandhabte Vorschriften gesichert,





Der Kaiser und die General-Feldmarschälle.

(Von links nach rechts): König Georg von Sachsen — König Albert von Sachsen — Prinzregent Luitpold von Bayern — König Friedrich August III. von Sachsen — Prinz Albrecht von Preußen — Großherzog Friedrich II. von Baden — Graf von Moltke — Graf von Blumenthal — Graf von Waldersee — von Loë — von Hahnke — Graf von Haeseler — Graf von Schlieffen — Freiherr von der Goltz — von Bock und Polach.

Phot. O. Tellgmann, Eschwege.

Der Feldgottesdienst auf dem Tempelhofer Feld in Berlin 1912.

die Beschwerdeführung neu geregelt, durch Einführung der Turnspiele den Mannschaften eine rasch beliebt gewordene Unterhaltung geboten. Eigene sorgfältige Beobachtung während der Manöver führte den Kaiser zu der im Jahre 1894 an das Kriegsministerium gerichteten Verfügung:

> „Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß die feldmarschmäßige Belastung der Infanterie dringend einer wesentlichen Erleichterung bedarf. Ich halte das, was bisher in dieser Richtung geschehen, nicht für genügend, um die Marsch- und Gefechtskraft Meiner Infanterie in dem Maße zu steigern, wie dies die heute an dieselbe zu stellenden Aufgaben fordern, und beauftrage Sie daher, Mir schleunigst noch weitere auf die Erleichterung der Infanterie abzielende Vorschläge zu unterbreiten."

Sie hatte nach eingehenden Versuchen eine Erleichterung des Marschgepäcks zur Folge. Der feldgrauen (graugrünen) Kriegsuniform ist bereits gedacht; sie bietet neben den anderen Vorteilen durch ihren Schnitt und den Fortfall der blankzuputzenden Teile dem Mann eine große Erleichterung. Der schon 1889 bei der Kavallerie eingeführte, der eigenen Anregung des Kaisers entsprungene Armeesattel hat sich trotz mancher anfangs aufgetauchter Bedenken durchaus bewährt.

Der ungemein zahlreichen Verbesserungen des Kriegsmaterials aller Art hier auch nur andeutungsweise zu gedenken, verbietet der Raum; es genüge, darauf hinzuweisen, daß die deutsche Heeresverwaltung jeden Fortschritt der neuzeitlichen Technik aufmerksam verfolgt und, häufig auf persönliche Anregung des Kaisers, dem Heere nutzbar zu machen bestrebt ist.

Auch der alten, ehrenvoll aus dem Heere geschiedenen Soldaten gedenkt der Kaiser gern. Durch die Gesetze vom 22. Mai 1893, 31. Mai 1901 und besonders das Offizier-Pensions- und Mannschafts-Versorgungsgesetz vom 31. Mai 1906 ist für eine zeitgemäße Neuregelung der zuständigen Pensionen und sonstigen Versorgungen gesorgt.

Insbesondere den Veteranen der großen Kriege wurden, wenn es auch noch nicht möglich gewesen ist, allen einen gleichmäßigen Ehrensold zu verschaffen, Erleichterungen und Unterstützungen durch die Gesetze vom 14. Januar 1894 und 22. Mai 1895 gewährt.

In den Kriegervereinen erblickt der Kaiser, wie er häufig ausgesprochen, wertvolle Bundesgenossen im Kampfe gegen die Umsturzbestrebungen der Sozialdemokratie; er hat ihre Beziehungen zur aktiven Armee geregelt und sieht es gern, wenn sie bei Manövern und Reisen in die Provinzen ihm Gelegenheit geben, sie in größerer Zahl versammelt zu begrüßen. Am 1. September 1912 vereinigte der Kaiser die Kriegervereine der ganzen Provinz Brandenburg, in der Stärke von 45 000 Mann, zu einem erhebenden Feldgottesdienst bei Berlin; zusammen mit der am nächsten Tage abgehaltenen Parade, in

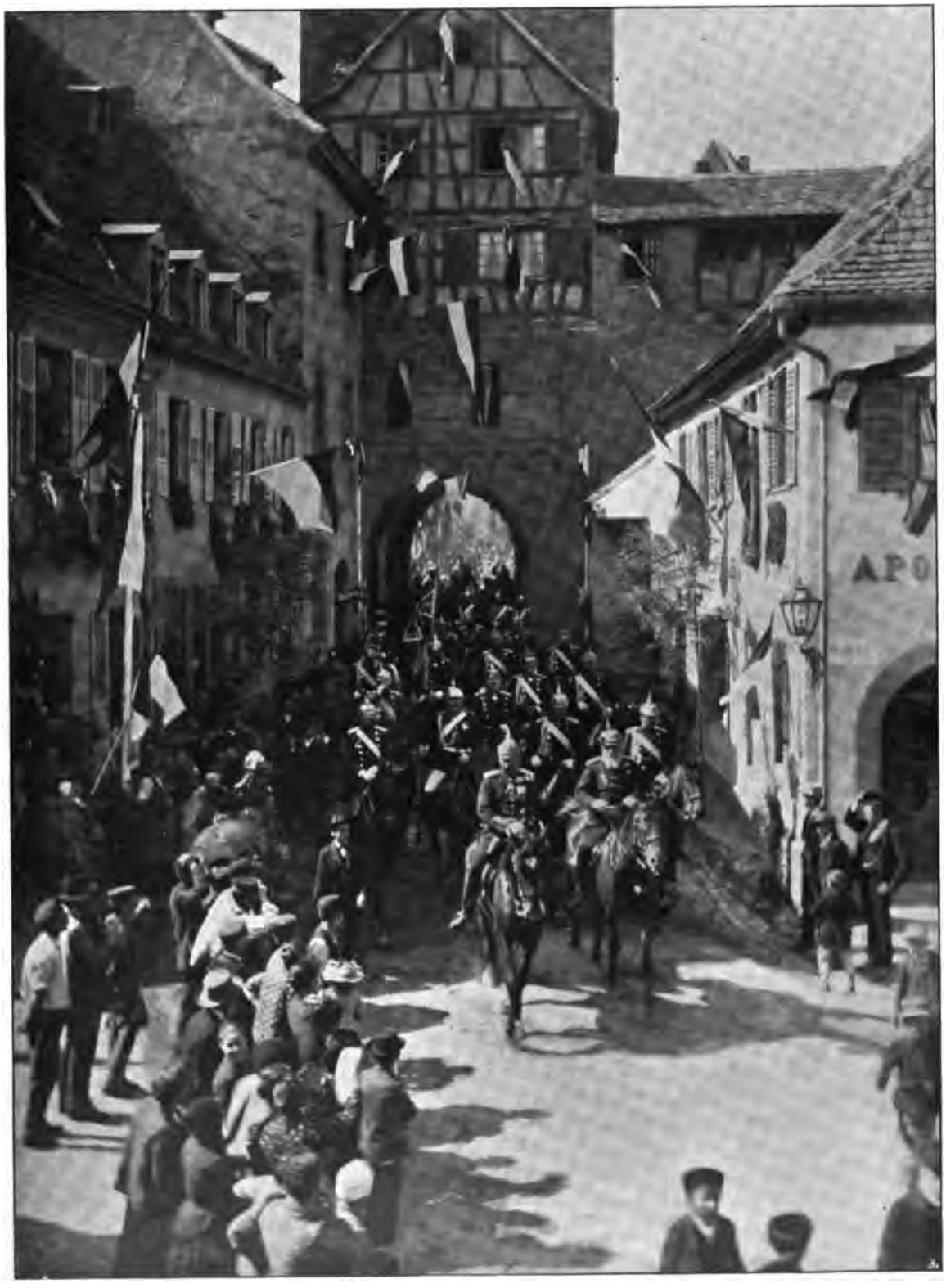
Offiziergenesungsheim Falkenstein. Hauptgebäude von Süden aus gesehen.

welcher das gesamte Garde- und III. Armeekorps mit etwa 50 000 Mann standen, eine unvergeßliche Feier des großen Tages von Sedan.

Sehen wir so den Kaiser als unermüdlichen, das Größte wie das Kleinste gleichmäßig bedenkenden Schöpfer und Pfleger des Heeres auf allen Gebieten, so würde das Bild unvollständig sein, wenn nicht auch seiner persönlichen Tätigkeit als Heerführer gedacht würde.

Die unzähligen Besichtigungen, denen der Kaiser Truppen aller deutschen Kontingente und aller Stärken, von der Kompagnie bis zum Armeekorps hinauf, unterzogen hat und, soweit ihm seine anderen Herrscherpflichten Zeit lassen, noch jetzt unterzieht, können hier nur gestreift werden. Es sei aber darauf hingewiesen, daß jede solche Besichtigung eine scharfe Prüfung der Ausbildung, nicht ein eingelerntes Schaustück ist; gemäß seiner am 31. März 1889 ausgesprochenen Willensmeinung: „Jeder Besichtigungstag muß ein wahrer Übungstag für die Truppen sein.“ Alle besichtigenden Vorgesetzten sind durch diese inhaltschwere, die Richtschnur für die gesamte Truppenausbildung gebende Order aufs schärfste angewiesen, in erster Linie die kriegsmäßige Durchbildung der Truppe zu prüfen, einseitige Betonung der formalen Ausbildung und ein Übermaß von Besichtigungen zu meiden.

Schon im ersten Herbste seines Regierungsantritts versuchte der Kaiser, der als Prinz nur eine Infanterie-Brigade und einmal eine Kavallerie-Brigade hatte kommandieren können, sich in der Führung eines Armeekorps und zeitweise in der Oberleitung der Manöver bei Müncheberg. Der Versuch gelang. Der Kaiser manövrierte so geschickt, daß die Armee das sichere Gefühl erhielt, ihr Kriegsherr werde sie mit Gottes Hilfe auch fernerhin zum Siege führen; um so mehr, als man bemerkte, daß der hohe Herr seine Entschlüsse durchaus selbständig faßte, bei der Abfassung seiner Befehle jede fremde Hilfe abwies. Der greise Erzherzog Albrecht von Österreich, der Sieger von Custozza, der den Manövern damals beiwohnte, war durch die Führung und die Leistungen überrascht und äußerte später wiederholt, daß diese Übungen von 1888 ihm unvergeßlich seien. In den Manövern von 1889 ließ der Kaiser eine von ihm selbst ausgewählte Stellung feldmäßig, mit allen damals neuesten Mitteln der Technik (fahrbaren



Einzug des Kaisers und Großherzogs von Baden in Lauterburg (Kaisermanöver 1893).

Phot. A. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Der Kaiser beobachtet den Übergang der Truppen über die Elbe.

Panzertürmen usw.) befestigen und gab so einen starken Antrieb zur Betätigung dieser heutzutage unentbehrlichen Kunst.

Lange Jahre hindurch hat er von da ab stets die Führung von Armeekorps, Kavalleriedivisionen und Kavalleriekorps, seit 1895 auch größeren Armeeverbänden übernommen, da in diesem Jahre zum ersten Male 4 Armeekorps nebst mehreren Kavalleriedivisionen zusammengezogen wurden. Ganz neue Gesichtspunkte brachte er 1890 in die Übungen, indem er zum ersten Male Flotte und Landheer zusammenwirken ließ. In größerem Maßstabe wurden diese lehrreichen Übungen im Jahre 1901 in Westpreußen wiederholt, wo ein starkes Landungskorps der Flotte eingriff.

Niemand, der solchen großen Manövern nicht selbst beigewohnt hat, kann sich einen Begriff machen von der Summe anstrengender und aufreibender Tätigkeit, die sie für den Kaiser mit sich bringen. Hat er doch in diesen Tagen nicht nur die Obliegenheiten des Heerführers zu erfüllen, sondern daneben noch die landesherrlichen Pflichten gegen die Provinzen, in denen er weilt, gegen die Fürsten, die er stets in großer Zahl als seine Gäste bei den Manövern zu sehen pflegt oder deren Truppen er besichtigt, gegen die Bevölkerung, die in Massen von weither zusammenströmt, um ihren Kaiser zu sehen. Mit Recht schrieb 1889 ein Berichterstatter über die Lasten der Kaiserarbeit:

> „Man vergegenwärtige sich nur gestern und heute: gestern früh Vorträge, dann Gesangaufführung des hiesigen Domchors, Empfang der Abordnung der Universität Göttingen, Feldgottesdienst, Vorträge, Audienzen, kurze Pause, Pferderennen, Prunkmahl der Provinzialstände, Theatervorstellung; und das alles in ununterbrochener Reihenfolge. Gegen 11 Uhr kehrte der Kaiser aus dem Theater zurück, und nun erst fand er die Generalidee für das heutige Manöver vor und mußte in der Nacht noch die Dispositionen treffen und dieselben seinen Unterführern mitteilen lassen. In aller Herrgottsfrühe ging es dann schon wieder hinaus. Und als die Spitzen der Nordpartei bald nach 9 Uhr mit den ersten Reitern des Feindes drei Kilometer westlich Springe zusammenstießen, da hatte der Kaiser schon 35 Kilometer im Sattel zurückgelegt, nachdem er bis zum Sammelplatz der Kavalleriedivision gefahren war und in Linden den feierlichen Empfang der Bürgerschaft entgegengenommen hatte."

Spät am Nachmittag nach Springe zurückgekehrt, brachte er abends auf der Pürsche im dortigen Wildpark einen braven Hirsch zur Strecke und war am nächsten Morgen um 6 Uhr bereits auf dem 20 Kilometer entfernten Sammelplatz des VII. Armeekorps zur Stelle, um nun stundenlang, unter strömendem Regen, mit eiserner Ruhe im tief aufgeweichten Ackerboden zu stehen, bis alle einzelnen Kolonnen eingetroffen und zum Angriff entwickelt waren.

So oder ähnlich geht es alle Jahre; auch wenn der Kaiser, wie neuerdings, nicht die Führung der einen oder anderen Partei übernimmt, sind die Anstrengungen für ihn kaum geringer. Im Gegenteil, sie steigern sich, je größer die Zahl der versammelten Korps, je weiter die Anmärsche und die Frontausdehnungen werden, je öfter den heutigen Kriegsverhältnissen entsprechend die Nacht für Anmarsch und Entwicklung zu Hilfe genommen werden muß. Entfernungen spielen dann keine Rolle, Rücksichten auf

Phot. O. Tellgmann, Eschwege.

S. M. der Kaiser fragt einen Infanteristen, ob er über die Gefechtslage orientiert sei.

eigene Bequemlichkeit, auf Tag oder Nacht, auf Wind und Wetter gibt es nicht. Nur in seltenen Fällen, bei dauernd außergewöhnlich schlechter Witterung, hat der Kaiser aus Rücksicht auf die Gesundheit der Truppen sich entschlossen, die Manöver zu kürzen.

Mit größter Genauigkeit verfolgt er, bald hierhin, bald dorthin eilend, die Bewegungen der operierenden Korps, arbeitet auf das sorgfältigste die ihm zugehenden Befehle und Meldungen der Führer durch, um über jede Einzelheit unterrichtet zu sein und, in der Regel am Schluß, sein Urteil über den ganzen Verlauf der Manöver abzugeben. Es ist bekannt, daß er diese Kritik in geradezu klassischer Weise, mit einem staunenswerten Überblick über die verwickeltesten Vorgänge und mit verständnisvollem Eingehen auf die Entschlüsse der Führer in fließender, fesselnder Rede abhält. Wer von den Offizieren es irgend erreichen kann, in den großen, um den Kaiser versammelten Hörerkreis zu dringen, läßt sich das gewiß nicht entgehen, und stets ist die Bewunderung für die Klarheit, Sachlichkeit und Bestimmtheit des Urteils allgemein.

Wenn nach der die Manöver in der Regel eröffnenden Parade der Kaiser die Generale und Stabsoffiziere zum Prunkmahl um sich versammelt und auf das Wohl des Armeekorps trinkt, versäumt er es nie, auf die ruhmvolle Geschichte der Regimenter zurückzugreifen und ihre besonderen Ehrentage, die Namen hervorragender Führer in seine Rede einzuflechten. So sprach er 1890 zum V. Armeekorps:

> „Welche Namen von Heerführern treten uns hier vor Augen: York, Blücher, Sacken, Langeron, lauter tapfere Heerführer, die zum erstenmal verbunden den ins Land gedrungenen Feind aufs Haupt schlugen.
>
> Gehe Ich nun auf die Truppen über, wer wollte da beim Anblick des Grenadier-Regiments König Wilhelms I. nicht der ruhmreichen Tage gedenken, die gerade diesem Regiment in den letzten Feldzügen beschieden waren. Wenn Ich bloß den einen Tag hervorhebe, den Tag von Weißenburg, an dem es dem Regiment vergönnt war, gegen einen braven, sich verzweifelt wehrenden Feind einen übermenschlichen Sturm zu unternehmen und zu einem guten Ende zu führen, wo das Regiment unter den Augen Meines hochseligen Herrn Vaters seine erste großartige Feuertaufe empfing, und wo die Freude Meines Vaters noch darin gipfelte, den sterbenden Major v. Kaisenberg in seinen Armen aufzufangen und seiner Seele vor dem Tode noch den Kuß aufzudrücken."

Der Großherzoglich Hessischen Division rief er in Darmstadt, des letzten großen Krieges gedenkend, zu:

> „Der eherne Löwe, der an dem stillen Waldsaum des Bois de la Cusse ruht über den Gebeinen der Gefallenen, berichtet der Mit- und Nachwelt, daß Hessens tapfere Soldaten und Offiziere unter Eurer Königlichen Hoheit bewährter und tapferer Leitung für das Wohl und die Einigkeit des Vaterlandes stritten, siegten und fielen."

Die Kaisermanöver, deren kriegsmäßige Anlage und Durchführung in den letzten Jahren sich immer mehr vervollkommnet hat, haben für die Armee einen außerordentlichen Wert. Sie bilden den Prüfstein der kriegsmäßigen Truppenausbildung, sichern deren durchgehende Gleichmäßigkeit in allen deutschen Armeekorps, bieten die einzige Gelegenheit, Führer und Truppen in den Verhältnissen des großen Krieges der heutigen Massenheere zu schulen. Jeder Laie wird einsehen, daß es eine ganz andere Aufgabe ist, eine

Masse von 2 oder gar 4 Armeekorps mit Kavalleriedivisionen, also vielleicht 40 oder 100 Bataillonen, ebensovielen Eskadrons (zum Manöver 1912 waren 26 Kavallerie-Regimenter zusammengezogen), Feld- und schweren Batterien mit den entsprechenden Spezialwaffen auf beschränktem Raum zu bewegen, zu lagern, zu verpflegen und im Gefecht zu führen, als etwa eine Division oder gemischte Brigade; nur durch praktische Übung kann diese Kunst erlernt werden. Die Truppe aber, der die Kaisermanöver meist sehr schwere Anstrengungen und Entbehrungen bringen, wird reichlich entschädigt durch die stolze Freude, ihren allerhöchsten Kriegsherrn Auge in Auge zu sehen, vor seinem scharf prüfenden Blick, der bis in die verborgensten Tiefen dringt, mit Ehren zu bestehen, und, wenn sie ihre ganze Kraft hergegeben, seine kernigen Worte der Anerkennung zu hören. Mit doppelter Freudigkeit wird während des ganzen Dienstjahres gearbeitet, wenn ein Kaisermanöver als Abschluß bevorsteht; und eine stolze Erinnerung für das ganze Leben nimmt der Reservist in seine Heimat mit, wenn er noch zuletzt seinem Kaiser hat zeigen können, was er in seiner Dienstzeit gelernt.

Natürlich folgt der Kaiser auch den großen Manövern fremder Armeen, zu denen er eingeladen wird, mit höchstem Interesse; manche auch für das eigene Heer nutzbar zu machende Beobachtung und Anregung ergibt sich dabei. Besonderes Aufsehen erregte es, daß er im Jahre 1912, obwohl kaum von einer überstandenen Krankheit hergestellt, dem Manöver in der Schweiz beiwohnte und so einen Einblick in die Eigentümlichkeit des schweizerischen Heeres, das in seiner ganzen Organisation vom deutschen so grundverschieden ist, gewann. In seinen Abschiedsworten erkannte er an, daß im schweizerischen Heereswesen von allen Seiten mit außerordentlichem Eifer gearbeitet werde.

Nach jeder Richtung hin sucht der Kaiser fortgesetzt sich als Heerführer zu vervollkommnen und zu üben, indem er häufig im Winter große strategische Kriegsspiele unter Leitung des Chefs des Generalstabes der Armee abhalten läßt und selbst daran teilnimmt. Ein solches ist nicht, wie der Laie glauben möchte, ein Spiel, sondern eine sehr ernste, mühsame, über Wochen und Monate sich hinziehende Arbeit, welche von den Teilnehmern dasselbe Verständnis für die wechselnden Kriegslagen, dieselbe Bestimmtheit in den Entschlüssen, die gleiche Sorgfalt in der Abfassung der Befehle verlangt, wie der Ernstfall; und außerdem sie mit vielen Verhältnissen vertraut macht, die auch bei großen Manövern nicht einwandfrei dargestellt werden können.

Den praktischen Niederschlag der Arbeit Seiner Majestät auf dem Gebiete der Truppenführung bilden für die Armee die für die kriegsmäßige Ausbildung in allen Zweigen erlassenen Dienstvorschriften, insbesondere die Felddienstordnung. Diese wurde, die im Jahre 1887 gegebenen, vortrefflichen Grundlagen weiter ausbauend, sichtend und ergänzend, im Jahre 1894, dann mit manchen durchgreifenden Änderungen am 1. Januar 1900, und schließlich den neueren Erfahrungen gemäß 1908 in neuer Bearbeitung herausgegeben.

So oft auch während Kaiser Wilhelms Regierungszeit drohende Wolken sich über Deutschland zusammengezogen haben: der verantwortungsvolle Entschluß, sein gewaltiges Heer für des Vaterlandes Ehre und Existenz zu den Waffen zu rufen, ist ihm bis jetzt erspart geblieben. Aber Teile desselben hat er doch zu ernstem Kampfe übers Meer entsenden müssen, und die stolze Freude erlebt, daß sie ihrem Vaterlande Ehre gemacht, den deutschen Waffen in den fernsten Erdteilen Achtung verschafft haben.

Die in China ausgebrochenen Wirren, die frevelhafte Ermordung des deutschen Gesandten, zwangen, nachdem schon im Juli 1900 ein Marinekorps, dann ein Panzergeschwader abgesandt worden, zur Aufstellung eines Expeditionskorps, welches in wenigen Wochen auf 6 Infanterie-Regimenter zu je 9 Kompagnien, 1 Jägerkompagnie, 1 Reiter-Regiment von 4 Eskadrons, 1 Feldartillerie-Regiment von 8 Batterien, 1 Bataillon schwerer Feldhaubitzen mit 2 Batterien, 1 Pionier-, 1 Eisenbahn-Bataillon nebst Lazaretten, Munitionskolonnen, Train- und Etappen-Formationen, im ganzen rund 17 000 Streitbare, gebracht und eingeschifft wurde. Die Aufstellung, Ausrüstung, Überführung und Versorgung dieses ausschließlich aus Freiwilligen gebildeten Korps stellte das Kriegsministerium vor ganz neue, ungemein schwierige Aufgaben, die abgesehen von einigen geringfügigen Mißgriffen, in geradezu glänzender Weise gelöst wurden.

Bekannt ist, daß auf besonderen Wunsch des Kaisers dem zum Feldmarschall beförderten Grafen Waldersee der Oberbefehl über die von allen Großmächten gemeinsam entsendeten Truppen übertragen wurde, und daß die Deutschen in zahlreichen, weit in das Innere Ostasiens, bis über die Große

Einzug der ostasiatischen Truppen in Berlin, 16. Dezember 1900.

Mauer hinaus geführten Zügen und Gefechten die fanatischen Gegner ebenso siegreich überwunden haben, wie die Schwierigkeiten des wegelosen, unwirtlichen Hochgebirges bei Sommerglut und Schneestürmen.

Der Kaiser hatte dem Grafen Waldersee am 18. August 1900 persönlich seine Wünsche für die Erfüllung seiner großen Aufgabe mit auf den Weg gegeben; nach Rückkehr der letzten Transporte konnte er mit gerechtem Stolz am 31. Oktober 1901 den Armeebefehl erlassen:

> „Nachdem nunmehr das Ostasiatische Expeditionskorps, soweit Ich es nach Erfüllung der ihm gestellten Aufgaben in das Vaterland zurückgerufen habe, den heimischen Boden wieder betreten hat, drängt es Mich, ihm für seine Leistungen Meine vollste und wärmste Anerkennung auszusprechen. Unter ungewohnten, schwierigen Verhältnissen hat es den Erwartungen zu entsprechen gewußt, mit denen Ich es in den fernen Osten entsandt habe; und wenn es ihm auch nicht beschieden gewesen ist, in großen Schlachten seine Kriegstüchtigkeit opferfreudig zu beweisen, so hat es doch überall, wo es dem Feinde entgegentrat, in zahlreichen Kämpfen unter schwierigen Verhältnissen des Klimas wie des Geländes Proben glänzender Tapferkeit, zäher Ausdauer und treuer Pflichterfüllung geliefert. Dadurch hat es dem alten, Uns allen so teueren Ruhme der deutschen Waffen neue Ehren hinzugefügt.
>
> Gleiche Anerkennung zolle Ich allen denen, welche bei der Vorbereitung und der Durchführung der Expedition tätig gewesen sind, deren Hingebung die Überwindung so großer und so plötzlich auftretender Anforderungen ermöglicht hat. Mit gerechtem Stolze darf das Vaterland auf diese Leistungen zurückblicken und in ihnen die Bürgschaft dafür finden, daß trotz friedlicher Zeiten das deutsche Heer und Volk seinen kriegerischen Geist und seine Opferwilligkeit nach dem Vorbilde der Väter bewahrt hat, und daß es der hohen, gemeinsamen Aufgabe sich bewußt ist, für deutsche Ehre und deutsches Recht an allen Orten mit Gut und Blut einzustehen."

Die gewonnenen Erfahrungen wurden verwertet, als im Jahre 1904 der überraschende Ausbruch des großen Aufstandes in Südwestafrika die völlige Unzulänglichkeit der seit 1894 bestehenden Schutztruppe zeigte.

Phot. Franz Tellgmann, Mühlhausen.

Kaiserparade: Der Kaiser reitet die Front ab.

Wiederum entsendete der Kaiser zunächst ein am 17. Januar mobilgemachtes Marine-Expeditionskorps nebst Eisenbahntruppen und einer sofort aus Freiwilligen zusammengestellten Verstärkung für die Schutztruppe (500 Mann, 17 Geschütze und Maschinengewehre). In gleicher Weise wurden im März und April andere Transporte von mehr als 1200 Mann, 1200 Pferden (während diese bisher aus Argentinien beschafft worden waren) und 18 Geschützen nachgesendet; dann immer weitere Nachschübe, bis schließlich 2 berittene Feldregimenter, 1 Maschinengewehr-, 2 Feldartillerie-Abteilungen, 1 Eisenbahn-Bataillon, mehrere Telegraphen- und Signal-Abteilungen und eine große Zahl von Ersatz-, Etappen- und Train-Formationen im Kampfe standen. Es ist hier nicht der Ort, die über alles Lob erhabenen Leistungen, die todesmutigen Kämpfe der deutschen Reiter, deren 1491 in südwestafrikanischer Erde ruhen, zu verfolgen. Mit Stolz blickt Deutschland auf seine Söhne im Waffenschmuck, die auf den Ruf ihres Kaisers freudig hinauszogen übers Weltmeer; die gezeigt haben, daß deutsche Treue, deutsche Manneskraft dem knochenerweichenden Gift moderner Hyperkultur, den Hirngespinsten von Völkerverbrüderung und ewigem Frieden Trotz bieten; daß deutsche Krieger noch heute für ihren Kaiser und ihr Vaterland zu siegen und zu sterben wissen.

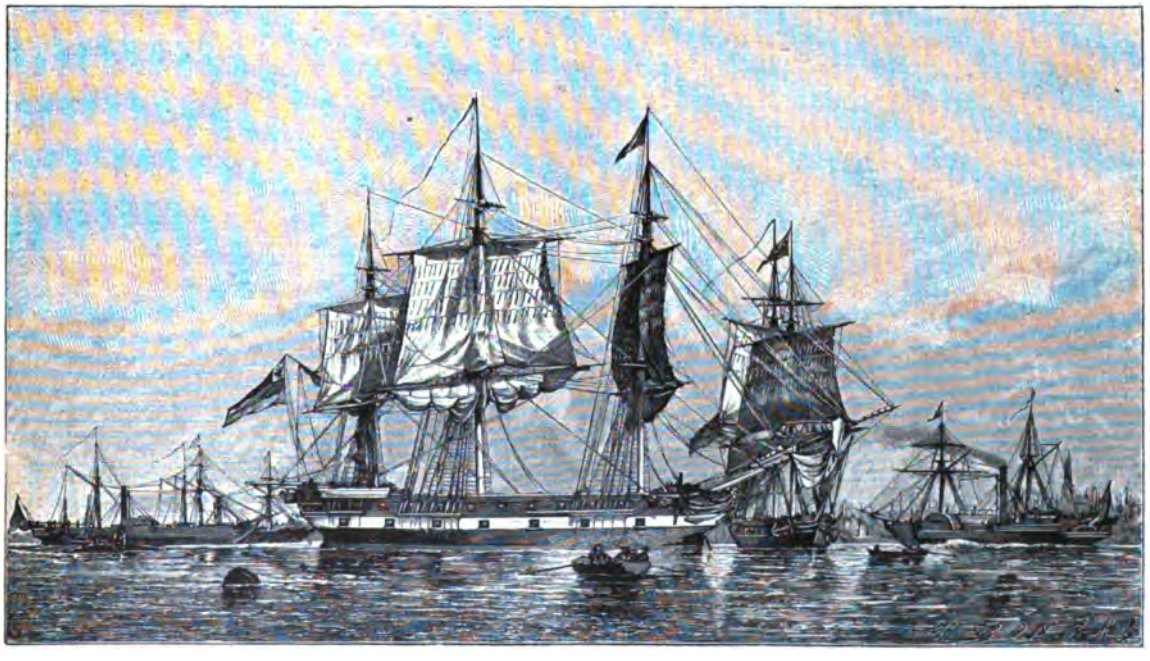
Ein Rückblick auf das fünfundzwanzigjährige Walten des Kaisers als Kriegsherr zeigt uns die achtunggebietenden Fortschritte, die das Heer gemacht hat, die es ihm verdankt. Solche Fortschritte entgehen dem Laien, der nur die Außenseite sieht und glaubt, daß mit den grauen Mänteln, den Schützenabzeichen, den neuen Offizierdegen, mit der Unterschrift der Orders für neue Truppenformationen und das gelegentliche Abnehmen einer Parade das Wirken des obersten Kriegsherrn erschöpft sei.

Deshalb erschien der Versuch gerechtfertigt, einmal klarzulegen, wie der Kaiser in unermüdlichem Streben für die sichere Grundlage von Deutschlands Macht und Gedeihen, für die Stärkung seiner Wehrkraft, für Kriegsfertigkeit und Manneszucht der Truppen, für Ausbildung und Geist des Offizierkorps gesorgt hat und sorgt. Keinen Winkel des großen Heereskörpers gibt es, in den er nicht hineingeleuchtet hat und in dem nicht seine bessernde Hand gesucht hat zu fördern und zu ergänzen. Und wenn einst das deutsche Heer berufen wird, für Deutschlands Ehre die blutige Probe zu bestehen, dann wird es in gewaltig gesteigerter Zahl, in veränderter Erscheinung, in anderen Formen als in den Tagen seiner großen Siege dem Feinde gegenübertreten, aber in gleicher Tapferkeit und Treue; und es wird seinem Kriegsherrn danken für das, was er mit klarer Einsicht in das innerste Wesen des Kriegsdienstes, mit festem Willen und tatkräftiger Hand für die Armee getan hat.

Sechstes Kapitel.

Der Kaiser und die Marine.

Als Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, setzte die deutsche Flotte sich folgendermaßen zusammen: Sieben Panzerfregatten: „König Wilhelm", „Kaiser", „Deutschland", „Friedrich der Große", „Preußen", „Friedrich Karl", „Kronprinz"; sieben sogenannte Panzerkorvetten: „Bayern", „Sachsen", „Württemberg", „Baden", „Oldenburg", „Hansa" und das Panzerfahrzeug „Arminius"; fünfzehn Panzerkanonenboote. Von diesen waren die sieben Panzerfregatten, deren älteste aus dem Jahre 1867, die neuesten aus dem Jahre 1874 stammten, zum einen Teile militärisch und technisch weit überholt, zum anderen in der Anlage nicht gerade günstig getroffen. Als eigentlich gefechtswertvoll galten damals



Dampfschiffe „Lübeck" und „Bremen". Korvette „Franklin". Fregatte „Deutschland". Dampfschiff „Hamburg".

Die erste deutsche Flotte auf der Elbe im August 1848.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von J. Prömmel.

S. M. Schraubenkorvetten „Arkona“ und „Gazelle“ auf der Königl. Werft zu Danzig 1857.

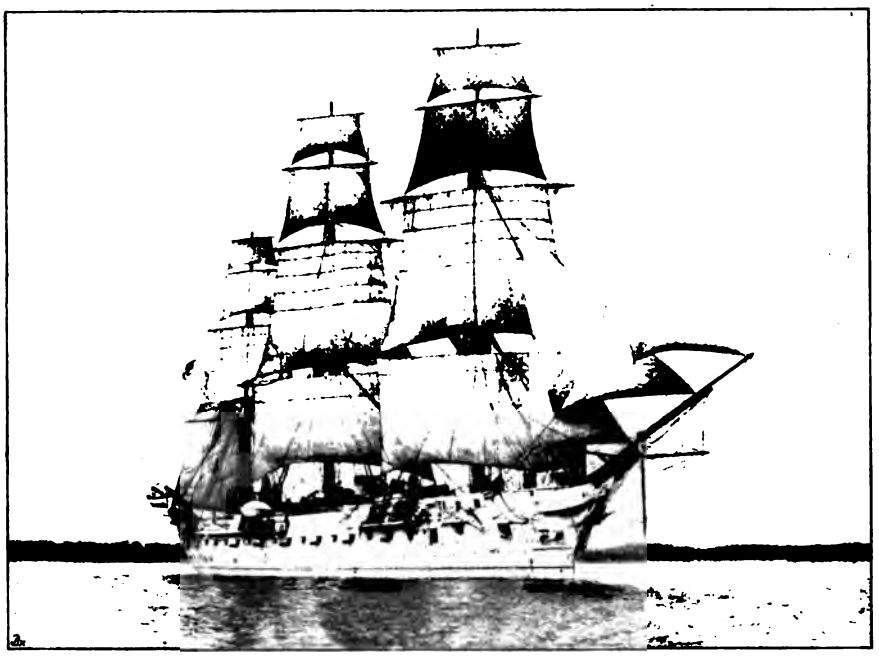
die drei erstgenannten „König Wilhelm“, „Kaiser“ und „Deutschland“, die wenigstens, als sie neu waren, keinen Vergleich mit fremden Altersgenossen zu scheuen gebraucht hatten. Von den Panzerkorvetten waren die vier Schiffe der Bayernklasse, bei manchen guten Eigenschaften, so schlecht geschützt und so wenig für die Erfordernisse des Operierens in der Nordsee geeignet, daß sie weit entfernt waren, als vollwertige Hochseekampfschiffe gerechnet werden zu können; die „Oldenburg“, noch erheblich kleiner als die Sachsenschiffe, besaß so wenig Kohlen und hatte eine so geringe Geschwindigkeit, daß sie nur in nächster Nähe der Stützpunkte verwandt werden konnte und dem Geschwader, dem sie zugeteilt war, stets einen Hemmschuh bildete. Die „Hansa“ und der „Arminius“ kamen 1888 als Kampfschiffe bereits nicht mehr in Betracht, und von den fünfzehn Panzerkanonenbooten, welche der engsten Küsten- und Hafenverteidigung dienen sollten, konnte man nicht einmal das erwarten, denn ihre Seeeigenschaften waren derart mangelhaft und die Anordnung und Bemessung ihrer Artillerie so ungeschickt, daß sie auch in den Hafeneinfahrten und Flußmündungen bei schlechtem Wetter militärisch unverwendbar waren. Unter diesen achtundzwanzig Schiffen und Fahrzeugen befand sich kein einziges, das voll imstande gewesen wäre, die ihm in einem Kriege, nach damaligen Ansichten, zufallenden Aufgaben zu erfüllen, und beinahe alle waren sehr weit davon entfernt. Dazu kam die sogenannte Kreuzerflotte mit acht Segel- und Dampffregatten, elf Segel- und Dampfkorvetten. Alles das waren Schiffe ohne Gefechtswert, ebenso wie die noch hinzukommenden fünf Kanonenboote, sechs Avisos und einige Schiffe zu besonderen Zwecken. Im ganzen betrachtet war es also eine Flotte, die das negative Beispiel zum bekannten Ausspruche des Prinzen Adalbert von Preußen darstellte: es war eine Flotte, zu klein zum Leben und zu groß zum Sterben, jedenfalls was diese Schiffe betrifft. Das Hauptgewicht lag damals in der deutschen Torpedobootsflotte. Sie zählte im Jahre 1888 64 Torpedoboote verschiedener Größe und verschiedenen Wertes und galt mit Recht als eine der besten der Welt. Sie hatte nur den einen Fehler, daß man sie nicht als Beiwerk einer Hochseeflotte betrachtete, sondern als einen Ersatz für sie, der besonders von schwächeren Marinen anzuwenden sei. Der damalige Chef der Admiralität, General von Caprivi, hatte im Jahre 1884 dem

Reichstage eine Denkschrift über den Ausbau einer Torpedobootsflotte mit einer Sollstärke von 150 Booten eingereicht. Diese Denkschrift enthielt u. a. die folgenden Sätze, deren Inhalt so charakteristisch ist, daß sie in einem Überblicke, wie dieser, nicht fehlen dürfen:

Das alte Seekadettenschulschiff „Niobe".

„Je früher die Zahl von 150 Booten erreicht wird, um so ruhiger würden wir dem Erscheinen feindlicher Geschwader vor unseren Häfen entgegensehen können, um so länger würden wir, wenn wir die hohe See nicht halten können, offene Häfen haben. Es gibt keine Gefahr, die den Schiffen verderblicher, ihrer Besatzung empfindlicher ist, als die durch unterseeische Kampfmittel. Bei einem Risiko von wenig Mann, von einem verhältnismäßig billigen und in einigen Monaten herzustellenden kleinen Boot, ist die Möglichkeit gegeben, kolossale Schiffe durch einen einzigen Torpedotreffer zum Sinken zu bringen . . . Zahlreichen und gut gebrauchten Torpedobooten gegenüber wird die Durchführung einer Blockade nur schwer möglich sein . . . . Die Torpedoboote sind eine Waffe, die dem auf der hohen See Schwächeren besonders zugute kommt." — Dagegen hieß es von den Panzerschiffen, man sei ganz von den Maschinen abhängig und „eine einzige an sich unbedeutende Störung in den Funktionen eines Maschinenteils kann im entscheidenden Augenblicke den ganzen Aufwand an Kraft und Geld erfolglos machen." Ganz ohne Panzerschiffe könne man freilich nicht auskommen, aber es sei noch zweifelhaft, ob nicht statt großer Schlachtschiffe der Bau von gepanzerten Korvetten oder Kanonenbooten anzustreben sei. Ausgedehnte Versuche erst könnten ein abschließendes Urteil möglich machen. „Eine Marine, wie die unsere, kann sich den Luxus fehlgeschlagener Experimente nicht gewähren: sie darf konstruktiv wenig wagen." In einer anderen Denkschrift zum Etat 1887/88, also vier Jahre später, nahm der Chef der Admiralität hierauf wieder Bezug und sagte: „Noch heute kann nicht endgültig darüber entschieden werden." Auf alle Fälle aber müsse man neben großen Panzerschiffen kleine gepanzerte Küstenfahrzeuge haben. Grundlegend in dieser Denkschrift waren auch die folgenden Sätze: „Keine Seemacht kann sich hinfort die Aufgabe stellen wollen, die Meere zu beherrschen . . . Der Sieg über die feindliche Hochseeflotte bleibt indes immer das Moment, welches die Ausführung eines ausgedehnten Kreuzerkrieges und eines wirkungsvollen Küstenkrieges am wesentlichsten erleichtert. Daraufhin kann aber eine kleinere Marine nicht organisiert werden. Sie muß sich in den letztgenannten beiden Arten der Kriegführung auch dann zur Geltung bringen können, wenn sie Grund hat, eine Seeschlacht zu vermeiden." — Auf Grund dieser Denkschrift forderte der Etat des genannten Jahres, wie hier bereits beiläufig bemerkt sein mag, den Bau von zehn Panzerfahrzeugen geringer Größe zum Schutze des damals im Bau befindlichen Nordostseekanals. Von diesen wurden acht Schiffe im Laufe der neunziger Jahre gebaut; sie sind nachher unter dem Namen der Siegfriedklasse viel besprochen worden.

So sah die deutsche Flotte aus, so waren die Grundsätze der Admiralität für ihre Aufgaben und ihre Entwicklung, als Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg. Was der Kaiser an sogenannten positiven Werten in der Marine vorfand, waren eigentlich nur die Torpedoboote, außerdem und vor allem das Personal der Marine. Im Herbste des Jahres 1888 schrieben die Londoner „Times": „Es gibt jetzt keine Kriegsflotte, die bessere Offiziere und bessere Mannschaften hat als die deutsche. Die Offiziere sind



„Gneisenau", altes Schiffsjungen- und Seekadettenschulschiff.

beinahe ohne Ausnahme Männer, die auf hoher wissenschaftlicher Stufe stehen, Seeleute erster Klasse und ausgezeichnet in der Ausbildung der Mannschaften. Die Leute sind Muster an Fixigkeit, und obgleich die Mehrheit von ihnen im Inlande geboren ist, sind sie in jeder Beziehung ebenso gute Seeleute wie unsere Blaujacken." Daran könne niemand zweifeln, der den Dienstbetrieb der deutschen Flotte gesehen habe, ja ein unparteiischer Beobachter würde wahrscheinlich den deutschen Matrosen den Vorrang geben. Die deutsche Torpedobootsflotte stände wohl keiner der Welt nach. — Dieses unparteiische, und wahrscheinlich sehr autoritative, Zeugnis eines englischen Sachverständigen jener Zeit ist für unsere Betrachtung ebenfalls von Wichtigkeit, und wir wollen nur hinzufügen, daß diese Tüchtigkeit des Personals mit einem brennenden Verlangen, das Höchste zu leisten, verbunden war.

Der erste Befehl des neuen Kaisers an die Marine fand mit sicherem Blick den Punkt heraus:

„Ich habe den hohen Sinn für Ehre und für treue Pflichterfüllung kennen gelernt, der in der Marine lebt. Ich weiß, daß jeder bereit ist, mit seinem Leben freudig für die Ehre der deutschen Flagge einzustehen, wo es immer sei."

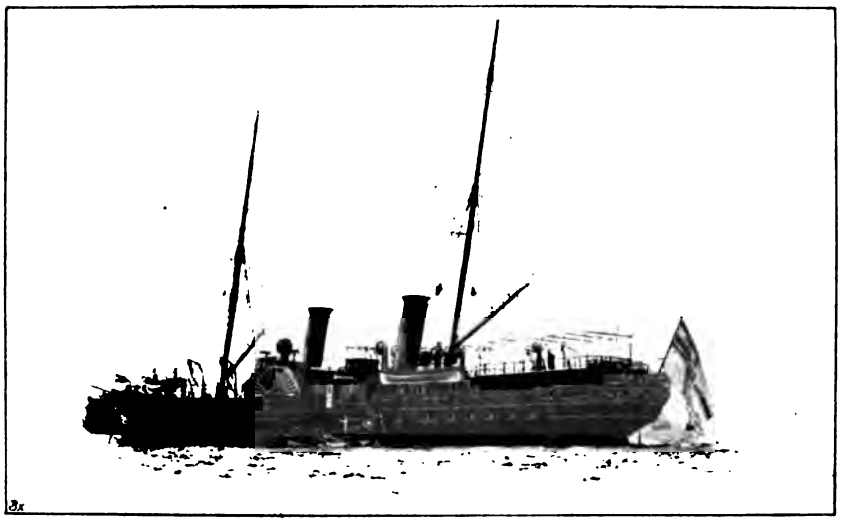
„Und so kann Ich es in dieser ernsten Stunde mit voller Zuversicht aussprechen, daß wir fest und sicher zusammenstehen werden, in guten und in bösen Tagen, im Sturm wie im Sonnenschein, immer eingedenk des Ruhmes des deutschen Vaterlandes und immer bereit, das Herzblut für die Ehre der deutschen Flagge zu geben."

„Bei solchem Streben wird Gottes Segen mit uns sein."

Solche Worte war die Marine bisher nicht gewohnt gewesen, sie waren ihr eine Überraschung, wenn man gleich den Anbruch einer neuen Zeit für ihre Entwicklung von vornherein vom neuen Kaiser gehofft hatte. Das Seeoffizierkorps kannte schon den Prinzen Wilhelm soweit, daß der junge Kaiser im selben Befehl sagen konnte: „Die Marine weiß, daß es Mich nicht nur mit großer Freude erfüllt hat, ihr durch ein äußeres Band anzugehören (à la suite des Seebataillons), sondern daß Mich seit frühester Jugend in voller Übereinstimmung mit Meinem lieben Bruder, dem Prinzen Heinrich von Preußen, ein lebhaftes und warmes Interesse mit ihr verbindet."

Das wußte die Marine. Sie wußte, daß der Prinz Wilhelm eine bis ins Kleinste gehende Kenntnis des Schiffsmaterials der deutschen und der fremden Flotten besaß, daß er über ein überraschendes Verständnis in allen maritimen Dingen verfügte. Ja, schon der Prinz Wilhelm hatte es sich angelegen sein lassen, in Kreisen der Armee aufklärende Vorträge über Marinefragen selbst zu halten. Heute, nach mehr als fünfundzwanzig Jahren, und nachdem ungefähr anderthalb Jahrzehnte lang die deutsche Flotte im Vordergrunde des öffentlichen Interesses gestanden hat, wo während dieses Zeitraumes die Aufklärung des deutschen Volkes über Marinedinge in jeder Form und mit so außerordentlichem Erfolge betrieben worden ist, da darf nicht vergessen werden, daß der deutsche Kaiser noch als Prinz mit instinktiver Sicherheit nicht nur die Notwendigkeit der Aufklärung erkannte, sondern auch, wie selbst-

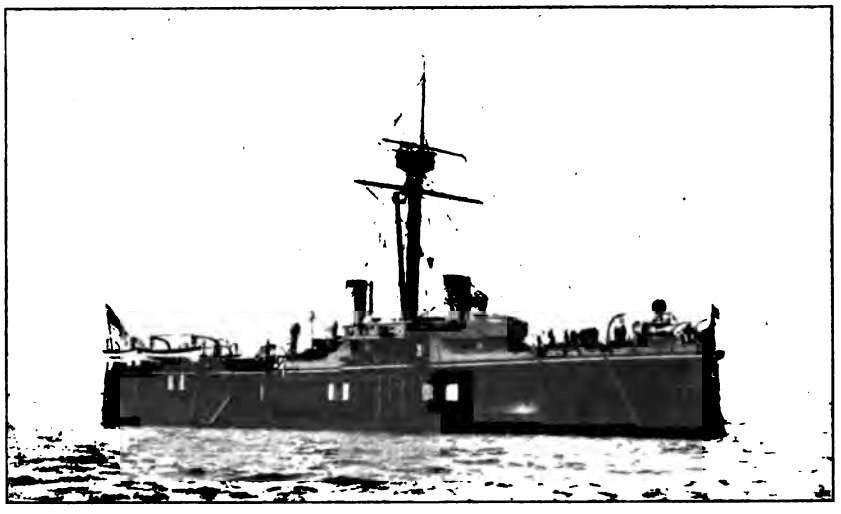
verständlich für ihn, dem Gedanken die Tat folgen ließ. Wir stoßen hier zu Anfang, ja eigentlich vor dem „Anfange", auf eines der Mittel, durch die der Kaiser, im Sinne des Wortes, die Bahn gebrochen hat für eine nach innen und außen gesunde Entwicklung der Marine, die bis dahin als zurückgebliebenes Kind unterernährt in der Ecke saß.



S. M. S. „Kaiseradler", früher Kaiserliche Yacht, „Hohenzollern".

Die Marine fühlte nicht nur aus dem Sinne der Worte der Kundgebungen des neuen Kaisers, sondern hauptsächlich auch aus dem Tone heraus, daß der Kaiser ihre Leistung und ihr Streben erkannte, und beide vom übrigen Deutschland erkannt und gewürdigt wissen wollte. Wir müssen uns versagen, auch nur einen erheblichen Teil dieser so zahlreichen kaiserlichen Kundgebungen hierher zu setzen, und müssen uns auf die Wiedergabe jener Ansprache beschränken, die der Marine einen besonders tiefen Eindruck machte und ein ihr unvergeßliches Stück ihrer neueren Geschichte bildet. Es ist das die Rede, die Kaiser Wilhelm in Wilhelmshaven im Seeoffizierkorps hielt, als im Winter 1888 ein Wirbelsturm zwei deutsche Kanonenboote im Hafen von Samoa vernichtet und ein anderes Schiff schwer beschädigt hatte. Nichts kann für die Auffassungen des Kaisers und seine Stellung zur Marine charakteristischer, man möchte

S. M. Kleiner Kreuzer „Bussard".



Das alte Panzerschiff „Oldenburg".

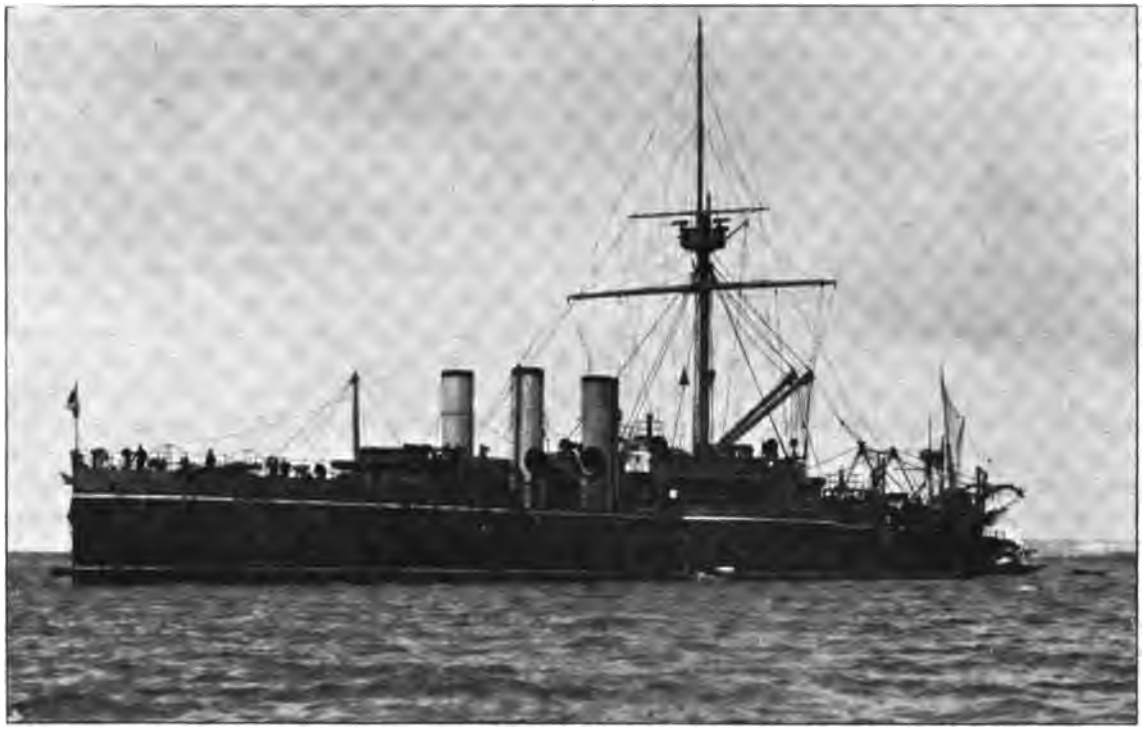
auch sagen, programmatischer sein, als diese einfachen, beredten und gefühlten Worte:

„Die Worte, welche der kommandierende Admiral gesprochen, haben Mich tief gerührt, und danke Ich Ihnen alle für die Gefühle, deren Ausdruck diese Worte waren, auf das wärmste. Zwei Gründe veranlaßten mich, zu Ihnen zu eilen. Erstens, um der Korvette,*) die Ich einst noch im Allerhöchsten Auftrag Meines hochseligen Herrn Großvaters taufte, das Abschiedsgeleit zu geben. Sie trägt den Namen der Lieblingsschwester unseres unvergeßlichen Dahingeschiedenen, des einzigen noch lebenden Gliedes aus Kaiser Wilhelms Generation! Möge die Korvette mit dem hohen Namen, den sie tragen darf, Ehre einlegen, und Gott seine schützende Hand stets über ihr halten! Zweitens aber drängt es Mich, mit Ihnen gemeinschaftlich der tapferen Männer zu gedenken, die ein so jäher Tod in Samoa uns entriß. Geteiltes Leid ist halbes Leid! Wackre Männer waren es, und gewiß manchem von Ihnen gute Freunde und Kameraden! Daß sie tapfer waren, hatten wenige Monate eher sie bewiesen. Doch nicht in eitle Klagen wollen wir uns um sie ergehen! Nein! Als Vorbild sollen sie uns dienen! Nachdem sie siegreich gegen Menschenhand gefochten, fanden sie im mutigen Kampfe gegen die entfesselten Elemente ihren rühmlichen Tod! Gott hat es also gewollt! Auch so starben sie den Tod für Kaiser und Reich! Hier muß Ich an ein schönes Dichterwort denken, das manchem unter Ihnen bekannt sein wird. Als der Admiral Medina-Sidonia gebeugten Hauptes dem König von Spanien meldete, daß seine gewaltige „Armada" vernichtet sei, beruhigt ihn der König und sagt: „Gott ist über uns! Gegen Menschen sandte Ich Euch aus, nicht gegen Wellen und Klippen!" So ist es auch hier. Möge einem jeden von Ihnen, der Kommandant ist oder es noch werden wird, das stets gegenwärtig sein . . . Der Kommandant, welcher rühmlich im Kampf mit den Elementen sein Schiff verliert oder mit ihm untergeht, stirbt in Meinen Augen gerade ebensolchen Heldentod für das Vaterland, als der Kommandeur, der seinem Regiment voran im Sturm auf die feindliche Stellung, den Degen in der Faust, fällt. Nicht ertrunken sind unsere Kameraden in Samoa oder auf der „Augusta", sondern gefallen, ihre Pflicht bis zum letzten Augenblick erfüllend. Nun, meine Herren Kameraden, möge dieses schöne Beispiel, welches jene braven Männer uns gegeben, uns allen jederzeit voranleuchten und zum Nacheifern anspornen, und möge der Geist der Hingebung, Disziplin und des todesmutigen Ausharrens, der Meine Marine vor jeder auszeichnet, sich stets in ihr auch ferner so erhalten, und in diesem Sinne ergreife Ich Mein Glas und rufe: „Die deutsche Marine, vor allem ihr braves Offizierkorps, Hurra!""

Ebenso schnell wie die anerkennenden, vertrauenden und anfeuernden Worte, so folgten der Thronbesteigung des neuen Kaisers auch die Taten. Schon wenige Wochen nachher wurde anstatt des Generals von Caprivi ein hoher Seeoffizier an die Spitze der Marine gestellt, bald darauf erfolgte eine Neuorganisation der leitenden Marinebehörden und die Errichtung eines selbständigen Marinekabinettes.

Es hatte schon lange drückend auf dem Seeoffizierkorps gelastet, daß man ihm nicht zutraute, sich selbst zu leiten, aus sich selbst die Männer für die führenden Stellen zu liefern, sondern daß zum Chef der Admiralität Armeeoffiziere bisher bestellt worden waren. Gewiß, die Generale von Stosch und Caprivi waren hervorragende Männer und hatten auch in ihrer Tätigkeit für die Marine Bedeutendes geleistet. Und mit einem gewissen Rechte war auch gesagt worden, daß die junge und werdende Marine mit einem Seeoffizierkorps, das vielfach noch sehr ungleichmäßig zusammengesetzt war, dieser Führung durch Männer bedurfte, die als weitblickende und erprobte Organisatoren sich schon vorher bewährt hatten. Aber die Kehrseite der Tatsache: daß diese Männer eben doch einer anderen Waffe angehörten, und daß

*) Die ihre Ausreise antretende Kreuzerkorvette „Alexandrine".



Das alte Panzerschiff „Sachsen".

ihre Anschauungen selbstverständlich in deren Gebiete wurzelten, konnte gerade für die Entwicklung und Fortbildung der Anschauungen innerhalb des Seeoffizierkorps nicht vorteilhaft sein. Außerdem hatte es, wie gesagt, etwas Niederdrückendes, und solcher Druck ist immer schädlich, wo vielmehr Ermunterung und Anfeuerung und die Verleihung höherer Zwecke den Menschen wachsen lassen. Wäre Kaiser Wilhelm II. fünf Jahre früher zur Regierung gekommen, so hätte er wahrscheinlich denselben Schritt getan, wie 1888, und wäre er zehn Jahre später auf den Thron gelangt, so hätte die Marine vielleicht noch weit über das Jahr 1888 hinaus einen Offizier der Armee als Chef der Admiralität behalten. Der Kaiser tat aber unmittelbar jenen Schritt, und es ging!

Eine große Hoffnungsfreudigkeit begann die Marine zu durchdringen. Nicht nur empfand sie auf Schritt und Tritt das sorgende, anfeuernde und anerkennende Interesse des Kaisers, sei es durch Befehle und Ansprachen, sei es durch Verleihung einer neuen Uniform oder durch Besichtigungen der Schiffe und ihrer Manöver, oder aber durch die Betätigung der Neigung für die See des neuen Herrschers durch eigene Seefahrten, — nein, die Hoffnungsfreudigkeit des Seeoffizierkorps ging viel weiter. Ein englisches Blatt schrieb um jene Zeit vom neuen Kaiser: „Vor seiner Thronbesteigung war er sehr oft in Kiel und lag dem Segelsport, dort und in der Nordsee ob, und ließ keine Gelegenheit außer acht, um sich über maritime Dinge zu unterrichten. Er hat immer erklärt, daß die deutsche Flotte nicht nur lediglich defensiv und lediglich eine Waffe zweiter Ordnung in der Rüstung des Deutschen Reiches bleiben dürfe, und daß das Reich im Falle des Bedürfnisses in der Lage sein müsse, eine tatkräftige Marinepolitik zu treiben. Nach seiner Thronbesteigung war eine seiner ersten Handlungen, mit dem Chefkonstrukteur seiner Flotte in einen engen Meinungsaustausch zu treten. Er hatte seitdem zahlreiche Gespräche über maritime Dinge mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, mit dem Grafen von Monts und verschiedenen hervorragenden Admiralen. Nachdem er die Meinungen aller gehört hatte, hat der Kaiser beschlossen, die deutsche Flotte vollständig von neuem wieder aufzubauen." — —

Wir haben gesehen, wie die Grundsätze des Generals von Caprivi über die Entwicklung der deutschen Flotte gewesen waren. Diese Anschauungen waren ja auch nicht auf dem Papier geblieben, sondern unter einseitiger Ausgestaltung der Torpedobootsflotte hatte man vom Bau großer Hochseeschlacht-

schiffe Abstand genommen und wollte erst auf „abschließende Erfahrungen" warten, weil die deutsche Marine sich den Luxus fehlgeschlagener Experimente nicht leisten könne. Der letzte Akt der Caprivischen Amtsführung war, wie ebenfalls erwähnt wurde, die Vorbereitung des Baues der kleinen Küstenpanzerschiffe der Siegfriedklasse. Damit war also selbst der Grundsatz verlassen worden, welchen General von Stosch in seiner Denkschrift vom Jahre 1873 noch hervorgehoben hatte, daß man „der offensiven Defensive der großen Schlachtschiffe bedürfe, wie sie die Gegner uns entgegenstellen. Mit sechs bis acht Panzerfregatten wird die Verteidigung imstande sein, so kräftige Ausfallgefechte zu machen, daß eine Blockade nicht von Dauer sein kann." So hatte General von Stosch einen annähernd klaren Begriff von der Bedeutung einer offensiven Hochseeverteidigung gehabt, empfand sie aber nicht als notwendig und deshalb als zu kostspielig für das Deutsche Reich. Dabei war ihm ebenso wie dem General von Caprivi die Anschauung naheliegend, vielleicht unbewußt: eine deutsche Flotte ähnlich zu betrachten, wie die Besatzung einer Festung, die durch Ausfälle aus den Toren, nämlich aus den Häfen und Flußmündungen, bei günstiger Gelegenheit den Feind beunruhigt und ihm Schaden zuzufügen trachtet. Das Charakteristische dieser Anschauung liegt darin, daß die Tätigkeit der Flotte nicht dem Meere, sondern eigentlich der Küste als solcher und dem Lande gilt, ebenso wie die Festungsbesatzung jeden Vorstoß unter der selbstverständlichen Voraussetzung ausführt, daß sie wieder in die Festung zurückkehrt. Mit andern Worten, es galt die strikte Umkehrung des alten britischen Grundsatzes: daß die Verteidigungslinie der eigenen Küsten an der Küste des Gegners liege.

Wir brauchen kaum ausdrücklich zu sagen, daß die Auffassungen der führenden Geister des Seeoffizierkorps sich mit einer solchen Anschauung nicht decken konnten, welche den eigentlichen Schwerpunkt der Marine auf das Land verlegt hatte und dort auch fernerhin festzuhalten beabsichtigte. Hätte man, auf der andern Seite, damals versucht, zu ermitteln, was jene führenden Geister der Marine für die Entwicklung der Flotte ersehnten und für richtig hielten, so würden freilich die Antworten wohl recht verschieden ausgefallen sein, und man hätte einen Vorwurf aus dieser Verschiedenheit nicht ableiten können. Die deutsche Marine hatte ja auf diesem Gebiete gar keine Tradition, es war ihr in den drei Kriegen nicht vergönnt gewesen, eine erhebliche Rolle zu spielen, und wesentlich mit infolgedessen gingen die im Reiche maßgebenden Ansichten dahin, daß in einem großen Kriege der Zukunft die Rolle der Marine ebenso eine subalterne sein werde, wie sie es früher gewesen war. Dazu kam, daß man in einer Zeit lebte, wo die Schiffe und ihre Waffen — im weitesten Sinne begriffen — jenes schnelle Tempo der technisch-militärischen Entwicklung und Veränderung angenommen hatten, das uns heute zur Gewohnheit geworden ist, damals aber überraschend und überwältigend kam. Bei jeder Neuerung glaubte man, sie müsse eine vollkommene Umwälzung nicht nur aller Waffen des Seekrieges, sondern auch seiner sonstigen Mittel und der Art seiner Führung bringen; alles vorher Geschaffene entwerten. Wozu also sollte eine Marine, deren Aufgaben und deren Rolle für so beschränkt gehalten wurden, nicht die neue Entwicklung abwarten, ehe sie etwas tat und große Summen opferte, die vielleicht vergeblich sein würden! — Dazu kam, besonders seit dem schnellen Aufblühen der Torpedobootswaffe, der Gedanke, es könne eine „Waffe des Schwachen" geben, so eine Art billige Schleuder Davids, die uns dann ohne Mühe und mit geringen Kosten den diversen Goliaths der Ozeane überlegen machen würde. Dieser Lockvogel sang natürlich ganz besonders süß den damaligen Mehrheiten der Volksvertretung in die Ohren, und manche hohen Seeoffiziere sagten sich mit Resignation: mehr bekomme man doch nicht vom Reichstage, also sei es immerhin der beste Ausweg, diese einzige Waffe wenigstens auf die Höhe zu bringen und das Hauptgewicht auf sie zu legen.

Nun kam der neue Kaiser und ließ vom ersten Augenblicke an keinen Zweifel darüber, daß er die Entwicklung der Flotte nicht nur energisch fördern, sondern sie auch auf eine andere Basis zu stellen entschlossen sei. Das zeigte schon die dem Etat von 1889/90 beigegebene Denkschrift. Sie begründete die Forderung sofortiger Inangriffnahme von vier großen Schlachtschiffen und bemerkte dazu: „Ist dieser Kern starker moderner Schlachtschiffe einmal geschaffen, so kann in langsamem Tempo weitergearbeitet werden, es kann den Fortschritten der Technik dann Schritt für Schritt gefolgt werden ohne Überstürzung und unter voller Ausbeutung aller bei uns und bei den andern Nationen auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen." Der Hauptgedanke dieses Satzes war der neue Begriff: daß die vier Schlachtschiffe den „Kern" der Flotte zu bedeuten hätten. Lange Jahre waren verflossen, seitdem das letzte Hochseeschlacht-

ROBERT HAHN, PINX.

„Mars", altes Artillerieschulschiff.

schiff gebaut war, und als der Kaiser zur Regierung kam, hatte der Chef der Admiralität die Frage offen gelassen, ob es überhaupt richtig sei, noch große Schlachtschiffe zu bauen. Nun wurden vier Schlachtschiffe auf einmal gefordert, Schiffe von sehr beträchtlicher Größe, in jedem Sinne für die hohe See bestimmt und von einer für jene Zeiten außerordentlich starken schweren Armierung: die Schiffe der Brandenburg-Klasse. Ihr Bau erregte in der Marine, und dieser Ausdruck ist unübertrieben, eine ganz allgemeine Begeisterung. Der Verfasser dieser Betrachtung erinnert sich, wie im Winter des Jahres 1889 den Seekadetten des Panzerschiffes „Preußen", dessen Kommandant übrigens der jetzige Staatssekretär des Reichsmarineamts war, Zeichnungen von den neuen Schiffen gezeigt wurden: jetzt, wo der neue Kaiser da sei, werde man endlich „wirkliche Schiffe" bekommen, mit denen der deutsche Seeoffizier seine Leistungsfähigkeit auch tatsächlich zur Geltung bringen könne. Noch eine andere Erinnerung mag hier als Beitrag zur damaligen Stimmung der Marine Platz finden. Es war im selben Winter von 1889 auf 1890, und einige Schiffe des Panzergeschwaders, das damals im Mittelländischen Meere kreuzte, befanden sich in Neapel. Gelegentlich eines Ausfluges auf den Vesuv gelangte der Schreiber dieser Zeilen durch einen Zufall in den Wagen, in welchem der Chef des Geschwaders, Konteradmiral Hollmann und der Kommandant der „Preußen", Kapitän z. S. Tirpitz, saßen. Beide zu den höchsten Stellen berufen, beide zukünftige Staatssekretäre des Reichsmarineamts, unterhielten sich auf der stundenlangen Fahrt über die große Frage des Tages: was kann die Marine vom neuen Kaiser erwarten? Daß man viel zu erwarten berechtigt wäre, stand ihnen ohne weiteres fest, während das Wie noch manche Fragezeichen erfuhr. Es kommt ja auf den Inhalt jenes Gesprächs hier nicht an, aber die unternehmende große Hoffnungsfreudigkeit der beiden Offiziere und ihr Vertrauen in die vordringende Tatkraft des Kaisers ist dem Verfasser im Gedächtnis geblieben, ebenso ihre Übereinstimmung darin, daß man von jetzt ab kampfkräftige Schiffe nach Möglichkeit dauernd da halten solle, wo sie im Kriege nötig und von Nutzen sein könnten, also nicht im Mittelländischen Meere; auch dieser Gesichtspunkt war neu und ein Zeichen der neuen Ära.

Die Pläne des Kaisers in jener ersten Zeit lassen sich wohl dahin zusammenfassen, daß er neu schaffen wollte: einen Kern moderner Hochseeschlachtschiffe, ferner eine möglichst große Anzahl von Kreuzern für die Führung des Kreuzerkrieges; auf diesen Punkt kommen wir nachher noch zurück und es sei nur erwähnt, daß jene Denkschrift von 1889 ausdrücklich auf den Kreuzerkrieg Bezug nahm. Außerdem wurde nach wie vor mit Recht hoher Wert auf die Torpedobootsflotte gelegt, und schleunige Fertigstellung der schon von Caprivi verlangten Küstenpanzerschiffe gefordert, mit denen man, nach den damaligen Anschauungen, die Mündungen des im Bau befindlichen Kaiser-Wilhelm-Kanals zu schützen gedachte. Dem richtigen Blicke des Kaisers dürfte es aber zuzuschreiben sein, daß schon nach wenigen Jahren auf den Bau der letzten zwei dieser zehn Küstenpanzer verzichtet wurde, und man in weiterer Folge, wie wir sehen werden, ganz von ihnen zurückgekommen ist. Der Schwerpunkt unserer Seerüstung begann eben vom Lande, wohin er verbannt worden war, auf sein natürliches Element, die See, langsam hinauszurücken. Langsam ging es zunächst, denn abgesehen von dem Offizierkorps und Personal der Marine, in seiner großen Tüchtigkeit, waren nirgends Vorbedingungen für ein schnelles Vorgehen vorhanden. Die Schiffbauindustrie war vielfach mißvergnügt und mutlos infolge der voraufgegangenen, so negativen Bauperiode, die Praxis der Schiffbauer und der Konstrukteure ließ naturgemäß zu wünschen übrig, und besonders auch unter dem kaufmännischen Gesichtspunkte fehlte die Sicherheit für die Zukunft, die nötig ist, um einen Betrieb allen allgemeinen Forderungen der Zeit gemäß, mit mehr oder minder hohen Kosten auszubauen. Im Lande gab es wohl eine Strömung, die für die Vermehrung und Verstärkung der Marine eintrat, aber sie war einflußlos und auch in ihren Zielen begreiflicherweise wenig klar. Nur das eine war ihr klar, daß es besser, viel besser werden müsse, und daß insbesondere die neuen deutschen Kolonien mit Naturnotwendigkeit die Rolle und Bedeutung der Marine erhöhen würden. Die weitaus größte Mehrheit des deutschen Volkes war aber gleichgültig der Marine gegenüber und lag in völliger Unkenntnis hinsichtlich aller einschlägigen Momente, von denen nachher noch die Rede sein wird. Seitens der leitenden Behörden des Reiches pflegte mit Anerkennung des Personals der Marine nicht gekargt zu werden, während andererseits niemals daran gedacht wurde, für die Marine eine Entwicklung über den bisherigen engen Rahmen ihrer Aufgaben hinaus auch nur zu wünschen, geschweige denn nach außen hin zu vertreten. Vielleicht ist es einer der allerwesentlichsten Teile der Arbeitsleistung des Deutschen Kaisers für die Marine gewesen, auf diese leitenden Personen des Reiches und ihre Gehilfen aufklärend und antreibend einzuwirken; eine Arbeit, die möglicherweise um so mühevoller geworden ist, je mehr im Laufe des ersten Jahrzehntes im neuen Jahrhundert das Anwachsen der Flotte ihren Einfluß komplizierend auf das Gebiet der auswärtigen Politik äußerte und äußern mußte. Im Reichstage war nur die rechte Seite des Hauses der Überzeugung, daß für die Marine mehr getan werden müsse, und mit dieser Überzeugung verband sich die entsprechende Bereitwilligkeit für die Forderungen der Regierung. Im übrigen war, abgesehen von der Partei der unbedingten Verneinung, das Schlagwort maßgebend: Deutschland brauche nur eine Marine kleiner Abmessungen und für Erfüllung ganz eng begrenzter Aufgaben, außerdem sei aber das deutsche Volk viel zu arm, um sich neben den beinahe unerschwinglichen Lasten für die Unterhaltung seiner großen Armee auch noch solche einer großen Flotte auf die Schultern laden zu lassen. Diese beiden, vielfach aufrichtig gehegten, Zwangsvorstellungen waren teils die Folge eines hohen Maßes von Unkenntnis, teils bildeten sie auch wieder die Ursache davon, daß man sich weder selbst belehren noch belehren lassen wollte. Die „Liebhaberei" des Deutschen Kaisers für die Flotte und für alles Maritime wurde mit einem gewissen Achselzucken aufgenommen. Viele dachten: ein junger Herrscher, wie dieser, müsse eben irgendeine „Liebhaberei" haben. Man wolle aber schon dafür sorgen, daß er allmählich am dauernden Widerstande ermüde.

Nicht lange nach jenem Gespräch auf der Fahrt nach dem Vesuv, wo die beiden Seeoffiziere darüber einig gewesen waren: „mit diesem Kaiser werden wir noch einmal etwas erleben", wurde Konteradmiral Hollmann Staatssekretär des Reichsmarineamtes. Der Kampf begann, aber es war kein Kampf, den man frisch und fröhlich hätte nennen können, wie Hollmann ihn mit dem Reichstage und dem größten Teile der öffentlichen Meinung ausfechten mußte. Der Kampf richtete sich gegen denjenigen Feind, der immer der schlimmste ist, nämlich gegen Kenntnislosigkeit und Kurzsichtigkeit. Der Reichstag kämpfte deshalb ohne Ansehen der eigentlich in Betracht kommenden Sache, er kämpfte mit dem Gesichtskreise eines kleinen Kalkulators um die Geldsummen, und es war ihm gleichgültig, was diese Summen beschaffen sollten,

Das alte Linienschiff „Brandenburg".

und was mit ihnen gestrichen wurde. Mit gewaltigem Aufwand an Worten wurde erklärt und begründet, wie unerhört es sei, daß die Marineverwaltung einen ganzen, keinen halben Kreuzer fordere, daß sie den Größenwahn besitze, eine zweite Rate für einen Dockbau zu fordern, nachdem schon eine Rate bewilligt worden sei, und so ging es in unendlicher Reihe weiter. Man hoffte, der Kaiser werde erlahmen, sollte sich aber damit schwer getäuscht haben. Wenige haben damals wohl gewußt, wie fest und tief gegründet Entschluß und Wille des Deutschen Kaisers waren, und welche Ziele er sich für die Marine vorgesetzt hatte. Meist beruhigte man sich mit einem oberflächlichen Urteile über sein „mehr impulsives als politisch kluges" Vorgehen, ohne zu ahnen, wie bedachtsam und berechnend gerade die Marinepolitik des Deutschen Kaisers von Anfang an gewesen ist. Welche Ausdauer und Zähigkeit dazu kam, das konnte man freilich auch bei sonst größerem Verständnisse nicht ermessen; das haben erst die folgenden Jahrzehnte gezeigt.

Wie der Kaiser im einzelnen gerade der Marine gegenüber das Sprichwort betätigte, daß das Auge des Herrn die Kühe fett mache, wird nachher geschildert werden. Hier soll vorgreifend nur gesagt werden, daß sein Geist und Wille alle Zweige und Teile der Marine mit mächtiger Anregung dauernd durchdrangen. Im Gegensatze zu den trüben Verhältnissen der Marine im Parlament bildete die erste Hälfte der neunziger Jahre für ihre innere Vorwärtsentwicklung eine außerordentlich fruchtbare Periode. Wie bereits gesagt, war man schon gleich mit dem Beginn jenes Jahrzehntes daran gegangen, das vorhandene Schiffsmaterial so zu organisieren und im Dienste zu halten, daß zu allen Jahreszeiten das Höchstmaß an erreichbarer augenblicklicher Schlagfertigkeit der Schiffsbestände und -verbände sichergestellt werden konnte. Die Geschwaderübungen im Sommer, und hauptsächlich in der Manöverzeit des Herbstes, nahmen einen nie gesehenen Umfang an, und, begleitet vom regsten Interesse des Kaisers, wurde in Theorie und Praxis die wichtige Frage der Lösung entgegengeführt, ein wie großer Schiffsverband noch einheitlich geführt werden könne. Damals gelangte man zu dem Ergebnisse einer Flotteneinheit von sechzehn Schlachtschiffen — vermehrt um ein siebzehntes als Führerschiff —, gegliedert in zwei achtschiffige Geschwader. Freilich gab es damals im Seeoffizierkorps Stimmen, die meinten: eine solche Phantasietaktik habe wenig Zweck, denn die deutsche Flotte würde niemals über so große Schlachtschiffsverbände ver-

fügen. Man solle sich daher lieber mit konkreten Aufgaben der Gegenwart und sicher erreichbaren Zukunft beschäftigen. Dabei sah jene Herbstübungsflotte sonderbar genug aus. Ihre Zusammensetzung erinnerte an die der Falstaffschen Rekruten. Alles mußte mitarbeiten, um die Zahl einer solchen Flotte, mit verschiedenen Kreuzergruppen, vollzählig zu machen: Uralte Panzerschiffe, Panzerkanonenboote, ungepanzerte Kanonenboote, Korvetten, Schulschiffe, alles mußte solche Schiffe und Typen darstellen, die man einmal zu erhalten hoffte. Die Seele dieser taktischen Übungen aber war der Kapitän zur See, und bald darauf Konteradmiral, Tirpitz. Die damals als zweckmäßig ermittelte Gliederung der verschiedenen Flotten- und Geschwaderverbände finden wir wenige Jahre später wieder in den Flottengesetzen vor.

Obgleich naturgemäß Veröffentlichungen nicht erfolgt sind, während die Frage oft aufgeworfen worden ist, können wir nach dem bisher Gesagten in großen Zügen ungefähr uns ein Bild machen, wie der Kaiser sich damals, anfangs bis Mitte der neunziger Jahre, die zunächst zu erstrebenden Ziele für die Flotte setzte:

Die Schlachtschiffflotte sollte aus zwei Geschwadern, wahrscheinlich jedes zu acht Schiffen bestehen. Diese Stärke war schon in früheren Jahren, so im Flottengründungsplane des Generals von Stosch, gewissermaßen als Normalstärke der heimischen Flotte hingestellt worden, und hernach vertrat Konteradmiral Hollmann einen ähnlichen Standpunkt. Diese Zahl, und zwar moderner gut brauchbarer Schiffe, sollte möglichst bald erreicht werden. Ob der Kaiser, und seine Organe in der Marine, damals an eine spätere erhebliche Vergrößerung der Linienschiffsflotte gedacht haben, wissen wir nicht. Es ist aber nicht wahrscheinlich, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil nach allen Anzeichen die Absicht bestand, eine sehr große Anzahl von Kreuzern zu bauen, die den Kreuzerkrieg zu führen bestimmt gewesen wären. Die Idee des Kreuzerkrieges, die an und für sich verlockend und volkstümlich ist, stand damals in Frankreich im Vordergrunde der öffentlichen Erörterung und wurde von angesehenen hohen Seeoffizieren dort propagiert. Der Kreuzerkrieg galt, und zwar lange nachher noch, als eine „Waffe des Schwachen", wie das Torpedoboot, wenn schon auf anderem Gebiete. Schnelle und zahlreiche Kreuzer sollten im Kriege den Seehandel des zur See übermächtigen Gegners schädigen und ihm damit schwere, auf die Dauer unerträgliche wirtschaftliche Rückschläge verursachen. Die Torpedoboote sollten gleichzeitig gegen die feindliche Schlachtflotte vorgehen, und die Schlachtschiffe der deutschen Flotte gelegentlich Vorstöße machen und den durch Torpedobootsangriffe geschwächten Gegner, unter günstigen Verhältnissen auch auf hoher See, anfassen. Küstenpanzer, Torpedoboote und Hochseegeschwader würden dann auch die Blockade der deutschen Küsten unmöglich machen oder außerordentlich erschweren.

Das war also ein in seiner Art wohldurchdachtes System, wie die verschiedenen Waffen mit planmäßig verteilten Rollen im Kriege arbeiten sollten. Allmählich aber im Laufe jener Jahre änderten sich die Ansichten über die militärische Rentabilität eines Kreuzerkrieges für Deutschland, besonders auch im Verhältnis zu den Kosten, die eine große Kreuzerflotte bedingen würde. Von außerordentlichem Einflusse auf die Anschauungen war das Bekanntwerden der deutschen Marine mit den Werken des amerikanischen Marinehistorikers Mahan. Sie wurden auf Veranlassung des Kapitäns zur See Tirpitz ins Deutsche übersetzt, und die in ihnen liegende Widerlegung der Ideen des Kreuzerkrieges war zu schlagend, als daß sie ohne Wirkung hätte bleiben können. Mit höchstem Interesse ging auch der Kaiser an diese Schriften heran. Die Beweisgründe des amerikanischen Seekriegshistorikers konnten ihm lediglich die Bestätigung für die Richtigkeit der in zahlreichen Dienstvorschriften niedergelegten Anschauung des Kapitäns Tirpitz liefern: daß die Schlachtflotte Hauptsache, und alles andere Beiwerk sei.

Um Mitte der neunziger Jahre, das kann jedenfalls als feststehend angesehen werden, fand dann der Kaiser den Mann, mit dem er seine großen Pläne durchführen sollte: den Konteradmiral Tirpitz. Dieser hatte gerade das Kommando über das ostasiatische Kreuzergeschwader erhalten. Kurz vor seiner Ausreise hat er mit dem Deutschen Kaiser im Schlosse zu Berlin eine lange Unterredung gehabt, von der damals die Öffentlichkeit ebensowenig etwas erfuhr, wie von dem Besuche überhaupt. Heute wissen wir, daß diese Unterredung eine geschichtliche Bedeutung nicht nur für die Marine, sondern für das Deutsche Reich gehabt hat: Sie hat den Grund nicht nur zur späteren Marinepolitik der Flottengesetze gelegt, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit nach zum endgültigen Begräbnisse der Idee des Kreuzerkrieges.

Konteradmiral Tirpitz trat sein Kommando in Ostasien an, und der Staatssekretär des Reichsmarineamtes Hollmann setzte seinen schweren jährlichen Kampf mit dem Reichstage fort. Es ist aber

Schwebefähre auf der Werft in Kiel.

durchaus falsch, die Tätigkeit des verdienten Staatssekretärs als erfolglos hinzustellen. Unter ihm wurde neben der baulichen Tätigkeit auch höchst fruchtbringende organisatorische Arbeit innerhalb der Marine geleistet. Als Hollmann 1897 aus seiner Stellung schied, wies die Flotte die vier Schiffe der Brandenburg-Klasse und acht Küstenpanzerschiffe der Siegfried-Klasse auf; die Sachsen-Klasse war modernisiert worden, an Kreuzern waren fertig und im Bau neun große und zweiundzwanzig kleine, und die Torpedobootsflotte zählte 110 Fahrzeuge.

Über die Ursachen seines damaligen Rücktrittes hat Admiral Hollmann sich beinahe zehn Jahre später einmal öffentlich geäußert. Er sagte: „Im Jahre 1897 hatte ich die Verwaltung des Reichsmarineamtes niederzulegen. Es ist ziemlich gleichgültig warum. Ich will nur kurz darauf hindeuten, daß es mir nicht möglich war, im Reichstage diejenigen Bewilligungen zu bekommen, die ich für notwendig hielt, und ich dadurch mit dem Reichstage in eine Art Konflikt trat, der es mir unmöglich machte, weiterzuarbeiten."

Wie sehr der Kaiser die Tätigkeit einerseits, die Rücktrittsgründe seines Staatssekretärs andererseits würdigte, ergibt sich daraus, daß Admiral von Hollmann dauernd der besonderen Freundschaft des Kaisers bis zu seinem Tode gewürdigt wurde. Die Persönlichkeit Hollmanns an sich erscheint besonders sympathisch und achtungswert durch die Tatsache, daß zwischen ihm und seinem Nachfolger Tirpitz dauernd Beziehungen denkbar harmonischer Natur bestanden haben. Admiral Hollmann hat seinen, wie sich denken läßt, großen, persönlichen Einfluß ausnahmslos in, ihm selbstverständlicher, Großherzigkeit in den Dienst der Sache gestellt, deren Interesse er in der Förderung der Ziele erblickte, welche der Kaiser mit dem Admiral Tirpitz verfolgte.

Die Gründe seines Rücktrittes hat Admiral Hollmann kurz und erschöpfend bezeichnet, es muß aber im Hinblick auf die Folgezeit noch einiges dazu gesagt werden. Admiral Hollmann stand parlamentarisch, und vielleicht auch persönlich, stark unter dem Eindrucke des eingangs erwähnten schnellen Wechsels und der Entwicklung der Technik auf kriegsmaritimem Gebiete. Er hat im Reichstage oft geäußert, man könne angesichts dieses schnellen und unberechenbaren Wechsels die Bedürfnisse der Marine nicht auf lange Sicht bestimmen. Noch 1897 erklärte er: „Weder die verbündeten Regierungen noch der Reichstag werden sich jemals dazu verstehen, sich an eine formelle Denkschrift zu binden für Jahre hinaus. Das ist ganz

unmöglich und selbst, wenn beide Teile es wollten, nicht durchführbar, aus dem sehr einfachen Grunde, weil zunächst ebenso wie auf dem Lande, so auf der See, die Kriegskunst ganz wandelbar ist, und man sich nach Maßgabe der Kriegskunst rüsten muß. Es ist ganz unmöglich, daß Ihnen heute eine Marineverwaltung sagen kann, was wir nach zehn Jahren brauchen; sie kann es nur für die Gegenwart Ihnen mitteilen, und wenn sich nun die Verhältnisse ändern, dann werden sich auch die Forderungen ändern; darüber ist kein Zweifel, meine Herren."

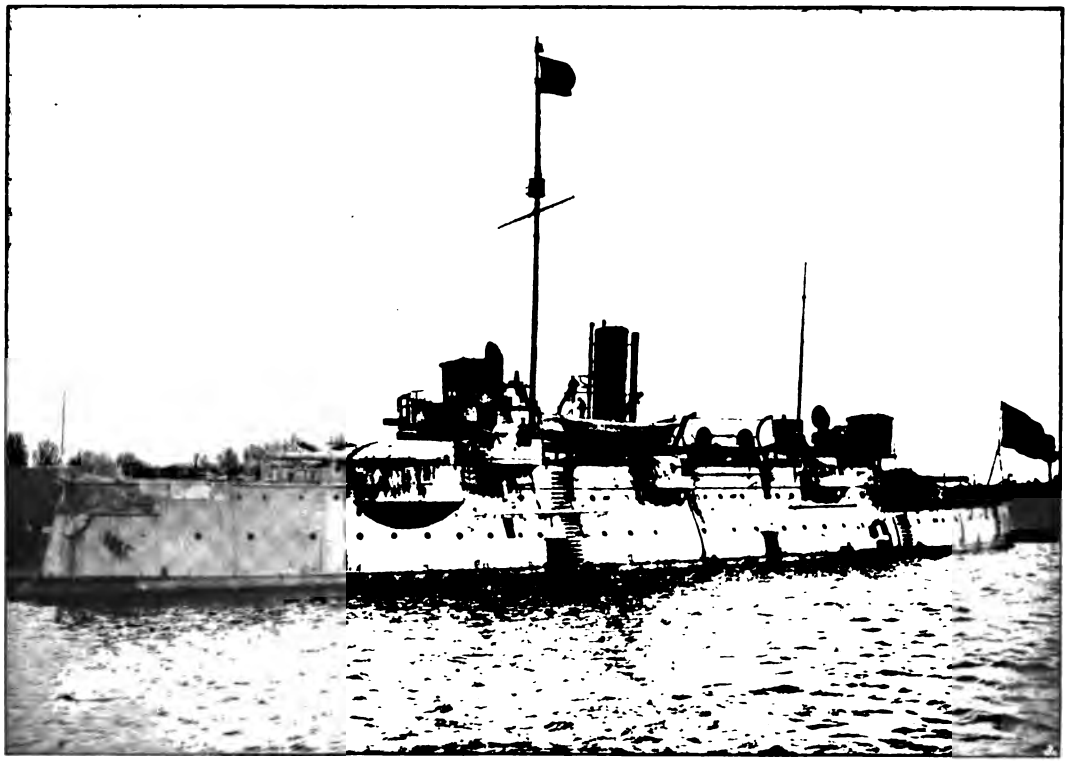
Das war mehr oder weniger der seit den siebziger Jahren stets vertretene Standpunkt der Chefs der Admiralität und Staatssekretäre des Reichsmarineamtes. Man konnte und kann ihm auch heute noch insofern Berechtigung nicht absprechen, als es tatsächlich unmöglich ist, im voraus zu sagen, wie ein in zehn Jahren, ja auch in fünf Jahren, zu bauendes Schlachtschiff aussehen und was es kosten wird. Heute, wo durch die Art und Anlage der Flottengesetze das Ei des Kolumbus gefunden und als solches bekannt geworden ist, ist es leicht, an dieser Seite der Hollmannschen Tätigkeit abfällige Kritik zu üben. Seine Auffassungen und seine Politik spannen, wie gesagt, im wesentlichen den alten Faden weiter, er wollte ihn sehr viel energischer spinnen, und mit der Energie der Bemühungen wuchsen die Widerstände des Parlamentes. Dazu kam, daß Hollmann in der Zeit allgemein ungeklärter und wechselnder Anschauungen ans Ruder gelangte und seine Forderungen auf einem Boden stellte, wo ihm Argumente werbender Kraft nicht zur Verfügung standen, vor allem kein dafür öffentlich auszunutzendes Endziel. So wurde die Partie im Reichstage zu ungleich, und der Staatssekretär trat zurück. Mit ihm verschwand der Gedanke, die Zukunftsflotte Deutschlands vorwiegend in das Zeichen des Kreuzerkrieges zu stellen.

Es erregte allgemeines, mißfälliges Erstaunen der einer Stärkung unserer Flotte abgeneigten politischen Parteien und Strömungen, daß vom Jahre 1895 an die persönliche Einwirkung des Kaisers auf den Reichstag, und auf die Öffentlichkeit überhaupt, in viel höherem Grade als bisher hervortrat. Zur Beurteilung der damaligen Ansichten des Kaisers für die Entwicklung der Marine erscheint uns seine Rede vom 18. Januar 1896 besonders wesentlich, zumal die folgenden Sätze:

> „Das Deutsche Reich ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen und deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, Mir zu helfen, dieses Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern."

Hier umschreibt der Kaiser den Begriff, der später so viel erörtert wurde und so viel gewirkt hat, den Begriff der Seeinteressen! der Seeinteressen, deren Schutz, in jedem Sinne, nur eine entsprechende Flotte gewährleisten kann. Der Kaiser warf damit einen Wert von höchster und unschätzbarer Werbekraft in die Öffentlichkeit hinein, einen Begriff, der in den Flottengesetzen wiedergekehrt ist, und der immer wiederkehren muß. Den Reichstagsabgeordneten gegenüber und auch in der Presse war bisher wohl auf die Notwendigkeit der Kriegführung und Verteidigung und entsprechender Kriegsmittel hingewiesen worden, aber was, und wie Großes, zu schützen und verteidigt werden mußte, davon war nie die Rede gewesen, und doch lag gerade die Hauptwerbekraft in der Betonung der Größe der Werte, die zur Zeit schutzlos waren und dabei des Schutzes so sehr bedurften.

Ein Jahr vorher hatte der Kaiser eine Anzahl rechts- und mittelparteilicher Reichstagsabgeordneter in das Neue Palais zu Potsdam eingeladen und dortselbst einen längeren Vortrag über die Notwendigkeit der Verstärkung unserer Seerüstung gehalten. Kurz vorher war der japanisch-chinesische Krieg zu Ende gegangen, und die aus ihm gewonnenen Erfahrungen dienten dem kaiserlichen Redner teilweise als Unterlagen. Um die gleiche Zeit begann der Kaiser durch Zeichnung von Flottentabellen die Öffentlichkeit zu belehren über den gewaltigen und beschämenden Abstand, in dem die deutsche Wehrkraft zur See sich von der anderer Seenationen befand. Diese Tabellen, alle mit der Chiffre des Kaisers gezeichnet, wurden im Reichstage aufgestellt und auf dem Wege der Vervielfältigung über ganz Deutschland hin verbreitet. Selbstverständlich wurde auch über diese Idee des Kaisers viel gespottet; er hätte vielleicht Besseres tun können anstatt dessen, — meinte man. Tatsächlich haben gerade diese Tabellen in der Unwiderleglichkeit ihrer Anschaulichkeit außerordentlich viel gewirkt, mehr als viele Reden und Schriften. Nebenher versäumte der Kaiser keine Gelegenheit, um einflußreiche Politiker und andere Persönlichkeiten für seine Pläne zu erwärmen, und immer wandte er das schon vor seiner Thronbesteigung instinktiv als richtig



Das alte Küstenpanzerschiff „Frithjof".

erkannte Mittel an, sachliche Aufklärung zu treiben. Allmählich begann man denn auch auf solchen Seiten, die den Marinedingen zurückhaltend gegenüberstanden, die außerordentliche und eindringende Sachkenntnis des Kaisers anzuerkennen und zu würdigen. Die Redensart von der Laune und von dilettantischer Liebhaberei verstummte mit der Zeit, und gerade in jenen Gesprächen wird mancher eingesehen, wenn nicht zugestanden, haben, daß seine bisherige skeptische oder ablehnende Haltung im wesentlichen nur Mangel an Kenntnis zur Ursache gehabt hatte.

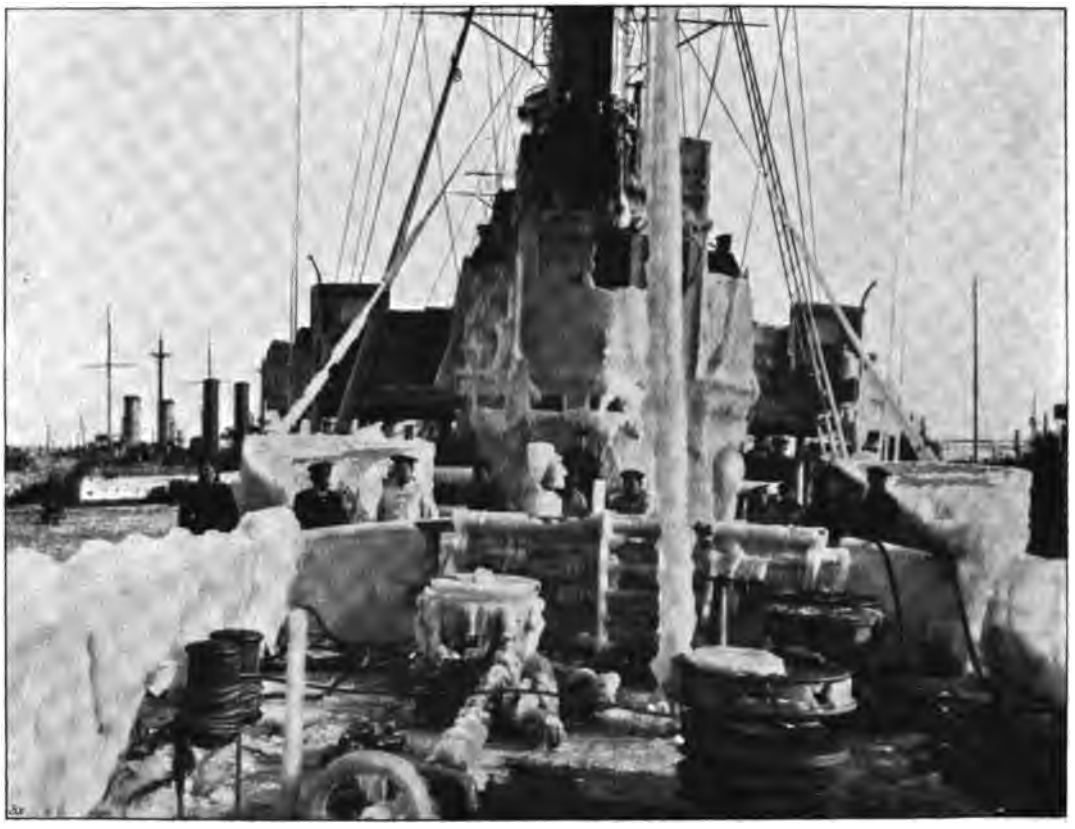
Der Verfasser dieser Betrachtung möchte, wie gesagt, annehmen, daß der Kaiser sich vom Jahre 1895 an sowohl über die Wahl des Nachfolgers im Rücktrittsfalle des Staatssekretärs Hollmann klar war, und außerdem daß seine Anschauung über die Ziele der Flottenentwicklung sich mehr und mehr von der herkömmlichen zu entfernen begann. Die Unterhaltungen mit dem Kapitän zur See, und dann Konteradmiral, Tirpitz, der schon damals als organisatorische Kraft höchsten Ranges und als führender Geist in der Marine galt und der während seiner Dienstleistung als Chef des Stabes der Marinestation der Ostsee und dann des Oberkommandos, auf die Entwicklung der Taktik der Flotte befruchtend und bahnbrechend eingewirkt hatte, mögen dem Kaiser die Probe im einzelnen auf die Richtigkeit seiner Ideen gegeben haben. Der Kaiser wußte sehr wohl, wie gerade in maritimen und in Flottenfragen die Richtigkeit jedes noch so groß und verlockend erscheinenden Gedankens erst durch die Möglichkeit seiner praktischen Anwendbarkeit, unter Berücksichtigung jeder Einzelheit, erwiesen werden kann. Härter als anderswo stoßen sich gerade im Gebiete maritimer Praxis die Sachen, wie frei auch immer im Kopfe die Gedanken beieinander wohnen mögen. Und gerade hierfür war Tirpitz als der selbst so ideenreiche Mann der organisatorischen und taktischen Praxis die gegebene Persönlichkeit für den Kaiser mit seinen hochfliegenden Gedanken und Anregungen, in Ansehung ihrer Verwirklichungsmöglichkeit. Der Kaiser hatte diesen Mann gesehen und gehört, er hat sich, und dann ihm, gesagt: das ist Mein Mann. Unmittelbar nachdem Hollmann zurückgetreten war, wurde Tirpitz aus dem fernen Osten auf den Posten des Staatssekretärs berufen. Das war im Frühsommer 1897, und schon im August desselben Jahres brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung unter der Überschrift „Marinegedanken" einen Leitaufsatz, der den Gedanken anbahnte, der später durch

die gesetzliche Festlegung der Flottenstärke und den Zeitraum ihres Erreichens zur praktischen Durchführung gelangte. Gegen Ende des Jahres ging bereits der Entwurf des ersten Flottengesetzes in die Öffentlichkeit und an den Reichstag.

Halten wir hier einen Augenblick inne.

Die Geschichte wird es dem Kaiser als ein besonders großes, als ein entscheidendes, Verdienst anrechnen, daß er im Admiral Tirpitz den richtigen Mann gefunden hat, und nicht minder, daß er ohne Zögern die Idee des Kreuzerkrieges und die Absicht, die Entwicklung der Marine auf ihn zuzuschneiden, aufgab, sobald er den utopischen Charakter dieser Idee erkannt hatte. Das ist beides sicherlich wahr, fünfzehn Jahre stetiger und angespannter Arbeit und Entwicklung haben den schlüssigsten Beweis geliefert, der auf dieser Erde geliefert werden kann, nämlich den Erfolg. Vergegenwärtigen wir uns demgegenüber aber die Lage, in der sich der Kaiser persönlich um Mitte der neunziger Jahre befand. Mit jedem Jahre sah er deutlicher, daß die damalige Marinepolitik nicht zum Ziele führen werde. Ein kostbares Jahr nach dem andern ging verloren, und der Kaiser wußte den Wert der Zeit gerade unter diesem Gesichtspunkte zu schätzen. Seine Besorgnis für die Zukunft mußte steigen, und stieg, sie stieg um so mehr, als er sehen mußte, daß sie in Deutschland kaum irgendwo und irgendwie geteilt wurde, denn der maritime Überblick, die organische Eingliederung des Gedankens von einer Notwendigkeit der Flotte in den allgemeinen politischen Ideenkreis, fehlte damals den allermeisten Deutschen gänzlich. Die Zeit verging, alles in der Welt entwickelte sich im Sinne weltwirtschaftlicher Verschlungenheit und imperialistischer Ziele anderer Mächte, nur die deutsche Marine, welche allein solchen Entwicklungen in Deutschland als Grundlage hätte dienen können, kam nicht vorwärts. In der Marine selbst waren die Anschauungen über die Richtung einer wünschenswerten militärischen Entwicklung verschieden und zum Teil auch schwankend und unklar. Der Staatssekretär, den der Kaiser unentwegt hochschätzte, erreichte nichts erkleckliches dem Reichstage gegenüber und beurteilte seine parlamentarische Lage selbst, wie wir gesehen haben, als eine aussichtslose.

Es wäre menschlich nur zu begreiflich gewesen, und Politiker wie Fachleute würden derselben Ansicht gewesen sein, wenn der Kaiser damals, nach beinahe zehnjährigem Kampfe, seine Ziele zurückgesteckt und sich vielleicht gesagt hätte, das deutsche Volk sei noch nicht reif und die Zeit müsse abgewartet werden, bis die Ereignisse ihm die Augen öffneten. Wenn der Kaiser anstatt dessen dem alten Spruche folgte: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito", und den Konteradmiral Tirpitz zu seinem Gehilfen wählte, um nicht nur die Entwicklung der Flotte auf anderen militärischen Grundsätzen, sondern auch die parlamentarisch-politische Behandlung der Flottenfrage auf vollkommen entgegengesetzten Grundlagen aufzubauen, — so bedeutete das ein Maß von persönlicher Entschließungskraft und Mut der Verantwortung, dessen Größe bisher nicht genügend anerkannt worden ist. Dieser Entschluß war deshalb so beträchtlicher Natur, weil der Kaiser damit ein, wenn man so sagen darf, sehr erhebliches, persönliches Risiko einging. Man vergegenwärtige sich seine Lage: Das bisherige Verfahren hatte sich ihm als unbrauchbar erwiesen, das entgegengesetzte einzuschlagen, hatte er mit seinem neuen Manne beschlossen. Wie nun, wenn es auch damit nichts wurde? Der Kaiser kannte den Konteradmiral Tirpitz als einen Mann von hohen Gaben, der während seiner Dienstzeit in der Marine an jeder Stelle Hervorragendes geleistet und bahnbrechend gewirkt hatte. Wie aber dieser Mann sich als Parlamentarier und Politiker bewähren würde, das wußte der Kaiser nicht. Dazu kam die schon früher erwähnte Tatsache, daß die deutsche Flotte militärisch über keine Tradition verfügte. Alle Vergleiche hinken, und wenn wir in diesem Zusammenhange auf den preußischen Militärkonflikt der sechziger Jahre hinweisen, so sind wir uns dessen selbstverständlich wohl bewußt. In dem Kampfe um die Flotte ging es nicht um die Frage: monarchische oder parlamentarische Gewalt? Ein anderer Unterschied ist aber lehrreicher, als manche Ähnlichkeiten: Im Militärkonflikte der sechziger Jahre standen der König, die leitenden militärischen Fachleute und der Ministerpräsident keiner Frage gegenüber, die rein militärisch so oder so hätte beantwortet werden können. Ihre Forderungen waren in ihren militärischen Wirkungen durchaus und klar übersehbar, es gab nicht eine einzige militärische Folge, die sich nicht übersehen ließ. Jene Forderungen, die den Militärkonflikt hervorriefen, erwuchsen organisch aus der politischen und militärischen Vergangenheit Preußens, und vor allem auch aus seinen militärischen Erfahrungen. Kaiser Wilhelm II. befand sich demgegenüber während der neunziger Jahre in der Lage eines Mannes, der zwar genau weiß, was er will und das unbeirrbare Gefühl von der Richtigkeit dessen hat, was er will, der aber sich auf ein Gebiet begibt, das ein unbetretenes ist, sowohl rein militärisch



S. M. Kleiner Kreuzer „Danzig" nach einer Fahrt im Schneesturm.

wie organisatorisch, wie parlamentarisch, wie politisch. Die maritime Vergangenheit des Deutschen Reiches und Preußens gab, abgesehen von einigen Ansätzen, nur Beispiele, wie es nicht gemacht werden durfte. Die Geschichte zeigte, daß Preußen und das Deutsche Reich ohne Flotte groß und mächtig geworden war. Nicht anders stand es mit der Art der kaiserlichen Pläne in ihren Einzelheiten. Vorher war in amtlichen Verlautbarungen immer wieder zum Ausdruck gebracht worden, daß Deutschland sich nie auf den Kampf um die Seeherrschaft gegenüber einer anderen Großmacht einlassen könne, und das sei auch gar nicht nötig, sondern die moderne Zeit habe gerade den schwächeren Seenationen ebenso billige wie wirksame Ersatzmittel an die Hand gegeben, wie Torpedoboote und Kreuzerkrieg. In Frankreich, der zweitstärksten Seemacht der Welt, gewann die Theorie des Kreuzerkrieges mehr und mehr Boden. In England zeigte man starke Besorgnis davor, und wenn England dabei sich auf seine Geschichte stützend, weiter auf seiner ozeanbeherrschenden Linienschiffsflotte und deren Entwicklung bestehen blieb — ohne freilich den Kreuzerbau zu vernachlässigen —, war es da nicht eine phantastische Utopie, wenn das Deutsche Reich, dieser Festlandsstaat par excellence, dieses arme Land, das dem Moloch des Militarismus schon viel zu viel opfern mußte, auch noch derart uferlose Weltmacht- und Flottenpläne unterhielt?

Der Kaiser und sein Staatssekretär konnten nur ihre eigene Überzeugung haben und vertreten, die Vergangenheit aber nicht zu anderen als nur negativen Schlüssen benutzen. Im positiven Sinne konnten sie andere Länder zum Vergleiche heranziehen, und taten es, mußten sich dabei aber immer bewußt bleiben, daß gerade solche Vergleiche und Schlüsse nur dann von einer widerstrebenden Volksvertretung und Öffentlichkeit für richtig gehalten zu werden pflegen, wenn sie vermindernd auf die Ausgaben für die Wehrkraft einwirken. Berücksichtigt man alle diese Momente, so steht außer Zweifel, daß Kaiser Wilhelm ein sehr hohes Maß von Entschlußkraft und Mut der Verantwortung gezeigt hat. Das wäre psychologisch unmöglich gewesen, wenn die Marine wirklich nur seine „Liebhaberei" gewesen wäre, oder ein Mittel, um sich als

ihren Schöpfer preisen zu lassen. Gerade diese Krisis in den Jahren 1895 bis 1897 und dann Momente, die später sich mit großer Stärke geltend machten, liefern — auch wenn man nichts weiter zur Beurteilung hätte — einen Beweis, wie er einwandfreier nicht gedacht werden kann, daß es sich bei dem Kaiser um eine tiefe, festgegründete und auf klarer eindringender Erkenntnis ruhende Überzeugung handelte. Der Kaiser hat oft von sich mit Bezug auf die Marine gesagt, er lasse sich in dem, was er für richtig erkannt habe, durch nichts beirren. 1897 tat er in demselben Gefühle einen Schritt, der nicht mißlingen durfte, aber doch mißlingen konnte. Mißlang er, so trug der Kaiser persönlich in jedem Sinne die größte Last des Mißerfolges.

In diesem Zusammenhange muß auch hingewiesen werden auf einen Wechsel, den der Kaiser auf die Zukunft zog, nämlich die Erwerbung von Helgoland. Die Art dieser Erwerbung ist viel erörtert und viel getadelt worden. Wir müssen diese Frage, die wegen des Tauschobjektes kolonialer Natur ist, und ebenso die rein praktische, politische Frage, die eine solche der Geschicklichkeit der ausführenden Organe war, — die Frage nämlich, ob man die Insel für einen billigeren Preis hätte erhalten können —, hier außer acht lassen. Das sind Fragen der Vergangenheit und nur noch von geschichtlichem Interesse. Die Insel Helgoland selbst ist dagegen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte, seitdem sie zum Deutschen Reiche gehört, zu einem ganz außerordentlich hohen militärischen Wertobjekte geworden. Ihr „Wertzuwachs" hat über alles Erwarten zugenommen, und die „Wertzuwachssteuer", nämlich die, jetzt sehr starke, Befestigung der Insel erhöht diesen Wert noch mehr. Wollte man sich denken, daß heute im Winkel der deutschen Nordseebucht, dicht vor den Mündungen der Elbe, Weser, Jade und Ems und ebenso vor der Nordseemündung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, ein Helgoland läge, über dem die Flagge einer fremden Macht, eines möglichen Feindes zur See, wehte, so würde das einen ganz „unmöglichen" Zustand, eine, auch im Frieden, ganz unhaltbare Lage bedeuten. Wir würden vor unserer Küste und vor unseren Flußmündungen nicht nur einen Aufpasser zudringlichster Art haben, der telegraphisch und telephonisch mit seinem Lande verbunden wäre und über Signalmittel aller Art verfügte, sondern auch mit einer Station für Unterseeboote und in Zukunft für Flugzeuge und Luftschiffe aller Art, einem Stützpunkte für feindliche Torpedoboote und einem Ankerplatze für die feindliche Hochseeflotte. Für jede andere Macht würde Helgoland einen offensiv weit gegen das Herz unserer maritimen Hauptoperationsbasis vorgeschobenen Posten bedeuten, während ein deutsches Helgoland lediglich defensiven Charakter besitzt. Man möchte bedauern, daß es nicht möglich ist, diese sonst so viel mit den Mitteln moderner Technik sanierte Insel ein Stück weiter in die Nordsee hinauszuschieben. — Damals, Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, war das englische Helgoland unbefestigt, und in den maßgebenden Kreisen Englands legte man wenig Wert darauf. Als die Tauschverhandlungen mit Deutschland im englischen Parlamente erörtert wurden, sprach man dort mit nachlässigem Humor von der „sentimentalen Insel" und war wohl — unausgesprochen — auch der Ansicht, daß der Wunsch des Deutschen Kaisers im sentimentalen Gebiete seinen Ursprung habe. Das ist ohne Zweifel aber nicht der Fall gewesen. Wenn wir diese Behauptung aufstellen, so bedeutet das keine unwürdige Schmeichelei gegenüber übermenschlichem Fernblicke des Kaisers. Vergegenwärtigen wir uns, daß der Kaiser vom Anfange seiner Regierung an — und wahrscheinlich schon vorher — weitgehende und hochfliegende Pläne mit der Marine hatte. Die Bedeutung der Insel Helgoland für einen Feind Deutschlands zur See lag auf der Hand, und zwar damals in sehr viel höherem Maße, als ein positiver militärischer Nutzen eines deutschen Helgolands für Deutschland. Gewiß, an die Möglichkeit einer Gegnerschaft zur See mit England dachte man im allgemeinen damals nicht, und in England selbst sicher nicht. Der Grund davon lag aber doch lediglich und ausschließlich in dem Fehlen einer irgendwie beachtenswerten deutschen Flotte. Sobald diese erstanden war, sahen sich beide Mächte auch ohne weiteres in der Lage, sich als mögliche Gegner zu betrachten, ohne daß dies andererseits die Ursache zu politischen Verstimmungen hätte sein brauchen. Der Deutsche Kaiser war von vornherein willens, dem Deutschen Reiche eine beachtenswerte Seemacht zu schaffen, er war überzeugt, daß er sie schaffen werde. Von selbst in der Linie solcher Erwägungen lag damit für ihn der Gedanke, in welchem Maße dann die Bedeutung Helgolands wachsen und sich ändern müsse. Freilich, daß im Laufe der kommenden Jahrzehnte durch drahtlose Telegraphie und Unterseeboote der Wertzuwachs der Insel so große Dimensionen annehmen könnte, wie es heute der Fall ist, das konnte der Kaiser nicht voraussehen. Seine militärische Haupterwägung wird gewesen sein, daß ein englisches Helgoland dem Gegner sehr erheblich nutzen und Deutschland ebenso erheblich schaden werde. Im Laufe der folgenden Jahre und zum größeren Teile erst in neuester Zeit ist die

Hofphot. F. Schenski, Helgoland.

Helgoland, Weſtſeite.

Insel dann sehr stark befestigt worden, eine Bedingung, die übrigens auch Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" an das Eintreten eines positiven militärischen Wertes der Insel für Deutschland knüpft. Alles in allem liefert der Übergang der Insel Helgoland in deutschen Besitz einen besonders anschaulichen Beweis von der überaus weitblickenden und sicheren Wertung des Kaisers aller Faktoren marinepolitischer und flottenstrategischer Art. Heute würde es schwer sein, die Insel Helgoland ihrem Werte nach ausdrücklich zu bemessen, und es ist undenkbar, daß ein zur See starkes Deutschland ein, einer anderen Nation gehöriges Helgoland, in seiner Nordseebucht überhaupt ertrüge. Heute bildet die Insel für uns nicht nur eine vorgeschobene Nachrichtenstation, sondern ein organisch in das Verteidigungssystem der Nordseeküsten und der Nordsee selbst eingefügtes Glied von hoher Bedeutung, ja außerdem auch einen strategischen Faktor im Nordseekriege.

Wir haben gerade hier die Erörterung über Helgoland eingeschaltet, um an einem heterogenen Gegenstande zu zeigen, wie sehr der Kaiser in der Durchführung seiner Marinepläne von langer Hand her arbeitete und sich tatsächlich nicht beirren ließ, wie er andererseits sich von der Zukunft der Marine ein in seinen einzelnen Zügen natürlich nicht gleichbleibendes, im Ganzen aber absolut feststehendes, Bild gemacht hatte, und wie er in den Dienst der Verwirklichung dieses Bildes alle auch scheinbar weit entfernten Faktoren und Gelegenheiten zu stellen bestrebt war.

Mit das erste, was der neue Staatssekretär, Konteradmiral Tirpitz, nach Übernahme seines neuen Postens tat, waren energische Schritte zur Fühlungnahme mit der Öffentlichkeit. Eine flottengegnerische Schrift jener Tage bemerkte sehr mißfällig, daß der Konteradmiral Tirpitz im Gegensatze zu allen früheren löblichen Bräuchen ein Preßbureau eingerichtet habe. Der Staatssekretär folgte darin und damit lediglich der Idee, die den Deutschen Kaiser schon so lange Jahre hindurch geleitet hatte. Wollte man vom Reichstage mehr erreichen als bisher, dann mußte man an die Masse der Bevölkerung herantreten und sie mit der erforderlichen Aufklärung durchdringen. Die Presse, Einzelschriften, Vorträge, Versammlungen, das waren die Mittel, und die Marinebehörde unterstützte den guten Willen der aufklärenden Organe und Menschen durch sachliches Material. Damals zeigte sich, wieviel Begeisterung und Lust, erst sich und dann andere zu belehren und damit die große vaterländische Sache zu fördern, im Volke vorhanden war. Will man mit zwei Worten sagen, auf welcher Grundlage sich diese Aufklärung befand, so genügt es, jene Sätze aus der Kaiserlichen Rede vom 18. Januar 1896 noch einmal anzuführen: „Das Deutsche Reich ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, Mir zu helfen, dieses Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern." Daran hatte eigentlich bisher niemand recht gedacht: an diese Tausende von Millionen deutscher Werte auf und über der See, und daß es selbstverständliche Pflicht wäre, diese Werte in Gegenwart und Zukunft ebenso zu schützen, wie man die innerhalb der eigenen Landesgrenzen liegenden Werte als ganz selbstverständlich schützte. Damals lernte das deutsche Volk die ihm ganz unbekannte und ungeahnte Größe dieser deutschen „Seeinteressen" kennen, es lernte begreifen, daß die deutsche Seefahrt nicht nur einigen wenigen Schiffbau- und Reedereigesellschaften und ein paar Exportfirmen diene und durch sie ausgemacht werde, sondern daß die Seeinteressen solche des ganzen Volkes, sei es direkt, sei es indirekt, sind. Man erfuhr, als eine ganz neue Offenbarung, wie hohe deutsche Werte jenseits der Ozeane investiert waren und arbeiteten, man erfuhr endlich auch, wieviel Deutsche auf allen Teilen der Erde, sei es mittelbar, sei es unmittelbar, im Sinne des wirtschaftlichen und allgemeinen Fortschrittes des Deutschtums sich betätigten. Mit am durchschlagendsten war aber für die allgemeine Stimmung, wie man die Tatsache erfuhr, daß bei weitem der größte Teil des deutschen Außenhandels Seehandel war. Vielen Hunderttausenden von Deutschen wurde damit plötzlich klar, wie recht der Kaiser gehabt hatte, wenn er in diesem Sinne sagte, das Deutsche Reich sei ein Weltreich geworden. Und wenn man bedachte, in wie gewaltig schnellem Wachsen sich alle diese Werte befanden, so drängte sich, wie von selbst, der Gedanke auf, ob denn die deutsche Flotte auch nur annähernd fähig sei, sie zu schützen. Es ergab sich weiter die Frage: auf welche Weise kann ein solcher Schutz ausgeübt werden, welche Mittel muß die Marine dazu haben? So forderte ein Gedanke den anderen, so zogen die Voraussetzungen ihre Schlüsse mit zwingender Notwendigkeit nach sich, und so wurde in einer ganz auffallend kurzen Zeit der Boden für die Vorlage des neuen Staatssekretärs bereitet. Zunächst natürlich erregte die Flotten-

Hofphot. J. Schenck, Helgoland.

Helgoland. Ansicht des neuen Torpedobootshafens.

vorlage des Jahres 1897 außerordentliches Aufsehen und heftigen Widerspruch. Der Teil aber der deutschen Bevölkerung, der sich den zwingenden Tatsachen und den aus ihnen ebenso zwingend hervorgehenden Folgerungen nicht entziehen konnte, wurde immer größer. Dazu kam die Klarheit der Forderungen der Regierung. Früher war ein ständiger und sehr oft wirksamer Einwand im Reichstage und in der Öffentlichkeit gewesen: die Regierung und insbesondere das Reichsmarineamt wisse ja selbst nicht, was es fordern wolle und worauf es letzten Endes mit der Flotte hinaus solle. Seit Anfang der achtziger Jahre sei von der leitenden Stelle immer wieder betont worden, man könne auch für eine sehr beschränkte Anzahl von Jahren den Bedarf der Flotte nicht voraussagen, weder quantitativ, noch qualitativ. Trotzdem wolle man immer mehr und gerate so in phantastische und uferlose Forderungen hinein. Dazu, so hieß es, ließe der Kaiser immer deutlich genug durchblicken, daß er noch viel höher mit der Marine hinaus wolle. Wo solle das also alles hinführen. Die „uferlosen Flottenpläne" waren in jenen Jahren zum Schlagwort geworden.

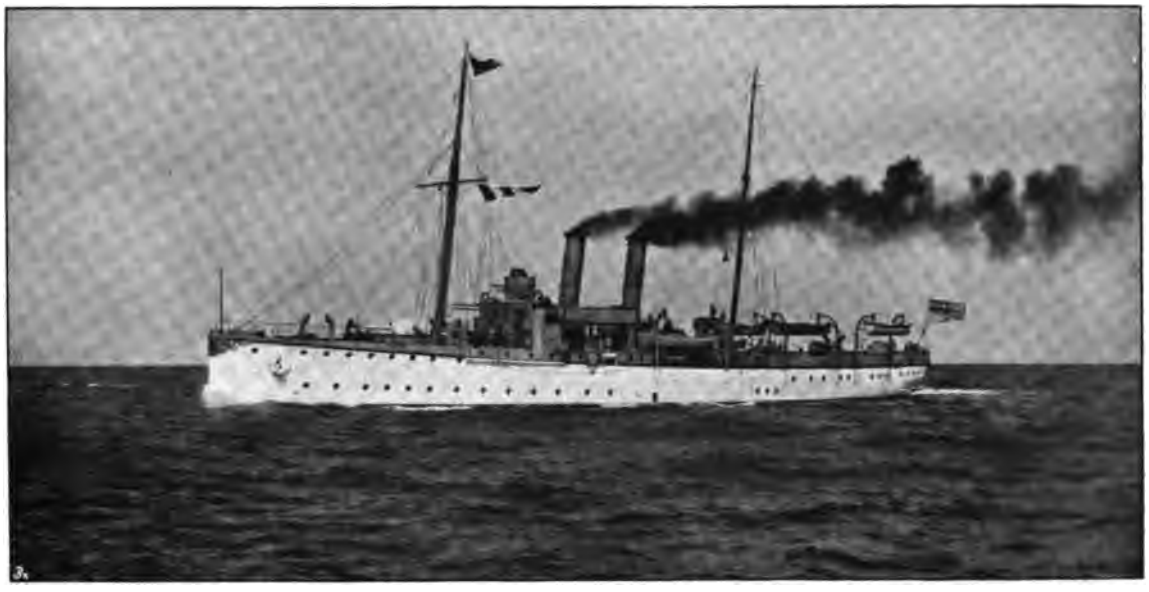
Die neue Vorlage schnitt zunächst diesem Schlagwort den Lebensnerv ohne weiteres ab. Sie forderte grundsätzlich für die Flotte einen Sollbestand von siebzehn Schlachtschiffen, acht Küstenpanzerschiffen, neun großen und sechsundzwanzig kleinen Kreuzern. Zwei Schlachtschiffe, zwei große und vier kleine Kreuzer sollten als Materialreserve dienen und auf den ganzen Sollbestand waren die bereits vorhandenen Schiffe in Anrechnung zu bringen. Der Rest, so verlangte die Vorlage, sollte bis zum Ablaufe des Etatsjahres 1904/05 fertiggestellt werden. Ein bestimmter Indienstheltungsplan war in der Vorlage ebenfalls enthalten, und zwar derart, daß rund die Hälfte der Flotte stets in Dienst zu sein hatte und ein Teil der anderen Hälfte in kriegsbereiter Reserve. Demgemäß wurde auch der Personalbedarf aufgestellt. Als außerordentlich wichtig und als grundlegende Neuheit kam aber die Festsetzung einer sogenannten gesetzlichen Altersgrenze für die verschiedenen Schiffsklassen hinzu, derart nämlich, daß nach einer gewissen Anzahl von Jahren, gerechnet von der Bewilligung der ersten Baurate an, das Schiff als frontdienstunfähig gelten, und ohne weiteres Ersatz dafür eintreten sollte. Die ganze Vorlage sollte als Reichsgesetz bewilligt werden, und damit ihr Ergebnis jeder späteren Diskussion, Gefährdung durch interne Schwankungen, oder Abbröckelung entzogen werden.

Das war, wie gesagt, etwas ganz Neues, nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt: eine gesetzliche Festlegung auf längere Zeit, und man kann nur wieder auf den selbständigen Mut der Verantwortung hinweisen, den der Kaiser zeigte, als er auch hier mit seinem Staatssekretär den Schritt in das Unbetretene wagte. Der Kaiser hatte es sich nicht nehmen lassen, am 30. November des Jahres 1897 seine Thronrede mit dem folgenden Hinweise auf die Flottenvorlage zu eröffnen:

> „Die Vorlagen, die Ihre Tätigkeit in Anspruch nehmen werden, stehen zwar dem Umfange nach hinter dem Arbeitsstoffe der letzten ausgedehnten Tagung zurück, sind aber zum Teil von weittragender Bedeutung. Die Entwicklung unserer Kriegsflotte entspricht nicht den Aufgaben, die Deutschland an seine Wehrkraft zur See zu stellen gezwungen ist. Sie genügt nicht, bei kriegerischen Verwicklungen die heimischen Häfen und Küsten gegen eine Blockade und weitergehende Unternehmungen des Feindes sicherzustellen. Sie hat auch nicht Schritt gehalten mit dem lebhaften Wachstum unserer überseeischen Interessen. Während der deutsche Handel an dem Güteraustausche der Welt in steigendem Maße teilnimmt, reicht die Zahl unserer Kriegsschiffe nicht hin, unsern im Auslande tätigen Landsleuten das der Stellung Deutschlands entsprechende Maß von Schutz und hiermit den Rückhalt zu bieten, den nur die Entfaltung von Macht zu gewähren vermag. Wenngleich es nicht unsere Aufgabe sein kann, den Seemächten ersten Ranges gleichzukommen, so muß Deutschland sich doch in den Stand gesetzt sehen, auch durch seine Rüstung zur See sein Ansehen unter den Völkern der Erde zu behaupten. Hierzu ist eine Verstärkung der heimischen Schlachtflotte und eine Vermehrung der für den Auslandsdienst im Frieden bestimmten Schiffe erforderlich. Um für diese dringenden und nicht länger hinauszuschiebenden Maßnahmen einen festen Boden zu gewinnen, erachten die verbündeten Regierungen es für geboten, die Stärke der Marine und den Zeitraum, in dem diese Stärke erreicht werden soll, gesetzlich festzulegen. Zu diesem Zwecke wird Ihnen eine Vorlage behufs verfassungsmäßiger Beschlußnahme zugehen." —

Diese kurzen Worte enthalten klar den Zweck der Vorlage und ihrer Form. Im selben Sinne sprach sich wenige Tage nachher im Reichstage der Reichskanzler Fürst Hohenlohe aus in einer längeren Rede, der die folgenden Sätze entnommen sein mögen:

> „Die Marine hat gewissermaßen von der Hand in den Mund leben müssen, und auch der Versuch, für ihre Fortentwicklung eine bestimmte Linie vorzuzeichnen, ist nicht geglückt. Wir sind daher zu der Überzeugung gelangt, daß hier ein Fehler im System vorliegt. Es geht nicht an, ein festgefügtes Gebäude zu errichten, ohne daß die Bauleute klar und einig werden über den Plan, nach dem die Fundamente



S. M. Kanonenboot „Panther".

gelegt und die Mauern aufgeführt werden sollen. Die Vorlage, die Ihnen zuletzt zugegangen ist, will in dieser Beziehung Klarheit und Einigkeit zwischen allen mitwirkenden Faktoren schaffen. Wäre unsere Marine eine althistorische Organisation, die wir nur gelegentlich zu verbessern und auszugestalten hätten, so hätte sich vielleicht mit dem gegenwärtigen System der jährlichen Forderungen und Bewilligungen auskommen lassen — ganz ohne Zweifel bin ich freilich nicht."

— — „Gerade aber zur Führung einer friedlichen Politik, wie wir sie wollen, muß unsere Flotte einen Machtfaktor bilden, der in den Augen von Freund und Feind ausreichendes Gewicht besitzt. Deutschland kann und darf keine quantité négligeable sein, wenn es gilt, internationale und unsere Interessen wesentlich berührende Probleme zu lösen, die sich nicht auf dem Boden des europäischen Kontinents abspielen. Wollen wir unsere weitere gedeihliche Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiete und unsere Stellung im Konzert der Mächte sichern, so müssen wir auch hier ein, wenn auch bescheidenes Wort, jedenfalls aber ein deutsches Wort mitzureden haben. Meine Herren, es handelt sich um eine Vorlage von hervorragender Bedeutung, an der das ganze deutsche Volk, alle Parteien und alle Erwerbszweige in gleicher Weise interessiert sind." —

Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes löste inzwischen die Aufgabe fachmännischer Rechtfertigung und Erklärung. Sie konnten ihm nicht schwer fallen. Er betonte mit großem Nachdrucke, daß diese Vorlage nur sehr Begrenztes erreichen könne, im besten Falle einen starken Küstenschutz. „Im Jahre 1904" — so sagte der Staatssekretär — „wird die deutsche Flotte aufgehört haben, eine quantité négligeable zu sein."

Der Punkt, an dem früher in erster Linie die Bemühungen gescheitert waren, wurde diesmal mit verhältnismäßiger Leichtigkeit überwunden. Ein ziemlich allgemeines Erstaunen ging durch die Öffentlichkeit, und besteht rückschauend auch heute noch vielfach; das Erstaunen darüber, wie es möglich war, daß eine geringe Zahl von Monaten nach dem glatten Nein des Reichstages dem vorherigen Staatssekretär gegenüber der neue Staatssekretär eine höhere Forderung ohne weiteres durchbringen konnte. Das einzige, in dem sich der Staatssekretär Admiral Hollmann und der Reichstag einig gewesen waren, bestand in der Überzeugung, daß der schnelle Wechsel der Technik und der Mittel der Kriegführung damit, die bindende Festlegung eines Rüstungsplanes einfach ausschlösse. Man fand das sehr richtig von dem Staatssekretär und den Gedanken absurd, für eine Zeit sich vorbestimmend binden zu wollen, wo vielleicht ganz andere Grundsätze und Mittel nötig sein würden. Der Staatssekretär, Admiral Tirpitz, legte im Gegenteil den Hauptwert auf die gesetzliche Bindung, weil durch sie allein die Sicherheit und Stetigkeit erreicht werden konnte, die zum Ausbau einer werdenden Marine notwendig war und ist. Es gelang dem Staatssekretär, den Reichstag davon zu überzeugen, daß der Fluß der Technik wohl die Schiffstypen, wohl — um sich so auszudrücken — die jeweiligen Erscheinungsformen der einzelnen Schiffsklassen ändern und umgestalten,

auch unter Umständen neue schaffen, wie die Torpedoboote und nachher die Unterseeboote, daß aber die alten großen Kategorien immer dieselben geblieben sind. Immer hat man ein geschlossenes Gros der Schlachtflotte nötig gehabt, immer Aufklärungsschiffe von verschiedener Leichtigkeit. Diese Klassen, so sagte er, bleiben, folglich können wir den Schiffsbestand für jede Klasse, wie ihn die deutsche Flotte braucht, unbedenklich im voraus festlegen, die Bestimmung des Typs im einzelnen jedoch, die Größe und damit die Kosten von dem jeweiligen Zeitpunkte abhängig machen. In dieser Scheidung des grundsätzlich Dauernden in der Zusammensetzung einer Flotte und ihrer vom Stande der Technik jeweilig bestimmten Formen lag der eigentliche Angelpunkt, um den der Staatssekretär die Auffassungen der Mehrheit des Reichstages herumschwenken ließ. In dieser Scheidung und den Konsequenzen, die daraus praktisch gezogen wurden, lag das Einleuchten, die Durchführbarkeit und damit die Notwendigkeit eines Flotten*gesetzes* enthalten.

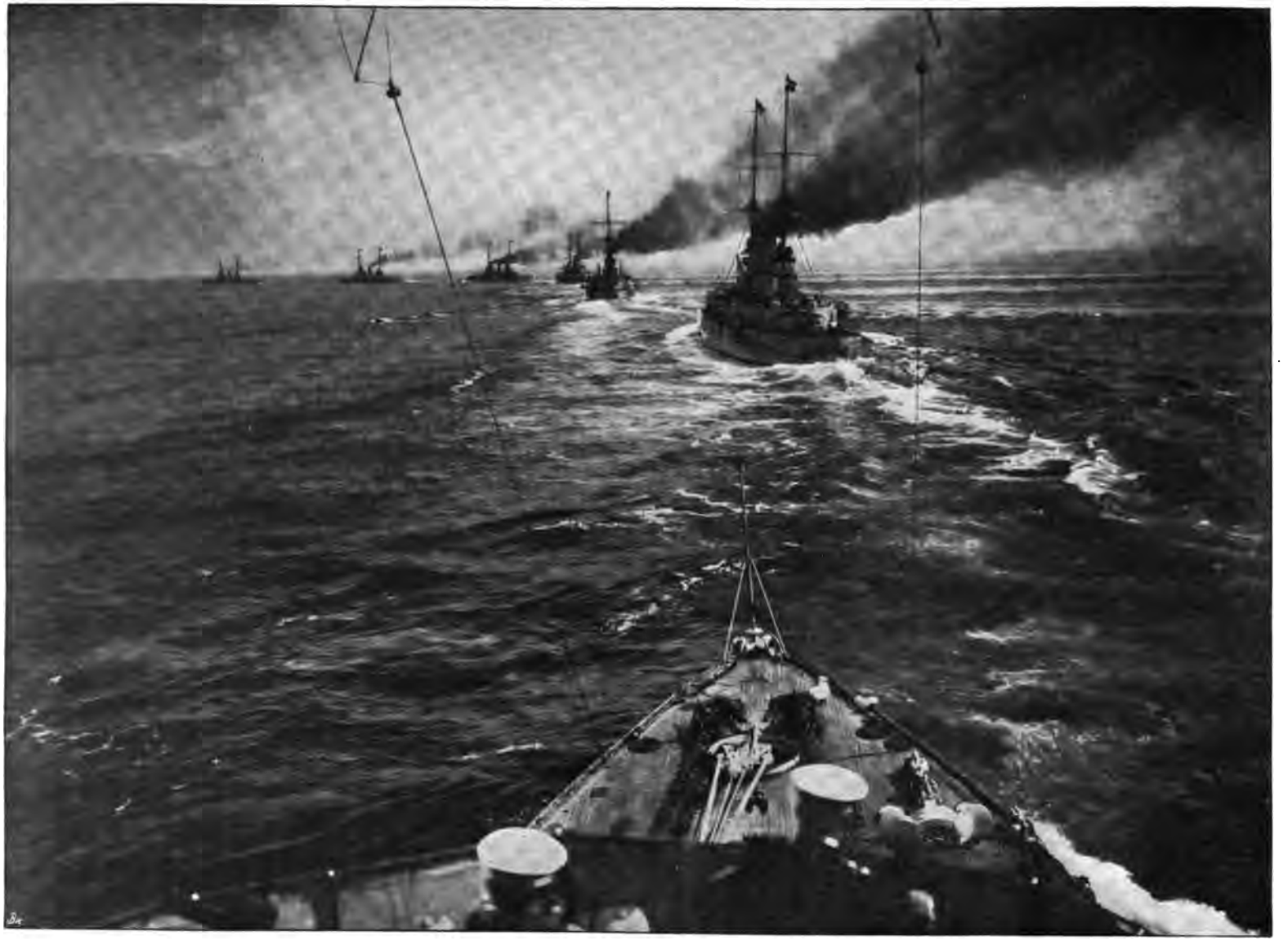
Im Reichstage zeigte sich bald, daß man sich der Gewalt der Gründe der dem gesunden Menschenverstand so einleuchtenden Formulierung der Vorlage wesentlich günstiger gegenüberstellen werde, als das bisher bei Flottenforderungen geschehen war. Dazu kam das Reifen der Früchte der Aufklärungsarbeit. Immerhin gab es lange Unterhandlungen. Wie sehr aber mit der ganzen Anlage der Vorlage das Richtige getroffen war, zeigte der Wunsch der damaligen Budgetkommission, es möge die militärische Organisation der in der Vorlage geforderten Bestände mehr zum Ausdruck gebracht werden. Damit traf man, unbewußt wohl, gerade den Kernpunkt des Wertes dieser Vorlage, die Tatsache nämlich, daß die Sollbestände an Schiffen nicht vom grünen Tisch dekretiert, sondern aus der Praxis gewonnen worden waren. Die Grundlage für die Bemessung, Organisation und taktische Gliederung der heimischen Streitkräfte war damals, während jener taktisch so fruchtbaren Übungsjahre von 1892 ab, ermittelt worden. Hier stand also Organisation und Taktik in engster Verbindung zueinander, und das ist auch das natürliche Verhältnis, weil das organisatorische Element dem der Taktik dienen muß, und zwar möglichst restlos. Außerdem nahm die Vorlage die grundsätzliche Trennung in heimische und außerheimische Streitkräfte vor und berechnete genau den Bedarf der einzelnen Stationen, was allerdings, und richtigerweise, später nicht mehr geschah.

Die Vorlage wurde angenommen nach hartem Kampfe, aber mit einer immerhin erfreulichen Mehrheit. Ihre in der Geschichte der Marine epochemachende Bedeutung bestand, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, darin, daß sie eine gesetzliche, und damit unumstößliche, Grundlage für die Flotte festlegte. Die Marine brauchte nun nicht mehr „von der Hand in den Mund" zu leben, sondern es stand jetzt fest, daß unter die Stärke, wie die Vorlage sie verlangt hatte, nach ihrer Erreichung nicht heruntergegangen werden durfte, noch konnte, und daß die Festsetzung ersatzpflichtiger Altersgrenze einen selbsttätigen Ersatz der veralteten Schiffe, und damit ebenso selbsttätige Erhaltung der erreichten Sollstärke gewährleisteten. Wie die Gegner im Reichstage entrüstet einwandten: man habe es hier mit keinem Septennat, sondern mit einem Aternat zu tun; wie der Kaiser in seiner Thronrede sagte .... „erachten die verbündeten Regierungen es für geboten, die Stärke der Marine und den Zeitraum, in dem diese Stärke erreicht werden soll, gesetzlich festzulegen."

Aber nicht nur unter dem parlamentarischen und militärischen Gesichtspunkte war diese gesetzliche Festlegung von so großer Bedeutung, sondern auch, weil die Industrien des Schiffsbaues, der Panzerplatten- und Geschützfabrikation, und alle die zahlreichen und mannigfachen Zweige, die zusammenarbeiten müssen, bis ein Kriegsschiff zustande kommt, nunmehr einen klaren Ausblick und Sicherheit hatten, daß und inwieweit es sich für sie kaufmännisch ermöglichen ließe, ihre Leistungsfähigkeit entsprechend zu erhöhen, sowohl der Quantität wie der Qualität nach.

Alle Freunde einer kräftigen deutschen Flottenentwicklung aber betrachteten das Flottengesetz von 1898 zwar als einen erfreulichen, aber immerhin doch nur als den ersten Schritt zur Erreichung der Machtstellung zur See, deren das Deutsche Reich bedurfte.

Wie hat hierüber der Kaiser gedacht? Das ist eine seinerzeit viel erörterte Frage gewesen. Betrachtete Kaiser Wilhelm jenes Gesetz von 1898 als endgültiges Ziel oder nur als den ersten Schritt? Man darf nach allem, was der Kaiser bis dahin gesagt und angestrebt hatte, wohl annehmen, daß seine Pläne für Deutschlands Seemacht damals, wenn vielleicht auch mehr divinatorisch, als klar bewußt, erheblich weitergingen, als das sehr bescheidene Maß des Gesetzes von 1898. Kaiser Wilhelm ist sich wahrscheinlich nicht darüber im Zweifel gewesen, daß das hier Geforderte und Bewilligte den Bedarf bei einem weiteren



Ein Geschwader der Hochseeflotte in Kiellinie.

S. M. Torpedoboot „S. 58".

raschen Anwachsen der Seeinteressen Deutschlands lange nicht deckte. Der weitere rapide wirtschaftliche Aufschwung der späteren Jahre, der größer war, als alle Optimisten annahmen, hat ihm dann später recht gegeben. Man mußte aber, so hat der Kaiser vielleicht gerechnet, nach dem französischen Sprichwort „mit dem Anfang anfangen". Wichtiger als alle Schiffszahlen war in diesem Falle, den festen Boden der Gesetzlichkeit für die Entwicklung der Flotte zu gewinnen. War der erst erreicht, so konnte man auf ihm weiterbauen und ihn selbst erweitern. In jener Zeit erschien ein vom Fürsten Bismarck inspirierter Zeitungsartikel, in dem angedeutet wurde, es habe vorderhand keinen Zweck, über das, was später kommen könne, sich zu ereifern. Man müsse das Morgen vor dem Übermorgen behandeln. Das wird auch der Standpunkt des Kaisers und des Staatssekretärs Tirpitz gewesen sein. Die Durchführung des Gesetzes füllte zunächst für einige Zeit die Tätigkeit der Behörden und der Industrie aus, auch würde man, was sehr wichtig war, gerade in den ersten Baujahren einen Überblick gewinnen können, ob die deutsche Industrie der ihr gestellten Aufgaben Herr werden würde und wie. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Kaiser und der Staatssekretär tatsächlich zweifelhaft waren, wie sich die Leistungsfähigkeit der Industrie zeigen werde, oder aber, ob ihnen hauptsächlich daran lag, bei zukünftigen Forderungen den widerstrebenden Teilen des Reichstages ein Argument zu nehmen, was sehr beliebt war, nämlich: die Industrie könne ja so ungeheuren Forderungen nicht gerecht werden. Nun hatte sie an einer verhältnismäßig geringen Aufgabe ihre Kräfte zu zeigen und im selben Augenblicke gab das Gesetz ihr durch die Einführung ersatzpflichtiger Altersgrenze für die Schiffe eine dauernde Sicherheit für Verzinsung für Neuanlagen. Es ist bekannt, daß die deutsche Schiffbauindustrie das in sie gesetzte Vertrauen glänzend rechtfertigte. Schon bald konnte der Staatssekretär im Reichstage sagen, daß ihre Leistungsfähigkeit die auf sie gesetzten Erwartungen übertroffen habe.

Blicken wir heute auf das Verhalten des Kaisers zurück, auf das Schlagwort von seiner Impulsivität, und von seinen hochfliegenden, uferlosen und unklaren Marineplänen — gerade als ob hochfliegende Pläne eo ipso unklar und gewissermaßen gedankenlosen Impulsen entspringen müßten —, so zeigt dieses ganze Jahrzehnt im Gegenteil, daß der Kaiser gerade unter dem Gesichtspunkte praktischer Politik mit ebensoviel Bedacht, wie mit Ausdauer und Geschicklichkeit zu Werke gegangen ist. Das galt ganz besonders auch von der systematischen Art, wie der Kaiser seine Aufklärungsarbeit betrieb. Mochte er vor seinen parlamentarischen und anderen Gästen Vorträge halten, mochte er seine Flottentabellen ins Land senden, oder mochte er einen Stapellauf oder die politischen Ereignisse benutzen, um in einer Gelegenheitsrede auf den Wert und die Notwendigkeit einer starken Seemacht für Deutschland hinzuweisen. Die Aufklärungsarbeit des Marineamtes wurde ebenfalls mit großer Geschicklichkeit und mit Weitblick in die Wege geleitet. Unter den Händen eines so eminent schöpferisch gearteten Willens und Geistes, wie der Staatssekretär von Tirpitz,

Neues großes Torpedoboot „V. 188".

gewinnt alles, was sie berühren, bald Gestalt und Leben, und wächst dann von selbst weiter. Die Aufklärungstätigkeit des Kaisers hätte durch das Reichsmarineamt allein aber niemals auch nur annähernd ersetzt werden können, denn die Person des Kaisers bildete hier den magnetischen Kraftmittelpunkt, der die Gelehrten, die Männer der Industrie, die Künstler und Schriftsteller usw. anzog, um sie dann wieder in werbende Tätigkeit nach außen umzusetzen. So ist damals auch der Deutsche Flottenverein entstanden und in kurzer Zeit zu einem erheblichen Einflußfaktor der Öffentlichkeit geworden. Ohne die Person und die Tätigkeit des Kaisers wäre das alles nicht möglich gewesen.

Im Auslande wurden die Bewilligung des ersten Flottengesetzes und sein Inhalt mit Aufmerksamkeit entgegengenommen, und in die öffentlichen Äußerungen anderer seefahrender Nationen mischten sich damals schon deutlich bemerkbare Töne des Mißfallens und der Unruhe: Deutschland habe selbstverständlich — ja, damals sagte man noch „selbstverständlich" — das Recht, seine Flotte auszubauen, aber das bilde für andere Länder gleichwohl einen wenig erfreulichen Ausblick in die Zukunft. Wurde doch das Flottengesetz kurze Zeit nach jenem ausländischen Ausspruche bewilligt: Deutschland sei die einzige europäische Großmacht, gegen die man ohne Risiko einen Seekrieg führen könne.

Diese Stimmung des Auslandes sollte sich von da an allmählich stärker und stärker bemerkbar machen und ist einer der Faktoren gewesen, an deren Beeinflussungsversuchen die Festigkeit des Kaisers sich wieder und wieder hat bewähren müssen.

Während die Marine und die Industrie nunmehr frisch und freudig an die Arbeit gingen, um das im Reichstage Errungene auszugestalten, während die an Zahl und Einfluß mächtig gewachsenen Vertreter des Gedankens einer starken deutschen Flotte in Wort und Schrift Belehrung und Aufklärung in die breiteste Bevölkerung hineintrugen und sich nicht im Zweifel darüber waren, daß das bewilligte Flottengesetz nur einen ersten Anfang bilden könne, — begannen die Weltereignisse den Rest zu besorgen.

Einen tiefen Eindruck gerade auf die Deutschen mußte der amerikanisch-spanische Krieg machen. Mit Leichtigkeit gelang es den Vereinigten Staaten, das alte große Kolonialreich mit seiner, man möchte beinahe sagen, planmäßig vernachlässigten Marine derart in Stücke zu schlagen, daß der Staub über die Ozeane flog. Man sah ein Beispiel von den Gefahren vor sich, die ungeschützter großer Besitz gibt, wie es eindringlicher nicht gedacht werden konnte. Und auf der andern Seite sah und empfand man am eigenen Leibe bei jenem beschämenden Vorgange vor Samoa, daß alle deutschen Armeekorps dem Kommandanten des kleinen Kreuzers „Falke" dort nichts halfen, weil zwischen ihnen und Samoa, zwischen ihnen und den Vereinigten Staaten und Großbritannien die nur durch schwimmende Machtmittel zu beherrschende See lag. Die Deutschen mußten empfinden, daß auch die Achtung Machtfrage ist. Und dann wurde Großbritannien in den

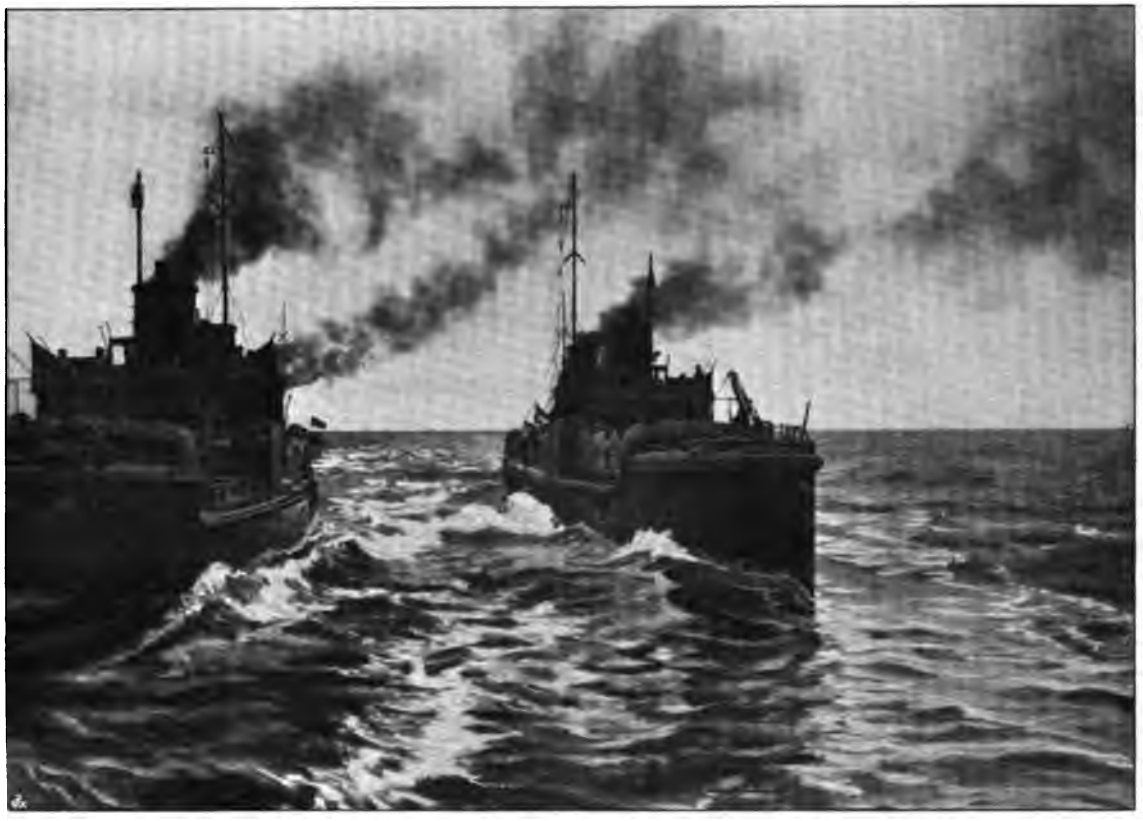
südafrikanischen Krieg verwickelt, der in mannigfachster und schlagendster Weise die Vorteile der Seeherrschung und die, aus dem Mangel einer genügend starken Seemacht erwachsende Ohnmacht in das hellste Licht stellte. Tief nachdenklich mußte auch der Fall von Faschoda stimmen, wo Frankreich, in Ermangelung einer auf der Höhe seiner Bedürfnisse stehenden und schlagfertigen Flotte, sich gezwungen sah, in einer rein kolonialen Frage ohne weiteres vor englischer Drohung die Waffen zu strecken, obgleich von einem englischen Rechte nicht die Rede war. Kurz, die Jahre 1898 und 1899 richteten hohe Warnungszeichen vor dem deutschen Volke auf. Diese Warnungszeichen sagten, daß, wenn das Deutsche Reich die Stunde nicht nützte, ihm aller Fleiß und alle Betriebsamkeit, ihm das Wachsen seines Anteils an der Weltwirtschaft, ihm seine Kolonien, die es besaß, und weitere dahingehende Bestrebungen, ohne angemessene Flotte nicht nur nichts nützen, sondern eine Quelle der Gefahr, der Demütigung und Schande bilden würden! —

Solche Gefühle und Sorgen waren es, die den Deutschen Kaiser bewegten, als er am 18. Oktober 1899 in Hamburg anläßlich der Taufe der Schlachtschiffes „Kaiser Karl der Große" die folgende Rede hielt:

„Es gereicht Mir zur besonderen Freude, an dem heutigen historischen Gedenktage wieder in Ihrer Mitte weilen zu können. Ich fühle Mich gleichsam erfrischt und neu gestärkt, so oft ich von den Wogen des frischsprudelnden Lebens einer Hansastadt umspült werde. Es ist ein feierlicher Akt, dem wir soeben beigewohnt, als wir ein neues Stück schwimmender Wehrkraft des Vaterlandes seinem Element übergeben konnten. Ein jeder, der ihn mitgemacht, wird wohl von dem Gedanken durchdrungen gewesen sein, daß das stolze Schiff bald seinem Berufe übergeben werden könne; wir bedürfen seiner dringend, und bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte. Sein Name erinnert uns an die erste glanzvolle Zeit des alten Reiches und seines mächtigen Schirmherrn. Und auch in jene Zeit fällt der allererste Anfang Hamburgs, wenn auch nur als Ausgangspunkt für die Missionstätigkeit im Dienste des gewaltigen Kaisers. Jetzt ist unser Vaterland durch Kaiser Wilhelm den Großen neu geeint und im Begriff, sich nach außen hin herrlich zu entfalten. Und gerade hier inmitten dieses mächtigen Handelsemporiums empfindet man die Fülle und Spannkraft, welche das deutsche Volk durch seine Geschlossenheit seinen Unternehmungen zu verleihen imstande ist. Aber auch hier weiß man es am höchsten zu schätzen, wie notwendig ein kräftiger Schutz und die unentbehrliche Stärkung unserer Seestreitkräfte für unsere auswärtigen Interessen sind. Doch langsam nur greift das Gefühl hierfür im deutschen Vaterlande Platz, das leider noch zu sehr seine Kräfte in fruchtlosen Parteiungen verzehrt. Mit tiefer Besorgnis habe Ich beobachten müssen, wie langsame Fortschritte das Interesse und politische Verständnis für große, weltbewegende Fragen unter den Deutschen gemacht hat. Blicken wir um uns her, wie hat seit einigen Jahren die Welt ihr Antlitz verändert! Alte Weltreiche vergehen, und neue sind im Entstehen begriffen. Nationen sind plötzlich im Gesichtskreis der Völker erschienen und treten in ihren Wettbewerb mit ein, von denen kurz zuvor der Laie noch wenig bemerkt hatte. Erzeugnisse, die umwälzend wirken auf dem Gebiete internationaler Beziehungen sowohl wie auf dem Gebiete nationalökonomischen Lebens der Völker, und die in alten Zeiten Jahrhunderte zum Reifen brachten, vollziehen sich in wenigen Monden. Dadurch sind die Aufgaben für unser Deutsches Reich und Volk in mächtigem Umfange gewachsen und erheischen für Mich und Meine Regierung ungewöhnliche und schwere Anstrengungen, die nur dann von Erfolg gekrönt sein können, wenn einheitlich und fest, den Parteiungen entsagend, die Deutschen hinter uns stehen. Es muß dazu aber unser Volk sich entschließen, Opfer zu bringen. Vor allem muß es ablegen seine Sucht, das Höchste in immer schärfer sich ausprägenden Parteirichtungen zu suchen. Es muß aufhören, die Partei über das Wohl des Ganzen zu stellen. Es muß seine alten Erbfehler eindämmen, alles zum Gegenstand ungezügelter Kritik zu machen, und es muß vor den Grenzen Halt machen, die ihm seine eigensten vitalsten Interessen ziehen. Denn gerade diese alten politischen Sünden rächen sich jetzt schwer an unseren Seeinteressen und unserer Flotte. Wäre ihre Verstärkung Mir in den ersten acht Jahren Meiner Regierung trotz inständigen Bittens und Warnens nicht beharrlich verweigert worden, wobei sogar Hohn und Spott Mir nicht erspart geblieben sind, wie anders würden wir dann unseren blühenden Handel und unsere überseeischen Interessen fördern können! Doch Meine Hoffnungen, daß der Deutsche sich ermannen werde, sind noch nicht geschwunden. Denn groß und mächtig schlägt die Liebe in ihm zu seinem Vaterlande."

Die Stunde war gekommen, das Übermorgen war gar schnell zum Morgen geworden, und der Kaiser und der Staatssekretär zögerten nicht, das Eisen der öffentlichen Meinung zu schmieden. Noch Ende des Jahres 1899 wurde in dem halbamtlichen Organ, der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Weltereignissen und ihren Lehren Rechnung zu tragen, und um die Jahreswende erließ der Kaiser die folgende Kundgebung an die Marine:

„Wie Mein Großvater für sein Landheer, so werde auch Ich für Meine Marine unbeirrt in gleicher Weise das Werk der Reorganisation durchführen, fort- und durchführen, damit auch sie gleichberechtigt an der Seite Meiner Streitkräfte zu Lande stehen möge und durch sie das Deutsche Reich auch im Aus-



Hochseetorpedoboote während einer Übungsfahrt.

lande in der Lage sei, den noch nicht erreichten Platz zu erringen. Mit beiden vereint hoffe Ich in der Lage zu sein, mit festem Vertrauen auf Gottes Führung den Spruch Friedrich Wilhelms I. wahr zu machen: „„Wenn man in der Welt etwas will dezidieren, will es die Feder nicht machen, wenn sie nicht von der Force des Schwertes soutinieret wird.““

Kurz nach Beginn des neuen Jahres 1900 wurde die „Flottennovelle“ veröffentlicht, und diese Veröffentlichung erregte im In- und Auslande gewaltiges Aufsehen. Sie stellte rund eine Verdoppelung des im Gesetze von 1898 geforderten Sollbestandes der Flotte dar. Die Küstenpanzer und eine große Anzahl alter Schiffe waren auf den Sollbestand anzurechnen, und ihr Ersatz hatte bis zum Jahre 1920 stattzufinden. Im übrigen blieb die ersatzpflichtige Altersgrenze die gleiche. Es kann uns hier nicht darauf ankommen, die einzelnen Züge dieses so viel besprochenen, und in Deutschland doch noch so merkwürdig wenig gekannten, Gesetzes zu erörtern. Charakteristisch für das Gesetz nicht nur, sondern zumal für die Ziele des Kaisers und seines Staatssekretärs bleiben die berühmten Sätze der Begründung, die der Flottennovelle beigegeben war:

„Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, gibt es nur ein Mittel: Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird. Zu diesem Zwecke ist es nicht unbedingt erforderlich, daß die deutsche Schlachtflotte ebenso stark ist, wie die der größten Seemacht; denn eine große Seemacht wird im allgemeinen nicht in der Lage sein, ihre sämtlichen Streitkräfte gegen uns zu konzentrieren. Selbst wenn es ihr aber auch gelingt, uns mit größerer Übermacht entgegenzutreten, würde die Niederkämpfung einer starken deutschen Flotte den Gegner doch so erheblich schwächen, daß dann trotz des etwa errungenen Sieges die eigene Machtstellung nicht mehr durch eine ausreichende Flotte gesichert wäre.“

„Um das gesteckte Ziel: Schutz unseres Seehandels und unserer Kolonien durch Sicherung eines Friedens in Ehren zu erreichen, sind für Deutschland nach Maßgabe der Stärkeverhältnisse der großen Seemächte und unter Berücksichtigung unserer taktischen Formationen zwei Doppelgeschwader vollwertiger

Linienschiffe mit dem notwendigen Zubehör an Kreuzern, Torpedobooten usw. erforderlich. Da das Flottengesetz nur zwei Geschwader vorsieht, ist noch der Bau eines dritten und vierten Geschwaders in Aussicht zu nehmen. Von diesen vier Geschwadern bilden je zwei eine Flotte. Die zweite Flotte soll in ihrer taktischen Zusammensetzung in gleicher Weise organisiert werden, wie die im Flottengesetz vorgesehene erste Flotte." — —

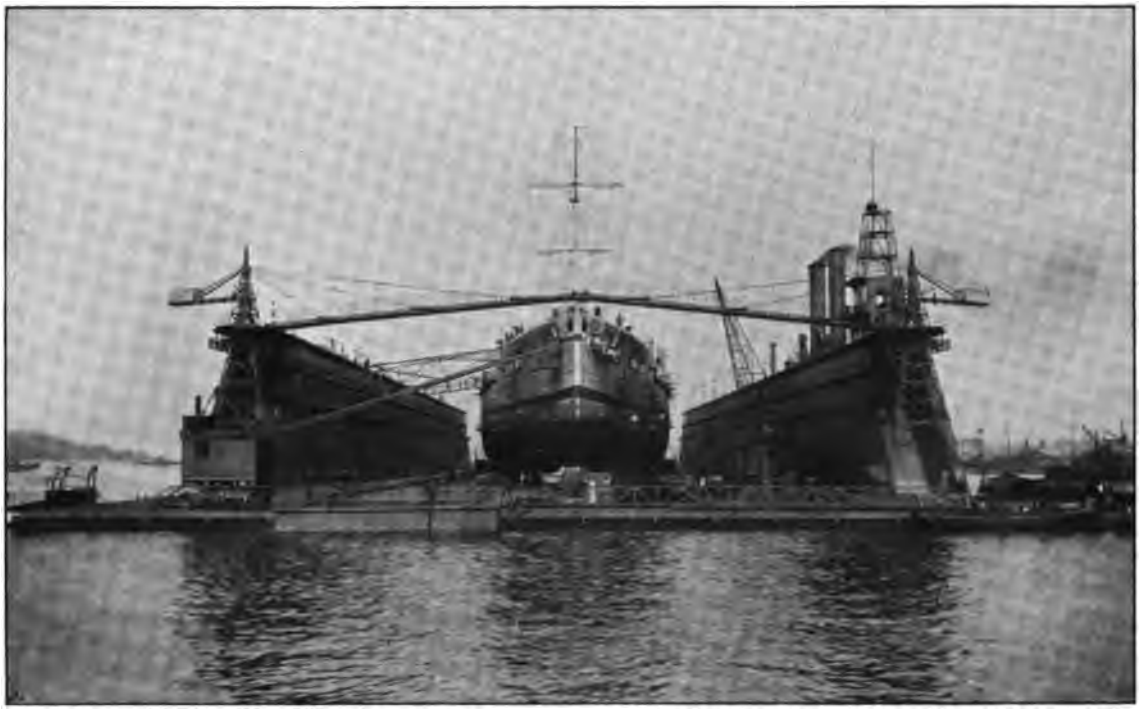
Schwer läßt sich ein größerer Gegensatz denken, als der zwischen diesen Grundsätzen und denjenigen, die noch bis vor wenigen Jahren den Inhalt der amtlichen Denkschriften gebildet hatten: nichts von direkter Küstenverteidigung, nichts von Kreuzerkrieg, nichts von „Waffen des Schwächeren"; die Küstenpanzer sollten aufgebraucht, auf den Bestand der Linienschiffe angerechnet werden und nachher aus der Flotte verschwinden, ebenso wie der mit ihnen verbundene Begriff. Die Schlachtflotte allein hatte, und konnte haben, die Aufgabe, Seehandel und Kolonien zu schützen, und darin lag der Küstenschutz einbegriffen. Nur im politischen Sinne eine Verteidigungsflotte sollte diese Schlachtflotte werden, die Erhalterin eines Friedens in Ehren, durch ihre Stärke, ihre Schulung und stete Bereitschaft, nicht wetteifern sollte der Flottenbau aber mit den großen Seemächten. Ein solcher Wetteifer, ein „Wettbauen", hat niemals in den Plänen und Zielen des Kaisers und seines Staatssekretärs gelegen. Sie haben die deutsche Flottenfrage stets viel zu tief und richtig beurteilt, als daß sie ihnen eine Frage des „Recordes" hätte sein können. — Der Auslandsflotte wurde in der Begründung der Novelle die Aufgabe gestellt: „Deutsche Interessen im Frieden überall kraftvoll zu vertreten; kriegerischem Konflikt mit überseeischen Staaten ohne nennenswerte Marine gewachsen zu sein."

Die Mehrheit des Reichstages war bei Bewilligung dieser zweiten Flottenvorlage eine erheblich größere als bei der ersten, und diese Vermehrung kam in erster Linie aus der Zentrumspartei, deren, kurz vorher verstorbener, Führer, Dr. Lieber, sich ein hervorragendes Verdienst um die Flotte erworben hat. Seinem Einfluß ist es gelungen, den Widerstand, der bisher mehr oder weniger die Zentrumspartei durchdrungen hatte, verschwinden zu lassen. Dieses Verdienst ist so groß, daß in keiner Schilderung jener ersten Kampfjahre um die Flotte der Name Lieber unerwähnt bleiben darf.

Diese großen und klaren Gesichtspunkte, die in Deutschland so absolut Neues entstehen ließen, zeigen neben den allgemeinen Hauptgedanken, die den Kaiser von Anfang an geleitet hatten, die harmonische gegenseitige Durchdringung militärischer und politischer, wirtschaftlicher und geographischer, taktischer und organisatorischer Erwägungen des in der Blütezeit tätiger Schöpferkraft stehenden Staatssekretärs. Der Kaiser hat es diesem seinem so hochverdienten, weitblickenden und willenskräftigen Gehilfen und Berater gegenüber nie an Anerkennung fehlen lassen, er hat ihn mit äußeren Ehren überhäuft, aber die größte Ehrung und Anerkennung wird auch der Staatssekretär immer darin erblickt haben, daß sein kaiserlicher Herr ihm in mehr als anderthalb Jahrzehnte langer Arbeit, das große Werk durchzuführen gestattete, das ihn als den Roon der Marine, wie der Kaiser einmal gesagt haben soll, schon längst unsterblich in der Geschichte der Marine und des Reiches gemacht hat. Der Staatssekretär von Tirpitz hatte mit der Durchbringung der zweiten Flottenvorlage seinen größten, und den für die Zukunft grundlegenden, entscheidenden Erfolg errungen, und immer weitere Kreise erkannten damals auch die Bedeutung seiner Persönlichkeit. Innerhalb der Marine freilich war diese Persönlichkeit schon seit langen Jahren als führend und als bahnbrechend anerkannt worden, nun aber kam hinzu diese glänzende Erbringung des Befähigungsnachweises als Parlamentarier und als Staatsmann. Der Deutsche Kaiser konnte sich aber mit Genugtuung sagen, daß e r tatsächlich den rechten Mann an die rechte Stelle gesetzt hatte.

In der deutschen Marine würde, wenn sie sich hierzu äußern sollte, wohl nur eine Stimme darüber herrschen: daß mit keinem anderen der deutschen Seeoffiziere, als eben mit dem Admiral Tirpitz, der Kaiser seine Ziele, die er sich für die Ausgestaltung der deutschen Seemacht gesetzt hatte, hätte erreichen können. Und umgekehrt wird man ebenso apodiktisch zu sagen berechtigt sein, daß der deutsche Kaiser die einzige Persönlichkeit war, welche die schöpferische Kraft, den weiten und genialen Blick, die Geschicklichkeit und die Zähigkeit des Konteradmirals Tirpitz in den Dienst einer großen geschichtlichen Aufgabe so ganz und so erfolgreich zu stellen vermochte. Man steht hier vor der Tatsache einer gegenseitigen Ergänzung glücklichster Art.

Es konnte nicht fehlen, daß die Bewilligung dieses zweiten Flottengesetzes vom Jahre 1900, mit auch durch die Flut öffentlicher Erörterungen über das ganze maritime Gebiet und alle damit zusammenhängenden Fragen im Auslande gewaltiges Aufsehen erregten. Damals zuerst entstand das im



S. M. Linienschiff „Helgoland“ im Schwimmdock.

innersten Grunde unwahre Schlagwort, der Deutsche Kaiser wolle eine Flotte bauen, um damit zu einem gegebenen Zeitpunkte einen Angriffskrieg zur See zu führen. Unsere Leser wissen, daß auch heute noch dieses Schlagwort ertönt und seit Jahren einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Gestaltung der politischen Beziehungen des Deutschen Reiches zu einem Teile des Auslandes gewonnen hat. In unserer Zeit, wo so unendlich viel gesprochen und geschrieben wird, wo ein großer Teil der Menschen über den Neuigkeiten des Heute das Gestern schon längst vergessen hat, ist es nötig, wie wir es getan haben, die Entwicklung der deutschen Flottenfrage unter der Ägide des Deutschen Kaisers von den ersten Anfängen seiner Regierung an darzulegen. Eine einzige gerade und klare Linie führt von jenen ersten Anfängen zu den Leitsätzen, die wir aus der Begründung des zweiten Flottengesetzes wiedergegeben haben.

Nicht nur jeder Unparteiische, sondern jeder, der sachlich genug urteilen kann, um den Sinn jener Leitsätze zu erfassen und auch als das zu bezeichnen, was er tatsächlich ist, muß die Behauptung von vornherein verwerfen, daß dieses Flottengesetz einen offensiven Charakter habe. Es liegt auf der Hand, daß diese Sätze nichts als die allerlegitimste Verteidigung ausdrücken. Daß diese Verteidigung w i r k s a m sein soll, wird ihr eigentlich niemand übelnehmen dürfen, denn sonst wäre sie zwecklos, und die deutsche Flotte ein „Luxus“. Es gibt aber wohl kaum etwas friedlicheres, als den Satz: die deutsche Flotte müsse so stark sein, daß auch die größte Seemacht Bedenken trüge, mit ihr anzubinden; daß also der Friede erhalten bleibt. Wollte man nur die Reden des Deutschen Kaisers unter diesem Gesichtspunkte prüfen, so würde man in ihnen die Probe auf das Exempel finden. Der Kaiser hat in allen vorhergehenden Jahren, rund seit dem Antritte seiner Regierung, immer und immer wieder darauf hingewiesen und dargelegt, wie ungeheuren Schaden das Fehlen einer genügend starken Flotte dem Deutschen Reiche und Volke, seiner Industrie, seinem Handel, seiner überseeischen Betätigungsmöglichkeit usw. tun würde, und alle diese Argumente fanden in den tatsächlichen Verhältnissen Stütze wie Beweis. Für das Vorhandensein irgendwelcher Angriffsabsichten oder eines erobernden Vorgehens, dessen Werkzeug die deutsche Flotte zu sein hätte, läßt sich aus den Reden des Kaisers ebensowenig Beweisstoff finden, wie aus der von ihm tatsächlich befolgten Politik. Andererseits ist es ein lächerliches Argument und entweder durch Unverständnis oder durch Mangel an gutem Glauben eingegeben, daß jene Flotte des Flottengesetzes von 1900 „im Mißverhältnisse zu der geringen

Küstenentwicklung" des Deutschen Reiches stehe. Nicht auf diese geographische Entwicklung kommt es an, sondern auf die Werte, die von den deutschen Küsten ausgehen über die Ozeane, und von den Ozeanen zu ihnen hereinkommen; die Werte ferner, die über See festliegen und nur durch freie Benutzbarkeit der Ozeane, als Verbindungsmittel, weiter gedeihen und deutsches Eigentum bleiben können. Schließlich muß man auch sagen, daß es einen absoluten Wert auf Erden nicht gibt, sondern es allein darauf ankommt, was dieses oder jenes für uns wert ist. Das zu beurteilen, ist aber ausschließlich Sache eines souveränen, unbesiegten Reiches, und geht keine andere Macht etwas an.

Im Auslande wurde damals über die deutsche Flotte das Wort geprägt: „Des Kaisers Spielzeug", und vom Jahre 1900 an sprach man auch wohl von der „deutschen Papierflotte". Des Kaisers Spielzeug, so hat es nicht nur einmal, sondern jahrelang geheißen, und wollte man den allerersten Ursprüngen und Gründen dieses Namens nachgehen, so würde man vielleicht finden, daß sie bei den deutschen Flottengegnern der neunziger Jahre gelegen haben. Damals konnte man sich ja nicht genug tun in der Verspotiung der „Liebhabereien" des Kaisers, die natürlich nur kostspielig und zwecklos waren, denn wie sollte das arme deutsche Volk, selbst um den Preis völliger Verelendung, es fertig bringen, eine starke Flotte zu bauen und zu erhalten! Wie konnte man auch nur entfernt daran denken, jemals die Flotten zweiten Ranges zu erreichen. Die Deutschen fanden ja selbst, daß die kaiserlichen Spielereien eben nichts als solche waren. Und dann diese Reden, die der Kaiser über Flotte und Seemacht gehalten hatte und noch zu halten pflegte. Da versuchte Deutschland eben wieder, ein paar Schiffe zu bauen, zum soundsovielsten Male ward ein Flottenprogramm aufgestellt, und dessen Bestand zwei Jahre darauf verdoppelt, ehe noch die Hälfte dieses Programmes durchgeführt worden war. Und dieses noch dazu gesetzlich festgelegte Programm erstreckte sich, sage und schreibe, über siebzehn volle Jahre. So etwas Lächerliches konnten auch nur die pedantisch-systematischen Deutschen machen, die eben nicht wußten, daß langfristige Flottenprogramme sich zwar auf dem Papiere sehr hübsch ausnehmen konnten, dagegen vor den Entwicklungen und Veränderungen der technisch-militärischen Wirklichkeit von Jahr zu Jahr dahinschmelzen mußten, wie Schnee an der Sonne. Hier muß nun eingeschaltet werden, daß von 1900 an das große papierne Flottenprogramm allerdings vielen wohlmeinenden und flottenfreundlichen Deutschen zu Kopfe stieg. In Wort und Schrift ergingen sie sich in allerhand abenteuerlichen Plänen, zogen mit der papiernen Flotte zu Felde, schlugen Schlachten und eroberten die Welt mit Leichtigkeit. Natürlich wurde von diesen Phantasien auch im Auslande gesprochen und man schlachtete sie teils zur deutschfeindlichen Agitation aus, teils lachte man darüber und sagte: das deutsche Volk könne des Kaisers Spielzeug behalten. Dem Kaiser sind derartige Pläne natürlich nicht in den Sinn gekommen. Er hat hingewiesen auf die Notwendigkeit einer Flotte, um die deutschen Gewässer zu schützen, um die wirtschaftlichen Interessen überall auf der Erde zu sichern und um ein Wort mitreden zu können in großen Entscheidungen. Das letztere ist ihm im Auslande besonders verdacht worden, obgleich man sich doch keinen Anspruch eines großen Reiches vorstellen kann, der legitimer wäre, als der, bei großen Entscheidungen und Ereignissen auf der Welt mitreden zu können, ohne daß natürlich damit gesagt worden ist oder gesagt werden sollte, daß man bei allen Entscheidungen mitreden wollte. Fürst Bülow als Staatssekretär und als Kanzler dürfte darin wohl die Gedanken des Kaisers richtig getroffen haben, wenn er betonte, daß auch ein in die Weltpolitik eingetretenes Deutsches Reich nicht daran denke, den Hans Dampf in allen Gassen zu spielen. Sehen wir aber von allen politischen Erwägungen in diesen Zusammenhängen ab. Tatsache ist, daß das Ausland während der Anfänge des neuen Jahrhunderts nicht glaubte, das neue deutsche Flottenprogramm würde pünktlich und ununterbrochen durchgeführt werden. Man hoffte auf ein Versagen der deutschen Kriegsschiffbauindustrie, man hoffte, der deutsche Reichstag würde über kurz oder lang das Flottengesetz umstoßen, und der alte Schacher der neunziger Jahre würde wieder beginnen. Nicht ausgeschlossen ist ferner, daß man die Ausdauer des Deutschen Kaisers und seine Sachkenntnis auf dem Gebiete des Marinewesens sehr erheblich unterschätzt hat. Man hat vielfach geglaubt — und nicht nur im Auslande —, er werde hinsichtlich der deutschen Flotte anstatt wirklichen Seins sich mit einem schönen Scheine begnügen. Er würde Schiffe bauen, vielleicht eine ganze Menge Schiffe, ohne allzusehr auf deren vergleichsweise Gefechtsstärke zu sehen und damit zufrieden sein, sich zuweilen an die Spitze seiner Flotte zu setzen, Paraden abzuhalten und fleißig Salut schießen zu lassen. In diesem Sinne war es, daß eine weit verbreitete ausländische Fachzeitschrift einmal die deutsche Flotte mit einer Dohle verglich, die sich Pfauenfedern angelegt habe, um etwas anderes und besseres zu scheinen, als sie sei. — —

S. M. S. „König Wilhelm" als Schiffsjungenschiff.

Als das Flottengesetz von 1900 eingebracht wurde, war sich das Reichsmarineamt darüber klar, daß es — in Geld ausgedrückt — die höchste Forderung bedeute, die man damals dem Reichstage stellen konnte. Es zeigte sich dann auch während der Verhandlungen, trotz des immer kräftiger für die Flottenpläne eintretenden Umschwunges, daß eine miteingebrachte Auslandskreuzerforderung von sechs großen und sieben kleinen Kreuzern vorläufig zurückgestellt werden mußte, wollte man nicht das Ganze gefährden. Dem Kaiser und seinem Staatssekretär kam bei Einbringung der Flottennovelle 1899/1900 aber alles darauf an, die Organisation der Schlachtflotte ungekürzt und unbeschnitten auf gesetzlichen Boden zu stellen. Darin, und darin allein, lag die Gewährleistung der Zukunft der deutschen Flotte. Wurde dieser Augenblick damals verpaßt, so konnte möglicherweise keine Ewigkeit ihn wieder zurückbringen. Deshalb zeigte sich einmal der Staatssekretär nachgiebig in der Frage der dreizehn Auslandskreuzer (sechs große und sieben kleine Kreuzer), er nahm die Torpedoboote überhaupt nicht in den gesetzlichen Rahmen hinein, er brachte auf den Sollbestand der Schlachtflotte selbst ein Anzahl untauglicher und überalterter Schlachtschiffe und Kreuzer in Anrechnung, die so groß war, daß den Flottenfreunden die Haut schauderte, und schließlich mußte er auch noch eine weitere Konzession machen, indem er die Größe der zu bauenden Schlachtschiffe und Kreuzer gering bemaß und zum oft ausgesprochenen Grundsatze der Marineverwaltung machte, sich immer an der unteren Grenze des zulässigen Schiffsdeplacements zu halten. Eine bis 1917 reichende Kostenberechnung wurde nach diesen Grundsätzen aufgestellt, und man wird nicht glauben, daß die Marineverwaltung sich so band, und der Kaiser es gestattet hätte, es zu tun, wenn man nicht die feste Überzeugung gehabt hätte, sonst werde der große Wurf nicht gelingen. Und dieser große Wurf war trotz alledem das Flottengesetz von 1900, denn es schaffte eine Erweiterung der Grundlage des Gesetzes von 1898, die tatsächlich weit mehr als das Doppelte betrug.

Die Rechnung war aufgemacht: über ein bestimmtes Jahresmaß durfte die Ausgabe nicht gehen, bei gleichzeitig — durch Vereinbarung mit dem Reichstage — festgesetztem Bautempo für die Schiffe, und nebenhergehend der Bauten am Lande, für Erweiterungen der Häfen, der Werften und was alles mit diesem vielfältigen und weitschichtigen Gebiete zusammenhängt. Es ist anzunehmen, daß der Kaiser und der Staatssekretär sich über die Mängel dieser Flottenvorlage, und nachher des Flottengesetzes, von vornherein im klaren gewesen sind. Sie haben sich aber richtig gesagt: es ist viel wichtiger, daß wir jetzt die geforderte Zahl an Schiffen ungekürzt zur Bewilligung bringen, als daß wir vielleicht an der Zahl kürzen lassen, um so den Kuchen in weniger, aber größere Stücke teilen zu können. Denn das eine läßt sich nachholen, das andere sicher nicht.

Die Mängel der Kostenbegrenzung des Gesetzes zeigten sich bald, denn die anderen Nationen, hauptsächlich die größte Seemacht, England, begannen beinahe zugleich mit der Bewilligung des deutschen Flottengesetzes, die Deplacements und damit den militärischen Wert seiner Schlachtschiffe und Panzerkreuzer zu steigern. Allerdings ist zuzugeben, daß damals die Ansichten über Schiffszahl und Schiffsgröße, als militärische Faktoren, geteilt waren, so z. B. stand der amerikanische Seekriegshistoriker Mahan auf dem Standpunkte, daß über eine bestimmte mäßige Größe der Schlachtschiffe hinauszugehen ein Fehler sein würde. Auch deutscherseits haben eine Zeitlang, vielleicht ungefähr um das Jahr 1903 herum, Erwägungen geschwebt, ob es nicht richtiger sei, die deutsche Flotte unter annähernder Beibehaltung der damaligen Schlachtschiffgröße um ein drittes Doppelgeschwader zu vermehren. Amtlich ist über diese Pläne nie etwas verlautet, jedoch ließen manche Anzeichen darauf schließen, daß man mit ähnlichen Gedanken umging. Maßgebend ist offenbar zu einem großen Teile gewesen, daß man die Deplacementserhöhungen der anderen Mächte, insbesondere Großbritanniens, sah und richtig einschätzte, aber Anstand nahm, auf dem gleichen Wege zu folgen: einmal aus dem angegebenen Grunde, dann aber, weil man, wenn irgend angängig, vermeiden wollte, die ungeheuren Kosten einer Erweiterung des Kaiser Wilhelm-Kanals, der Häfen und Einfahrten, der Docks und Werften usw. auf sich zu nehmen, solange nicht die unbedingte Notwendigkeit dafür vorhanden war. Man machte sich vielleicht die Berechnung, daß man für die Kosten der Kanal- usw. Erweiterung und Deplacementsvergrößerung zusammen eine Flotte von Schiffen geringerer Größe bauen könnte, deren Stärke weit über alles hinausginge, was zu erreichen man sich sonst je schmeicheln könne. Andere Erwägungen haben zweifellos darin bestanden, daß man ohne allerdringendste Notwendigkeit mit einer neuen großen Forderung an den Reichstag heranzutreten ein selbstverständliches Bedenken trug. Schließlich kam auch noch die Erwägung mit hinzu, daß man ohne wirkliche Not einen Fehler begehen würde, wenn man die Gleichartigkeit einer taktischen Geschwadereinheit durch plötzliche Deplacementserhöhung von Neubauten störte. So wurden denn in den Jahren von 1901 bis 1905 zehn Schlachtschiffe auf Stapel gelegt, die alle das gleiche Deplacement niedriger Tonnenzahl aufwiesen und auch die gleiche Armierung erhielten.

Die Vermehrung der Flotte um ein drittes Doppelgeschwader ist dann stillschweigend aufgegeben worden. Wahrscheinlich wohl in der mittlerweile gekommenen sicheren Erkenntnis, daß die große Deplacementserhöhung für das Einzelschiff doch notwendig werden würde und der Standpunkt: Schiffszahl könne Einzelwert ersetzen, von Jahr zu Jahr mehr an Boden verlor. Mitten in diesen Erwägungen brach dann der russisch-japanische Krieg aus, dessen Ergebnisse in erster Linie vom Kaiser und von der Marineverwaltung mit höchster Spannung verfolgt wurden. Eben vor dem Kriege schon hatte Großbritannien den Entschluß gefaßt, jenen großen Schritt zu tun, den man gemeinhin mit der Eröffnung der „Dreadnought"-Epoche bezeichnet. Dieser Schritt erschien wie eine Antwort auf alle unausgesprochenen Erwägungen, die Schiffszahl der deutschen Flotte erheblich zu vermehren, unter Innehaltung der ungefähren bisherigen Größe. Großbritannien wollte der, sich ihrem Programm gemäß pünktlich vermehrenden, deutschen Flotte die nach dortiger Auffassung einzige wirksame, und vor allem die abschließende, Antwort geben. Diese deutsche Flotte sollte sich einmal gründlich bewußt werden, daß sie tatsächlich nur des Kaisers Spielzeug (The Kaisers Toy) sei und es immer bleiben werde. Baute man also „Dreadnoughts" und „Invincibles" mit zehn bzw. acht 30,5 cm-Kanonen und Geschwindigkeiten von 21 und 26 Knoten im Minimum, dann konnten die Deutschen anstatt ihrer achtunddreißig geplanten „Braunschweigs" und „Deutschlands" deren sechzig oder noch mehr bauen; diese würden doch minderwertige Waffen bleiben, und infolgedessen auch in zahlreichster Vereinigung sich mit der weit vollkommeneren Waffe nicht messen können. Den Engländern war genau bekannt, daß der deutsche Nordostseekanal und die Hafengelegenheiten usw. nicht reichten, und etwaige Erweiterungen und Umbauten sehr hohe Kosten machen müßten. Damit und mit der Kostensteigerung der Schiffe rechneten sie einerseits, andererseits mit einer Unmöglichkeit für den deutschen Schiffbau, hauptsächlich der Geschütz- und Panzerplattenfabrikation, auf der neuen Bahn in absehbarer Zeit zu folgen. Das „letzte Wort" sollte die „Dreadnought" sprechen, und dieses Wort sollte den anderen Marinen die Erkenntnis zu Gemüte führen, daß es ihnen, ganz abgesehen von der Zahl ihrer Schiffe, völlig unmöglich sein werde, den englischen Schiffen gleichwertige zu bauen. Um zu zeigen, was England leisten konnte, wurde dann die berühmte „Dreadnought" im Zeitraum von achtzehn Monaten vom Kiel bis zum Flaggenkopf fertig gebaut. Es war eine große und anerkennenswerte Leistung, es war

Der Schlachtkreuzer S. M. S. „Moltke".

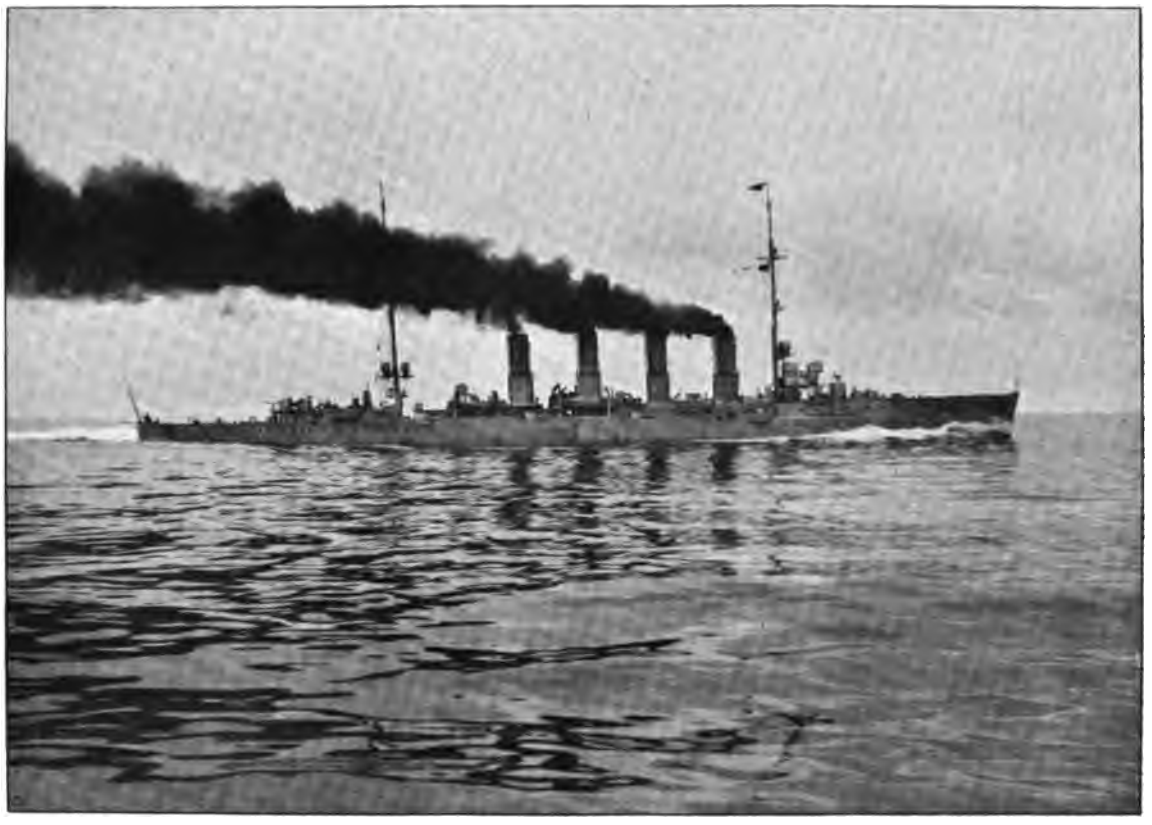
ein großes Wort, das die großbritannische Admiralität mit ihrer „Dreadnought" sprach, aber das letzte Wort war es nicht!

Der russisch-japanische Krieg hatte die Grundsätze, auf denen die deutsche Flottenorganisation aufgebaut war, als richtig erhärtet: Die ausschlaggebende Bedeutung der Schlachtschiffflotte, auch die taktischen Grundsätze, die Bedeutung des Artilleriegefechts, der Torpedowaffe usw. Alle Ereignisse sprachen für die denkbar straffe Zusammenfassung der militärischen Kraft auf möglichst geringem Raume. Die Engländer hatten mit ihren „Dreadnoughts" und „Invincibles", rein militärisch betrachtet, durchaus richtig gesehen. Für die deutsche Flotte aber schlug damals die Schicksalsstunde. Dieser Ausdruck ist nicht übertrieben. Wäre damals der alte Kurs der deutschen Flottenbaupolitik fortgesetzt worden, so würde die englische „Dreadnought" tatsächlich zum „letzten Worte" geworden sein. Die deutsche Flotte wäre trotz vollkommen programmäßigen Weiterbaues ein minderwertiges Kriegsinstrument geblieben, und von Jahr zu Jahr mehr geworden. Der Deutsche Kaiser zögerte nicht, die Konsequenzen aus dieser Lage zu ziehen, deren Bedeutung er klar in ihrem ganzen Umfange übersah, viel klarer, als der allergrößte Teil des deutschen Volkes, soweit man wenigstens Schlüsse aus der öffentlichen Meinung ziehen konnte.

Als die vorher erwähnten dreizehn Auslandskreuzer im Jahre 1900 abgelehnt wurden, erklärte der Staatssekretär des Reichsmarineamtes, er könne zwar nicht auf diese Schiffe verzichten, wohl aber in die Verschiebung ihrer Bewilligung einwilligen, da sie, nach dem Entwurfe der Bauverteilung, erst für das Etatsjahr 1906 in Aussicht genommen waren. Weder die Regierung, noch der Reichstag hatten Unklarheit darüber walten lassen, daß diese Forderung seinerzeit kommen werde. Die von 1901 bis 1917 reichende Bauverteilung wies hinsichtlich der großen Schiffe von 1905 an eine Lücke auf, indem sie für diese Jahre ein Bautempo von nur zwei großen Schiffen annahm, anstatt wie gewöhnlich von dreien. Die sechs fehlenden großen Auslandskreuzer sollten in entsprechende sechs Jahre eindoublieren und so das Dreitempo herstellen. Daß die Kreuzerforderung kommen würde, war also eine durchaus bekannte und

gewissermaßen auch abgemachte Sache, zumal ihre Berechtigung an sich im Jahre 1900 von den Parteien, die überhaupt der Flottenfrage positiv gegenüberstanden, nicht bestritten worden war.

In den ausgesprochen flottenfreundlichen Kreisen herrschte schon Jahre vorher treibende Unruhe. Man hoffte nicht nur auf die Kreuzer, sondern vielfach war man der Ansicht, sie müßten sich in Schlachtschiffe verwandeln, und die deutschen Auslandsschiffe müßten anstatt großer Kreuzer überhaupt Schlachtschiffe aufweisen. Allgemein aber war man sich darüber einig, daß das Bautempo unter keinen Umständen unter drei große Schiffe pro Jahr heruntergesetzt werden dürfe. Jener Gedanke, die Auslandsflotte stark mit Schlachtschiffen zu dotieren, mag zeitweilig auch den Deutschen Kaiser bewegt haben, zweifellos hat sie die Marinebehörde beschäftigt. Man konnte sich einerseits der Einsicht nicht verschließen, daß die Panzerkreuzer, wie man sie damals hatte, ihren Zwecken im Auslande kaum recht genügen würden, andererseits galt aber noch der Grundsatz, daß man einen Panzerkreuzer nur solange bauen dürfe, wie die Höhe seiner Bausumme sich nicht der eines Schlachtschiffes nähere. Sobald das Verhältnis sich dahin verschöbe, verlange die militärische Ökonomie, anstatt des Kreuzers ein Schlachtschiff zu bauen. Daneben war natürlich die Erwägung maßgebend, daß Schlachtschiffe auf Auslandsstationen als militärischer Rückhalt für die ganze Flotte im Kriege in Betracht kommen würden, daß man sie, wenn sie einmal da wären, beliebig nach den heimischen Gewässern zusammenziehen oder draußen lassen könnte, kurz, militärisch nach jeder Seite hin ein gutes Geschäft machen würde. Dazwischen spielte aber noch eine dritte Überlegung, deren wir heute auch in diesem Zusammenhange gedenken müssen, ein Moment, welches zeigt, vor wie schwere und wie schnelle Entscheidungen gerade in jenen Jahren der Entwicklung der Kaiser und der Leiter der deutschen Marine gestellt wurden. Von genialen italienischen Konstrukteuren war der Gedanke in die internationale Öffentlichkeit hineingeworfen worden, daß die Klasse der Schlachtschiffe und die der Panzerkreuzer einer Verschmelzung zugeführt werden könnten und müßten, man würde dann ein „Kreuzerlinienschiff" erhalten, das die Eigenschaften beider, jetzt getrennten, Klassen aufwiese. In allen Marinen wurden diese Gedanken auf das lebhafteste erörtert und erregten großes Aufsehen. Die öffentliche Meinung in Deutschland beteiligte sich ebenfalls lebhaft daran, vielfach hoffte man eine Verbilligung der Flottenkosten aus einer solchen Verschmelzung, und so wurde der Wunsch nach möglichst niedrigen Flottenetats zum Vater eines, auch vom fachmännischen Standpunkte gesehen, sehr verführerischen Gedankens. Der Kaiser wiederum war es, der mit seiner schnellen Erfassung der wesentlichen Punkte die Erörterung des Kreuzerschlachtschiffes in der technischen wie in der militärischen Welt der Marine zugleich in Fluß und zur Entscheidung brachte. Der Kaiser machte kein Hehl daraus, wie das Bestechende des Kreuzerschlachtschiffes auf ihn gewirkt habe und gab dieser Auffassung damals auch in einer vielerörterten Depesche an die italienische Werft Ansaldo Ausdruck, auf der er ein solches Schiff gesehen hatte. Auch auf andere Weise betätigte sich Kaiser Wilhelm in nachdrücklicher Weise, um die hiermit aufgetauchte Typenfrage zu einer fachlich erschöpfenden Behandlung und schnellsten Erledigung zu bringen. Er wollte Klarheit herbeiführen, nicht aber, wie auch bisweilen gesagt worden ist, aus besonderer Vorliebe für irgendeine neue Klasse und aus ihr erwachsende Kriegführung Bewährtes umstoßen. Hier lagen die Dinge so: Hatte die italienische Schule recht, dann mußte die in der Entwicklung befindliche deutsche Flotte sofort und ohne Verzug den neuen Kurs einschlagen. Jedes Jahr des Zögerns bedeutete nutzlose neue Schiffe und Kosten. Andererseits war das ungeheure Risiko vorhanden, alles bisher Geschaffene und Erdachte umzustoßen und von neuem anzufangen. Noch ging es nach beiden Seiten hin, und wenn jene Idee der Besetzung der Auslandsstationen mit Schlachtschiffen unter den Auspizien des Kreuzerschlachtschiffes durchgeführt wurde, so war man in der Lage, die bisher als Panzerkreuzer gedachten Schiffe ohne weiteres durch das neue Einheitsschiff, das Kreuzerschlachtschiff, zu ersetzen. Das Ergebnis jener Erwägungen und des Meinungsstreites der Fachleute war der Sieg der alten geschichtlichen Schule und zugleich der Sieg der im Flottengesetze sich verkörpernden Anschauung, daß die Aufgaben des Schlachtschiffes und des Panzerkreuzers nicht dem Grade nach, sondern grundsätzlich und aus der innersten Natur des Seekrieges heraus verschiedene sind. In den beiden Kreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau" glaubt man schon den Anfang dieser Erkenntnis zu ersehen, den Anfang zugleich der neuen Auffassung, daß der Panzerkreuzer dem Schlachtschiffe an und für sich nicht untergeordnet ist, sondern jeder seine besondere Aufgabe hat, die ein erstklassiges Schiff verlangt. Und in diese verschiedenen Entwicklungsfäden hinein kam nun, wie wir sahen, der russisch-japanische Krieg mit seinen Erfahrungen und der plötzliche, mit Absicht überraschend



Kleiner Kreuzer „Magdeburg".

schnell ins Werk gesetzte, Übergang Großbritanniens zum Bau der Dreadnoughtschlachtschiffe und der Invinciblesschlachtkreuzer. Eine merkwürdige Fügung muß man es heute nennen, daß alle diese Momente sich gerade bis zu dem Jahre angesammelt und auch geklärt hatten, wo die sogenannte Kreuzervorlage ganz programmäßig fällig war, nämlich zum Winter 1905/06. Für die deutsche Öffentlichkeit, so weit sie an der Flottenfrage Anteil nahm, war jener Winter im Sinne des Wortes ein Winter des Sturmes und Dranges. Der internationale Himmel schien bewölkt, manche Ereignisse während des russisch-japanischen Krieges schienen besorgniserregend für die deutsche Sicherheit, und man verlangte stürmisch eine wesentliche Beschleunigung des Bautempos unter Beibehaltung der Grundlagen des Flottengesetzes, außerdem die nach dem Erscheinen der „Dreadnought" und „Invincible" brennend gewordene Lösung der Deplacementsfrage. Blicken wir heute zurück auf jene Zeit, so muß man wieder sagen, daß sie nicht weniger als das Jahr 1899 eine Schicksalsstunde für die Marine bedeute. Wiederum galt es, einen Entschluß von großer unmittelbarer Schwere und unabsehbarer Tragweite für die Marine zu fassen.

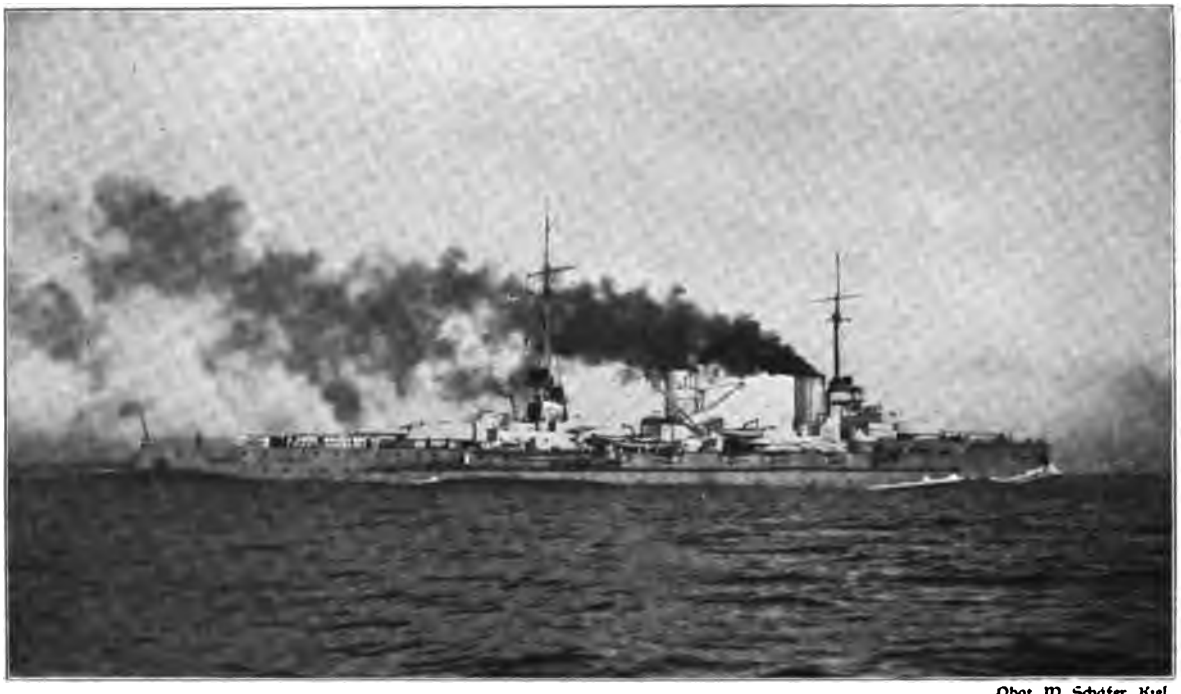
Der Deutsche Kaiser zögerte nicht, diesen Entschluß zu fassen und durch seine Regierung teils in eine Vorlage umsetzen, teils dem Marineetat 1905/06 eingliedern zu lassen. Das Jahr 1906 brachte eine Vorlage, welche an Neubauten sechs Panzerkreuzer verlangte, wie schon im Jahre 1899/1900. Die damals gleichzeitig erhobene Forderung sieben kleiner Auslandskreuzer ließ man aber fallen, um anstatt dessen die Zahl der Sollstärke der Torpedoboote von 96 auf 144 zu erhöhen und mit dem, zunächst versuchsweisen, Bau von Unterseebooten zu beginnen. Die Entwicklung der Torpedobootsflotte wurde durch jene Vorlage gleichzeitig auf eine feste Grundlage gestellt, indem nach den inzwischen gewonnenen Erfahrungen ihr ersatzpflichtiges Dienstalter auf zwölf Jahre festgesetzt wurde. Daraus ergab und ergibt sich ein dauerndes jährliches Bautempo von je zwölf Torpedobooten. Zum erstenmal wurde in diesem so bemerkenswerten Jahre 1905/06 eine Summe für Versuche mit Unterseebooten eingestellt. Die Hauptsache war aber, daß der Etat eben jenes Jahres eine grundsätzliche Erhöhung der Baukosten für

Schlachtschiffe und Panzerkreuzer mit sich brachte, unter besonderem Hinweise auf die Notwendigkeit, der Entwicklung der anderen Marinen zu folgen. Die Marineverwaltung nahm auch sonst öffentlich den ausdrücklichen Standpunkt ein, daß fortan für die Bemessung der Größe bzw. der Baukosten eines Schiffes kein anderer Maßstab in Betracht kommen dürfe, als der der Ebenbürtigkeit den gleichartigen und gleichalterigen Schiffen anderer Nationen gegenüber. Das war das Entscheidende und zugleich das ungeheuer Wichtige für die Zukunft der Marine. Jene paar Worte übertrafen auch die Forderung sechs großer Kreuzer bei weitem an Bedeutung. Jene paar Worte brachten die Entscheidung: daß der Deutsche Kaiser sich entschlossen hatte, den friedlichen internationalen Wettkampf um Ebenbürtigkeit der Schiffe aufzunehmen, daß er sich entschlossen hatte, der Nation offen die Frage stellen zu lassen, ob sie bereit sei, große und wachsende Kosten in Zukunft für die Flotte auf sich zu nehmen und der Marineverwaltung Vertrauen zu schenken hinsichtlich der jeweiligen Bemessung der Kosten pro Schiff. Was das bedeutet, mag daraus hervorgehen, daß bis zum Jahre 1906 die Kosten für ein Schlachtschiff ungefähr 25 Millionen Mark betrugen, heute dagegen erheblich über 40 Millionen Mark. Wir wissen, wie der Reichstag das Vertrauen des Kaisers rechtfertigte und mit großer Mehrheit die Forderungen der Regierung annahm.

Die Schicksalsstunde für die Marine war vom Kaiser, von seinem Staatssekretär und vom Deutschen Reichstage erkannt und benutzt worden. Wäre es nicht geschehen, so würde das Jahr 1906 den Verzicht der deutschen Flotte bedeutet haben, jemals mit anderen großen Marinen auf dem gleichen Boden der Vollwertigkeit in die Schranken zu treten, sondern hätte sich mit einem vielleicht zahlreichen, aber unebenbürtigen Schiffsmaterial in der Lage dauernder Unterlegenheit und Minderwertigkeit befunden. Der Kaiser und sein Staatssekretär des Reichsmarineamtes haben zu jener Zeit unzweifelhaft vorausgesehen und übersehen, daß jenes ungeheure Wachstum der Schiffsgrößen mit der englischen Dreadnought nicht abgeschlossen, sondern erst begonnen habe. Die damalige Erhöhung des Schlachtschiffspreises von 25 auf 36,5 Millionen war zwar beträchtlich, aber man konnte sich darüber nicht täuschen, daß die Baukosten pro Schiff dauernd größer werden würden. Daraus ließ sich wohl auch erklären, daß die von der deutschen Öffentlichkeit so sehr gewünschte Beschleunigung des Bautempos nicht eintrat. Dafür war allerdings noch ein Grund maßgebend, nämlich die Unmöglichkeit für die Schiffbauindustrie, in erster Linie die Geschützfabrikation, noch größerer Aufgaben als der ihr jetzt zugefallenen, Herr zu werden.

Diese Aufgaben stellten sich allerdings ganz riesig hoch. Hatte bisher ein Schlachtschiff vier schwere Geschütze gehabt, so erhielt es nunmehr deren zwölf. Hatte es bisher 13 000 Tonnen Wasser verdrängt, so sollte es jetzt deren 18 000 und bald mehr Tonnen erhalten. Die anderen Mächte, und vor allem England, hatten die Größe ihrer Schlachtschiffe allmählich erhöht, wir mußten den großen Sprung von 13 000 auf 18 000 Tonnen machen. Das war ein gewaltiges Wagnis, wie jeder erkannte, der sich die Schwierigkeiten genügend klarzumachen imstande war, und hier ist es wiederum der Kaiser gewesen, der den großen Entschluß fassen konnte, weil er wußte, daß sein Vertrauen auf die Industrie ein begründetes war. Es zeigte sich der hohe Nutzen der Tatsache, daß der Deutsche Kaiser allen technischen Fragen und besonders den marinetechnischen nicht nur ein platonisches Interesse entgegenzubringen gewohnt war, sondern ein solches aktiver und unmittelbarer Natur. Bei dieser Gelegenheit muß ganz besonders auf den Ansporn hingewiesen werden, den jenes aktive Kaiserliche Interesse der Industrie gegeben hat. — Genug, der Kaiser wußte, was er tat, als er die deutsche Kriegsschiffbauindustrie vor eine Aufgabe stellte, welche von Vielen für unlösbar gehalten wurde.

Zu diesen Vielen gehörte u. a. auch Großbritannien. Man hatte dort, wie wir ausführten, die größten Hoffnungen auf die Dreadnoughtkarte gesetzt und verfolgte nun mit Eifer, was die übrigen Marinen taten oder ließen. Den Übergang zum Grundsatze der Vollwertigkeit in Deutschland nahmen die Engländer längere Zeit nicht ernst, besonders auch, weil die deutsche Marineverwaltung nicht wie früher die Deplacementshöhe von Neubauten öffentlich genannt hatte. Man betrachtete im Auslande die deutschen Pläne also mit Ruhe und teilweise mit leichtem Spott, man glaubte nicht, daß des „Kaisers Spielzeug" eine wirklich ernste Waffe werden könne. Daß freilich die Absichten ernst waren, dem konnte man sich nicht mehr verschließen, als der Entschluß zum Übergange zur Vollwertigkeit den Entschluß zur Vergrößerung des Kaiser-Wilhelm-Kanals in notwendiger Folge unmittelbar nach sich zog. Diese riesige Arbeit mußte in Angriff genommen werden und gleichzeitig begannen neue Arbeiten zu Wilhelmshaven und Kiel, um, in jedem Sinne, Platz zu machen für die neuen großen Schiffe der Dreadnoughtära.



Phot. W. Schäfer, Kiel.

Der Schlachtkreuzer „von der Tann".

Eine spätere Geschichtsschreibung wird das Jahr 1906 nicht minder als das Jahr 1900 als eine entscheidende Stufe in der Entwicklung der deutschen Flotte begrüßen. 1900 brachte mit dem großen Gesetze die Sicherung der Schiffszahl und ließ aus gezwungenen Gründen die Schiffsqualität zunächst in den Hintergrund treten. 1906 füllte jene Lücke aus und stellte den Grundsatz der Vollwertigkeit an die Stelle einer eng begrenzten Schiffsgröße. Darin auch lag ein gar nicht zu überschätzender Fortschritt des deutschen Verständnisses für die Flotte. Welcher deutsche Reichstagsabgeordneter würde noch wenige Jahre vorher, und gar in den neunziger Jahren, der Marineverwaltung genügend Vertrauen geschenkt haben, um ihr die Bemessung des Schiffspreises und der Schiffsgröße nach rein militärischen Erwägungen zu überlassen?

Es kam noch ein weiteres höchst wichtiges Moment hinzu: Wie wir sahen, brach auch für den Panzerkreuzer mit der englischen Invincibleklasse eine ganz neue Epoche an. Er wurde ein Schiff, dessen schwere Artillerie sich qualitativ nicht mehr von der des Schlachtschiffes unterschied, sondern nur hinsichtlich der Zahl der Geschütze. Sein Deplacement kam fortan dem des Linienschiffes gleich oder übertraf es, seine Geschwindigkeit überschritt die des Linienschiffes um sechs Knoten und mehr. Die deutsche Marineverwaltung war, trotz aller auf der Hand liegenden Bedenken dagegen, in der absoluten Zwangslage, den englischen Schritt nachzutun. Auf zwanzig Panzerkreuzer war nach der Ergänzung von 1906 die Sollstärke der deutschen Flotte festgesetzt, sie sollten teils im Auslande, teils in den heimischen Gewässern zur Verwendung gelangen. Im Kriege würden sie hier, wie da sich mit feindlichen Panzerkreuzern zu messen haben, und daraus ergab sich die selbstverständliche Forderung, daß der Grundsatz der Ebenbürtigkeit oder Vollwertigkeit hinsichtlich der Panzerkreuzer von jetzt ab durchgeführt werden mußte, es koste was es wolle; ein Wort, das im wörtlichen Sinne zu verstehen war. Minderwertige Panzerkreuzer zu bauen, wäre weggeworfenes Geld gewesen, entraten konnte man andererseits des Panzerkreuzers weniger denn je, und so gab der Deutsche Kaiser notgedrungen dem Staatssekretär des Reichsmarineamtes die Weisung, die Notwendigkeit der Vollwertigkeit auch der Panzerkreuzerflotte im Reichstage zu vertreten. Und der Reichstag sah es in seiner Mehrheit ein. Er stimmte ohne weiteres zu, daß eine Verdoppelung der Größe der Panzerkreuzer angenommen wurde, und wird sich wohl auch darüber nicht im unklaren gewesen sein, daß man ein bestimmtes Größenmaß oder eine bestimmte Kostensumme gar nicht mehr festsetzen konnte. Der Umschwung

Das neue Linienschiff „Kaiser".

gegen früher, wo man umgekehrt die Marineetats nur vom kalkulatorischen Standpunkte ohne Ansehen der Sache selbst beurteilt hatte, war also fundamental. Jene Ergänzung des Flottengesetzes 1906 bedeutete erst im tieferen Sinne den vollständigen Sieg des Kaisers und seines Staatssekretärs, denn damals erst trat hervor, daß sich die von ihm unermüdlich verfochtenen Wahrheiten und Einsichten wirklich durchgesetzt hatten und zum Gemeingute der Mehrheit des Volkes und seiner Vertretung geworden waren.

Jetzt sollte sich auch zeigen, welche Früchte die lebhafte und dauernde Fürsorge des Kaisers für die Hebung der deutschen Werftbetriebe gezeitigt hatte. Wir wiesen schon auf die ungeheuren Schwierigkeiten der neuen Aufgabe hin, und es muß hier gesagt werden, daß gerade die Werften unerwartet vor die neuen Aufgaben gestellt wurden, ebenso wie die Geschütz- und Panzerplattenindustrie. Keine der deutschen Staats- und Privatwerften verfügte z. B. im Winter 1906 über Hellinge, die groß genug gewesen wären, um ein Schiff von 18 000 Tonnen darauf zu bauen. Mit der Bewilligung des Etats 1906 war aber die Aufgabe da. Es hieß, dem Inlande und dem Auslande zeigen, daß trotz dieser großen und neuen Schwierigkeiten keinerlei Verzögerungen in der Bauzeit eintreten würden. Auf solche Verzögerungen hoffte das Ausland und glaubte auch daran, während man auch in Deutschland selbst vielfach mit einiger Sorge daran dachte. Ja, bei einigen inaktiven hohen Seeoffizieren ging dieses Gefühl so weit, daß sie rieten, man möge doch lieber erst, und zwar langsam, ein großes Schlachtschiff als Probeschiff bauen, als sich der Gefahr mehrerer baulicher Versager zugleich auszusetzen. Hier muß man wieder hinweisen auf die Größe des festen Vertrauens, das der Deutsche Kaiser zur Leistungsfähigkeit der deutschen Schiffsbautechnik besaß. Er besaß es, weil er mit dieser Leistungsfähigkeit vermöge seines Interesses und seiner Kenntnisse weit eindringender vertraut war, als viele, die sich Fachleute nannten. Trotzdem war es ein Risiko für den Kaiser, und zwar ein solches persönlicher Natur. Wären damals, wie hohe Seeoffiziere und Techniker besorgten, die ersten großen Schiffe Fehlschläge gewesen, so würde sich eine Flut von Hohn und Tadel nicht nur gegen das Reichsmarineamt, sondern insbesondere auch gegen die Person des Kaisers gerichtet haben: Hier sähe man nun zum Schaden des Ganzen, wohin phantastischer Dilettantismus führen müsse, das habe man ja immer gesagt und die Nation müsse nunmehr in jedem Sinne die Kosten tragen! — — Wir brauchen uns das nur nach den Methoden der neunziger Jahre auszumalen. Es gehörte eine Festigkeit und Überzeugungstreue dazu, unbeirrt vorzugehen, die man dem Kaiser hoch anrechnen muß, wenn er auch naturgemäß darauf angewiesen war, sich auf seinen Staatssekretär zu verlassen. Auch der Kaiser aber war es gewesen, der sich eben diesen Staatssekretär ausgesucht hatte. Andererseits braucht nicht ausgeführt zu werden, wie das Vertrauen des Kaisers die deutsche Schiffbauindustrie stolz machte und sie zu den höchsten Leistungen

Der erste deutsche Vertreter der „Dreadnought"ära, S. M. S. „Westfalen".

anfeuerte. Sie hat dieses Vertrauen nicht getäuscht, aber ein bängliches Gefühl war es doch für viele Deutsche, als die Monate vergingen und die Stapellegung der ersten großen Schiffe nicht erfolgen konnte, weil die Hellinge und andere Vorkehrungen noch nicht vorhanden waren. Im Auslande frohlockte man, und während der Jahre 1906 und 1907 befestigte sich besonders in Großbritannien die Ansicht, daß Deutschland den Aufgaben, die es sich mit seinem Eintritt in den Dreadnoughtbau gestellt hatte, nicht gewachsen wäre. Man sah die Verzögerungen der genannten Jahre und stellte, wohl nach eigenen Erfahrungen, die Berechnung auf, daß vor allem die Kruppschen Werke, die einzige Fabrik für schwere Geschütze in Deutschland, nicht die Anforderungen erfüllen können, welche ihr durch die Verdreifachung der schweren Artillerie auf den neuen Schlachtschiffen gestellt wurden. Man erwartete im Auslande also, und zwar mit gewisser Hoffnung, daß die britische Dreadnoughtpolitik trotz des deutschen Entschlusses vor 1906 das letzte Wort bleiben werde. An eine dreijährige Bauzeit der Schlachtschiffe und Panzerkreuzer wie bisher könne unter sotanen Verhältnissen nicht gedacht werden, und die Qualität der Schiffe werde schlecht ausfallen, ganz abgesehen davon, daß man glaubte, die Schiffe würden an Größe und somit an Gefechtskraft den englischen Dreadnoughts recht erheblich nachstehen.

Schnitt durch den Linienschiffstyp „Westfalen".

Unterseeboot „U. 11".

Alles sollte anders kommen: trotz der verzögerten Stapellegung wurden die ersten Schiffe der neuen Ära nicht nur im programmäßigen Zeitraume von drei Jahren pünktlich fertiggestellt, sondern sie waren auch als Typen gut gelungen und den gleichalterigen ausländischen an Gefechtswert überlegen. Es ist an der großen Menge der öffentlichen Meinung in Deutschland, wenn nicht spurlos vorübergegangen, so doch ihr nicht annähernd in vollem Maße zum Bewußtsein gekommen, von welcher Bedeutung jener Befähigungsnachweis des deutschen Kriegsschiffbaues nicht nur, sondern vor allem auch des Baudepartements des Reichsmarineamtes gewesen ist. Der gewaltige Sprung vom kleinen zum großen Schlachtschiff konnte immerhin mißlingen, und wenn er mißlang, so waren die Folgen nach innen und nach außen gleich erheblich. Daß der Schritt aber nicht mißlang, daß der Kaiser und der Staatssekretär alles richtig einschätzten und so das Wagnis ruhigen Mutes unternehmen konnten, begründete sich einerseits darin, daß die segensreiche Folge der gesetzmäßigen Festlegung der Entwicklung der Flotte auf lange Sicht ein gewaltiges Erstarken der Leistungsfähigkeit der Kriegsschiffbauindustrie zur Folge gehabt hatte. Dann aber, und das ist möglicherweise noch wichtiger gewesen, galt auch hier das Wort, daß das Auge des Herrn die Kühe fett macht.

Von jener Zeit an, und wohl schon vorher, sind soweit man beurteilen kann, alle denkbaren Versuche gemacht worden, vom Auslande, wie im Inlande, dem Kaiser im Hinblick auf seine oft von ihm betonte

Schnittmodell eines Unterseebootes.

Hafen von Tsingtau.

Friedensliebe vorzuhalten: eine starke deutsche Flotte, wie er sie wünsche, müsse zum Kriege führen, und zwar zum Weltkriege. Gerade diese deutsche Flotte und ihre zukünftige Entwickelung bilde jetzt tatsächlich das einzige Hindernis und die einzige Gefahr für einen lange dauernden Frieden zwischen den Völkern Europas. Nimmt man dieses Argument zu all den anderen hinzu, die ins Feld geführt wurden, um den Kaiser an seinen alten Zielen und Idealen irre zu machen, so stellt es eine außerordentlich starke Probe dar. Das Odium für einen Monarchen, der einzige zu sein, der eine Politik treibe, die zum Kriege führen müsse, ist in der heutigen Zeit der Weltfriedens- und Verständigungsphrase nicht gering zu schätzen, auch politisch nicht. Der Kaiser hat sich aber nie nur einen Augenblick beirren lassen, er hat durch die Phrasen hindurchgesehen und die Zwecke der übrigen Argumente erkannt, die nur wieder auf ein zur See wehrloses Deutschland hinausliefen. Auf dem Papier läßt sich das alles sehr einfach, logisch und klar darstellen, und wir brauchen keine Worte mehr darüber zu verlieren. Anders steht es aber mit Einwirkungen, die annähernd ein Jahrzehnt hindurch von einflußreichsten Seiten aller Art und auf allen denkbaren und undenkbaren Wegen versucht worden sind, um den Kaiser in seinen Überzeugungen irre und in seinem Willensentschlusse wankend zu machen. Es ist nicht gelungen, und der Kaiser hat eine Probe seiner Festigkeit gegeben, deren Folgen in ihrem vollen Umfange zu erkennen und zu würdigen die Deutschen wohl erst in Zukunft, dann aber sicher, Gelegenheit finden werden. — —

Nach dem großen und in seinen Folgen so sehr erfreulichen Wendepunkte vom Jahre 1906, und nachdem man gesehen hatte, daß der deutsche Schiffbau mit allem, was dazu gehörte, auf der Höhe war, folgte ein weiterer Schritt zur Ergänzung des Flottengesetzes von 1900. Dieses hatte für Linienschiffe eine Altersgrenze von 25 Jahren, gerechnet von der Bewilligung der ersten Baurate an, festgesetzt. Die rapide Entwicklung der Kriegsschiffbautechnik und die, wenn nicht gesetzlich festgelegten, so doch in der Praxis innegehaltenen Zeitgrenzen des Ersatzes ließen die Frist von 25 Jahren als erheblich zu groß erscheinen. Die Sollstärke der Flotte war auch nach der Steigerung, die sie durch das, 1906 ergänzte, Flottengesetz erfahren hatte, derart beschränkt geblieben, daß mit der Zunahme der Größe der Schiffe das Moment der Qualität immer entscheidender werden mußte. Gerade die deutsche Flotte konnte und kann sich nicht leisten, daß ein wesentlicher Teil ihres militärischen Kernes überaltert ist, und ihre Front, die erstklassig sein muß, in der Tat teilweise zweitklassig wird. Das wäre aber eingetreten und auch für die neuesten Linienschiffe großen Deplacements, wenn man sie die Altersgrenze von 25 Jahren hätte erreichen lassen. Zwanzig Jahre erschienen als das äußerst zulässige Maß, und so brachte im Jahre 1908 die Marineverwaltung eine Vorlage des Inhalts ein, daß die Altersgrenze der Linienschiffe von 25 auf 20 Jahre herabzusetzen sei. Die Notwendigkeit dieser Maßnahme ließ sich um so leichter begründen, weil in der Tat bei einer Altersgrenze von 25 Jahren das Alter des Linienschiffes bei seiner Ausrangierung sich auf ungefähr 30 Jahre beläuft. Denn die Ausrangierung erfolgt erst, wenn das Ersatzschiff in Dienst gestellt wird. Das ersatzpflichtige Alter des Schiffes beginnt aber bekanntlich

S. M. S. „Vulkan", Hebe- und Dockschiff für Unterseeboote.

von der ersten Baurate an zu zählen und reicht bis zur Bewilligung der ersten Baurate des Ersatzschiffes. Mit einer Baurate kann man aber nicht schießen und kämpfen, sondern erst mit dem Schiffe, wenn es fertig ist. Auf diese Weise mußte das Schiff tatsächlich 30 Jahre alt werden, ehe es ausrangiert werden konnte, und das war ein unmöglicher Zustand. Im übrigen brachte der Etat von 1908 noch einige Geldforderungen, die durch die zu erhöhende Qualität des Einzelschiffes erforderlich wurden, und ebenso eine Erhöhung des Fonds für Unterseeboote. Die Vorlagen der Marineverwaltung wurden vom Reichstage ohne Debatte angenommen. Dafür waren gewiß zu einem Teile Rücksichten auf die auswärtige Lage des Deutschen Reiches maßgebend. Man war sich des Ernstes der Lage bewußt. Andererseits aber konnte dieses patriotische Bewußtsein der Mehrheit der Bewilliger im Reichstage nur auf der Grundlage einer schon unmittelbar gewordenen Überzeugung erwachsen sein, daß unsere Marine ein tatsächlich notwendiger Bestandteil der deutschen Rüstung sei und um so ersprießlicher wirken könne, je entschlossener man auf dem vorgezeichneten Wege weitergehe. Der Kaiser und der Staatssekretär mögen damals — 1908 — zurückgedacht haben an den beinahe hoffnungslos aussehenden Zustand der Flotte und der öffentlichen Meinung hinsichtlich der Flotte im Jahre 1888, an die so schwer errungene und nicht große Majorität für die erste kleine Vorlage im Jahre 1898, an die größere Majorität 1900. Und wie dann in den Folgejahren der Flottengedanke sich immer tiefer und breiter durchgesetzt hatte, wie die Volksvertretung, begleitet durch die mit den Forderungen noch nicht einmal zufriedene öffentliche Meinung, über die Schicksalsstunde von 1906 nun zu diesem Stande der so erheblichen Einmütigkeit 1908 gelangt war.

Es bleiben noch einige Worte zu sagen über die letzte Vorlage, nämlich die des Jahres 1912. Im Winter 1912, dem Jahre nach der Marokkospannung, brachte der Staatssekretär des Reichsmarineamtes eine Vorlage ein, die in erster Linie darauf ging, die unmittelbare Schlagfertigkeit der heimischen Flotte um ein Beträchtliches zu erhöhen. Mit andern Worten: die Flottenvorlage bezweckte nicht nur überwiegend, sondern, eigentlich ganz und gar, eine Entwicklung organisatorischer und taktischer Natur. Einige gleichzeitig geforderte Schiffsneubauten sollen nur dazu dienen, diese organisatorisch-taktische Ausgestaltung insofern möglich zu machen, als ohne sie die Bildung der erforderlichen Verbände nicht, oder in absehbarer Zeit nicht, möglich gewesen wäre. Anstatt zweier aktiven Geschwader werden in der Folge deren drei ständig bereit sein; außerdem acht Schlachtkreuzer. Die Vorlage 1912 stellte außerdem die Zukunft unserer Unterseebootsflotte auf eine feste Grundlage.

Vorführung der Marineflugzeuge in Wilhelmshaven, 4. März 1913.

Die deutsche Flotte bietet demnach jetzt das folgende Bild auf der Grundlage des dreimal ergänzten und geänderten Flottengesetzes von 1900. Zu beachten ist, daß die Torpedobootswaffe und die Unterseebootswaffe sich nicht im Rahmen des Gesetzes befinden.

I. Schiffsbestand.

Es soll bestehen:

1. die Schlachtflotte:
   aus 1 Flottenflaggschiff,
   5 Geschwadern zu je 8 Linienschiffen,
   12 großen Kreuzern,
   30 kleinen Kreuzern,
   } als Aufklärungsschiffen;
2. die Auslandsflotte:
   aus 8 großen Kreuzern,
   10 kleinen Kreuzern.

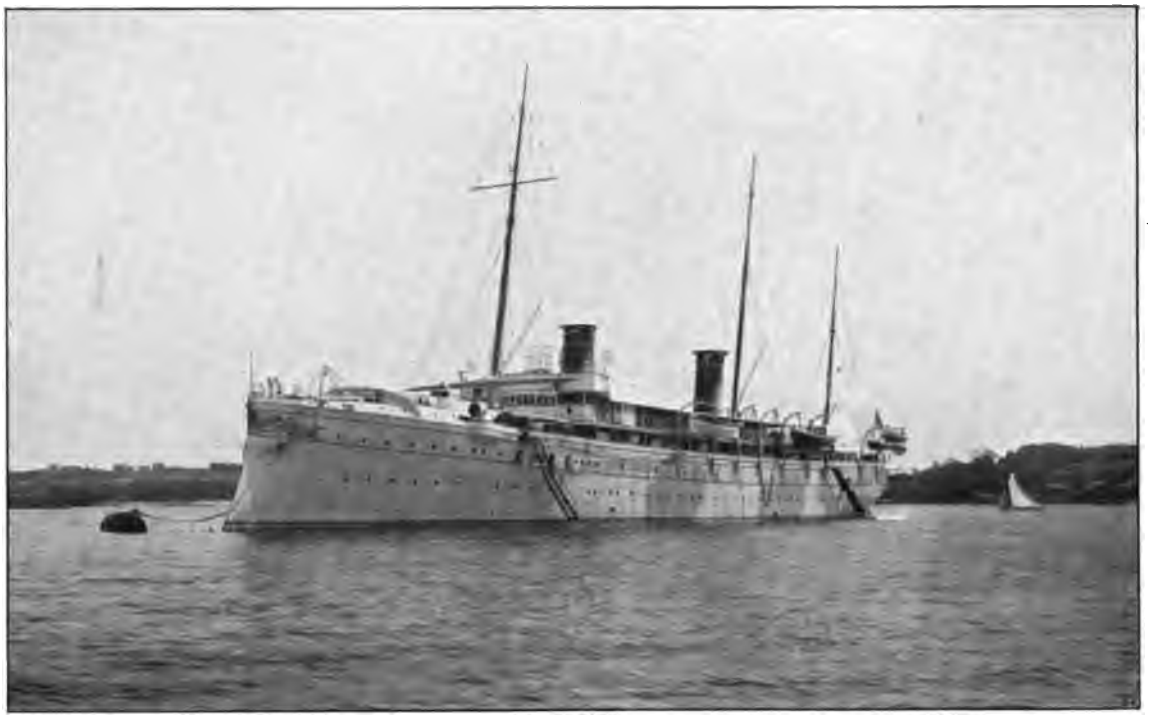
II. Indiensthaltung.

Bezüglich der Indiensthaltung der Schlachtflotte gelten folgende Grundsätze:

1. 1 Flottenflaggschiff,
   3 Linienschiffsgeschwader,
   8 große Kreuzer und 18 kleine Kreuzer bilden die aktive Schlachtflotte,
   2 Linienschiffsgeschwader, 4 große Kreuzer und 12 kleine Kreuzer bilden die Reserveschlachtflotte.
2. Von der aktiven Schlachtflotte sollen sämtliche, von der Reserveschlachtflotte ein Viertel der Linienschiffe und Kreuzer dauernd im Dienst gehalten werden.

III. Personalbestand.

An Deckoffizieren, Unteroffizieren und Gemeinen der Matrosen-, Werft- und Torpedodivisionen sowie der Unterseebootsabteilungen sollen vorhanden sein:



S. M. Y. „Hohenzollern".

1. Volle Besatzungen für die zur aktiven Schlachtflotte gehörigen Schiffe, für sämtliche Torpedoboote und Unterseeboote mit Ausnahme der Materialreserve dieser beiden Bootsklassen, für die Schulschiffe und die Spezialschiffe,
2. Besatzungsstämme (Maschinenpersonal ½, übriges Personal ¼ der vollen Besatzungen) für die zur Reserveschlachtflotte gehörigen Schiffe.

Dazu kommt die Torpedobootsflotte mit einem Sollbestande von 144 Booten, die Unterseebootflotte mit einem Sollbestande von 72 Booten. Für beide Klassen ist eine Lebensdauer von zwölf Jahren festgesetzt, wie bei den Schiffsklassen des Gesetzes, von der Bewilligung der ersten Baurate an zählend. Daraus ergibt sich ein jährliches Bauquantum von zwölf Torpedobooten und von sechs Unterseebooten.

Über dem schwimmenden Flottenmaterial ist weder die Küstenverteidigung vergessen worden, noch sind es deren schwimmende Mittel. Die Lücken, die hier bestanden, hat man hauptsächlich von dem Augenblicke an nachgeholt, als dem dringendsten Bedarf an anderen Stellen, zumal in der Schlachtflotte einigermaßen Rechnung getragen worden war. Helgoland und verschiedene Nordseeinseln, die früher gar keine Befestigung hatten, haben heute solche erhalten, auf Helgoland ist ein großer Hafen für Torpedoboote und Unterseeboote gebaut worden. Die Mündungen der Ems, der Elbe, der Weser und der Jade, ebenso wie die wichtigsten Punkte der Ostseeküste sind, und teilweise mit sehr großen Mitteln, den Forderungen der Zeit entsprechend, befestigt worden.

Es gehört in ein anderes Betrachtungsgebiet, darzulegen, wie befruchtend die kaiserliche Flottenpolitik auf die deutsche Industrie eingewirkt hat. Es sei nur gesagt, daß diese Befruchtung und Einwirkung eine gewaltige gewesen ist, und ist. Gibt es doch kaum einen Industriezweig, der für den Bau und die Einrichtung eines Kriegsschiffes nicht in Betracht käme. Wir denken aber dabei nicht nur an die Hebung der Blüte der Industrie, sondern auch an die Erhöhung ihrer Leistung. Vergegenwärtigt man sich die Erzeugnisse des deutschen Kriegsschiffsbaues vor zwanzig und vor dreißig Jahren, vergegenwärtigt man sich die Schiffe, Kriegsschiffe und Kauffahrteischiffe, die aus ihm hervorgingen; vergegenwärtigt man

Der Kaiser mit Admiral v. Holtzendorff, dem bisherigen Chef der Hochseeflotte.

Marineakademie in Mürwik.

sich endlich die Leistung unserer Geschütz- und Panzerplattenindustrie, so wird überall ein großer, beispielloser Aufschwung und Fortschritt quantitativ wie qualitativ festzustellen sein. Wer einigermaßen auf dem einschlägigen Gebiete vertraut ist, weiß, was es bedeutet, wenn vor nicht langer Zeit ein englischer Regierungsvertreter im Parlamente sagte: Es sei sehr wahrscheinlich, daß Deutschland die größten Kriegsschiffe, wenn es wolle, ebenso schnell herstellen könne, wie die britischen Werften. Das ist richtig, und wir fügen hinzu, die deutschen Werften können die deutschen Kriegsschiffe nicht nur ebenso schnell, sondern auch ebenso gut herstellen, wie die englischen.

Gerade dem Gebiete des Schiffsbaues hat der Kaiser immer im hohen Maße auch sein persönliches Interesse zugewandt, und zwar nicht, wie man es gerne dargestellt hat, aus persönlicher „Liebhaberei", ohne anderen Hintergrund, sondern einmal aus wirklichem tiefen Interesse und ungewöhnlichem angeborenen Verständnisse für technische Fragen, hauptsächlich aber, um vorwärts zu helfen. Wir erwähnten schon, wie vor ungefähr zehn Jahren auf Veranlassung des Kaisers ein Wettbewerb für Pläne und Typ eines „Kreuzerlinienschiffes" ausgeschrieben wurde. Es läßt sich ohne weiteres denken, wie anregend und gleichzeitig wie klärend ein solches Ausschreiben wirken mußte und auch gewirkt hat. Das Kreuzerlinienschiff war ein umstrittenes Problem, der Gedanke hat viel verlockendes für sich, und auch der Kaiser hat sich scheinbar zeitweise für ihn erwärmt. Mit dem Augenblick aber, wo die militärischen und technischen Fachleute dieses Problem für positiv nicht lösbar hielten, jedenfalls nicht unter dem Gesichtspunkte der Aufgaben einer deutschen Flotte, da war auch der sachliche Zweck des Kaisers erreicht, und er hat nicht daran gedacht, trotzdem seine Vorliebe für diese Schiffsgattung irgendwie zur Geltung zu bringen, was ihm schließlich ein leichtes gewesen wäre. Gerade diese Begebenheit der inneren Geschichte unserer Marine ist überaus bezeichnend für die Sachlichkeit der kaiserlichen Anregung und Einwirkung und der Richtigkeit seines Blickes, schwierige Fragen in Fluß zu bringen und eben damit zur Lösung zu bringen, bei gleichzeitiger selbstverständlicher Unterordnung eines vorgefaßten eigenen Urteiles.

Die Pläne der Neubauten der Kriegsschiffe haben im selben Maße das Interesse des Kaisers erregt, und zwar, was die Hauptsache ist, dauernd. Regelmäßig besucht er auf den Werften die Neubauten und besichtigt sie in allen Einzelheiten. Dasselbe gilt von den Werften und von der Arbeit der Konstruktionsbehörden. Diese haben dem Kaiser laufend Bericht zu erstatten über die Entwürfe für die Neubauten und deren Fortgang, ferner die Probefahrten der neuen Schiffe. Allen Entwürfen und Neubauten des Auslandes widmet der Kaiser die gleiche, nie nachlassende, Aufmerksamkeit. Wenn der Kaiser es irgend möglich machen kann, so wohnt er den jährlichen Tagungen der schiffbautechnischen Gesellschaft bei und greift wohl auch selbst in die Debatte ein. Wo irgendeine neue Erfindung auf den einschlägigen Gebieten gemacht oder in Vorbereitung ist, läßt sich der Kaiser sofort durch die betreffende Persönlichkeit selbst unterrichten. Es ist leicht zu ermessen, daß eine derartige äußere und innere Anteilnahme, gepaart mit einem Wissen und Verständnis in technischen Dingen, über das der Kaiser nach dem Urteil nüchterner und sachlicher Männer in erstaunlichem Maße verfügt, mächtig als Ansporn wirken muß.

Heinrich, Prinz von Preußen,
Großadmiral und General-Inspekteur der Marine.

Wie lebendig die Anteilnahme des Kaisers an der Entwicklung der Marine und hauptsächlich der Flotte selbst sich von Anfang an geäußert hat, wurde schon verschiedentlich vorher angedeutet. Es ist sehr selten und dann nur gezwungenermaßen, daß der Kaiser versäumt, den Herbstmanövern der Flotte beizuwohnen; und er pflegt selbst nachher die Kritik abzuhalten. Der Verfasser dieser Betrachtung erinnert sich einer solchen kaiserlichen Kritik aus dem Jahre 1895, die bei allen zum ersten Male einer solchen beiwohnenden Seeoffizieren Erstaunen erregte wegen ihrer Knappheit und Sachlichkeit und der Selbstverständlichkeit, mit der das Hauptsächliche betont und das Nebensächliche beiseite gelegt wurde. Der Kaiser beschränkt sich aber nicht auf die Flottenmanöver, sondern läßt sich durch den Chef des Admiralstabes laufend über den Stand taktischer Fragen in Theorie und Praxis berichten.

Großadmiral v. Köster.

Man darf ohne Übertreibung sagen, daß der die Marine durchdringende Geist

Großadmiral v. Tirpitz,
Staatssekretär des Reichsmarineamtes seit 1897.

Konteradmiral Heusner,
Staatssekretär des Reichsmarineamtes 1889—1890.

von Anfang an vorwärtsstrebender Natur war, und neben dem militärischen Pflichtgefühle auch ein starker Ehrgeiz herrschte. Dadurch aber, daß der Kaiser der Marine ohne Unterlaß zeigte, wie hoch er von ihrer Leistung nicht nur, sondern auch von ihren Zielen dachte, daß er sich, wörtlich verstanden, seit dem Regierungsantritt um alles kümmert, was in ihr vorgeht, und sich mit Verständnis darum kümmert, das hat in der deutschen Marine eine Anspannung von Willen und Kraft, Dienststolz und Dienstfreudigkeit hervorgerufen, wie schwerlich in einer anderen Marine vorhanden sein dürfte.

Admiral v. Hollmann,
Staatssekretär des Reichsmarineamtes 1890—1897.

Wenn auf die Frage: „Was ist mein?" Goethe seinen Prometheus sagen läßt: „Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt", so kann der Kaiser mit denkbar großer innerer Berechtigung von *seiner* Marine sprechen. Und die Marine ihrerseits, welche diese Wirksamkeit zu dem gemacht hat, was sie ist und in absehbarer Zeit sein wird, ist von dem Gedanken durchdrungen, dem Kaiser nicht besser Dank wissen zu können, als wenn sie sich, im höchsten Sinne des Begriffes, auf der vollkommensten Stufe der Kriegsfertigkeit erhält.

* * *

In den fünfundzwanzig Jahren seiner Regierung hat Kaiser Wilhelm II. die deutsche Flotte aus dem Stande völliger Machtlosigkeit und Untüchtigkeit zur zweiten Kriegsflotte der Welt entwickelt. Er hat die deutsche Kriegsflotte zu einem Werkzeuge gemacht, daß, wenn die augenblicklich noch in der Durchführung befindlichen Pläne vollendet sind, diese Flotte imstande ist, die deutschen Werte auf den heimischen Meeren und an den heimischen Küsten, die auf und über den Ozeanen liegen, zu schützen. Diese Flotte wird in immer wirksamerem Maße Rückhalt und Werkzeug einer solchen Politik des Deutschen Reiches sein, die auch den Entwicklungsnotwendigkeiten der wachsenden Bevölkerung des Reiches Rechnung trägt.

Admiral v. Senden-Bibran,
Chef des Marinekabinetts 1889—1906.

Der Kaiser hat sein Ziel vom ersten Augenblicke seiner Regierung an nicht nur erkannt, sondern entschlossen verfolgt. Er hat sich durch keine Widerstände und keine Ablenkungsversuche, nicht durch Spott und nicht durch Einschüchterung jemals auch nur einen Augenblick beeinflussen lassen; mochten diese Einflußversuche von außen oder von innen kommen. Nichts hat je vermocht, dem Kaiser den un-

Admiral v. Müller,
Chef des Marinekabinetts seit 1906.

Admiral v. Bendemann,
Chef des Admiralstabes der Marine 1899.

Admiral v. Diederichs,
Chef d. Admiralstabes d. Marine 1899—1902.

Admiral Büchsel,
Chef d. Admiralstabes d. Marine 1902—1908.

erschütterlichen Glauben zu nehmen, daß er auf dem richtigen Wege sei, daß die deutsche Entwicklung, sollte sie gesund bleiben, eine wirklich starke Flotte erfordere. Niemals hat auch den Kaiser die unbeirrbare Zuversicht verlassen, daß er trotz aller Widerstände zum Ziele gelangen werde. Darin lag und liegt vor allem seine Stärke und ebenso die seines Gehilfen und Beraters, des Admirals von Tirpitz, dessen Name immer genannt werden muß, wenn der des Kaisers in Verbindung mit der deutschen Marine genannt wird.

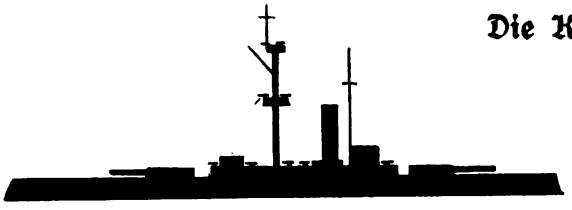
Überblicken wir die Jahrtausende der Geschichte, so bietet sie — mutatis mutandis verstanden und annähernd — vielleicht in der Tat des Themistokles, als er die Athener veranlaßte, eine Flotte zu bauen, etwas, das mit der Flottentätigkeit des Kaisers vergleichbar wäre. Ganz abgesehen aber von der Verschiedenheit der Zeiten und Verhältnisse und ihrer Kleinheit, fällt bei diesem Beispiele das Moment der Zeit annähernd weg. Eine Flotte zu bauen, war zu den Zeiten des Themistokles weder zeitraubend noch besonders kostspielig, außerdem waren die Athener dem Charakter ihres Landes nach ein Seevolk und hatten bereits Seekriege ausgefochten. Im Deutschland des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts war alles neu zu bauen, die Vergangenheit bot nach keiner Seite hin eine Linie, die man fortsetzen konnte. Und dann die Zeit! Fünfundzwanzig Jahre sind es heute, und über dreißig Jahre werden es sein, wenn das

Admiral Graf v. Baudissin,
Chef d. Admiralstabes der Marine 1908—1909.

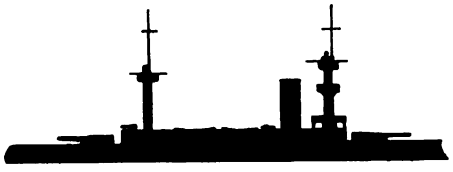
Admiral v. Fischel,
Chef d. Admiralstabes der Marine 1909—1911.

Admiral v. Heeringen,
Chef des Admiralstabes der Marine seit 1911.

Die Kriegsflotten der Seemächte 1888.



England 756000 t

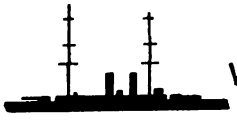


Frankreich 504000 t

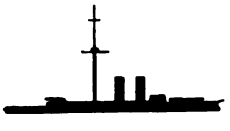
Jtalien 205000 t

Russland 200000 t

Deutschland 174000 t



Vereinigte Staaten v. Amerika 128000 t



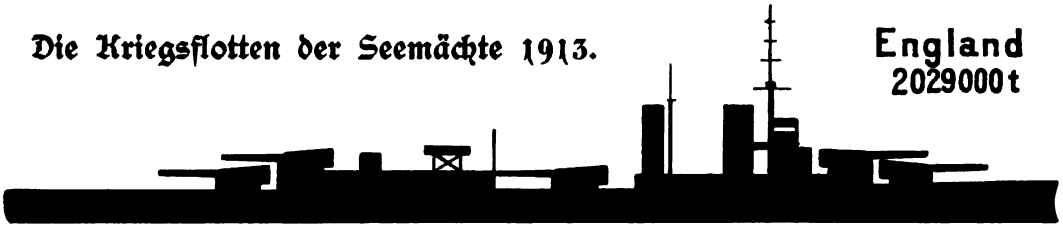
Österreich 98000 t

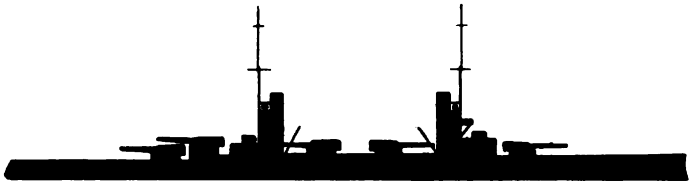
Japan 38000 t

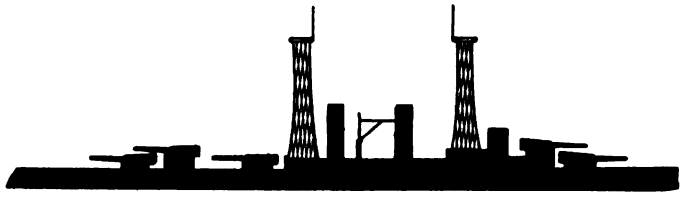
1. Bei der Ermittelung des Gesamttonnengehalts der Flotten sind sämtliche Kriegsschiffe (einschl. Torpedo- und Unterseeboote) berücksichtigt, die im Herbst 1888 und Anfang 1913 fertig gestellt waren, mit Ausnahme der Schul- und Spezialschiffe.

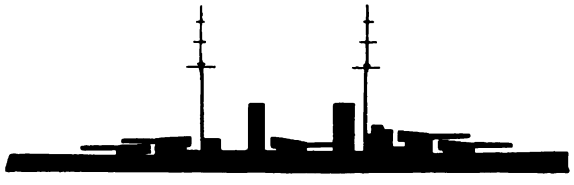
2. Sollen bei dem Vergleich, wie dies neuerdings vielfach geschieht, nur die Schiffe, die nicht über 20 Jahre alt sind, berücksichtigt werden, so müssen von den für 1888 und 1913 ermittelten Zahlen abgezogen werden bei Deutschland 25000 (1888) und 71000 (1913) Tonnen, bei England 120000 und 215000 Tonnen, bei Frankreich 55000 und 44000 Tonnen, bei Jtalien 35000 und 19000 Tonnen, bei Japan 6000 und 14000 Tonnen, bei Österreich-Ungarn 11000 und 17000 Tonnen, bei Rußland 43000 und 43000 Tonnen, bei den Vereinigten Staaten 80000 und 103000 Tonnen.

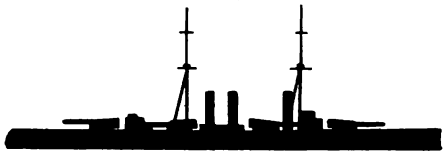
Die Kriegsflotten der Seemächte 1913.

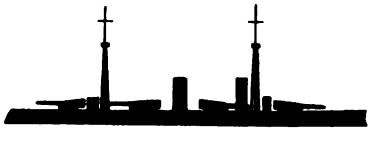


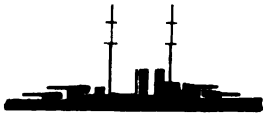








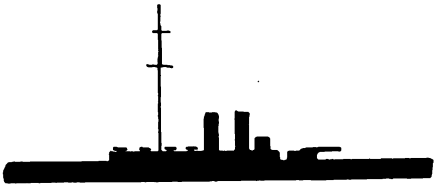




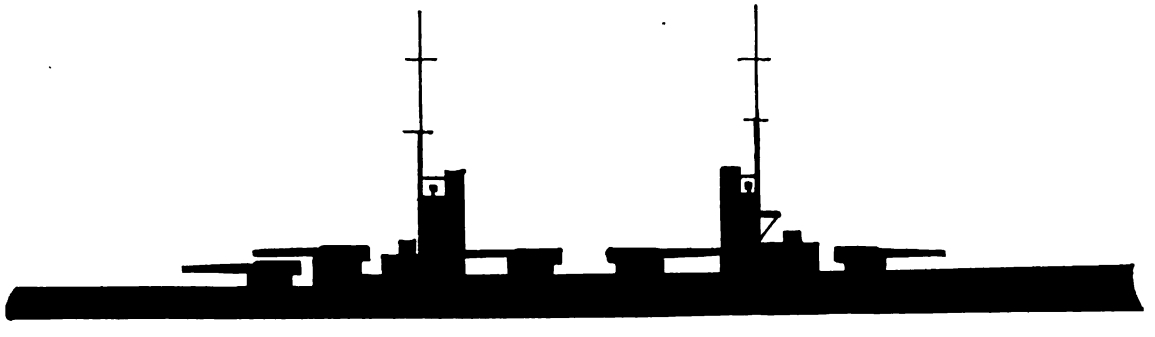
Werk, wie es jetzt im gesetzlich festgelegten Plane geschaffen wird, durchgeführt ist. Ein Menschenalter lang hat der „impulsive und plötzlichen Einfällen so unterworfene" Monarch ununterbrochen an einem Werke geschaffen und schaffen lassen, dessen Notwendigkeit und Richtigkeit ihm, als er den Thron bestieg, klar vor Augen stand, wenn auch natürlich nicht, wie wir gesehen haben, in technischen und militärischen Einzelheiten, sie waren und sind auch gar nicht Sache des Monarchen. Ganz besonders charakteristisch erscheint weiter, wie der Kaiser im vollsten Gegensatz zu jener planlosen Impulsivität, die ihm gerne nachgesagt wurde, im Flottenbau immer von Stufe zu Stufe vorgegangen ist. Als er nach Mitte der neunziger Jahre den richtigen Mann und mit ihm die grundsätzlich richtige Methode gefunden hatte, erfolgte stufenweises Vorgehen. Nie wurde nach sorgfältiger Vorbereitung der Vorlagen mehr verlangt, als aller Voraussicht nach bewilligt werden würde, und, wenn sich, wie 1900, ein Stein des Anstoßes herausstellte, so hieß es: aufgeschoben ist nicht aufgehoben, — und es folgte, wie damals, die Vorlage von 1905/06, die Besseres brachte, als ihr Inhalt im Jahre 1900 gebracht hätte. Zwei weitere Vorlagen sind gefolgt, wie wir sahen, jede war eine Stufe weiter, aber nicht eine Stufe zu einem anderen Ziele, sondern zu dem Ziele, das der Deutsche Kaiser schon 1888 in großen Umrissen vor sich gesehen hatte. Auch heute wird, daran ist nicht zu zweifeln, Kaiser Wilhelm sich im klaren darüber sein, daß es, wie überall in der Welt, auch hier etwas Absolutes nicht gibt. Wie der Kaiser-Wilhelm-Kanal nicht den Maßstab für die Größen der Kriegsschiffe abgeben darf, sondern umgekehrt er einzig und allein für diese da ist, so sind auch die Flottenprogramme und die daraus erwachsenden Flottengrößen für das Bedürfnis des Reiches da, und dieses Bedürfnis wechselt mit seiner eigenen Entwicklung und der der anderen Mächte und auswärtigen Verhältnisse. Dessenungeachtet bleibt aber das Ziel unveränderlich wie der Polarstern.

Kaiser Wilhelm hat, das ist schon so oft betont worden, das deutsche Volk auf das Meer hingewiesen, niemals aber, und auch das wird ihm die Nachwelt hoch anrechnen, hat er vergessen, daß die Wurzeln deutscher Kraft auf dem heimischen Boden, auf dem europäischen Festlande liegen und bleiben. Wie der Kaiser auf der Jahrhundertfeier 1896 sagte: Das Deutsche Reich ist ein Weltreich geworden. Ebenso aber, wie er niemals eine uferlose Flottenpolitik getrieben noch geduldet hat, so lag ihm eine bodenlose Weltpolitik fern. Er hat immer erkannt, daß die deutsche Kraft um so fester, wie der Riese der griechischen Mythologie Anthäus, mit den Füßen auf dem heimischen Boden stehen muß, je weiter sie mit den kraftvollen Armen über die Reichsgrenzen hinausgreift.

Die deutsche Flotte vor 25 Jahren und heute.



1888: 174 000 t.



1913: 950 000 t.

Siebentes Kapitel.

Der Kaiser und die Kirche.

Die evangelische Kirche.

Summepiskopat und seine Aufgaben. — Von Gottes Gnaden. — Wittenberg 1892. — Kirchenbau. — Gemeindediakonie. — Soziales Wirken. — Evangelische Predigt. — Kirchenmusik. — Hebung des Pfarrerstandes. — Auslandsgemeinden. — Jerusalem 1898. — Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß. — Ergebnis.

Summus episcopus — oberster Landesbischof —, das ist die Würdenstellung und das Amt, welches die Geschichte unserem Kaiser über die im Bereiche der preußischen Monarchie bestehenden evangelischen Kirchen anvertraut hat. Zunächst ist zu nennen die Landeskirche im engeren Sinne, welche die neun älteren Provinzen umfaßt, dann die evangelisch-lutherische und evangelisch-reformierte Kirche der Provinz Hannover, die evangelisch-lutherische Kirche von Schleswig-Holstein, die evangelischen Kirchen der Bezirke Kassel und Wiesbaden und die evangelisch-lutherische und evangelisch-reformierte Kirche von Frankfurt a. M. Nach ihrer geschichtlichen Entwicklung sowie nach ihrem Wesen und ihrer synodal-konsistorialen Verfassung sind es selbständige, korporative Genossenschaften, deren einigender Zusammenschluß das landesherrliche Kirchenregiment bildet.

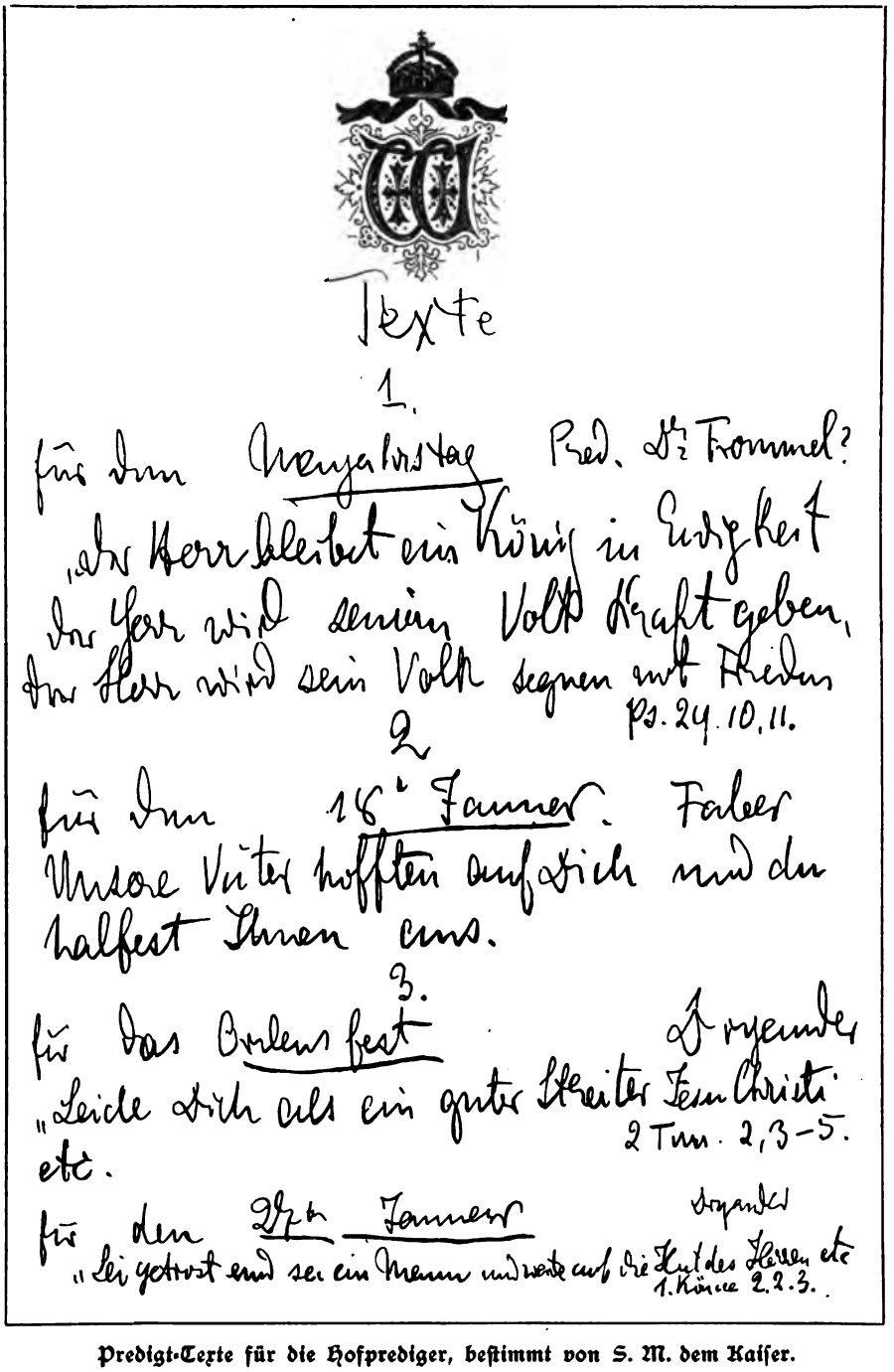
Seine vollziehenden Organe sind der Evangelische Oberkirchenrat für die älteren Provinzen, für die übrigen der Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, das Landeskonsistorium in Hannover und die Konsistorien der übrigen Kirchen.

Die Leitung eines so vielgestaltigen Organismus, deren einzelne Glieder für die Wahrung ihres Bekenntnisstandes und ihrer Eigenart in vollem Maße besorgt sind, stellt dem Träger des Kirchenregiments eine Fülle von hohen und schweren Aufgaben. Das tritt ganz besonders in der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts zutage, in welcher sich die preußischen Könige Friedrich Wilhelm III. und IV., Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III. ein bleibendes Segens- und Ehrengedächtnis geschaffen haben.

Darum war es von entscheidender Bedeutung für die kirchliche Gegenwart, daß sie in unserem Kaiser einen Erben gefunden haben, der aus tiefem Verständnis der Geschichte in pietätvoller Treue die Errungenschaften der Vergangenheit zu pflegen und zu behüten bestrebt ist. Indessen war damit seine Mission nicht erschöpft; gerade in der neuesten Entwicklung erhoben sich Probleme und Anforderungen, die von dem Leiter des Kirchenregiments einer gedeihlichen Lösung entgegengeführt werden mußten. Durch weite evangelische Kreise ging beim Antritt der Regierung des Kaisers ein tiefes und klares Bewußtsein davon, daß jetzt alles davon abhinge, daß der rechte Mann an das Steuer der evangelischen Kirche trete.

In dies Bewußtsein mischte sich hoffnungsfreudige Erwartung, als der Plan des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin im Herbste 1887 bekannt wurde, zur Linderung der sittlichen und religiösen Notstände besonders in den schnell aufgewachsenen Großstädten des Landes beizutragen. Es sollten sich die

guten Elemente aller politischen Parteien vereinigen, es sollten die kirchlichen Händel verstummen, indem die verschiedenen Richtungen versöhnlich miteinander wirkten, und in der praktischen Liebestätigkeit die Meinungsverschiedenheiten sich milderten. Diese aus den edelsten Motiven stammenden Gedanken, die in der Gründung des „Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins" und des „Kirchenbau-Vereins" ihre Verwirklichung fanden, erregten aber neben begeisterter Zustimmung auch eine Schärfe mißtrauischen Widerspruchs, die für jeden, der die tiefe religiöse Gärung der Gegenwart nicht beachtete, unbegreiflich bleiben mußte.


Texte

1.

für den Neujahrstag Pred. Dr Frommel?

„der Herr bleibet ein König in Ewigkeit
der Herr wird seinem Volk Kraft geben,
der Herr wird sein Volk segnen mit Frieden
Ps. 29. 10. 11.

2

für den 18ten Januar. Faber
Unsere Väter hofften auf dich und du
halfest ihnen aus.

3.

für das Ordensfest Dryander
„Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi
2 Tim. 2, 3–5.
etc.

für den 27ten Januar Dryander
„Sei getrost und sei ein Mann und warte auf die Hilfe des Herrn etc
1. Könige 2. 2. 3.

Predigt-Texte für die Hofprediger, bestimmt von S. M. dem Kaiser.

Diese Erfahrung hat einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des Kaisers gemacht; mußte er doch erkennen, daß die Friedfertigen bei den Werken der Versöhnung und Barmherzigkeit in die schwersten Kampfesstellungen geführt werden. Es war die erste Feuerprobe für die Wahrheit und Festigkeit seiner religiösen Stellung. Daß er sie bestanden, ja daß sie die innerste Energie seines Wesens stärkte, weist in die Eigentümlichkeit seiner religiösen Entwickelung zurück.

Unser Kaiser ist von Haus aus eine ernst-religiöse Natur. Schon in der unmittelbaren Empfänglichkeit des Knabenalters ist diese Tatsache in die Erscheinung getreten. So bezeugt es der Mann (Geheimrat Dr. Hinzpeter), der als kaiserlicher Erzieher wohl die tiefsten Einblicke in die Entfaltung des Kindergemüts getan hat. Besonders bedeutungsvoll erscheint in dessen Aufzeichnungen die Beobachtung, daß der

D. Hermes,
Präsident des Evangelischen Oberkirchenrates
1878—1891.

D. Barkhausen,
Präsident des Evangelischen Oberkirchenrates
1891—1903.

D. Voigts,
Präsident des Evangelischen Oberkirchenrates
seit 1903.

Kaiser schon damals die mannigfachen religiösen Einflüsse mit einer freien, unbeirrbaren Folgerichtigkeit auf sich wirken ließ. Nicht die Autorität des menschlichen Vermittlers, so hoch er diese schätzte, gab für ihn den letzten Ausschlag zur persönlichen Entscheidung über die ihm dargebotene Lehre und Verkündigung, sondern für ihn handelte es sich um das unmittelbare Gewicht und um die Vollmacht der im Christentum gegebenen göttlichen Offenbarung. Es war der Beweis des Geistes und der Kraft, dem er sich rückhaltlos im Glauben beugte und hingab. Hier ruhen die tiefsten Lebenswurzeln der echt evangelischen Frömmigkeit und Freiheit, die für das Charakterbild des Kaisers eine konstitutive Bedeutung beanspruchen.

Die ersten Kundgebungen des Kaisers an sein Volk und an sein Heer legen davon ein vollgültiges Zeugnis ab. Nichts konnte der allgemeinen, tiefgehenden Volkstrauer um die verewigten beiden Kaiser eine edlere Weihe und Verklärung verleihen, als es diese Worte getan haben. Besiegelt wurden sie durch den Text, den der Kaiser dem von ihm hochverehrten D. Kögel zur Predigt bei der Eröffnung des ersten Reichstages vorgeschrieben hatte, I. Kor. 15, 10: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin."

Nach einem Vierteljahrhundert dürfen wir sagen: das ist der Grundton, der die große Symphonie des kaiserlichen Waltens und Regierens in Staat und Kirche getragen und beherrscht hat. Wie ein unerschütterlicher Fels hat es sich im Wogendrang der in heftigem Ansturm sich bekämpfenden Weltanschauungen der modernen Welt bewährt. So erinnerte der Kaiser (Mai 1896) selbst an den Tag, an welchem König Wilhelm das Königtum von Gottes Gnaden proklamiert und auch in der Schloßkirche zu Königsberg der gesamten Welt gegenüber zum Ausdruck gebracht hatte, daß die Hohenzollern ihre Krone nur vom Himmel nehmen und die darauf ruhenden Pflichten dem Himmel gegenüber zu vertreten haben. Der Kaiser fügte hinzu: „Von dieser Auffassung bin auch Ich beseelt, und nach diesem Prinzip bin Ich entschlossen, zu walten und zu regieren." „Sie wissen," sagte er auf dem Brandenburgischen Landtage 1891, „daß Ich Meine ganze Stellung und Meine Aufgabe als eine mir vom Himmel gesetzte auffasse, daß Ich im Auftrage eines Höheren handle, dem Ich später einmal Rechenschaft abzulegen berufen bin. Deshalb kann Ich Sie versichern, daß kein Abend und kein Morgen vergeht ohne ein Gebet für Mein Volk und speziell ohne einen Gedanken an Meine Mark Brandenburg."

Diese Aussprüche werfen ein helles Licht auf die Erfassung des landesherrlichen Episkopats seitens des Kaisers. Als sich im Anfang seiner Regierung Bestrebungen geltend zu machen suchten, welche auf Beschneidung dieses Amtes ausgingen, sprach er im November 1890 aus: „Ich lasse Mir Mein landesherrliches Summepiskopat nicht verkümmern!" In großen Zügen entfaltete er sein kirchenpolitisches Programm gegenüber dem Vorstande der dritten ordentlichen Generalsynode 1891. Er forderte dazu auf: „sich um die Allerhöchste Person, als den Inhaber des landesherrlichen Kirchenregiments, zu scharen und unter Zurückstellung abweichender kirchlicher und kirchenpolitischer Parteigegensätze ihr Gewicht geltend

D. Hermann von der Goltz,
Vizepräsident des Evangel. Oberkirchenrates 1892—1906.

zu machen, um den Mächten des Unglaubens und des Umsturzes zu wehren auf Grund des Worts, evangelisches Leben und das evangelische Bewußtsein in den Gemeinden zu fördern und durch Erweckung und Mehrung des Sinnes christlicher Bruderliebe und herzlichen Erbarmens in allen Schichten der Bevölkerung die Gefahren zu beschwören, welche mit der kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung das Heil und den Frieden der Seele bedrohen."

Auch in der Folge hat der Kaiser nicht unterlassen, gegen das kirchliche Parteiwesen Stellung zu nehmen; dogmatische Zänkereien seien ihm zuwider; es gäbe in Glaubenssachen keinen Zwang; der Glaube tue es nicht allein, sondern das sittliche Verhalten; die Kirche solle sich mehr um praktische Aufgaben kümmern und weniger Gewicht auf den theologischen Meinungsstreit legen.

D. Dryander,
Vizepräsident des Evangel. Oberkirchenrates seit 1907.

So hat der Kaiser furchtlos und treu seine innerste Überzeugung zum Ausdruck gebracht. In die Reihe „der geschichtlichen Bekenner" trat er aber bei Gelegenheit der Einweihung der Schloßkirche in Wittenberg am 31. Oktober 1892.

In dem erhaltengebliebenen Arbeitsgemach des Reformators, umgeben von den deutschen Fürsten und Prinzen evangelischen Bekenntnisses, den Vertretern der Abwesenden, der freien Städte und der protestantischen auswärtigen Regierungen (Herzog von York, Abgesandter der Königin Viktoria von Großbritannien, Kronprinz von Schweden, Prinz Johann von Dänemark, Obermundschenk der Königin von Holland), verlas der Kaiser mit lauter Stimme den Text der auf Pergament geschriebenen, mit Randmalereien gezierten Urkunde:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Nachdem Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters, des Kaisers und Königs Wilhelm I. Majestät im Jahre 1883, als dem 400. Gedächtnisjahre der Geburt des Reformators Dr. Martin Luther die Erneuerung der Schloßkirche zu Wittenberg zu befehlen geruhet, und Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters, des Kaisers und Königs Friedrich III. Majestät diesem hehren Werke Allerhöchst Ihre lebhafte Teilnahme und Fürsorge zuzuwenden die Gnade gehabt haben, ist es Mir, dem Deutschen Kaiser und Könige von Preußen, Wilhelm II., durch Gottes Gnade beschieden, das von Meinen ruhmreichen Vorfahren begonnene Werk zum glücklichen Ende zu führen und heute an dem Gedächtnistage des Anschlages der 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche die Wiedereinweihung dieses Heiligtums der evangelischen Kirche zu vollziehen.

Mit Mir haben die Mir verbündeten evangelischen Fürsten Deutschlands und die Vertreter der freien und Hansastädte Lübeck, Bremen und Hamburg, welche neben Mir diese Urkunde mit eigenhändiger Namensunterschrift vollziehen, sowie zahlreiche Vertreter der evangelisch-kirchlichen und Staatsbehörden, des Adels, der evangelischen Geistlichkeit und aller Stände des evangelischen Volkes der feierlichen Handlung beigewohnt.

In evangelischer Glaubensgemeinschaft haben Wir den allmächtigen, gnadenreichen Gott in heißem Gebete angerufen, Unserem evangelischen Volke die Segnungen der Reformation zu bewahren, Gottesfurcht, Nächstenliebe und Untertanentreue in Unseren Landen zu mehren, Unser deutsches Vaterland in seiner gnädigen Obhut zu behalten, redliches Streben und Schaffen in allen Berufszweigen mit Seinem Segen zu krönen, Uns und allen Unseren Mitchristen durch Jesum Christum ein seliges Ende in der Gewißheit einer fröhlichen Auferstehung zu bescheren. Wie wir zu dem die gesamte Christenheit verbindenden Glauben an Jesum Christum, den Mensch gewordenen Gottessohn, den Gekreuzigten und Auferstandenen, Uns von Herzen bekennen und wie Wir zu Gott hoffen, allein durch diesen Glauben gerecht und selig zu werden, also erwarten Wir auch von allen Dienern der evangelischen Kirche, daß sie allezeit beflissen sein werden, nach der Richtschnur des Wortes Gottes in dem Sinn und Geiste des durch die Reformatoren wiedergewonnenen reinen Christenglaubens ihres Amts zu warten, das Volk zu

Gottesfurcht und Untertanentreue, zu herzlicher Liebe und Erbarmung gegen alle Mitmenschen, auch gegen die Andersgläubigen, anzuleiten.

Unseren evangelischen Untertanen vertrauen Wir, daß sie treu festhalten an dem durch das gesegnete Werk der Reformation erneuerten reinen Christenglauben, daß sie durch Übung christlicher Liebe, Duldung und Barmherzigkeit gegen die Mitbrüder als wahre Jünger und Nachfolger des Herrn und Heilandes sich erweisen, daß sie mit Uns alle ihre Hoffnung setzen auf die alleinseligmachende Gnade Unseres Herrn Jesu Christi, hochgelobet in Ewigkeit! Das walte Gott! Amen."

Dies kaiserliche Bekenntnis fand um so freudigere und begeisterte Aufnahme, als seine Wirkung durch zündende Predigten von Männern vorbereitet war, die er selbst zu Zeugen dieses Tages berufen hatte. So hielt Generalsuperintendent D. Schultze-Magdeburg die Weiherede, Hofprediger D. Viereggе die Predigt in der Schloßkirche, Hofprediger D. Frommel in der Stadtkirche, Hofprediger D. Faber die Ansprache auf dem Markt, die mit dem Lutherliede, in welches das ganze Volk einstimmte, abschloß.

Die Schloßkirche zu Wittenberg.

Wie viele Kirchweihen sind der in Wittenberg gefolgt! Der gläubige Bekenner auf dem Thron ist zugleich ein rastloser Bauherr der evangelischen Kirche geworden. Das Bedürfnis, das auf dem Gebiet des Kirchenbaues vorlag, war wohl lange empfunden, — besonders die Kirchenarmut des jährlich um 50 000 Seelen wachsenden Berlins hatte Veranlassung zu dringenden Notschreien gegeben, — aber es fehlte die durchgreifende Initiative, welche die Bewegung, diese Not zu heben, in Fluß brachte. Daß der Kaiser und mit ihm seine Gemahlin hier vor den Riß trat und eine neue Periode kirchlicher Architektur herbeiführte, verpflichtet die evangelische Kirche zur aufrichtigsten, bleibenden Dankbarkeit.

Zwei der bedeutendsten monumentalen Baudenkmäler hat der Kaiser seiner Reichshauptstadt geschenkt: die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und den Dom. Die Millionensammlungen, welche der Kirchbauverein unter der nie ermüdenden Leitung des Oberhofmeisters Freiherrn von Mirbach ins Werk setzte, entsprachen den Hoffnungen, die der Kaiser bei der Gründung der Gedächtniskirche zum Ausdruck gebracht hatte. Das erhabene Bauwerk, mit seinem wundervollen Geläut und seiner, alle Errungenschaften moderner Technik umfassenden Orgel, konnte am 1. September 1895, dem 25jährigen Gedächtnistage des großen Sieges von Sedan, eingeweiht werden, und diese Feier bezeichnete für Berlin den Höhe- und Glanzpunkt aller patriotischen Erinnerungsfeiern. „Diese Kirche", sagte die anwesende Großherzogin Luise von Baden, „ist das schönste Denkmal, das meinem teuren Vater errichtet werden konnte."

Zehn Jahre später, am Vermählungstage des Kaiserpaares, 27. Februar 1905, erfolgte die Einweihung des Domes im Lustgarten. Von Kaiser Wilhelm I. als Dankopfer für die großen Taten Gottes

bei der Aufrichtung des Deutschen Reiches bestimmt, nach Plänen Kaiser Friedrichs entworfen, war er unter der persönlichsten Fürsorge Kaiser Wilhelms II. mit seiner gewaltigen Kuppel über das Häusermeer Berlins emporgestiegen und vereinigte bei seiner Eröffnung in den geladenen kaiserlichen Gästen eine Versammlung von fürstlichen und kirchlichen Häuptern des evangelischen Christentums aus der alten und auch aus der neuen Welt, wie sie in diesem Umfange bisher noch nie verwirklicht worden war.

Neben dem Gedächtnis Kaiser Wilhelms I. war es der Name seiner Gemahlin, der Kaiserin Augusta, deren Erinnerung mit dem charaktervoll romanischen Bauwerk der Gnadenkirche aufs engste verknüpft bleibt, in deren Schatten das Augusta-Hospital seine Samariterdienste tut. Ebenso lebt der Name Kaiser Friedrichs in der Kirche fort, deren Glockengeläut sich mit dem Rauschen der Eichen im Tiergarten vermischt; und dem Gedächtnis der Kaiserin Viktoria ist das neuerbaute Heiligtum in Homburg gewidmet.

Neben diesen Kunstwerken neuzeitlichen Kirchenbaues — wieviel Gemeindekirchen in Berlin, Potsdam und anderen großen Städten! Wieviel Landkirchen, Kapellen und Bethäuser in allen Provinzen! Es will doch etwas bedeuten, — um eine Zahl herauszugreifen, — daß während der Regierung unseres Kaisers allein in den älteren Provinzen eintausend neue Stätten der Anbetung und Erbauung aufgerichtet sind! Dabei kommen an kaiserlichen Gnadengeschenken für Kirchbauten ungefähr 12 Millionen Mark in Betracht. Dazu einzelne Stiftungen von Fenstern, Altarkreuzen und Geräten, Altar- und Kanzelbibeln, in welche die Hand der Kaiserin Denksprüche eingezeichnet hat. Wie oft hat unser Kaiserpaar den Kirchweihen persönlich beigewohnt oder einen Vertreter entsandt!

Hand in Hand mit der Vermehrung der Kirchen ging die Errichtung von neuen Pfarrstellen, welche auf Grund der Nachweisungen des Evangelischen Oberkirchenrats in den letzten 25 Jahren 1000 beträgt. Dazu kommt die Neugründung von 500 Kirchengemeinden.

So war der Bann des Stillstandes und Abwartens gebrochen, eine Ära des Wachstums ist planmäßig organisiert: in den Zeiten der Kirchen-Entfremdung ein denkwürdiges Unterpfand freudiger Hoffnung!

Nicht übersehen werden darf dabei die gerade in diesen Zeitraum fallende Ausdehnung des Diakonissenwesens und überhaupt der Gemeinde-Diakonie. Auf diesem Gebiete sind es in erster Linie die nie ermüdenden Anregungen unserer Kaiserin gewesen, von welchen aus sich reiche Ströme unermeßlichen Segens von der Reichshauptstadt bis in die kleinsten Diaspora-Gemeinden ergossen und verzweigt haben. Hier ist im großen und ganzen ein wirkungskräftiges Lebenselement für die evangelische Kirche geschaffen worden, das vor wenig Jahrzehnten in unerreichbarer Ferne zu liegen schien. Wieder hat es besonders Berlin selbst erfahren in der Entwicklung der Pflegestationen der Frauenhilfe, welche 1890 mit vier kleinen Stationen einsetzte und nun auf 17 Stationen mit beinahe 150 Diakonissen aus 16 Mutterhäusern des gesamten preußischen Vaterlandes gerade den unbemittelten Volksklassen unentgeltliche Krankenpflege in den Familien darbietet. Mit welch rührender, mütterlicher Fürsorge die Kaiserin über diesem Samariterwerke waltet, möge das Beispiel bezeugen, daß sie zum Tauftage des jüngsten Kronprinzensohnes am 28. Januar 1912 jeder der Pflegestationen eine selbstgefertigte Taufdecke als Geschenk zugehen ließ.

Von besonderem Einflusse für die tatkräftige Förderung der evangelischen Liebestätigkeit ist die schöpferische Wirksamkeit des Pastors v. Bodelschwingh gewesen. Das trat bei einem Besuche des Kaisers in Bielefeld im Juni 1897 zutage. Die weitesten kirchlichen Kreise haben mit größter Genugtuung das Lob vernommen, das der Kaiser diesem Manne erteilte, den er „einen gottbegnadeten, vom Himmel gesandten Mann" nannte. Die Fürsorge für die Epileptischen und für schiffbrüchige Existenzen in Stadt und Land, die Arbeiterwohlfahrtsbestrebungen auf dem Gebiete von Arbeiterhäusern, deren 97 dort gebaut sind, haben der „Inneren Mission" der evangelischen Kirche ein einzigartiges Denkmal geschaffen.

Hier ist auch der Ort, der festen Richtlinien zu gedenken, welche der oberste Landesbischof der evangelischen Kirche für ihre Mitwirkung bei der Lösung der sozialen Frage und der Überwindung der antikirchlichen, sozialistischen Gefahr gegeben hat. Im Einverständnis mit den kirchlichen Behörden hat der Kaiser unter voller Anerkennung der sozialen Bedeutung kirchlicher Arbeit klar an dem Grundsatze festgehalten, daß die Kirche nicht zu politischen Zwecken da sei, daß darum jedes agitatorische kirchliche Wirken von Übel sein müsse. Von diesem Gesichtspunkt aus treten einzelne Äußerungen des Kaisers, die zum Teil entstellt oder falsch beurteilt worden sind, in das rechte Licht, wie z. B. „die

Der Dom zu Berlin.

Geistlichen sollen sich nicht um Politik kümmern, sondern Gottes Wort verkündigen" und ähnliche. Das Evangelium erfaßt die Schuld nicht bei dem einzelnen allein, sondern als Gesamtschuld aller Stände, diese aber findet in der gläubigen Aufnahme der Erlösungsbotschaft ihre volle Versöhnung. Das neue Leben in Gott, das die Kirche wecken und pflegen soll, ist die beste Schule für die Gerechtigkeit in allen Dingen.

Überhaupt hat der Kaiser die sich ihm bietenden Gelegenheiten benutzt, um persönlich mit den Geistlichen über die Grundsätze des evangelischen Predigtamtes und die rechte, wirksame und zündende Art der Verkündigung zu sprechen. Von historischer Bedeutung erscheint seine Ansprache an die evangelischen Geistlichen des Orients, die ihm in Bethlehem 1898 ihre Huldigung darbringen durften. Er sagte ihnen: „Nicht durch aufdringliche Bekehrungsversuche, nicht durch Dogmenpredigten, sondern durch Ihr Verhalten im Leben, durch Ihren Wandel werden Sie der mohammedanischen Welt die Überzeugung nahezubringen haben, daß wir Christen durch den Besitz des Evangeliums doch zu anderen Menschen geworden sind."

Wie tief und persönlich das Interesse des Kaisers gerade für die Predigt ist, wird mancher Pastor, der vor ihm predigen durfte, durch den herzlichen Dank und durch das treffende, die Hauptsache hervorhebende Urteil über seine Predigt erfahren haben. Welch eine Vertrautheit mit dem Bibelwort und dem ihm innewohnenden Geiste tritt dabei zutage! Der Kaiser hat es sich bisher nie nehmen lassen, die Texte zu den gottesdienstlichen Feiern seines Geburtstages und der patriotischen Festgottesdienste im Schloß auszuwählen, und seine Wahl überrascht oft durch ihre Ursprünglichkeit und durch ihre tiefgehenden, reichen

Beziehungen. Das abgedruckte Autograph gibt dazu die beste Illustration. Es ist dem Landesbischof Herzenssache, bei der Auswahl als Hausvater für sein Haus und als Landesvater für sein Volk im Geiste des allgemeinen Priestertums voranzugehen. Wie köstlich ist der Text zur Predigt bei dem Kirchgange anläßlich der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares am 25. Februar 1906: „Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit" (Kol. 3, 14); und ebenso der zur Kirchgangspredigt des bräutlichen Kronprinzenpaares am 4. Juni 1905: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen" (Gal. 6, 2)! Und welch feinfühligen Interpreten für solche Schriftworte hat der Kaiser in seinem Oberhofprediger D. Dryander gefunden! Für die größeren Reisen des Kaisers sind Geistliche wie Frommel, Feldpropst Richter und Wölfing, Militär-Oberpfarrer Goens beauftragt, zum Vorlesen bei den Gottesdiensten, die der Kaiser persönlich abhält, Predigten auszuarbeiten. Der tiefe Eindruck, der von solchen Feiern ausgeht, ist wiederholt von Teilnehmern geschildert worden. Tritt doch dabei auch der feingebildete Sinn des Kaisers für die musikalische Gestaltung der Liturgie und die Wahl der Choräle in die Erscheinung. Lieder, wie das gewaltig einherschreitende niederländische Dankgebet: „Wir treten zum Beten" mit seiner markigen, ergreifenden Melodie haben von der Schloßkapelle aus ihren Weg zum Herzen des ganzen Volkes genommen und klingen in der fernsten Dorfgemeinde wider. Es spiegelt sich hier die anregende, vertiefende Macht wider, welche in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Übung evangelischer Kirchenmusik im allgemeinen erfahren hat, und die sich in dem Wachstum großer und kleinerer Verbände für die Pflege des Kirchengesangs widerspiegelt. Nicht nur Friedrich der Große hat „den alten J. S. Bach" geschätzt, wir leben in einer Zeit, in welcher die „Matthäus-Passion" zu einem allbekannten Juwel der Musica sacra geworden ist.

So hat das gottesdienstliche Leben auf allen Seiten eine Bereicherung erfahren, die dankbar empfunden werden muß. Ihr urkundliches Denkmal hat sie unter des Kaisers Regierung 1894 in der erneuerten Agende erhalten.

Neue bedeutende Fonds sind für landeskirchliche Zwecke erschlossen. Die kirchliche Versorgung der Taubstummen ist in allen Provinzen durchgeführt; die geistliche Pflege der Irren ist in den Vordergrund gerückt; der Seelsorge in den Gefängnissen, der Zurückführung der entlassenen Strafgefangenen in geordnete Verhältnisse haben die staatlichen und kirchlichen Behörden fortdauernd ihre Bemühungen zugewandt.

Daneben ist es der Pfarrerstand im besonderen, der durch die Huld des Summus episcopus Wohltaten empfangen, deren Größe unendlich viel Not und Sorgen gelindert hat. In unserem Kaiser lebt die Überzeugung, daß das Vorhandensein eines ideal gerichteten Pastorenstandes die unbedingte Voraussetzung für das Gedeihen der Kirche, vornehmlich der evangelischen, bildet, wo das Pfarrhaus Vorbild und Mittelpunkt des Gemeindelebens sein muß. In der gedrückten ökonomischen Lage muß es zu einer Hemmung der freien Berufsübung und der Zuführung geeigneten Nachwuchses kommen. Aus solcher Erkenntnis heraus hat der Kaiser den Entwürfen neuer Gesetze, wie sie aus dem Zusammenwirken der kirchlichen und der staatlichen Instanzen hervorgegangen sind, freudig zugestimmt, durch welche das Diensteinkommen, das Pensions- und Reliktenwesen der Geistlichen eine den ganzen Stand hebende Umwandlung erfahren hat 1898, 1909. So ist vor allem die Möglichkeit standesgemäßer Kindererziehung in weiterem Umfange gesichert worden; und diese bedarf der Pfarrerstand, wenn er im Sinne unseres Kaisers Träger des frommen und freien Idealismus bleiben soll, den er bisher durch die Jahrhunderte vertreten hat.

So können wir auf den verschiedenen Gebieten evangelisch-kirchlichen Lebens Umschau halten, überall finden wir reiche und tiefgehende Segensspuren des bischöflichen Regiments unseres Kaisers. Und zwar nicht nur innerhalb der Grenzen der preußischen Landeskirche. Gewiß übt schon alles, was hier geschieht, durch sein eigenes inneres Gewicht nachhaltigen und anspornenden Einfluß auf die Entwickelung des Protestantismus überhaupt, indessen ist doch mit allem Nachdruck hervorzuheben, was unser Kaiser für die Evangelischen, soweit die deutsche Zunge klingt — und sie klingt viel weiter und deutlicher als vor fünfundzwanzig Jahren —, mit seinem freudigen Bekennermut und seiner väterlich schützenden und sammelnden Hand getan hat.

Auch hier ein weltgeschichtlicher Höhepunkt: Jerusalem, die hochgebaute Stadt!

Auf den verwitterten Ruinen des ehemaligen Ordensspitals des heiligen Johannes, welche der Kronprinz Friedrich Wilhelm 1869 feierlich in Besitz genommen hatte, war die evangelische Erlöserkirche erbaut worden. Am Reformationsfeste 1898 wurde sie in Anwesenheit unseres Kaiserpaares und einer

großen Reihe staatlicher und kirchlicher Würdenträger geweiht. In tiefster Bewegung vernahm die Gemeinde von dem Altare her die kaiserliche Ansprache, in der es hieß:

„Von Jerusalem her kam der Welt das Licht, in dessen Glanz unser deutsches Volk groß und herrlich geworden ist. Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes auf Golgatha, des Wahrzeichens der selbstaufopfernden Nächstenliebe. Wie vor fast zwei Jahrtausenden, soll auch heute von hier aus der Ruf in alle Welt erschallen, der unser aller sehnsuchtsvolles Hoffen in sich birgt: „Friede auf Erden!"

Friedr. von Bodelschwingh.

Nicht Glanz, nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Ehre, nicht irdisches Gut ist es, was wir hier suchen: wir ringen und flehen allein nach dem Einen, dem höchsten Gute, dem Heil unserer Seelen. Und wie Ich das Gelübde Meiner in Gott ruhenden Vorfahren: „Ich und Mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" an diesem feierlichen Tage wiederhole, so fordere Ich Sie alle auf zu gleichem Gelöbnis: Jeder sorge in seinem Berufe und Stande, daß alle, die den Namen des gekreuzigten Herrn tragen, in dem Zeichen dieses hochgelobten Namens ihren Wandel führen zum Siege über alle aus der Sünde und der Selbstsucht stammenden finsteren Mächte."

Die Palästinafahrt des Kaisers enthüllte erst weiteren Kreisen, in welch weitem Umfange und mit welchem Erfolge unser Königshaus, die Jerusalemstiftung und der Jerusalemverein und nicht zum wenigsten die evangelischen Diakonissen von Kaiserswert im Orient evangelische Liebesarbeit getrieben hatten. Neue Anregungen sind durch die persönliche Berührung ausgegangen, und auf der Höhe des Ölbergs ladet die evangelischen Gäste und Pilger das imposante Bauwerk der Ölbergstiftung.

Jedoch nicht nur hier sind Schößlinge der evangelischen Kirche Preußens emporgesproßt. Überall auf dem Erdenrund, wo deutsche Ansiedlungen sich gebildet hatten, sind auch ausländische, mit unserer Landeskirche in Verbindung stehende Kirchengemeinden. Wir nennen als besonders in Betracht kommende Gebiete: Großbritannien mit 17 Gemeinden, Italien 7, Spanien und Portugal je 3, Rumänien 10, Asien 7, die deutschen Schutzgebiete in Afrika 5, Brasilien die hohe Zahl 77, die Laplatastaaten 16, Chile 9, Australien und Samoa je 1 Gemeinde. Beim Beginn der kaiserlichen Regierung 1888 waren es im ganzen 40; im Jahre 1912 sind daraus 201 Gemeinden geworden. Wahrlich ein wunderbarer Fortschritt! Wie sehr diese Sammlung dem Kaiser am Herzen lag, trat zutage am 25. Dezember 1901 bei Gelegenheit des dreihundertsten Geburtstages Ernst des Frommen in Gotha.

Der damalige Regent, Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg, regte in seiner Rede im Anschluß an eine Idee Ernsts des Frommen eine derartige Vereinigung der Kirchen, unbeschadet ihrer Eigenart und Freiheiten, an „zur Wahrung der hohen Güter, die ihnen allen gemeinsam sind, nicht zum Angriff und Kampf, sondern zu friedlichem gemeinsamen Wirken".

Darauf erwiderte der Kaiser: „Die Anregung, die Du uns gegeben hast, entspricht Gedanken, die auch Mich schon lange bewegen. Wenn Ich nicht damit hervorgetreten bin, so liegt der Grund nur darin, daß Ich fern davon bin, auch nur in Wünschen und Hoffnungen der Selbständigkeit anderer zu nahe zu treten. Daß aber ein hohes Ziel Meines Lebens eine Einigung der evangelischen Kirchen Deutschlands in den von Dir gedachten Grenzen wäre, brauche Ich nicht zu betonen. . . . Wie der uns gesandte Gottessohn und Heiland das Wort gebraucht hat, und der einzige auf Erden gewesen ist, der es brauchen konnte: Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben, so können wir, jeder einzelne von uns, sich als selbständige Rebe an dem Weinstock entwickeln und, so Gott will, dereinst gemeinsame Frucht bringen."

Diese großzügigen Ideen fanden kurz darauf 1903 ihre planmäßige Ausgestaltung in der Bildung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses. Er übernahm die Erfüllung der Ehrenpflicht, in erster Linie für die gesamte deutsch-evangelische Kirche einzutreten und den im Ausland lebenden Deutschen einen kirchlichen Rückhalt im Mutterlande zu bieten. Seit 1908 ist sein Sitz in Berlin, die Leitung der Geschäfte ist dem Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates D. Voigts übertragen. Auf diesem Arbeitsgebiete vollziehen sich immer neue Verbindungen mit der Tätigkeit der großen deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften, die in den letzten Jahrzehnten einen die Leistungsfähigkeit der heimatlichen Missions-

gemeinde beinahe übersteigenden Umfang gewonnen haben. Auch hier offenbart sich überall die schützende und fördernde Hand unsres Kaiserlichen Herrn.

Es ist ein großartiges, charaktervoll-einheitliches Gesamtbild, das sich uns von dem Wirken des obersten Landesbischofs während der ersten 25 Jahre seines Kirchenregiments entrollt hat. Seine eigentliche Tragweite aber gewinnt es erst, wenn wir es sich abheben sehen von dem weiten Hintergrunde der religiösen und sittlichen Strömungen, die in gärender Bewegung unser Geschlecht erfüllen. Die Entfremdung von der Kirche und ihren Interessen seitens weiter Volkskreise ist offensichtliche Tatsache. Die sozialistische Erwartung hat für die Arbeitermassen den Nimbus einer Zukunftsreligion erhalten. In der Sphäre der Gebildeten ist es der Subjektivismus, der jedes Hervortreten allgemein bindender Autoritäten, jede Beugung unter festgefügte Ordnungen auch des religiösen und sittlichen Lebens als unerträgliche Last empfindet. Dazu im allgemeinen eine Lebensanschauung und -gestaltung, die im Diesseits teils naturalistisch, teils ästhetisch aufgeht. Überall ist die evangelische Kirche in vollste Mitleidenschaft gezogen; der moderne Kampf der Geister offenbart sich hier in Verschärfung und Verbitterung der Gegensätze und Parteien. Wie unendlich schwer ist es in solchen Schwankungen schon für den einzelnen Christen, in jedem Falle und in jeder Frage die rechte Stellung vor Gott und Menschen zu finden! Indessen welch eine unermeßliche Aufgabe und Verantwortung ruht in solcher Epoche auf der Persönlichkeit des obersten Landesbischofs der größten evangelischen Landeskirche! Wo würden wir stehen in der kirchlichen und religiösen Entwickelung, wenn dieses hohe Amt nicht erfaßt und durchgeführt würde in dem Geist und in der Kraft des lebendig gegenwärtigen Herrn und Heilandes der erlösten Menschheit? Hier berühren wir den innersten Pulsschlag des religiösen Lebens unseres Kaisers: sein Durchdrungen- und Beherrschtsein von der göttlichen Offenbarung in Christo, wie es in dem anläßlich des „Bibel und Babel"-Streites an den Admiral Hollmann gerichteten, einer Konfession gleichzuachtenden Briefe geschehen ist, und wie es sich kristallisiert hat in der eigenartigen Fassung: „Christus die persönlichste aller Persönlichkeiten"!

Wir glauben an die Vorsehung des göttlichen Weltregiments in der Leitung auch der gegenwärtigen Kirche, daß es ihr nicht mangeln wird an Männern, welche das Wahrzeichen ihrer von oben empfangenen Mission tragen. So steht nach einem Vierteljahrhundert die Gestalt des Schirm- und Schutzherrn unsrer Kirche vor dem dankerfüllten und von freudigem Mut beseelten Blick des evangelischen Volkes als Bekenner und Tröster in kritischer Zeit, als Erbauer und Friedensherold in dem Kampf der Konfessionen und dem Streite der Parteien, als barmherziger Helfer der Armen und Bedrängten, als Vorbild unermüdlicher Pflichterfüllung! Sein landesherrliches Kirchenregiment ist zu einer sich immer bereichernden Auslegung seines ersten Kaisertextes geworden: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin."

Rückkehr des Kaiserpaares von der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem.

Das Kloster Maria Laach am Laacher See.

Der Kaiser und die katholische Kirche.

Auch die katholische Kirche hat von Kaiser Wilhelm II. in den abgelaufenen 25 Jahren seiner Regierung mancherlei Beweise des Wohlwollens und landesväterlicher Fürsorge erfahren, welche viel dazu beigetragen haben, das seit den siebziger Jahren getrübte, aber schon in den letzten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms I. gebesserte Verhältnis des Staates zu der katholischen Kirche noch freundlicher und vertrauensvoller zu gestalten.

Unterm 29. August 1888 brachten die in Fulda versammelten preußischen Bischöfe dem neuen Landesherrn ihre gemeinsame Huldigung dar, die ihren höchsten Wert und ihre sicherste Bürgschaft in den Tiefen ihres Glaubens und Gewissens habe. Die Gewähr einer glücklichen Zukunft erblicken sie in den wiederholten Kundgebungen, in welchen Se. Majestät die christlichen Grundwahrheiten, die Hebung der religiösen und sittlichen Güter des Volkes als den Leuchtturm bezeichnet habe, zu welchem die Menschheit unabläßig aufblicken müsse, um den Frieden hienieden und die höheren ewigen Güter sich zu sichern. Habe doch der König in dem Erlaß „An Mein Volk" gelobt, nach dem Beispiel seiner Väter Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen. Daraus schöpfen sie die Zuversicht, daß unter Kaiser Wilhelms II. Regierung die friedlichen und wohlwollenden Beziehungen zwischen Kirche und Staat, deren erste Strahlen die letzten Lebenstage Kaiser Wilhelms I. verschönert hätten, sich befestigen und ausgestalten würden als der sichere Hort in der Sturmflut der umsturzdrohenden Lehren und Ideen der Gegenwart. In dem Antwortschreiben vom 7. November dankt der König den Bischöfen für die Beileidsbezeugungen, die ihm besonders wertvoll gewesen, sowie für den patriotischen Segenswunsch zu seiner Thronbesteigung und fügt hinzu: „Daß Ich die Glaubensfreiheit Meiner katholischen Untertanen durch Recht und Gesetz gesichert weiß, stärkt Meine Zuversicht auf die dauernde Erhaltung des kirchlichen Friedens."

Inzwischen hatte Kaiser Wilhelm, wie anderen Fürsten, so auch Papst Leo XIII. in dem vatikanischen Palast einen Freundschaftsbesuch gemacht, welcher nicht mit Unrecht dahin gedeutet wurde, daß er das Abkommen zwischen der preußisch-deutschen Politik und der Kurie gleichsam besiegeln sollte. Der Empfang war ein sehr herzlicher. Der Kaiser überreichte eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Kassette. Über die Begegnung des jugendlichen Kaisers mit dem greisen Papste bringt Näheres ein

authentischer Bericht in der Civiltà Cattolica vom 17. November: Kaiser Wilhelm hob in der Erwiderung auf die Ansprache Leos den „hohen Zauber hervor, welchen das Papsttum gegenwärtig in Europa ausübe, und wie der Name des Papstes überall von Hochachtung und Verehrung umstrahlt sei." Und als Leo XIII., auf die kirchliche Lage in Deutschland übergehend, der für die Katholiken befriedigenden Erfolge auf der Grundlage gegenseitiger Zugeständnisse gedachte und den Wunsch aussprach, daß man auch fernerhin den Forderungen der Katholiken Rechnung tragen und auf dem Wege der religiösen Friedensstiftung bis zum völligen Frieden fortwandeln möge, schien Se. Majestät diese Empfehlung sehr wohlwollend aufzunehmen und drückte sich in sehr schmeichelhaften Worten aus, die ein Zeichen seines edlen Herzens und seiner guten Gesinnung für seine katholischen Untertanen waren. Es darf als eine Nachwirkung dieses Kaiserbesuches gelten, wenn Leo XIII. in einer Ansprache an deutsche Pilger (8. Mai 1890) sich dahin äußerte: „Er erwarte die Erfüllung seines Wunsches, daß die Freiheit der Kirche innerhalb der Grenzen Deutschlands gesichert sein möge, vor allem von der Hochsinnigkeit und Gerechtigkeit des erlauchtigsten Kaisers." Unter dem Eindruck jener Begegnung zwischen Kaiser und Papst sprach der Königsberger Professor Dr. Zorn am 15. Oktober in einer Rede die folgenden bemerkenswerten Worte: „Mit welcher Begeisterung haben nicht nur die süddeutschen Stämme, sondern auch die Völker der großen europäischen Bundesgenossen den jugendlichen Hohenzollernkaiser an der Donau und am Tiber begrüßt! Der evangelische Deutsche Kaiser als Freund des Königs von Italien in Rom und als ausgezeichneter Ehrengast des Papstes im Vatikan! Was liegen darin für gewaltige Momente der Weltgeschichte, welche ergreifenden Wandlungen des Staatslebens!"

Fünf Jahre später, im Frühjahr 1893, wiederholte der Kaiser seinen Besuch im Vatikan, dieses Mal in Begleitung der Kaiserin. Damals hatte Wilhelm II. auch eine Unterredung mit dem Kardinal Grafen von Ledochowski, dem ehemaligen Erzbischof von Gnesen-Posen. Er überreichte ihm ein Ehrengeschenk und soll ihn versichert haben, daß alles Vergangene vergessen sein solle.

In glänzender Auffahrt begab sich der Kaiser mit der Kaiserin nach dem Vatikan. Empfang und Verabschiedung waren gleich herzlich. Die Unterredung dauerte eine volle Stunde. „Im Vatikan", so lautete ein Bericht aus Rom, „hat man von dem Besuch einen sehr guten Eindruck empfangen. Jedermann spricht mit Bewunderung von dem Kaiser und der Kaiserin und hofft das Beste für die näheren Beziehungen zwischen dem Vatikan und Berlin. Die deutschen Katholiken werden sich gewiß darüber freuen und Gott danken, daß ihr Herrscher es verstanden hat, dem Oberhaupte der Kirche die Ehre zu erweisen." (Trier. Landesz.) „Die Äußerungen", schrieb damals die „Polit. Korrespondenz", „die man im Vatikan nachträglich über den Besuch Kaiser Wilhelms vernahm, bestätigten aufs neue, daß dieser Besuch einen sehr günstigen Eindruck gemacht hat. Der Papst hat seiner Befriedigung über die Zusammenkunft mit dem Deutschen Kaiser wiederholt Ausdruck gegeben. Ebenso äußerten sich Kardinäle und Prälaten, die mit Wilhelm II. in Berührung kamen, über diesen mit sympathischen Worten. Es kann nicht bestritten werden, daß der deutsche Einfluß in den vatikanischen Kreisen, dank dem Besuche des Kaisers bei dem Papste, gewachsen ist."

Die kaiserlichen Februar-Erlasse von 1890 wurden auch von der katholischen Bevölkerung besonders freudig aufgenommen und belebten den Eifer für Lösung der sozialen Frage. „Das sind herrliche Kundgebungen", schrieb die „Aachener Zeitung", „die wir mit Freude begrüßen." Und Dr. Jörg in den „Historisch-politischen Blättern" (2. März 1890): „Gott segne den jugendlichen Kaiser für seinen tapferen Entschluß! Was immer der Erfolg sein mag, es war ein Schritt auf dem rechten Wege .... Das ganze Schicksal der christlichen Welt hängt davon ab, daß es anders werde im Sinne Kaiser Wilhelms." Als der neue Münsterer Bischof Dingelstad von Berlin, wohin er zur Eidleistung beschieden war, in seine Bischofsstadt zurückgekehrt war, äußerte er auf einem Gastmahl am 24. Februar 1890: „Die Eindrücke, welche ich in Berlin empfangen, haben meine Verehrung und Begeisterung für den erlauchten Herrscher nur gesteigert. Ich habe versprochen, meine besondere Aufmerksamkeit der sozialen Frage zuzuwenden und meine ganze Kraft daran zu setzen, diese Aufgabe Hand in Hand mit dem Vertreter Sr. Majestät in Westfalen, was an mir ist, lösen zu helfen." Die in Fulda zu einer Konferenz versammelten deutschen Bischöfe drückten unterm 23. August 1890 in einem gemeinsamen Schreiben an Leo XIII. ihre besondere Freude darüber aus, daß der Kaiser in weiser Erkenntnis der Verhältnisse und dem edlen Zuge seines Herzens folgend die Lösung der sozialen Frage als seine Aufgabe erfaßt habe, und versprachen,

Kardinal von Fischer.

Kardinal von Kopp.

die hochherzigen Absichten des Kaisers zu unterstützen und zu fördern.

Unvergessen müssen den Katholiken die Ehrungen bleiben, welche der hochherzige Kaiser dem erkrankten und gestorbenen berühmten Führer der Zentrumspartei, Dr. Windthorst, zuteil werden ließ. Persönlich fuhr er an dessen Wohnung in der Alten Jakobstraße vor, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Als der Tod erfolgt war, sandte er reiche Spenden an Blumen und Palmen. „Die hohe geistige Bedeutung dieses Mannes und die hervorragende Stellung, welche er seit langen Jahren im Reichstage und im Abgeordnetenhause als Führer der Zentrumspartei eingenommen hatte, rechtfertigten die Teilnahme, welche die Kunde von seiner schweren Erkrankung bei Ihren Kaiserlichen Majestäten sowohl, wie bei allen politischen Parteien hervorrief, und sichern ihm überall, wohin die Nachricht von seinem Ableben dringt, auch bei denen, mit welchen er im politischen Kampfe gewesen, ein achtungsvolles Andenken." Dem wohltuenden Eindruck solcher kaiserlichen Hochherzigkeit auf die katholische Bevölkerung gab Freiherr von Schorlemer auf einer Versammlung in Düsseldorf (9. August 1891) in den Worten Ausdruck: „Mit goldenen Lettern steht es in unseren Herzen eingeschrieben, wie unser jugendlicher Kaiser sein (Windthorsts) Wirken geehrt hat." Und als Kaiser Wilhelm ähnliche Ehrungen auch dem verstorbenen Freiherrn von Franckenstein zuteil werden ließ, schrieb die „Germania": „Es hat nichts zur inneren Gewinnung der Herzen der Katholiken nach dem Kulturkampf so sehr beigetragen, wie die Ehrungen, welche unser hochherziger Kaiser unseren großen Toten Franckenstein und Windthorst erwies." Als im Jahre 1895 auch Freiherr v. Schorlemer zu den Toten gegangen war, ließ es Wilhelm II. wieder nicht an einer Kundgebung innigster Teilnahme fehlen. „Mit tiefem Schmerz," schrieb er an dessen Sohn (18. März), „hat Mich die Nachricht von dem Dahinscheiden Ihres Herrn Vaters erfüllt, eines Mannes, der ebenso durch die Hingabe an sein Vaterland, wie an seine Kirche sich auszeichnete, und der Mir oft ein Freund und Berater gewesen ist."

Ähnlich wirkte auf das polnische katholische Volk die Berufung Dr. von Stablewskis auf den erzbischöflichen Stuhl von Gnesen-Posen, welche wohl mit die Folge einer loyalen Rede desselben auf einer polnischen Versammlung zu Thorn (September 1891) war, worin die Worte vorkamen: „Den Thron hat ein Monarch bestiegen, der auf der Höhe der Zeit und seiner Aufgaben steht, und die Aufgabe, die ihm zugefallen, ist eine schwierige." Im November 1891 sprach die „Nordd. Allg. Ztg." die Hoffnung aus, es werde der Entschluß des Königs, seinen Untertanen polnischer Zunge einen Kirchenfürsten ihres eigenen Fleisches und Blutes zu geben, nicht unerheblich dazu beitragen, die Bande zu befestigen, welche die polnischen Landesteile mit dem engeren preußischen und weiteren deutschen Vaterlande verknüpfen.

Das Verhältnis Dr. v. Stablewskis zu der Staatsregierung blieb ein ungetrübtes. In einem Schreiben an Leo XIII. (Mai 1894) beteuerte derselbe, er und seine Priester würden die Pflicht, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, um so freudiger erfüllen, da an der Spitze des Staatswesens ein so hochherziger Fürst stehe, dessen wohlwollende Gesinnung gegen die Katholiken sie mehr als einmal kennen gelernt hätten.

Als Leo XIII. im Februar 1893 sein fünfzigjähriges Bischofsjubiläum feierte, ordnete Kaiser Wilhelm einen eigenen Gesandten, den katholischen General von Loë, nach Rom ab, um dem Jubilar seine Glückwünsche darzubringen und ein Ehrengeschenk überreichen zu lassen, einen kostbaren Ring als „Symbol der bischöflichen Würde". In seiner Anrede bemerkte von Loë: „Se. Majestät nimmt von Herzen gern diesen feierlichen Anlaß wahr, um Ew. Heiligkeit den warmen Ausdruck freundschaftlicher Gesinnung zu wieder-

Erzbischof Dr. Krementz.

holen und sich mit den Wünschen Seiner katholischen Untertanen zu vereinigen." Der Papst war von diesen Glückwünschen sehr gerührt und erwiderte unter anderem: „Ich zweifle nicht, daß dieser neue Beweis der Hochachtung, den Ihr erlauchter Souverän dem Oberhaupte der Kirche gegeben hat, von den Katholiken des Deutschen Reiches nach Gebühr gewürdigt wird. Er wird in hohem Grade dazu beitragen, in den deutschen Katholiken die Ehrfurcht und die Treue zu vermehren, welche die Untertanen zum Heile der Nationen den Vertretern und Inhabern der Macht gegenüber bewahren müssen." Er erinnerte an die Geneigtheit Kaiser Wilhelms I., seine Bemühungen um Herstellung des religiösen Friedens zu unterstützen, und versprach nichts zu verabsäumen, um die Verwirklichung der gesetzlich berechtigten Wünsche, den Gewissensfrieden und das Wachstum des christlichen Geistes in der edlen deutschen Nation herbeizuführen. Die Antwort Leos XIII. auf die ihm überbrachten kaiserlichen Glückwünsche haben dem Kaiser große Befriedigung bereitet. Fast zehn Jahre später, bei dem Besuche in Aachen 1902, kam er darauf zurück: „Es ist Mir eine Freude, gerade den Herren der Kirche, die hier vertreten sind, eine Nachricht zu überbringen, auf die Ich stolz bin, sie Ihnen mitteilen zu dürfen. Hier steht der General von Loë, ein treuer Diener seines Herrn und der preußischen Könige. Er war von Mir gesandt nach Rom zum Jubiläum des heiligen Vaters, und als er ihm Mein Glückwunsch- und Jubiläumsgeschenk überreicht hatte und ihm Aufschluß gab, wie es bei uns aussehe im deutschen Lande, hat der heilige Vater zur Antwort gegeben, er freue sich, ihm sagen zu können, daß er stets hoch gedacht habe von der Frömmigkeit des deutschen Volkes und zugleich des deutschen Heeres. Er könne ihm aber noch mehr sagen: Deutschland sei das Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin herrsche, Respekt vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche, und wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben könne. Das sei das Deutsche Reich, und das danke er dem Kaiser."

Erzbischof von Hartmann.

Auch dem Nachfolger Leos XIII. brachte Kaiser Wilhelm von Anfang an sein vollstes Vertrauen entgegen. Nicht nur beglückwünschte er ihn zu seiner Thronbesteigung, er nahm auch teilnahmsvoll Akt von seinem 50jährigen Priesterjubiläum (1908) und entsandte den katholischen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Dr. Freiherrn von Schorlemer, nach Rom, um Pius X. die kaiserlichen Glückwünsche zu überbringen.

Zu den preußischen Bischöfen stand Kaiser Wilhelm fortdauernd in den besten Beziehungen, insbesondere zu dem Kardinal Fürstbischof Dr. Kopp von Breslau, den er durch Verleihung des höchsten preußischen Ordens, durch wiederholte Besuche, durch Beileidsbezeugungen in Krankheiten, neuerdings noch durch ein sehr herzliches, huldvolles Glückwunschtelegramm unter Beigabe seiner Büste in Bronze zum goldenen Priesterjubiläum auszeichnete und, um nur noch einen zu nennen, zu dem greisen Bischof Dr. Thiel von Ermland, gegen den er eine besonders liebe- und ehrfurchtsvolle Zuneigung hegte, den er öfter von dem nahen Cadinen aus besuchte und mit wertvollen Geschenken (seines Bildnisses mit Unterschrift, der Manzelschen Madonna) und anderen Beweisen seiner Zuneigung ehrte.

Wie die lebenden, so ehrte Kaiser Wilhelm auch die toten Kirchenfürsten unter ausdrücklicher Hervorhebung ihrer Königstreue und Vaterlandsliebe. So neuerdings (Telegramm vom 1. August 1912) den verstorbenen Kardinal Erzbischof Dr. Fischer von Cöln, so namentlich wiederum den im Juli 1908 heimgegangenen ermländischen Bischof Dr. Thiel durch ein Beileidstelegramm an das Domkapitel, worin es heißt: „Der nun Entschlafene war ein treuer Diener Gottes und ein ergebener Freund Meines Hauses. Es war ihm schon vergönnt, dem Großen Kaiser näher zu stehen, und jetzt war er Ihrer Majestät der

Kaiserin und Mir in Cadinen ein hochgeschätzter, lieber Nachbar. Ich werde dem vortrefflichen Mann ein treues Andenken bewahren."

Nicht unerwähnt darf das Interesse des Kaisers für die Erhaltung und das Gedeihen der katholischen Missionen in Asien und Afrika bleiben. Der Missionsbischof Anzer in der chinesischen Provinz Schantung stand früher, wie alle katholischen deutschen Missionen in China, unter französischem Protektorat, stellte sich aber 1890 mit sämtlichen Missionaren seiner Diözese unter den Schutz des deutschen Gesandten in Peking, worauf die deutsche Regierung das Protektorat übernahm. Das hat gute Früchte getragen. Als im Sommer 1897 wieder einmal eine Niedermetzelung von christlichen Missionaren in China stattfand, und dieses Mal der dem Bischof Anzer unterstellten, da sollten es die Chinesen erfahren, daß man nicht ungestraft deutsche Schutzbefohlene angreifen und niedermachen darf. Mit der ihm eigenen Energie forderte und erhielt Kaiser Wilhelm Genugtuung für solche Freveltat.

Bei einer Audienz, welche Kaiser Wilhelm dem Missionsbischof Munsch und dem Provinzial der Väter vom Hl. Geist (Knechtsteden) erteilte, erkundigte er sich eingehend über die Erfolge ihrer Missionstätigkeit, insbesondere unter den Massai-Stämmen, und betonte, wie wichtig es sei, die Schwarzen nicht nur zur Religiosität, sondern auch zur Arbeit zu erziehen. „Der Mensch muß Religion haben, aber er soll auch arbeiten."

Am 6. Dezember 1902 zeichnete Kaiser Wilhelm den P. Scherer, welcher sich in Schanghai als Seelsorger um die katholischen Mannschaften der deutschen Truppe und der kaiserlichen Marine eifrigst bemüht hatte, auf Antrag des Kommandanten und der Admiralität durch Verleihung der Chinadenkmünze aus, und den P. Froc S. J. von der Wetterwarte in Zikawei, welcher durch seine Taifunforschungen und häufigen Wetterberichte und Taifunwarnungen (im Jahre 1903 nicht weniger als 298) an die deutschen Kriegsschiffe sich hervorragende Verdienste um die deutsche Marine erworben hatte, durch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft aus, welche er dem verdienten Gelehrten durch den Prinzen Karl Anton von Hohenzollern in dem Observatorium überreichen ließ.

Auch die bischöflichen Kathedralen und andere Kirchen haben mancherlei Beweise der kaiserlichen Gunst zu verzeichnen. Lebhaft interessierte sich Kaiser Wilhelm für den Dom von Metz, den er öfter besuchte, für den er auch ein herrliches neues Portal stiftete, unter dessen Bildwerken der Künstler einem zu bleibender dankbarer Erinnerung die Züge des hochherzigen Stifters aufgeprägt hat.

Der Kathedrale von Münster schenkte er ein großes Fenster mit einer Darstellung des Besuches Karls des Großen zu Paderborn in Gegenwart des Papstes Leo III. 799, ausgeführt durch Bouché in München.

Wie einst (1871) Wilhelm I. zum Danke für die Gnaden im Kriege die Ottonische Pala d'oro des altehrwürdigen Münsters zu Aachen in neuem Glanze erstehen ließ, so stiftete Wilhelm II. in Erinnerung an ein 1902 zu dem Stiftspropst Dr. Bellesheim gesprochenes Wort: „Ich möchte dem Münster gern ein Geschenk machen" mit ganz besonderer Freudigkeit eine neue Domkanzel und beauftragte den Konservator der Denkmäler der Rheinprovinz, Geheimrat Dr. Clemen, mit dem Entwurfe einer Skizze. „Das Stiftskapitel hat beschlossen, auf kostbarer Marmortafel die Erinnerung an Kaiser Wilhelm II. in diesem Dome den kommenden Geschlechtern in aller Treue zu erhalten, Gott zur Ehre, dem Kaiser zu kindlicher, dankbarer Huld, der Religion zu kräftiger Förderung, der lieben, süßen Kunst zu bleibendem Schutze." (Aus der Begrüßungsansprache des Stiftspropstes Dr. Bellesheim.)

Gelegentlich seines Aufenthalts in Cadinen besuchte Kaiser Wilhelm auch mehrmals den ermländischen Bischofssitz Frauenburg und dessen ehrwürdige Kathedrale. Als man dort endlich daran ging, den schon von Friedrich II. gefaßten und oft ventilierten Plan, dem großen ermländischen Domherrn Nikolaus Koppernikus an der Stätte seiner vieljährigen Tätigkeit und seiner Ruhestätte ein würdiges Denkmal zu setzen, ergriff der Kaiser diesen Gedanken mit besonderer Lebhaftigkeit, bewilligte nicht nur eine namhafte Beihilfe, sondern arbeitete auch mit an dem Entwurfe, wie er jetzt — zur Freude aller Besucher — ausgeführt worden ist. Bei der Besichtigung des fertiggestellten Denkmals (8. Oktober 1908) sparte er nicht mit Worten der Freude und Befriedigung.

In einer oft bekundeten Vorliebe und Zuneigung für den altehrwürdigen Orden der Benediktiner genehmigte Kaiser Wilhelm (Dezember 1892) eine Niederlassung von Patres der Beuroner Kongregation in der alten Abtei Maria Laach und versagte es sich nicht, von der erfolgten Genehmigung den Erzabt

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Kirche Maria Heimgang auf dem Berge Sion in Jerusalem.

Wolter, dem er seit seiner ersten Begegnung eine außergewöhnliche Zuneigung bewahrte, in Beuron sofort telegraphisch zu benachrichtigen. Den längst gehegten Wunsch, die Benediktiner in ihrer neuen Niederlassung zu besuchen und in ihrem Schaffen zu beobachten, konnte er, begleitet von der Kaiserin, erst im Mai 1897 zur Erfüllung bringen. Mit regstem Interesse besichtigte er Kirche und Kloster, prüfte auch die von der Beuroner Kunstschule ausgearbeiteten Entwürfe für die Dekoration der Kirche und versprach schließlich, durch Stiftung eines Altars zu der inneren Ausstattung des Gotteshauses seinen Teil beizutragen.

Der Hochaltar war 1899 vollendet und wurde im Auftrage Sr. Majestät durch den General Freiherrn von Loë feierlich übergeben. Als bei einem zweiten Besuche (1901) Abt Benzler dem hochherzigen Stifter den Dank des Konvents aussprach und zugleich den Entschluß kundgab, diesen edlen Bau, diese Perle romanischer Kunst, in seiner ursprünglichen Schönheit wieder herzustellen zur Ehre Gottes, wie auch die Inschrift besage, welche Se. Majestät dem Altar gegeben habe: da sprach der Kaiser die bemerkenswerten Worte, welche zugleich den Schlüssel geben für seine Wertschätzung des Benediktinerordens: „Es ist Mir eine große Freude, wieder zu Ihrem Orden zu kommen, von dem Ich weiß, daß er nach seiner ganzen Tradition die Kunst zu wahren, zu pflegen und im Sinne der alten Überlieferung auszubilden befähigt ist. Von berufener Seite habe Ich schon vernommen, wie schön und dem alten Stil entsprechend die Restauration der Kirche in Maria Laach vor sich geht. Da fühlte Ich Mich selbst bewogen, hierher zu kommen und die Kirche in Augenschein zu nehmen. Ich habe Ihnen den Hochaltar geschenkt in Erinnerung an die großen Verdienste, welche die Benediktiner um Wissenschaft und Kunst allezeit sich erworben haben. Ich habe es Mir auch angelegen sein lassen, den Hochaltar Ihrer Kirche ebenfalls im Geiste der alten Zeit ausführen zu lassen, und es wird Mich freuen, wenn ich dabei Ihren Geschmack getroffen habe. Seien Sie überzeugt, daß auch in Zukunft Meine kaiserliche Huld auf Ihrem Orden ruhen wird, und überall, wo Männer sich zusammen tun, um die Religion zu pflegen und auch zu verbreiten, sollen sie Meines Schutzes sicher sein.“ Auch in der Folgezeit zeigte Kaiser Wilhelm das größte Interesse für die Restaurationsarbeiten an dem Gotteshause. Öfter mußten ihm die Pläne vorgelegt werden, und er gab selbst beachtenswerte Winke und Ratschläge. Besonderen Beifall fanden die Mosaiken in den drei Absiden.

Deutlicher noch als in Maria Laach äußerte sich der Kaiser über seine Stellung zum Benediktinerorden bei einem Besuche des Klosters Beuron im Donautal (13. November 1910):

„Von Anfang Meiner Regierung an war es Mir eine besondere Freude, die Benediktiner in ihren Bestrebungen zu unterstützen, da Ich beobachtet habe, daß sie überall, wo sie gewirkt, nicht nur die Religion aufrecht zu erhalten und zu stärken bestrebt waren, sondern auch als Kulturträger auf dem Gebiete des Kirchengesanges, von Kunst und Wissenschaft und in anderem sich hervorgetan haben, eine nicht zu unterschätzende Arbeit. Was Ich von Ihnen erwarte, ist, daß Sie in den Bahnen Ihrer Vorfahren weiter arbeiten und Mich unterstützen in Meinen Bestrebungen, dem Volk die Religion zu erhalten. Dies ist um so wichtiger, als das 20. Jahrhundert Gedanken ausgelöst hat, deren Bekämpfung nur mit Hilfe der Religion und mit Unterstützung des Himmels siegreich durchgeführt werden kann. Das ist Meine feste Überzeugung! Die Krone, die Ich trage, kann hier nur dann einen Erfolg verbürgen, wenn sie sich gründet auf das Wort und die Persönlichkeit des Herrn. Als Symbol dafür habe Ich das Kreuz in diese Kirche gestiftet, um damit, wie Ich es in Meinem Handschreiben gesagt habe, zu beweisen, daß die Regierungen der christlichen Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können und daß sie helfen sollen, den religiösen Sinn, der den Germanen angeboren ist, zu stärken und die Ehrfurcht vor Altar und Thron zu vermehren. Beide gehören zusammen und dürfen nicht getrennt werden. Darum fördere Ich von ganzem Herzen die Bestrebungen, die Sie verfolgen. Wie bisher werde Ich Ihnen auch in Zukunft Meine Huld und Meinen Schutz bewahren."

Das wiederholte offene und überzeugungsvolle persönliche Bekenntnis des Kaisers zu einem lebendigen und praktischen Christentum fand in den Herzen der glaubenstreuen Katholiken den freudigsten Widerhall und weckte in ihnen die Hoffnung auf Befestigung der viel angefeindeten christlichen Weltanschauung. Es war nur ein Ausdruck einer tief religiösen Auffassung seines Königtums, wenn Wilhelm II. in Königsberg 1910 zu den Vertretern aller Stände und Berufe Ostpreußens die Worte sprach: „Als Instrument des Herrn Mich betrachtend, ohne Rücksicht auf Tagesansichten und -Meinungen gehe Ich Meinen Weg, der einzig und allein der Wohlfahrt und friedlichen Entwickelung unseres Vaterlandes gewidmet ist". Und bald darauf in dem Remter des Schlosses zu Marienburg in der Erinnerung an den Deutschen Orden, seine Mission und Kulturarbeit im Preußenlande: „Das Kreuz auf seinem Gewande bedeutet die Unterordnung unter des Himmels Willen; es bedeutet, daß Deutschtum und Christentum untrennbar von einander sind. Was sollen wir daraus lernen? Daß dies eine Illustration für das Wort ist, welches Ich neulich in Königsberg gesprochen habe: So wie Mein seliger Großvater und wie Ich uns unter des Höchsten Obhut und dem höchsten Auftrage unseres Herrn und Gottes arbeitend dargestellt haben, so nehme Ich das von jedem Christen an, wer er auch sei. Wer in dieser Gesinnung arbeitet, dem wird es klar, daß das Kreuz auch verpflichtet."

Katholische Kirche in Daressalam.

Bedeutungsvoll in dieser Hinsicht ist eine Rede, welche der Kaiser im Juni 1902 bei einem Besuche in Aachen, welcher hauptsächlich der Besichtigung der musivischen Ausschmückung des Münsters galt, die auch er mit seinem Kunstsinn tatkräftig gefördert hatte, unter dem Eindrucke, den die großen historischen Erinnerungen Aachens in ihm weckten, mit seltener Wärme sprach. Sie gipfelte in dem Gelöbnis des Glaubens und der Widmung des Reiches an den Erlöser. Ihr Kernpunkt war die Aufforderung zur Erhaltung der Religion und Gottesfurcht im Volke. Beide Konfessionen, führte er aus, müßten das Ziel vor Augen haben, die Gottesfurcht und Ehrfurcht vor der Religion zu erhalten und zu stärken. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stelle, der sei verloren. „Ich gebe hier," sprach er mit hinreißender Begeisterung, „Mein Gelöbnis und Mein festes Versprechen, daß Ich das ganze Reich, wie Mein ganzes Heer, das ganze Volk und selbst Mein ganzes

Phot. E. Jacobi, Metz.

Das neue Portal des Domes zu Metz.

Haus unter den Schutz dessen stelle, von welchem der große Apostel Petrus gesagt hat: „Es ist in keinem andern Namen den Menschen Heil gegeben, als allein im Namen Jesu."

Freudig wurden in Aachen, ja im ganzen Reiche, diese Worte begrüßt, auch im Auslande gebührend gewürdigt. So schrieb das Pariser Journal des Debats: Noch nie habe der Kaiser so eindringlich die Notwendigkeit betont, dem gesamten Volke die Religion zu erhalten.

Wie tief solche Worte und Bekenntnisse dem katholischen Volksteil ins Herz gedrungen sind, das zeigte sich auch auf den großen Katholikenversammlungen der letzten Jahre. „Jubelnd," so äußerte sich ein Redner auf dem Katholikentag in Mainz 1911, „haben wir das wiederholte feierliche Bekenntnis unseres Kaisers zu der christlichen Weltanschauung begrüßt." Und ein anderer in Aachen 1912: „Wir stehen fest zu Kaiser und Reich! Es ist mir eine hohe Freude, dies gerade hier in Aachen aussprechen zu können, wo unser geliebter Kaiser an der Schwelle des Münsters vor mehreren Jahren ein so herrliches Glaubensbekenntnis ablegte, als er sagte, daß er sich, seine Familie und sein Volk unter den Schutz des Kreuzes stelle. Wir danken Dir, erlauchter Sproß der Hohenzollern . . . ."

Als Beweis für die guten Beziehungen Kaiser Wilhelms zur Kurie und zur katholischen Kirche mag auch gelten die gewiß nicht ohne seine Anregung und Mitwirkung vollzogene Erhebung des Erzbischofs von Köln Dr. Ph. Krementz, des Breslauer Fürstbischofs Dr. Kopp und des Kölner Erzbischofs Dr. Fischer zum Kardinalat, sowie die Ernennung der beiden letzteren zu Mitgliedern des Herrenhauses.

Dies und anderes macht es begreiflich, daß die katholischen Rheinländer ihrem Kaiser überall, wo er sich zeigte, in Aachen, in der Eifel, an der Mosel und im Rheintal, begeistert zujubelten.

Den Höhepunkt der Freude der Katholiken an ihrem Kaiser bezeichnete die Einweihung der Marienkirche auf dem Berge Sion zu Jerusalem genannt Mariä Heimgang. Lange hatte sich der deutsche Verein vom hl. Lande vergeblich bemüht, eine Stätte auf dem Berge Sion zur Begründung eines Heiligtums dortselbst zu erlangen, wenigstens diejenige, mit welcher die fromme Überlieferung den Heimgang Mariens verknüpfte. „Die von Gott bestimmte Stunde," so sprach Erzabt Schober von Beuron bei der Einweihung, „war eben noch nicht gekommen. Sie kam, als Se. Majestät, unser Kaiser, gelegentlich seiner Pilgerfahrt ins hl. Land von Sr. Majestät dem Sultan das Grundstück der Dormitio übereignet bekam und dasselbe, längst unterrichtet vom sehnlichsten Wunsche seiner katholischen Unter-

tanen, mit wahrhaft kaiserlicher Huld, mit echt kaiserlicher Hochherzigkeit und Hoheit dem deutschen Verein ‚zur freien Nutznießung im Interesse der deutschen Katholiken' überwies. Ein Sturm der Begeisterung ging durch alle Lande, der sich steigerte, als der Kaiser selbst am Nachmittag des 31. Oktober 1898 in feierlichster Weise von der Dormitio Besitz ergriff. Papst Leo XIII., dem Se. Majestät der Kaiser alsbald von der Schenkung Mitteilung machte, dankte innigst für solch wahrhaft landesväterliches Wohlwollen. Ihm folgten die deutschen Bischöfe und das ganze katholische Volk."

Zur Einweihung der Kirche selbst entsandte der Kaiser seinen Sohn, Prinz Eitel Friedrich, nebst Gemahlin. Er selbst weilte im Bade Homburg, aber seine Gedanken schweiften in der feierlichen Stunde hinüber nach der Höhe des Berges Sion. „Segensgrüße," so meldete Freiherr von Mirbach, Oberhofmeister der Kaiserin, in einer Ansprache auf dem Festmahle, „sandte gestern und vorgestern unser geliebtes Kaiserpaar aus Homburg. Der Kaiser telegraphierte, daß, während wir hier auf dem Ölberge und auf dem Sion die Gottesdienste feierten, die herrlichen Glocken der schönen katholischen und der schönen evangelischen Kirche in Homburg ihre Klänge vereint zum Lob des Herrn ertönen ließen."

Auch für die Folgezeit wird das Wort wahr bleiben, welches der Oberpräsident von Westfalen, Prinz zu Ratibor und Corvey, bei einem Festessen zu Ehren des neuen Bischofs, Dr. Felix von Hartmann, gesprochen hat: „Die katholische Kirche wird ihre Aufgabe, ihre Kinder in Gottesfurcht, in dem Gehorsam gegen die Obrigkeit und in der Treue und Ehrfurcht gegen den König heranzuziehen und ihnen in der Lehre und Übung aller Christentugenden und Untertanenpflichten voranzugehen — Worte des Kardinals Geißel bei der Krönung Wilhelms I. in Königsberg —, um so lieber nachkommen, als sie weiß, daß sie unter unserem Kaiser gut geborgen ist. Weiß sie doch, daß Kaiser Wilhelm seiner wohlwollenden Gesinnung gegen die Katholiken wiederholt Ausdruck gegeben hat und daß ihm seine Untertanen, welcher Konfession sie auch angehören, gleich nahe stehen."

Mit Genehmigung der Deutschen Photogravur-Akt.-Ges. in Siegburg.

Kaiser Wilhelm II. als englischer Ehrendoktor.

Gemälde von Alfred Schwarz.

Achtes Kapitel.

Der Kaiser und die Wissenschaft.

Die Stellung unseres Kaisers zur Wissenschaft kann nicht klarer zum Ausdruck gebracht werden, als mit seinen eigenen Worten, mit denen er am 11. Oktober 1910 seine Rede anläßlich der hundertjährigen Jubelfeier der Berliner Universität beschloß:

„Möge so die Universität auch weiterhin des schönen Vorrechts walten, die echte Wissenschaft zu pflegen, die — wie Humboldt so trefflich sagt — aus dem Inneren stammt und ins Innere gepflanzt wird, die den Charakter umbildet und Charaktere schafft. Sie tue es mit der edlen Freiheit, die sich selbst Gesetze gibt, und in dem Hochgefühle, Verwalter eines Schatzes zu sein, der der ganzen Menschheit geschenkt ist. Communis hominum thesaurus situs est in magnis veritatibus! Alle Wahrheit aber ist Gottes, und sein Geist ruht auf jeglichem Werk, das aus der Wahrheit stammt und zu ihr strebt! Dieser Geist der Wahrheit möge auch euch, Kommilitonen, erfüllen; er möge Meine teure Hochschule in ihrem ganzen

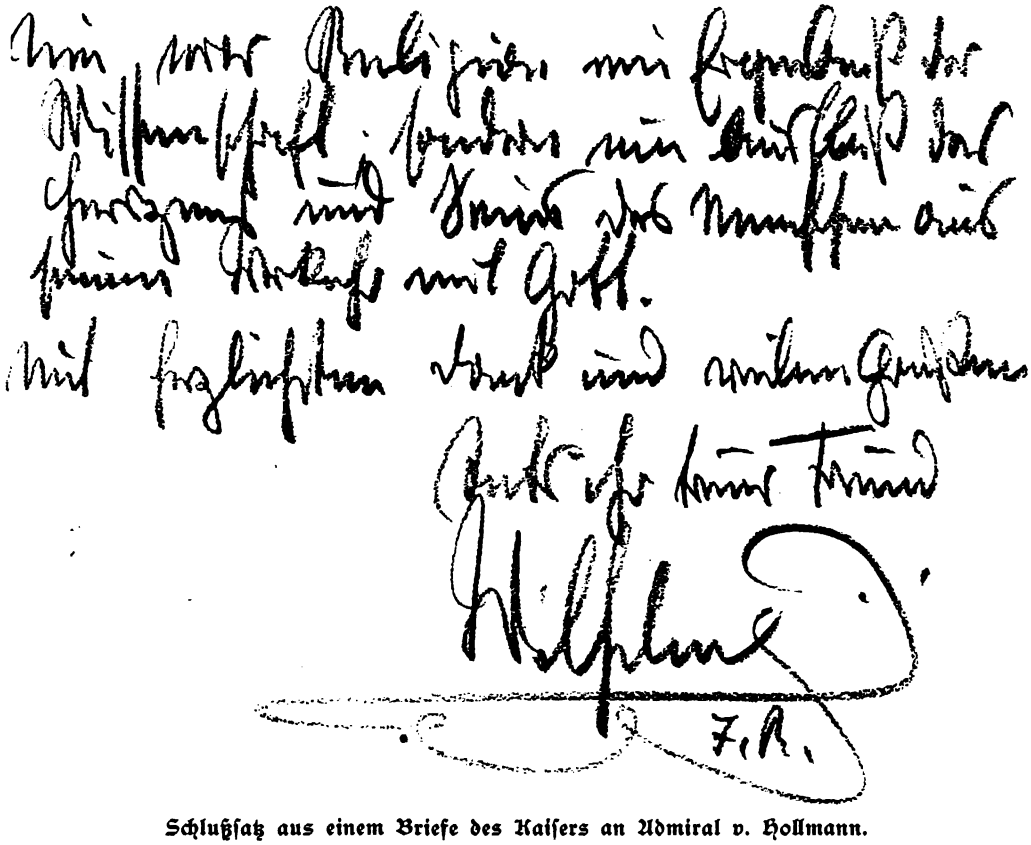
Königliche Universität in Berlin.

Wirken durchdringen! Dann wird ihr Alter sein wie ihre Jugend, und sie wird bleiben eine Stadt auf dem Berge, zu der die Völker wallen, und eine Zierde und ein Hort des Vaterlandes!"

Und am 24. Januar 1912 begrüßt er am zweihundertsten Jubeltage seines großen Ahnherrn die Akademie der Wissenschaften „als die geistige Elitetruppe, die Friedrich der Große angeworben und auf ihren Ehrenposten gestellt hat. Hat doch der jugendliche König, noch ehe er der Mehrer seines Reiches an kriegerischen Erfolgen geworden ist, die Wissenschaft und sich selbst mit dem unvergeßlichen Worte geehrt, daß er die Gewinnung des deutschen Philosophen, den er zunächst für den Vorsitz in der Akademie in Aussicht genommen hatte, als eine Conquête im Lande der Wahrheit betrachten wolle."

Würde man im einzelnen feststellen, was der Kaiser im Laufe eines Vierteljahrhunderts für die Wissenschaft getan, so könnte man Seiten auf Seiten, Bogen auf Bogen, ja Bände auf Bände füllen mit der bloßen Aufzählung von Regierungshandlungen, die im weiten Umkreis des Reiches Unterricht und Forschung gefördert haben. Tausende und aber Tausende von Unterrichtsanstalten aller Art sollten auf ehernen Tafeln der Nachwelt künden, unter wessen Auspizien sie entstanden, und wohl von keinem anderen Herrscher würde eine ähnlich große Zahl von Inschriften ein stolzes Fecit fieri verkünden.

In solchem Sinne müßte hier ausgeführt werden, wie z. B. die Zahl der Bände in der Berliner Kgl. Bibliothek 1888 rund 760 000 betrug und jetzt auf rund 1 500 000 angewachsen ist, sich also in 25 Jahren nahezu verdoppelt hat, oder wie die Zahl der preußischen Universitätslehrer in derselben Zeit von 1191 auf 1979 gestiegen ist und wie der Etat der Berliner Universität in diesen 25 Jahren von 2 222 474 Mark auf 4 926 837 Mark gewachsen ist. Aber auch die allervollständigste Aufzählung dieser Art würde der wahren Bedeutung unseres Kaisers für die Wissenschaft niemals gerecht werden. Diese liegt vielmehr tief in seinem persönlichen Verhältnis zu den einzelnen Disziplinen begründet. Der Kaiser ist, wie der Rektor im Berliner Universitätsjubeljahr bei feierlichem Anlaß gesagt, „nicht bloß aus fürstlichem Pflichtgefühl der Hut von Kunst und Wissenschaft ergeben, sondern auch in eigenster vielseitiger Anteil-



Schlußsatz aus einem Briefe des Kaisers an Admiral v. Hollmann.

Illustrations-Photoverlag.

Der Kaiser im Gespräch mit dem Rektor der Berliner Universität, Geheimrat Prof. Dr. E. Schmidt.

nahme Wahrer und Mehrer dieser Reiche, die nicht durch Universitäten, ihre Schwesterhochschulen, Akademien und Museen abgezirkelt werden".

In den folgenden Blättern soll daher weniger von dem berichtet werden, was der Herrscher als Herrscher fieri fecit, sondern von dem, was er als Mensch persönlich angeregt, gefördert und geschaffen hat.

Hält man sich dabei an den alten Rahmen der vier Universitätsdisziplinen und beginnt daher mit der Theologie, so ist es rührend und ergreifend, zu verfolgen, wie da der machtvolle Herr über Krieg und Frieden, die große Herrschergestalt, der auch die späteste Nachwelt begeisterte Bewunderung zollen wird, als Mensch gelernt hat, Religion und Theologie auseinanderzuhalten. Religiös erzogen, aufgewachsen in streng religiösen Anschauungen und zugleich, fast möchte man sagen, praktischer Theologe, der auf seinen Nordlandsfahrten selbst Schiffsgottesdienst abhält, hat er scharf wie wenig andere erkannt, daß es in Wirklichkeit niemals einen Konflikt zwischen Religion und Wissenschaft geben kann, und daß, wo solche Konflikte vorhanden scheinen, sie immer nur zwischen Religion und Theologie bestehen. Immer nur ist es eine „alte" Theologie, die sich zunächst sträubt, ein neues Weltbild anzuerkennen, bis sie dann schließlich doch einsieht, daß auch das neue Weltbild mit dem Geist der Religion in Einklang steht. In lapidarer Sprache hat unser Kaiser in seinem berühmten Brief an Admiral v. Hollmann vom 15. Februar 1903 erklärt: „Nie war Religion ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott."

Aber auch sonst hat der Kaiser sich mehrfach als wirklicher Theologe bewährt, so besonders durch die persönliche Anregung zu dem engeren Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen, der 1903 in der Begründung des „Deutschen evangelischen Kirchenausschusses" erfolgte. Zuerst hatte der Kaiser schon 1892 bei der Einweihung der Wittenberger Schloßkirche auf einen solchen Zusammenschluß hingewiesen, dann den Plan gefördert, indem er 1898 bei seiner Orientfahrt Abgesandte aller deutschen Landeskirchen einlud, und noch einmal, 1900, in seiner Antwort auf die Begrüßungsrede des Regenten von Gotha bei der Säkularfeier auf dem Friedenstein.

Praktische theologische Betätigung ist auch die Schenkung der Dormitio Mariae an die Katholiken und die Unterstützung der protestantischen Arbeit an der Erlöserkirche in Jerusalem.

Wie von Friedrich Wilhelm III. der Ausspruch erhalten ist, der Boden des Rechtes sei der wahre Acker der Könige, so ist auch unser Kaiser nicht nur stets ein Schirmherr des Rechtes und ein Förderer der Rechtskunde, sondern auch ein Gesetzgeber von nicht geringer Bedeutung: Unter seiner Regierung ist die neue Landgemeindeordnung zur Tatsache geworden und — nach fast hundertjähriger Bemühung — auch das Bürgerliche Gesetzbuch zum Abschluß gekommen. Damals, am 2. Juli 1896, dankte der Reichskanzler im Allerhöchsten Auftrage dem Reichstage mit den Worten, durch die nunmehr gewährleistete Einführung eines einheitlichen bürgerlichen Rechtes würde ein neues Band um die Nation geschlungen, dessen Bedeutung für die Stärkung ihrer Kraft nach innen und die Befestigung ihres Ansehens nach außen zu keiner Zeit verkannt worden sei. Als am 11. Oktober 1910 die Berliner juristische Fakultät anläßlich ihrer hundertjährigen Jubelfeier den Kaiser zum Dr. h. c. ernennen durfte, wurde neben der übrigen gesetzgeberischen Tätigkeit Seiner Majestät besonders sein Anteil an dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuche hervorgehoben.

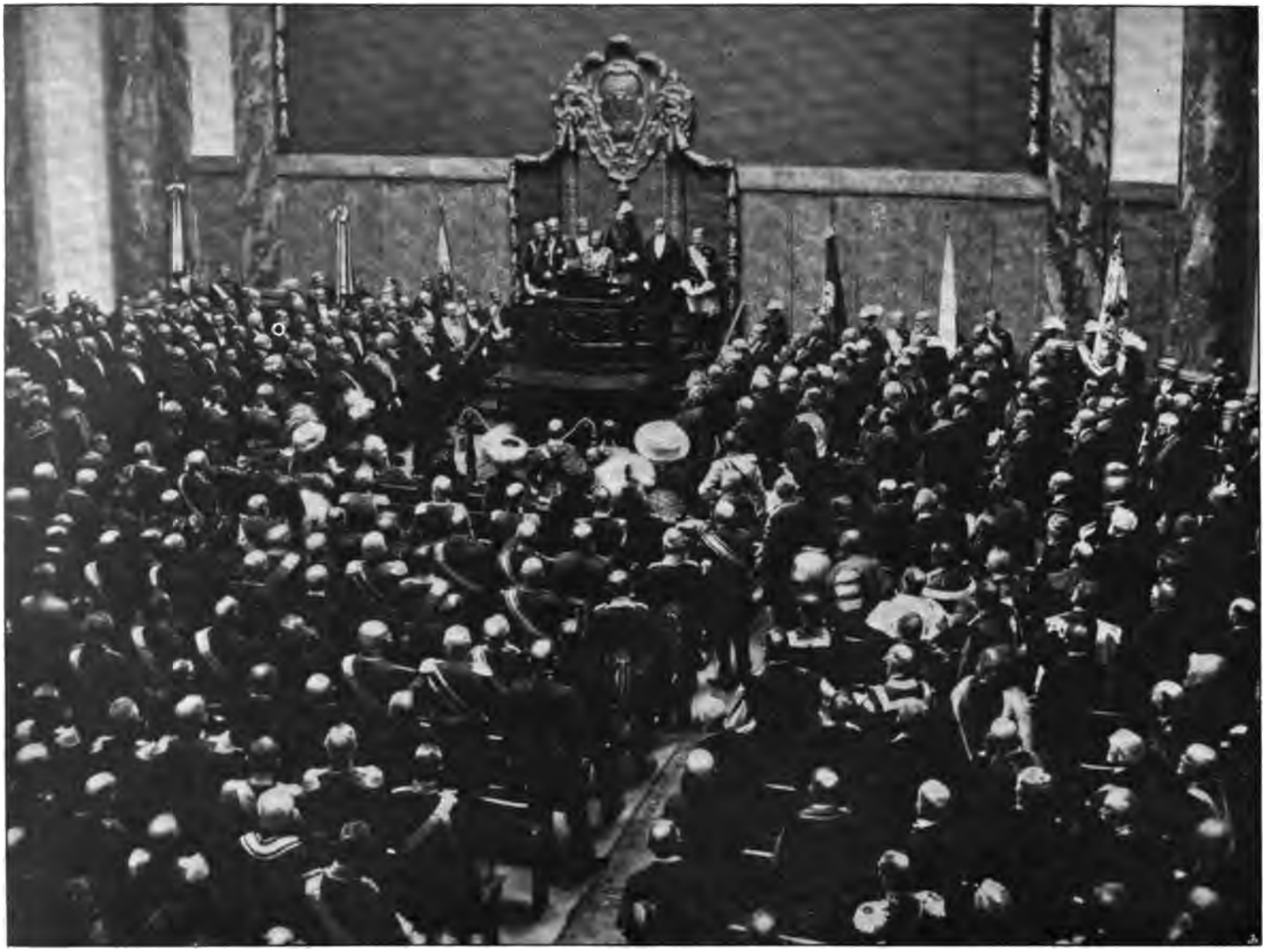
Die gewaltige Zunahme der Bevölkerung und die Steigerung des wirtschaftlichen Lebens unter der Regierung unseres Kaisers findet einen beredten Ausdruck auch in der Zahl und Bedeutung der im Dienste der Rechtspflege ausgeführten Bauten; der Aufwand für Justizbauten, allein aus Staatsmitteln, ohne Berücksichtigung der von den Gemeinden errichteten, betrug in den letzten 25 Jahren etwa 172 Millionen Mark, wovon rund 30 auf Groß-Berlin entfallen, während im Westen der Monarchie die Neubauten sich auf eine Anzahl besonders schnell aufgeblühter kleinerer Zentren verteilen, unter denen Köln, Düsseldorf, Essen, Dortmund, Duisburg, Elberfeld und München-Gladbach besonders genannt seien. Aber auch die Gerichtsbauten in Altona, Danzig, Emden, Halberstadt, Halle, Hanau, Hannover, Magdeburg und Posen dürfen hier nicht vergessen werden. Viele dieser Bauwerke sind auch künstlerisch von Bedeutung, und besonders die großen Berliner Neubauten sind mit Recht in den Reisehandbüchern durch Sterne als Sehenswürdigkeiten ersten Ranges hervorgehoben. Als Beispiel einer der größten modernen Bauanlagen dieser Art sei hier das neue Kriminalgericht in Berlin-Moabit durch eine Abbildung des Treppenhauses vertreten.

Der immer wachsende Raumbedarf der hauptstädtischen Rechtspflege spiegelt sich aber auch in dem neuen Kammergerichts-Gebäude im alten Botanischen Garten (Kleistpark) wider, sowie in dem ernsten romanischen Bau des Landgerichts III in Charlottenburg und vor allem in dem mächtigen „Geschäftsgebäude für das Landgericht I Berlin und das Amtsgericht Berlin-Mitte", einem Bauwerk, an dem allein nur seine gegenwärtige offizielle Bezeichnung schwerfällig ist, und das man anderswo sicher schlechtweg als „Justizpalast" bezeichnen würde; es übertrifft an Ausdehnung und Höhe sowie an nutzbarer Fläche die berühmten Justizpaläste aller auswärtigen Städte, selbst das große Palais de Justice in Brüssel.

So hat der Kaiser wahr gemacht, was er in der Kundgebung „An mein Volk" vom 18. Juni 1888 bei der Übernahme der Regierung Gott gelobt zu haben erklärte, „dem Rechte ein treuer Wächter zu sein", ebenso wie er auch in der Urkunde, die anläßlich der Grundsteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes am 31. Oktober 1888 in den Grundstein niedergelegt wurde, den „Sinn für Recht und Gesetz als die sichere Grundlage für Deutschlands Macht und Größe" bezeichnet.

Sehr viel ausgedehnter ist des Kaisers Tätigkeit auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaften, deren unmittelbar praktischen Wert er offensichtlich voll einschätzt. Ein wahrer Pater patriae hat er seine Fürsorge zunächst dem Militär-Sanitätswesen zugewendet.

Seit am 2. Dezember 1895 anläßlich ihrer Hundertjahrfeier den Berliner militärärztlichen Bildungsanstalten die Bezeichnung „Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen" verliehen wurde, vergeht kaum ein Jahr ohne wichtige wissenschaftliche Fortschritte auf diesem Gebiete. Äußerlich kommen diese besonders durch Errichtung des Wissenschaftlichen Senats an der Kaiser Wilhelms-Akademie zum Ausdruck, unter dem Vorsitz des Generalstabsarztes der Armee, mit einem stellvertretenden Vorsitzenden, fünfzehn ordentlichen und einer nicht beschränkten Zahl von außerordentlichen Mitgliedern; der Senat ist berufen zur Mitwirkung bei der Aufstellung des Studienplanes und bei der Fortführung der Sammlungen, zur Ausgestaltung der militärärztlichen Fortbildungskurse, zur Abgabe von Gutachten und zur Mitwirkung bei Erforschung und Bekämpfung der Krankheiten im Heere. Von ebenso großer Bedeutung für die Akademie ist der großartige Neubau, der ihr auf dem Grundstück des



Festsitzung zur Jahrhundertfeier der Berliner Universität, 11. Oktober 1910.

Dr. von Friedberg,
Staats- und Justizminister 1879—1889.

Dr. von Schelling,
Staatssekretär des Reichsjustizamts 1879—1889.
Staats- und Justizminister 1889—1894.

Dr. von Schönstedt,
Staats- und Justizminister 1894—1905.

Invalidenhauses errichtet wurde. Am 10. Juni 1905 war von Seiner Majestät in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin und der Prinzen-Söhne der Grundstein gelegt worden, am 10. Juni 1910 erfolgte die feierliche Einweihung des Neubaues durch den Kaiser und die Kaiserin, wobei Seine Majestät den Schlußstein mit drei Hammerschlägen und den Worten legte:

„Ich empfehle das Haus dem Segen des Herrn.
Den Sterbenden zur Erleichterung.
Den Gesunden zur Stärkung.
Den Seuchen zum Verderben."

In der Zwischenzeit war für die Studierenden ein zehntes Semester eingeführt und die Zahl 1906 um 32, 1908 um 60 erhöht worden, so daß sie jetzt 468 beträgt. 1908 wurden Fortbildungskurse für General- und Generaloberärzte eingeführt, 1910 ein Untersuchungsamt für hygienische, chemische, bakteriologische und Röntgen-Arbeiten eingerichtet und die Kaiser Wilhelms-Akademie dadurch zu einem Forschungsinstitut ersten Ranges erhoben. Kein Heer der Welt erfreut sich einer auch nur annähernd ähnlichen Summe von großartigen wissenschaftlichen Einrichtungen für seine Gesundheit — aber auch keines hat auch nur annähernd ebenso günstige sanitäre Verhältnisse.

So ist in den letzten 25 Jahren der allgemeine „Krankenzuwachs", d. i. die jährliche Ziffer der Erkrankungen, in der preußischen Armee für je hundert Mann der Kopfstärke von 76 auf 56 gesunken, während er in derselben Zeit im französischen Heere von 186 auf 216 gestiegen ist. Sehr viel lehrreicher sind noch die Zahlen für den Zuwachs von Kranken mit Typhus. Dieser sank in derselben Zeit auf je 10 000 Mann des Kopfbestandes von 44 auf 4 im preußischen Heere und von 128 auf 30 im französischen; dabei hat die Typhussterblichkeit im Heere noch etwas mehr abgenommen, als in der gleich alten männlichen Zivilbevölkerung, während sie im französischen Heere fast dreimal so groß ist, als im Zivil, — ein überzeugender Beweis für die Wirksamkeit der bei uns im Heere gegen die Seuche getroffenen Maßnahmen. Auch der durch Krankheit bedingte Ausfall von Dienststagen ist in den letzten 25 Jahren ständig und regelmäßig gesunken. Er betrug im Durchschnitt der Jahre für jeden Kopf der Armee im Quinquennium 1886/91 noch 11 Tage und beträgt jetzt weniger als 9 Tage.

Dr. Beseler,
Staats- und Justizminister seit 1905.

Dr. von Gehlschläger,
Staatssekretär des Reichsjustizamts
1889–1891.

Dr. Nieberding,
Staatssekretär des Reichsjustizamts
1893–1909.

Dr. Lisco,
Staatssekretär des Reichsjustizamts
seit 1909.

Ebenso erfreulich sind die Zahlen für Lungentuberkulose. Da ist in der preußischen Armee der jährliche Zuwachs an Kranken (für 10 000 Mann des Kopfstandes in den letzten 25 Jahren von 23 auf 14 gesunken, während er im französischen Heere von 44 auf 47 gestiegen ist. In ähnlicher Weise ist bei uns der Zugang mit Lungenentzündung in dieser Zeit von 110 auf 26 und der mit Trachom von 28 auf weniger als 4 gesunken. Und parallel mit der Morbidität verläuft auch die Mortalität. So ist die Gesamtsterblichkeit in unserem Heere in den letzten 25 Jahren für je 10 000 Mann der Iststärke von 37 auf 17 gesunken, während sie im französischen Heere noch immer 40 beträgt!

Diese Zahlen bedeuten einen wahren Triumph für das preußische Militär-Sanitätswesen, aber sie liefern zugleich den ziffermäßigen Beweis für das ununterbrochene persönliche Interesse des Allerhöchsten Kriegsherrn an dem leiblichen Wohl der Armee.

Seit dem 1. März 1908 nimmt der Kaiser auch in bestimmten Zwischenräumen (bisher 33) Immediatvorträge des Generalstabsarztes der Armee über wissenschaftliche und Fragen des Heeressanitätsdienstes entgegen. Ferner hörte Seine Majestät 1906 einen Vortrag von R. Koch über die Schlafkrankheit, 1908 in Gegenwart der Kaiserin einen Vortrag von R. Hertwig über Entwicklungsgeschichte und 1912 in der Kaiser Wilhelms-Akademie einen Vortrag des Generalstabsarztes der Armee v. Schjerning über neue Forschungsergebnisse bei Infektionskrankheiten.

Seit 1903 werden auf Anregung des Kaisers die Unteroffiziere und Mannschaften über die Bedeutung der Zahnpflege unterwiesen. 1903 und 1904 werden Belehrungen über Alkoholmißbrauch und über ansteckende Krankheiten eingeführt. Mächtige Förderung erfährt die Zahnpflege im Heere 1908 durch Ausstattung der Lazarette mit neuen Mustern zahnärztlicher Instrumente und durch Heranziehung von Einjährig-Freiwilligen, welche die Approbation als Zahnarzt besitzen, zum Dienst auf den Zahnstationen. Im selben Jahre beginnt eine bis 1910 systematisch ausgebaute Erweiterung der Fürsorge für Unteroffiziersfrauen durch Übernahme der Kosten bei schwierigen und lebensrettenden Operationen, durch Bereithaltung von Räumen für spezialistische Behandlung, durch Aufnahme von Unteroffiziersfrauen und -kindern in geeignete Heilanstalten auf Reichskosten und durch bessere Ausstattung der poliklinischen Sprechstunden für Soldatenfamilien.

Groß ist die Zahl der neuen, nach modernen Grundsätzen angelegten und eingerichteten Lazarette; aber auch die älteren werden den modernen Bedürfnissen entsprechend erweitert, mit Desinfektions- und seit 1895 auch mit Röntgeneinrichtungen, einzelne auch mit medikomechanischen Apparaten ausgestattet. An einzelnen Lazaretten werden Stationen für Geisteskranke, an anderen solche für Tuberkulose errichtet. Seit 1907 wird die weibliche Krankenpflege durch Einstellung von Armeeschwestern in eigener Tracht

erweitert. 1895 begann die Errichtung von Genesungsheimen und Militär-Kurhäusern, von denen bisher fünfzehn über ganz Preußen verteilt sind.

Nicht unerwähnt darf hier auch die Entsendung von Stabsärzten 1898 zum spanisch-amerikanischen und 1899 zum Burenkrieg bleiben, ebenso die Entsendung eines Sanitätsoffiziers 1904 auf den ostasiatischen Kriegsschauplatz. Am 6. Januar 1909 sandte der Kaiser seinen zweiten Leibarzt Dr. Riedner mit sechs Döckerschen Baracken nach Messina für die durch das Erdbeben geschädigten Einwohner; 1912 wurden zwei Stabsärzte auf den Balkan-Kriegsschauplatz entsandt.

Des Kaisers Tätigkeit für die allgemeine ärztliche Wissenschaft beginnt am 1. Juni 1888 mit einer Spende von 100 000 Mark für das Langenbeck-Haus. 1889 werden Hygiene-Professuren in Halle, Marburg und Königsberg, seither auch in allen anderen Universitäten Preußens errichtet; 1891 wird das Berliner Institut für Infektionskrankheiten eröffnet und R. Koch zum Professor der Hygiene in Berlin ernannt; 1899 werden Mittel zur Malaria-Erforschung und zur Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche bewilligt; 1903 Gründung und 1905 Eröffnung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen, 1904 Gründung der Akademie für praktische Medizin zu Köln und Errichtung eines Lehrstuhles für Hygiene an der Technischen Hochschule in Danzig, 1907 Gründung der medizinischen Akademie in Düsseldorf.

Treppenhaus des Königl. Landgerichts II zu Berlin-Moabit.

Von noch ungleich größerer Bedeutung ist der Neubau der Berliner Charité, der, seit Jahrzehnten als dringendes Bedürfnis empfunden, schließlich nur durch das tatkräftige persönliche Einschreiten Seiner Majestät ermöglicht, mit Gesetz vom Mai 1897 beschlossen wurde und seither zu einem ruhmvollen und für die leidende Menschheit wie für die Wissenschaft gleich segensreichen Abschlusse gelangt ist. In diesem Zusammenhange darf wohl auch der Bemühungen des Kaisers gedacht werden, das große Material des Rudolf-Virchow-Krankenhauses mit in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. Gerade in den Jahren während der Erbauung dieses größten Krankenhauses der Welt gefielen sich manche Kommunalverwaltungen darin, von ihren Krankenhäusern jede Art von wissenschaftlicher Tätigkeit prinzipiell fernzuhalten und sie ostentativ als „reine" Heilanstalten zu bezeichnen. Da solche Bestrebungen auch in Berlin nicht ganz fehlten, sprach bei der feierlichen Eröffnung der Kaiser dem Oberbürgermeister gegenüber die Hoffnung aus, diese

Das Deutsche Kaiserpaar beim Vortrag des Geh. Postrats Prof. Dr Karl Strecker über Kabeltelegraphie im Reichspostmuseum zu Berlin.

schöne Anstalt würde im weitesten Umfange auch Lehr- und Forschungszwecken, vor allem dem ärztlichen Fortbildungswesen dienstbar gemacht werden. Wie damals berichtet wurde, wandte sich der Kaiser dann scherzweise an seinen neben ihm stehenden Leibarzt, Generaloberarzt v. Ilberg, mit dem Auftrage, alle acht Tage den Oberbürgermeister, dessen nächster Nachbar er in Alt-Moabit sei, zu besuchen und ihn an diese Sache zu erinnern.

In gleicher Weise wacht der Kaiser aber auch über die allgemeine Hygiene und die Volkswohlfahrt. Schon 1890 beginnt die Gründung zahlreicher Lungenheilstätten, 1900 wird das Komitee für Krebsforschung konstituiert und 1902 das Institut für Krebsforschung in der Charité gegründet, nachdem der Kaiser 1901 anläßlich der Zweihundertjahrfeier Preußens 10 000 Mark zur Vermehrung der weiblichen Pflegekräfte in der Granulosebekämpfung gespendet. 1903 befiehlt der Kaiser die sofortige Sanierung der hygienischen Zustände in Metz. Im selben Jahre beginnt eine großzügige und erfolgreiche Aktion zur Typhusbekämpfung im Südwesten des Reiches, 1905 treten das Gesetz über die Bekämpfung übertragbarer Krankheiten und das preußische Seuchengesetz in Kraft. 1906 spenden Ihre Majestäten dem Komitee zur Errichtung einer Musteranstalt zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit je 10 000 Mark und 1907 erfolgt die Grundsteinlegung des am 4. Juni 1909 eingeweihten Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses. Am 6. Juni 1908 überweist der Kaiser 100 000 Mark an die R. Koch-Stiftung zur Bekämpfung der Tuberkulose und am 21. November 1910 tritt er in Mürwick mit seiner zündenden Rede an die Seekadetten an die Spitze des Kampfes gegen den Alkoholmißbrauch.

Bezeichnend für die Würdigung medizinischer Forschung durch den Kaiser sind auch die von ihm an große Ärzte und Forscher verliehenen hohen Auszeichnungen. So erhielten die Große Goldene Medaille 1891 du Boys-Reymond, 1903 Ehrlich und 1911 Waldeyer; den Orden pour le mérite erhielten 1901 R. Virchow und 1905 R. Koch; zu Wirklichen Geheimen Räten wurden ernannt 1891 Helmholtz, 1902

Prof. Dr. Ed. Meyer,
Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Prof. Dr. E. Fischer,
Wirklicher Geheimer Rat.

Prof. Dr. P. Ehrlich,
Wirklicher Geheimer Rat.

v. Bergmann, 1903 v. Behring und Moritz Schmidt, 1907 R. Koch und 1911 Ehrlich; den Adel erhielten Bardeleben 1891, Behring 1901 und Tobold 1907. Ins Herrenhaus berufen wurden 1902 v. Bergmann und 1910 Waldeyer.

Die dankbare Würdigung der Verdienste des Kaisers um die medizinische Wissenschaft mit akademischer Feierlichkeit auszusprechen, war der ältesten Universität deutscher Zunge gestattet: Die Prager medizinische Fakultät durfte ihn im Februar 1911 zum Ehrendoktor ernennen.

Ganz besonders vielseitig ist aber die Teilnahme des Kaisers an all den zahlreichen Wissenschaften, die wir in den Rahmen der „philosophischen" Fakultät zusammenzufassen pflegen. Bei diesen ist noch mehr wie bei den anderen Disziplinen auffallend, wie oft er sein Interesse gerade solchen Gebieten zuwendet, die unmittelbar auch rein praktische Bedeutung haben, und dann wieder solchen, die bisher eher vernachlässigt scheinen oder mehr oder weniger abseits von dem großen amtlichen und akademischen Betriebe liegen.

So erzählt schon 1898 Richard Aßmann in einem Buche, das, dem hier vorliegenden ähnlich, nach Ablauf des ersten Dezenniums von Seiner Majestät Regierung erschienen und hier mehrfach benutzt ist, wie kaum eine der großen Entdeckungen und Erfindungen der Neuzeit unbemerkt und ungeehrt an dem Kaiser vorübergeht, wie er überall als einer der Ersten auf sie aufmerksam wird und nicht selten persönlich Vorträge der glücklichen Forscher befiehlt und entgegennimmt. Kaum hatte anfangs Januar 1896 die erstaunte Welt die erste Kunde von Röntgens Entdeckung erhalten, als auch schon der Kaiser einen persönlichen Vortrag des großen Physikers befahl. Mit demselben Interesse verfolgte er die weiteren Arbeiten auf demselben Gebiete, besonders auch die Versuche, eiserne Wellen und Hohlkörper zu durchleuchten, um so schadhafte Stellen zu entdecken. An Professor Slaby, der ihm über diese Arbeiten berichtet hatte, teilte er den Eingang einer neuen Nachricht in dem nachfolgenden Telegramme mit:

Prof. Dr. Theodor Mommsen,
Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Berlin Schloß, 19. I. 1897. Prof. Röntgen hat mir soeben Brief mit Photographie geschickt. Es ist ein vollständig durchleuchtetes Lefaucheux-Doppelgewehr. Beide Patronen im Lager deutlich erkennbar. Die Metallteile (Messingboden, Kugel, Schrotfüllung) vollkommen klar und außerdem Fehler im Stahl der Rohre zu erkennen. Ein großer Fortschritt.
Wilhelm I. R."

Prof. Dr. A. Harnack,
Wirklicher Geheimer Rat.

Prof. Dr. J. Kohler,
Geheimer Justizrat.

Prof. Dr. v. Wilamowitz-Moellendorff,
Wirklicher Geheimer Rat.

Zur selben Zeit, auch im Januar 1897, hatte Professor Linde aus München im Berliner Verein Deutscher Ingenieure einen Vortrag über sein Verfahren gehalten, Gase zu verflüssigen. Sofort befahl der Kaiser Professor Slaby zum Vortrage und nahm dann nebst der Kaiserin im Laboratorium der technischen Hochschule eine Vorführung der arbeitenden Maschine durch Professor Linde selbst entgegen. Aßmann berichtet, wie, als im Laufe der Besichtigung Professor Linde der Kaiserin über einige Einzelheiten Aufschluß gab, der Kaiser an der Hand einer die Maschine darstellenden Wandtafel dem Kriegsminister den Prozeß der Maschine, nach sachverständigem Zeugnis so klar und zutreffend bis in alle Einzelheiten hinein erläuterte, wie es ein Fachmann besser nicht hätte machen können. In lebhafter Weise betonte er dabei die Einfachheit der angewendeten Mittel und äußerte, „man könnte sich ordentlich darüber ärgern, daß man nicht selbst darauf gekommen ist". Sodann wünschte der Monarch Aufklärung darüber, welche Verwendung das neue Verfahren in der Technik und Industrie finden könne, und er vernahm mit Befriedigung, daß vielleicht die Verwendung von Gemischen sauerstoffreicher Flüssigkeiten und oxydierbarer Substanzen zu Sprengzwecken sich als möglich erweisen werde. Damals hat Seine Majestät Herrn Professor v. Linde veranlaßt, eine seiner großen Maschinen für Verflüssigung der Luft auch in Berlin aufzustellen. Dem ist zu verdanken, daß man in Berlin jetzt flüssige Luft zum Preise eines mittelguten Weines kaufen kann, d. h. zu 1,75 Mark das Liter. Wie unentbehrlich sie hier inzwischen geworden ist, geht schon daraus hervor, daß im hiesigen chemischen Universitätsinstitut täglich einige Liter für wissenschaftliche Zwecke gebraucht werden.

In ähnlicher Weise hatte unser Kaiser 1896 auch von den Versuchen des Dr. Selle in Brandenburg auf dem Gebiete der Dreifarbenphotographie persönlich Kenntnis genommen. Als hierbei die denselben zugrunde liegende Young-Helmholtzsche Theorie erörtert wurde, nach welcher das menschliche Auge nur dreier Farbenempfindungen fähig ist, äußerte der Kaiser in echt menschlicher Weise: „Wie schade, daß Helmholtz diesen Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie nicht mehr erlebt hat!"

Prof. Dr. Hermann von Helmholtz,
Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Im Februar 1896 erschienen Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin, sowie die Kaiserin Friedrich nebst Gefolge zu einem Experimentalvortrage des Professors Slaby über die neuen Errungenschaften in der Elektrotechnik. Nach demselben ließ sich der Kaiser die Versuche mit der Drehstrommaschine wiederholen, welche

sein besonderes Interesse erregt hatten. Hierbei ging der Monarch auf die Erfolge der Elektrotechnik und auf die großen Vorteile derselben für die Verwendung brachliegender Wasserkräfte näher ein und betonte seinen lebhaften Wunsch, die Wasserkräfte Ostpreußens durch Ausbildung einer elektrotechnischen Industrie zur wirtschaftlichen Hebung dieser Provinz in ausgiebige Verwendung zu nehmen.

Seither ist auf des Kaisers allerpersönlichste Initiative und unter der begeisterten Mitwirkung des unvergeßlichen Ministers und Oberpräsidenten v. Goßler in Danzig eine neue großartig eingerichtete technische Hochschule entstanden und so das breite wissenschaftliche Fundament für die Industrialisierung des Ostens geschaffen worden. Schon damals interessierte sich der Kaiser auch für die elektrolytische Gewinnung der Metalle, besonders des Aluminiums, für die in Amerika erfundene elektrolytische Verkupferung der Schiffe, für die Darstellung von Kalziumkarbid und Azetylengas, für die Ölfeuerung auf Schiffen und für die Verwendung des Spiritus zu Beleuchtungszwecken. Aus jener Zeit stammen auch die wiederholten Klagen des Kaisers über den ungenügenden Unterricht unserer Jugend in allen technischen Dingen. Derselben Einsicht in die fast unermeßliche Bedeutung der Technik entsprang die mit Allerhöchster Entschließung vom 11. Oktober 1899 erfolgte Schaffung des Dr.-Ing.

Eine der für die Wissenschaft bedeutsamsten Kundgebungen Seiner Majestät ist die am 11. Oktober 1910 aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Berliner Universität erfolgte Begründung der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Der hierauf bezügliche Teil der Kaiserlichen Ansprache bei Gelegenheit der Festsitzung in der neuen Universitätsaula hatte folgenden Wortlaut:

„Indessen der Plan Humboldts, der über die Universität hinaus die Gesamtheit wissenschaftlicher Veranstaltungen umfaßte, ist noch nicht voll zur Wirklichkeit geworden, und diese weihevolle Stunde erscheint Mir vorzugsweise dazu berufen, die Vollendung dessen anzubahnen, was ihm als Endziel vorgeschwebt hat.

Sein großer Wissenschaftsplan verlangt neben der Akademie der Wissenschaften und der Universität selbständige Forschungsinstitute als integrierende Teile des wissenschaftlichen Gesamtorganismus. Die Gründung solcher Institute hat in Preußen mit der Entwicklung der Universitäten nicht Schritt gehalten, und diese Lücke, namentlich in unserer naturwissenschaftlichen Ausrüstung, wird infolge des gewaltigen Aufschwungs der Wissenschaften immer empfindlicher. Wir bedürfen Anstalten, die über den Rahmen der Hochschulen hinausgehen und, unbeeinträchtigt durch Unterrichtszwecke, aber in enger Fühlung mit Akademie und Universität, lediglich der Forschung dienen.

Solche Forschungsstätten tunlichst bald ins Leben zu rufen, erscheint Mir als eine heilige Aufgabe der Gegenwart, und Ich halte es für Meine landesväterliche Pflicht, das allgemeine Interesse für dieses Unternehmen zu erbitten. Das hohe Ziel erfordert große Mittel und kann nur erreicht werden, wenn alle an dem Fortschritt der Wissenschaft und der Wohlfahrt des Vaterlandes interessierten Kreise bereit sind, an der bedeutungsvollen Aufgabe mitzuarbeiten und für sie Opfer zu bringen. Jedermann möchte Ich daher heute das neue Ziel mit der eindringlichen Mahnung „Tua res agitur“ vor Augen stellen und ans Herz legen. Ich hoffe und vertraue fest, daß das Werk gelingen wird, sind Mir doch auf eine nur im engen Kreise erfolgte Bekanntgabe des Planes hin schon jetzt aus den verschiedenen Teilen des Landes mit begeisterten Zustimmungsäußerungen sehr ansehnliche Mittel, zwischen neun und zehn Millionen, zur Verfügung gestellt worden. Den opferwilligen Gebern auch an dieser Stelle Meinen wärmsten Dank auszusprechen, ist Mir herzliches Bedürfnis.

Um dem Unternehmen aber dauernde Förderung zu sichern, ist es Mein Wunsch, unter Meinem Protektorat und Namen eine Gesellschaft zu begründen, die sich die Errichtung und Erhaltung von Forschungsinstituten zur Aufgabe stellt. Dieser Gesellschaft werde Ich gerne die Mir dargebotenen Mittel überweisen. Daß den zu gründenden Instituten, soweit erforderlich, auch staatliche Hilfe nicht fehle, wird die Sorge Meiner Regierung sein.

Möge so der heutige Tag nicht nur ein Jubiläumsdatum der Berliner Universität, sondern zugleich eine weitere Stufe in der Entwicklung deutschen Geisteslebens bedeuten.“

Durchleuchtetes Lefaucheux-Doppelgewehr.

So war durch Allerhöchste Initiative privates Interesse und private Opferwilligkeit in großem Maßstabe für die Errichtung von Forschungsinstituten wachgerufen, und nur zwei Jahre nach jener denkwürdigen feierlichen Kundgebung, am 23. Oktober 1912, konnten bereits die Kaiser

Besuch des Zeppelin III in Berlin. Begrüßung des Grafen Zeppelin durch die Kaiserliche Familie nach der Landung in Tegel.

Wilhelm-Institute für Chemie und für physikalische und Elektrochemie zu Dahlem eingeweiht, eröffnet und in Betrieb genommen werden.

Seither hat die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft neue große Institutspläne besonders auf dem Gebiete der Biologie in Angriff genommen und der Verwirklichung nahegebracht. Da die moderne Industrie mehr und mehr der wissenschaftlichen Grundlage bedarf und auf immer engere Fühlung mit den Fortschritten wissenschaftlicher Erkenntnis angewiesen ist, so handelt es sich bei der nun eingeleiteten machtvollen Förderung namentlich der naturwissenschaftlichen Forschungen nicht nur um ideale Entdeckerehren, sondern auch um materielle Interessen von der denkbar größten nationalökonomischen und nationalen Bedeutung.

Ganz besonders eindringlich tritt diese Wechselwirkung auf dem Gebiete der Chemie hervor; so ist von Professor Haber, dem Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts für Elektrotechnik, ein Verfahren angekündigt, den atmosphärischen Stickstoff direkt mit Wasserstoff zu Ammoniak zu verbinden, also durch Synthese Stickstoffverbindungen herzustellen, die von unserer Landwirtschaft als künstlicher Dünger verwendet werden und sie vielleicht schon in kurzer Frist in die Lage setzen können, ihre Ernten zu steigern und dadurch Deutschland in bezug auf die nötigsten Bodenprodukte vom Auslande unabhängig zu machen. Und da ist interessant, wie die Rentabilität dieser Synthese im wesentlichen von dem Preise des Wasserstoffs abhängt, der neben dem leicht isolierbaren Stickstoff der Luft als Rohmaterial nötig ist. Die Aufgabe, billigen Wasserstoff herzustellen, ist aber von der chemischen Industrie bereits früher infolge der Anregung gelöst worden, die von der Luftschiffahrt ausging, so daß auch hier wieder die alte Erfahrung bestätigt wird, daß alle gewerbliche Tätigkeit ineinander greift.

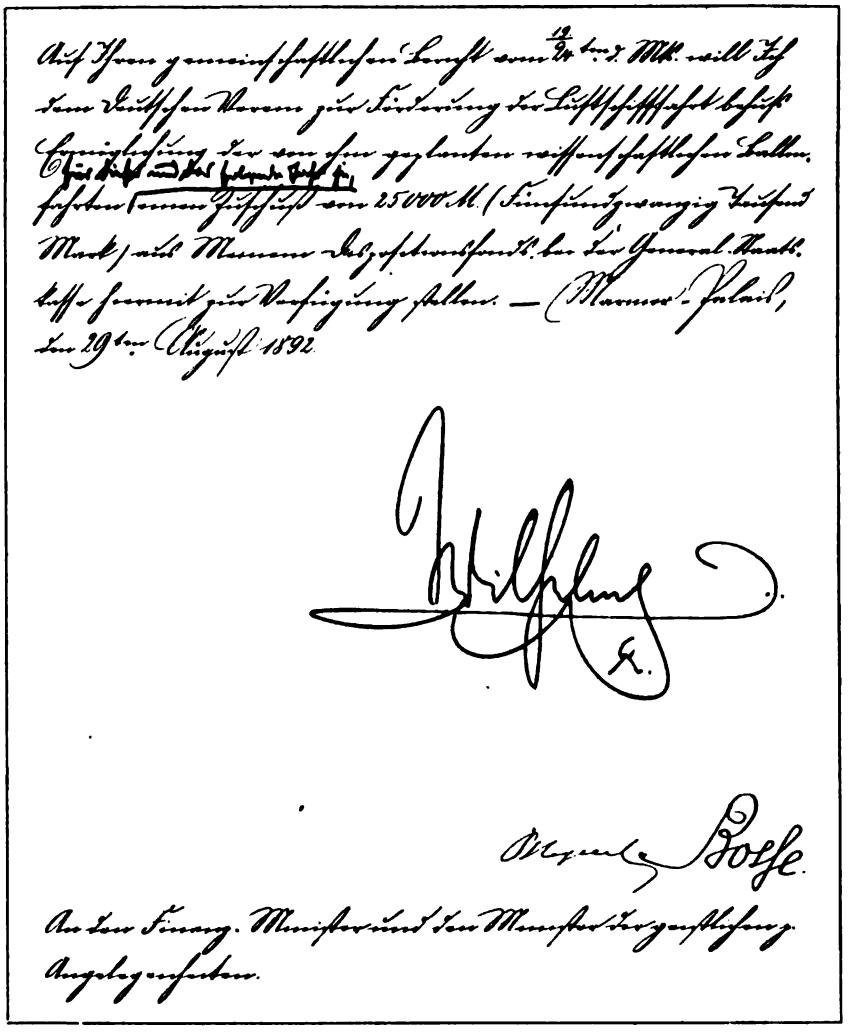
In einem Experimentalvortrag, den Se. Exz. Professor Fischer am 11. Januar 1911 in Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers im Kultusministerium zu Berlin gehalten, konnte er eine neue Sorte Eisen zeigen, das Privatdozent F. Fischer durch Abscheidung aus einer Eisensalzlösung mittels des elektrischen Stromes hergestellt hatte. Dieses Elektrolyteisen unterscheidet sich von allen bekannten Eisensorten unter anderm auch durch seine außerordentliche Reinheit; deshalb wird es auch viel rascher magnetisch und verliert auch den Magnetismus schneller als jedes andere Eisen und liefert deshalb besonders wirksame Elektromagnete. Bei Ersatz der alten Magnete durch solche aus dem neuen Eisen kann die Leistungsfähigkeit von Motoren fast auf das Dreifache gesteigert werden.

Von vielleicht noch größerer Bedeutung ist die Möglichkeit, durch Benutzung von Kraftgas Kohle zu sparen. Wir wissen, daß bei der gewöhnlichen Art, mit Kohle Dampf zu erzeugen und diesen durch Maschinen in mechanische Bewegung umzusetzen, mehr als 85 Prozent der ursprünglichen in der Kohle enthaltenen Energie verloren gehen; verwandelt man aber die Kohle erst in brennbare Gase und verbrennt diese in Gasmotoren, so kann die Ausbeute an nutzbarer Kraft gegenüber der Dampfmaschine auf das Dreifache gesteigert werden. Als Nebenprodukte werden noch wertvolles Ammoniak und Teer gewonnen; aber die bisher für die Bereitung der brennbaren Gase benützten Verfahren sind noch sehr verbesserungsbedürftig, und so hat die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft bereits die Errichtung eines Forschungsinstituts beschlossen, das im Zentrum der Kohlenindustrie entstehen und mit allen Mitteln der Wissenschaft und Praxis dieses wichtige Problem bearbeiten soll.

Auch über den künstlichen Aufbau eiweißartiger Stoffe hat Se. Exz. Prof. Dr. Fischer in jenem Vortrage berichtet. Die Zahl der bisher genau untersuchten organischen Stoffe kann heute auf 150 000 geschätzt werden, und jedes Jahr kommen 8—9000 dazu, so daß am Ende unseres Jahrhunderts die organische Chemie den Formenreichtum des Pflanzen- und des Tierreichs zusammengenommen erreicht haben dürfte. Diese rapide Vermehrung ist das Werk der organischen Synthese, die aus wenigen Elementen alle diese Kombinationen aufbaut, ähnlich wie der Architekt die verschiedenartigsten Bauformen aus denselben Backsteinen erstehen läßt. Von den drei Klassen von Stoffen, die an Masse in der organischen Welt überwiegen, den Fetten, den Kohlehydraten und den Eiweißkörpern, ist die Synthese der ersten, der Fette, schon vor zwei Menschenaltern Berthelot in Paris gelungen, während schon vor 84 Jahren hier in Berlin durch Friedrich Wöhler die überhaupt erste organische Synthese verwirklicht worden war. Die ersten künstlichen Kohlehydrate haben vor 20 Jahren in Würzburg das Licht der Welt erblickt, aber die Methode zum viel schwierigeren Aufbau von Eiweißkörpern wurde erst in den letzten Jahren im Berliner Universitätsinstitut ausgearbeitet. Der bisher synthetisch hergestellte Eiweißkörper ist einstweilen noch so teuer, daß er nur als Kuriosum bezeichnet werden kann; aber die Chemie bietet Beispiele

genug dafür, daß, was heute noch nur Kuriosum ist, morgen schon von der allergrößten praktischen Wichtigkeit sein kann.

Das ergibt sich aus der Geschichte der Gärungschemie, aus der fast unermeßlich vielfältigen Verwendung der Zellulose und vor allem aus der Geschichte der synthetischen Teerfarbstoffe. Aus den denkbar bescheidensten Anfängen hat sich in Deutschland eine Teerfarbenindustrie entwickelt, die jetzt jährlich für 300 Millionen Mark Ware erzeugt, von der der größte Teil ins Ausland geht. Auch Indigo wird bei uns schon synthetisch hergestellt, so daß die Kultur der Indigopflanze in Indien bereits auf ein Sechstel ihres früheren Umfanges zurückgegangen ist und vielleicht bald ganz verschwinden wird, während deutscher Indigo im Jahre 1909 für 38 Millionen exportiert wurde.



Von ungleich größerer Bedeutung noch als die Synthese der Teerfarben verspricht die des Kautschuks zu werden, die in den letzten Jahren deutschen Chemikern gelungen ist. Der Verbrauch des natürlichen Kautschuks ist in fortwährendem Steigen begriffen und wird schon jetzt auf 70 000 Tonnen jährlich im Werte von rund 700 Millionen geschätzt. Der Ersatz des natürlichen durch synthetischen Kautschuk ist gegenwärtig nur mehr eine Preisfrage, deren Lösung aber nach den beim Indigo und bei vielen anderen jetzt künstlich hergestellten Körpern gemachten Erfahrungen kaum mehr zweifelhaft ist.

Nicht um Millionenwerte, aber doch auch um eine Tatsache von kaum genug zu schätzender Bedeutung handelt es sich bei der neuen Entdeckung einer nahen Verwandtschaft zwischen Blattgrün und Blutfarbstoff; denn mit ihr erhält die auch von ganz anderen Betrachtungen her schon lange angenommene Verwandtschaft zwischen Pflanzen- und Tierreich eine neue Stütze; diese „Blutsverwandtschaft" würde natürlich in jene ferne Zeit zurückgehen, in der die beiden Reiche unserer organischen Welt noch nicht geschieden waren.

So sind den Kaiser Wilhelm-Instituten, den würdigen Patenkindern des Deutschen Kaisers, zahlreiche große, bedeutende und fruchtbringende Aufgaben gestellt, wie ja Se. Exz. Prof. Dr. Fischer die Naturwissenschaften mit Recht als das wahre Land der unbegrenzten Möglichkeiten bezeichnet hat.

Neben diesem weiten, ihr in erster Linie ans Herz gelegten Forschungsbereich hat die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft aber auch auf geisteswissenschaftlichem Gebiet schon eine Reihe wichtiger Unternehmungen gefördert. So hat sie Mittel für die Fortsetzung der bisher von einem Privaten, Professor Sarre, unter-

Geodätisches Institut in Potsdam.

nommenen Ausgrabungen in Samara bewilligt, während die bereits eingeleitete Sammlung von Material zur Anthropologie des alten Ägyptens Ergebnisse von der vielfältigsten Bedeutung erwarten läßt.

In einer ganz hervorragenden Weise wurde das Interesse des Kaisers durch die Vornahme wissenschaftlicher Ballonfahrten gefesselt, welche bestimmt waren, die physikalischen Vorgänge in den höheren und höchsten erreichbaren Schichten der Atmosphäre mit Sicherheit zu ermitteln. Nach den nötigen Vorbereitungen wurde seitens eines dem „Deutschen Vereine zur Förderung der Luftschiffahrt" in Berlin entstammenden Ausschusses von Fachgelehrten im Anfange des Jahres 1892 ein Immediatgesuch an den Kaiser gerichtet mit der Bitte, die Mittel zur Ermöglichung von etwa 50 wissenschaftlichen Ballonfahrten aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds gewähren zu wollen. Den darauf bezüglichen Allerhöchsten Erlaß, in dem der Kaiser durch eigenhändigen Zusatz den Betrag verdoppelt hat, fügen wir hier S. 273 im Faksimile bei.

Die wichtigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Luftfahrten führten zu dem Plane, diese Beobachtungen dauernd fortzuführen und zu diesem Zwecke eine besondere Station zu gründen. Seine Majestät interessierte sich lebhaft für die Sache und wünschte, daß die erforderlichen Mittel baldigst flüssig gemacht würden. Dies geschah, am 1. Juli 1899 konnte der laufende Dienst der Aeronautischen Abteilung des Meteorologischen Instituts auf dem Gelände der Tegeler Forst begonnen werden. In dem Jahre 1905 wurde das Aeronautische Observatorium nach Lindenberg, Kreis Beeskow, verlegt, wodurch einmalige Aufwendungen von rund 500 000 Mark entstanden. An der Einweihung des neuen Observatoriums am 16. Oktober 1905 nahm Seine Majestät persönlich teil. Auch weiterhin wurde den Unternehmungen des Aeronautischen Observatoriums die kaiserliche Förderung zuteil. So wurde durch Erlaß vom 24. Mai 1909 zur Bestreitung der Kosten für die Beteiligung des Aeronautischen Observatoriums Lindenberg an der Internationalen Luftschiffahrt-Ausstellung in Frankfurt a. M. 1909 ein Betrag von 6000 M. und ferner als Preis für einen Wettbewerb auf der Ausstellung ein weiterer Betrag von 3000 M. aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bewilligt.

Allgemein bekannt ist des Kaisers nie erlahmtes Interesse an dem zähen und selbst durch die jahrelangen anfänglichen Mißerfolge nicht entmutigten Ringen des Grafen Zeppelin, den er durch vielfache Gnadenbeweise, auch durch die Verleihung des hohen Ordens vom schwarzen Adler ausgezeichnet hat.

Im Sommer 1904 befahl der Kaiser, daß das Torpedoboot „Sleipner" mit einem von dem Fürsten von Monako zur Verfügung gestellten Drachen Versuche über Temperaturmessung in den höheren Luftschichten vornehmen solle. Durch Erlaß vom 6. Oktober 1906 wurde dem Berliner Verein für Luftschiffahrt als Beihilfe zu den Kosten der ersten Tagung des Internationalen Aeronautischen Verbandes ein Betrag von 15 000 M. aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bewilligt. Für die bei dieser Gelegenheit veranstaltete Ballonwettfahrt stiftete der Kaiser einen Ehrenpreis, den Dr. Broekelmann auf Ballon „Ernst" vom Berliner Verein für Luftschiffahrt gewann. Auf eine Immediateingabe des Deutschen Aeroklubs in Berlin vom 11. Mai 1909 erklärte Seine

Majestät sich bereit, das Protektorat über den Klub zu übernehmen und die Bezeichnung desselben als „Kaiserlicher Aeroklub" zu gestatten. Besonderer Förderung haben sich die Arbeiten des Vorsitzenden der Internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt, Geheimen Regierungsrats Professors Dr. Hergesell in Straßburg, erfreuen dürfen. Seine Majestät haben ihm wiederholt zur Erforschung der freien Atmosphäre, insbesondere auch für die Beobachtungen auf dem Pik von Teneriffa, erhebliche Beträge aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bewilligt.

Was so gesät wurde, ist seither unter der Sonne der kaiserlichen Anteilnahme zu reicher Frucht herangereift. Wenn im Dezember 1912 in Berlin gleichzeitig sieben große lenkbare Luftschiffe manövrieren konnten und wenn Deutschland jetzt allen anderen Mächten in der Beherrschung der Luft weit voraneilt, so wissen wir, wem wir das zu danken haben.

* * *

Auch den übrigen wissenschaftlichen Instituten hat der Kaiser bei mancherlei Anlässen sein Interesse bezeugt. Großen Anteil nahm der Kaiser an den im Auftrage des Geodätischen Instituts und der Internationalen Erdmessung ausgeführten Schwerkraftbestimmungen auf hoher See. Als der Observator am Geodätischen Institut Professor Dr. Hecker im Jahre 1904 eine Reise zur Vornahme derartiger Messungen auf dem Indischen und Großen Ozean antreten sollte, wurde er mit mehreren Fachgelehrten von Seiner Majestät in besonderer Audienz empfangen, um über den wissenschaftlichen Zweck der Reise Vortrag zu halten. Im Jahre 1908 unternahm Professor Dr. Hecker eine weitere Reise zur Ausführung von Schwerkraftbestimmungen auf dem Schwarzen Meere. Auch über dieses Unternehmen wurde Seiner Majestät eingehend berichtet.

Über Erdbeben und die dabei gemachten wissenschaftlichen Beobachtungen sowie über die Aufzeichnungen der Apparate der Erdbebenstationen ist dem Kaiser regelmäßig berichtet worden, so beim Ausbruch des Mont Pelée auf Martinique im Jahre 1902, und beim Erdbeben in Süditalien und einem Teil von Sizilien im September 1905, wo die Aufzeichnungen der Registrierapparate in Potsdam auf Allerhöchsten Befehl der italienischen Regierung mitgeteilt wurden. Auch über die Erdbeben von San Franzisko am 18. April 1906, von Messina im Dezember 1908 und über das zentralasiatische Erdbeben vom 4. Januar 1911 wurde an Allerhöchster Stelle Bericht erstattet.

Für die Errichtung des Instituts und Museums für Meereskunde in Berlin hat der Kaiser besonders großes Interesse gezeigt. Auf Allerhöchsten Befehl wurden seitens der Marine alle Sammlungen, die für ein derartiges Institut in Frage kommen konnten, zur Verfügung gestellt. Der Kaiser hatte erkannt, daß durch die Angliederung eines solchen Instituts an die Berliner Uni-

Meteorologisches Observatorium in Potsdam.

Ophiuride an Rindenkorallen aufsitzend.

versität ein wesentliches Mittel zur Ergänzung des nationalen Erziehungswesens geschaffen werden würde. Ein von der Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft zur beliebigen Verwendung überreichtes Kapital von 250 000 M. bestimmte Seine Majestät sofort für die Begründung und Einrichtung des Marinemuseums und gab dabei dem Wunsche Ausdruck, die Vorarbeiten nachdrücklichst gefördert zu sehen. Die Eröffnung des Museums fand in Gegenwart des Kaisers am 5. März 1906 statt. Für die Wirksamkeit des Instituts hat Seine Majestät stets lebhaftes Interesse bekundet. Dies gilt namentlich auch von der dem Institut zugewiesenen Aufgabe, das Interesse und das Verständnis für das Meer und für die praktische Bedeutung der mit dem Seewesen zusammenhängenden Fragen durch Vorträge und Vortragsreihen in weiteren Kreisen zu verbreiten. Auf eine direkte Anregung des Kaisers sind diese Vortragsveranstaltungen des Instituts auch auf geeignete Provinzialstädte ausgedehnt worden. Über die Vortrags- und Fortbildungstätigkeit des Instituts wird Seiner Majestät unter Vorlegung der einen Teil dieser Vorträge enthaltenden Veröffentlichung „Meereskunde" von Zeit zu Zeit Bericht erstattet. Durch Allerhöchsten Erlaß vom 8. Oktober 1902 wurde zum Ankauf von 11 Nordpolbildern des verstorbenen Malers Wensel, die Episoden aus der unter Führung der Kapitäne Koldewey und Hegemann 1869/70 unternommenen ersten deutschen wissenschaftlichen Nordpolexpedition darstellen, für das Museum für Meereskunde aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds ein Zuschuß von 10 000 M. bewilligt. Im Dezember 1910 überwies Seine Majestät dem Institut ein von dem Marinemaler Professor Saltzmann angekauftes Gemälde „Im Nebel der Weser".

Auch dem Berliner Museum für Naturkunde ist bei mancherlei Anlässen kaiserliche Förderung zuteil geworden. So bewilligte Seine Majestät aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds im Jahre 1897 zur Erwerbung der von dem verstorbenen Staatssekretär Dr. v. Stephan hinterlassenen Sammlung von Mineralien und Petrefakten für die mineralogisch-petrographische Sammlung des Museums für Naturkunde den Betrag von 10 000 M., ferner im Jahre 1899 zur Erwerbung der von dem verstorbenen Professor Dr. Dames in Berlin hinterlassenen Bibliothek für die geologisch-paläontologische Sammlung des Museums für Naturkunde den Betrag von 12 000 M.

Die Seiner Majestät von Herrn Carnegie in Pittsburg als Geschenk zur Verfügung gestellte Nachbildung des Skeletts des Riesen-Diplodokus, dessen Original sich im Carnegie-Institut in Pittsburg befindet, wurde auf Allerhöchsten Befehl im Lichthofe des Zoologischen Museums in Berlin aufgestellt.

Über die Funde fossiler Riesensaurier in Deutsch-Ostafrika und die zu ihrer Gewinnung für das geologisch-paläontologische Institut und Museum in Berlin entsandte Tendaguru-Expedition 1909/1910 ist dem Kaiser eingehend berichtet worden. Seine Majestät hat von dem Bericht mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen und weiteren Bericht in der Angelegenheit befohlen. Ebenso erregte auch die Ausgrabung von Dinosauriern bei Halberstadt durch Professor Jaekel die freudige Anteilnahme des Kaisers.

Insbesondere haben die Arbeiten über das Radium das Allerhöchste Interesse gefunden. Zeitungsnachrichten über die Eigenschaften, die Wirkungen und die Gewinnung des Radiums sind mehrfach von Seiner Majestät durch eigenhändige Beischrift dem Kultusminister übermittelt worden. Der Kaiser gab ferner dem

Thaumatolampas diadema, Tiefsee-Kephalopod mit Leuchtorganen.

Grundsteinlegung des Reichs-Limes-Museums auf der Saalburg.

Wunsche Ausdruck, daß Versuche über die Wirksamkeit des Radiums bei Krebs- und anderen Erkrankungen veranlaßt würden und daß der Beschaffung der nötigen Radiummengen — eventuell unter Zuhilfenahme des Allerhöchsten Dispositionsfonds — sogleich nähergetreten werde. Auf den in der Angelegenheit erstatteten Bericht wurde durch Erlaß vom 24. September 1909 zum Ankauf von Radium für wissenschaftliche Zwecke ein Betrag von 37 500 M. aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bewilligt.

Auch auf geographischem Gebiete ist das persönliche Interesse des Kaisers wiederholt hervorgetreten. Zur Anschaffung von Exemplaren des Werkes „Grönland-Expedition der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1891 bis 1893 unter Leitung von Erich v. Drygalski" behufs geschenkweiser Verteilung derselben gelegentlich des im Herbst 1899 stattfindenden VII. Internationalen Geographen-Kongresses wurde aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds der Betrag von 35 000 M. bewilligt. Durch Allerhöchsten Erlaß vom 10. April 1899 genehmigte der Kaiser auf den Bericht des Reichskanzlers, daß die Kosten der im Jahre 1901 zu entsendenden deutschen Südpolar-Expedition vom Reiche übernommen würden. Über die Südpolar-Expedition unter Leutnant Shakleton ließ Seine Majestät sich eingehend berichten. Dem Leiter dieser Expedition wurde eine hohe Ordensauszeichnung verliehen. Ebenso erhielt der Schiffskapitän Sverdrup, der Leiter der norwegischen Expedition in das Nördliche Eismeer 1898/1902, durch Allerhöchsten Erlaß vom 8. Oktober 1902 den Königlichen Kronenorden erster Klasse. Über die zu Beginn des Winters 1908 zurückgekehrten Nordpolexpeditionen von Peary und Amundsen wurde dem Kaiser eingehend berichtet. Einem Vortrage des Nordpolforschers Amundsen in Berlin am 2. März 1907 wohnte der Kaiser persönlich bei. Auch wurde Amundsen in besonderer Audienz empfangen und ihm bei dieser Gelegenheit der Königliche Kronenorden erster Klasse verliehen.

Der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin wurde im Jahre 1906 zur Fertigstellung des von dem verstorbenen Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Freiherrn von Richthofen unvollendet hinterlassenen Werkes „China, Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien," der Betrag von 10 000 Mark aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bewilligt. Ebenso sind zu den Kosten der Herausgabe des

Werkes über die Tibet-Expedition des Oberleutnants Filchner aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds insgesamt 90 000 Mark bewilligt worden.

Immer unvergessen bleibt auch unserem Kaiser sein energisches Eintreten für die große deutsche Tiefsee-Expedition der „Valdivia" 1898 und 1899. Die alte Anschauung, daß die Tiefen des Weltmeeres unbewohnt und unbewohnbar wären, war zwar schon 1818 erschüttert worden, als Sir John Roß in der Baffinsbai aus einer Tiefe von 1500 Meter einen prächtigen lebenden Schlangenstern erbeutete, der sich in die Lotleine verwickelt hatte; aber sehr viel später erst begannen Engländer, dann Amerikaner, Skandinavier, Österreicher und Belgier die systematische Erforschung der Tiefsee. Schon wußte man aus den überraschenden Berichten dieser Unternehmungen, eine wie reiche Tierwelt die abyssalen Tiefen belebt und wie eine Temperatur nahe dem Nullpunkt, ewige Finsternis und ein Druck von mehreren Hundert von Atmosphären der Entstehung einer erstaunlich vielgestaltigen Fauna kein Hindernis entgegensetzt. Aber wichtige Probleme waren noch zu lösen und große Teile des Weltmeeres waren noch gänzlich unerforscht. Für Deutschland, das auf diesem Gebiete lange gezögert hatte, war es da fast eine Ehrenpflicht geworden, auch seinen Teil an der Erforschung der Tiefsee zu übernehmen. 1897 entwarf Professor Chun den Plan einer solchen Expedition und ließ ihn durch die Versammlung der deutschen Naturforscher in einem Immediatgesuch an Seine Majestät gelangen.

Wenn schon allgemein der Überzeugung Ausdruck gegeben wurde, daß unser Kaiser bei seinem lebendigen und feinfühligen Interesse für alle derartigen Bestrebungen der Eingabe gegenüber sich wohlwollend verhalten werde, so darf wohl betont werden, daß die Erwartungen weit durch die Allerhöchste Anteilnahme überboten wurden. Seine Majestät unterzog das Gesuch einer eingehenden Prüfung und sprach die Erwartung aus, daß die Expedition in würdiger Weise ausgerüstet werde, *ohne Rücksicht auf Ersparnisse, welche die Sicherheit und den Erfolg gefährden könnten.* Angesichts einer so hochherzigen Anteilnahme war es erklärlich, daß in überraschend schneller Folge die auf 300 000 Mark veranschlagten Mittel in Bereitschaft gesetzt wurden. Die wissenschaftlichen Ergebnisse waren glänzend. Aus der großen Anzahl neu entdeckter abenteuerlicher Tierformen sind hier S. 276 nur zwei besonders lehrreiche reproduziert.

Regster landesherrlicher Fürsorge hat sich das *Königliche Museum für Völkerkunde* zu erfreuen. Alle Abteilungen dieses großartigen Instituts haben dem Kaiser wiederholt kostbare Zuwendungen und vielfach große außerordentliche Geldunterstützungen zu verdanken.

Wenn die Bestände des Museums sich in 25 Jahren mehr als verzehnfacht haben, und wenn in einem amtlichen englischen Bericht gesagt werden konnte, daß, wer die Völkerkunde einer britischen Kolonie studieren wolle, in das Berliner Museum gehen müsse, und wenn in demselben Bericht festgestellt wird, daß die Berliner afrikanische Sammlung siebenmal reichhaltiger sei als die Londoner, so ist das nicht zu geringem Teil der kaiserlichen Fürsorge zu danken, die dem Museum für Völkerkunde in so reichem Maße zuteil wird. Es gibt Fachleute, die gerade dieses Museum als die größte Sehenswürdigkeit von Berlin bezeichnen, und andere, die es ein Märchenschloß nennen Augenblicklich ist es freilich in den zu eng gewordenen Räumen beinahe erstickt und fast wie zu unfreiwilligem Schlaf verurteilt. Aber neue Gebäude sind in Dahlem geplant, und das Erwachen wird dann um so schöner sein, je lähmender der Raummangel jetzt auf dem ganzen Betriebe des Museums lastet. Auch die physische Anthropologie wird dann zu ihrem Recht kommen, ebenso wie ihr bereits 1909 ein Ordinariat an der Berliner Universität zuteil geworden ist. In Kisten und Kasten des Museums für Völkerkunde lagern schon jetzt gegen 12 000 Schädel und viele Hundert kostbare Skelette, so daß auch diese Sammlung nur der Auferstehung harrt, um dann sofort als die größte und wertvollste ihrer Art in der ganzen Welt dazustehen.

Besonders lebhaft sind auch die geschichtlichen Interessen des Kaisers, und fast zahllos die ihm zu dankenden Anregungen auch auf diesem Gebiete. Nirgends aber kommen diese besser und lebendiger zum Ausdruck, als in den großen Grabungen, wie sie in den letzten Dezennien als „Wissenschaft vom Spaten" einen ganz neuen Zweig auf dem Baum menschlicher Erkenntnis getrieben haben. Und ebenso bezeichnend ist die wechselnde Richtung, nach der sich diese Untersuchungen bewegen. Angeregt durch die vielen Eindrücke, die er schon in seiner frühen Jugend auf der *Saalburg* erhalten hatte, verfolgte unser Kaiser zunächst die Aufdeckung des Limes mit stets wachsender Teilnahme. Lange genug war die einheitliche Erforschung des römischen Grenzwalls, in dem nach Mommsen die großen Probleme römischer Militär-

Porta Decumana der Saalburg.

organisation, der Völkerwanderung und unserer eigenen Vorgeschichte einen gemeinsamen Brennpunkt haben, nicht nur „an den verschiedenen Vaterländern gescheitert, deren sich der Deutsche früher erfreuen durfte", sondern auch an dem passiven Widerstande der zunächst beteiligten Instanzen. Erst 1891 traten unter der Ägide des Kaisers und unter der Autorität Mommsens Vertreter aller jener Bundesstaaten, die schon 2000 Jahre vorher der Limes geographisch geeinigt hatte, zusammen, um endlich die ernsthafte und einheitliche Erforschung des alten Grenzwalls in die Wege zu leiten. 1902 folgte die Schaffung der „Römisch-germanischen Kommission des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts", und von diesem Zeitpunkt an beginnen wir einen der interessantesten Abschnitte unserer Geschichte wirklich zu verstehen. Im Anschluß an die Unterwerfung Galliens durch Cäsar hatte Augustus versucht, die römische Weltherrschaft bis an die Elbe vorzuschieben; in den Vorländern der Alpen wird eine breite Operationsbasis geschaffen und dann auf zwei Linien, durch Hessen und durch Thüringen, der Vormarsch nach Norden angetreten. Der schweren Niederlage des Varus im Teutoburger Walde, 9 n. Chr., folgen weitere vergebliche Kämpfe, bis Tiberius acht Jahre später die Unterwerfung Deutschlands aufgibt, „die deutschen Stämme ihrer angeborenen Uneinigkeit und der späteren römischen Rache überlassend". Rhein und Donau bildeten damals die Grenze des Reiches mit starken Besatzungen an den drei wichtigsten Einbruchsstellen, Straßburg, Vindonissa (Windisch oder Brugg i. d. Schweiz) und Mainz. Dieses blieb der Hauptstützpunkt, während ein ausgedehntes System von Heerstraßen die Verbindung mit Rom und mit den Heeren am Rhein und an der Donau sicherte. Bis in das 5. Jahrhundert hinein sehen wir von da ab römischen und mit ihm auch vorderasiatischen und ägyptischen, selbst indischen Einfluß auch an Mosel, Rhein und Donau wirksam — ein Forschungsgebiet von eigenem und unvergleichlichem Reiz.

Jahr für Jahr brachte nun die Limesforschung interessante Überraschungen und wichtige Funde; aber diese waren zunächst heimatlos und in Gefahr, an zahlreichen Orten verkrümelt zu werden; da befahl der Kaiser am 18. Oktober 1897, daß das Prätorium der Saalburg zur Erinnerung an seine Eltern als Limes-Museum wieder aufgebaut werde. Dieser Befehl, den der Geheime Baurat Jacobi in feinsinniger Weise verwirklichen half, wurde in der gesamten wissenschaftlichen Welt mit großer Freude begrüßt. Bildete die Saalburg, das besterhaltene Kastell, schon an sich den wahren Mittelpunkt der römischen Grenzanlagen, so war das neugegründete Museum in seiner übersichtlichen Zusammenfassung der im Gesamtgebiet des Limes gemachten Funde, in herrlicher Landschaft und zugleich an einem Knotenpunkt des modernen Weltverkehrs gelegen, geeignet, Deutschen und Ausländern, Kundigen und Laien reiche Belehrung zu bieten, die Limesarbeiten des Deutschen Reiches in der öffentlichen Geltung würdig zu krönen und ihre Ergebnisse dauernd zu bewahren. 1898 erstand aus kaiserlichen Mitteln zunächst die Porta decumana und am 11. Oktober 1900 wurde unter großer Feierlichkeit der Grundstein zur Wiederherstellung des Prätoriums gelegt. Umgeben von seiner Familie, von Vertretern der Behörden und Schulen sowie von zahlreichen Gelehrten weihte Wilhelm II. den Grundstein der Erinnerung an

Neue Aula der Berliner Universität.

Kaiser Friedrich, der deutschen Jugend, die hier in dem neuerstehenden Museum lernen möge, was ein Weltreich bedeutet, und der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes.

1904 war der Wiederaufbau des Prätoriums vollendet. Dank der dauernden Förderung des Kaisers konnten in den nächsten Jahren die alten Tore wieder hergestellt und dann die ganze Wallmauer geschlossen werden. Ebenso wurde das Horreum und das Quästorium wieder aufgebaut, eine Wasserleitung eingeführt und große Bronzestatuen von Hadrian und Alexander Severus aufgestellt.

Nicht der geringste Schatz der Saalburg sind die auf des Kaisers Veranlassung von Major, jetzt General Schramm ausgeführten Rekonstruktionen antiker Geschütze, an deren Zustandekommen philologische Gründlichkeit, technisches Geschick und ballistische Begeisterung gleichen Anteil haben. So stehen da jetzt Geschütze gebrauchsfertig aufgestellt, von denen einige vielleicht noch auf Typen zurückgehen, die im 4. vorchristlichen Jahrhundert in Syrakus erfunden wurden.

Von ganz großer wissenschaftlicher Bedeutung ist aber auch des Kaisers persönliches Eingreifen für unsere Kenntnis von Baalbek geworden. Seit langer Zeit schon waren die grandiosen Bauten weltberühmt, die dort von römischen Kaisern für den heidnischen Kult errichtet wurden; aber in demselben Maße, als Baalbek allmählich ein beliebter Ausflugsort für die internationalen Touristen geworden war, geriet es bei vielen zünftigen Archäologen als „provinzial, spät und kunstlos" in Mißkredit. Da muß es geradezu als ein Glück bezeichnet werden, daß 1898 Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin Baalbek besuchten. Unter dem großartigen Eindruck, den die antiken Bauten auf ihn gemacht hatten, erbat der Kaiser vom Sultan die Erlaubnis, die Ruinen freilegen, untersuchen und aufnehmen zu lassen. Diese Arbeiten wurden dann auf Befehl des Kaisers und ganz aus Mitteln des Allerhöchsten Dispositionsfonds in den Jahren 1900 bis 1904 ausgeführt und ergaben eine reiche Fülle von Aufschluß und Belehrung,

Der neue Lesesaal in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

waren doch einzelne Bauwerke bis über die Hälfte ihrer ursprünglichen Höhe in Schutt versteckt. Selbst für den arabischen Festungsbau des Mittelalters wurden wichtige Ergebnisse gewonnen; die alten Tempel des Jupiter und des Bacchus waren im 13. Jahrhundert zu einer festen Burg vereinigt worden, von der noch heute viele Teile so gut erhalten sind, daß sie nun eine vortreffliche Anschauung von Toren und Pforten, von Scharten für Bogen- und Armbrustschützen, von Zinnen, Pechnasen und Machicoulis gewähren. Aber vor allem die alten Tempel sind durch die kaiserliche Initiative jetzt zu neuer Herrlichkeit erstanden. Aus einem Werke von O. Puchstein und Th. von Lüpke sind hier einige Ansichten reproduziert, die eine gute Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustand des Ruinenfeldes geben.

In gleicher Weise haben die großen Ausgrabungen der Königlichen Museen in Kleinasien (Magnesia a. M. 1891 bis 1893, Priène 1895 bis 1898, Milet seit 1899, Didyma seit 1906, Samos seit 1910) sich der unmittelbaren Förderung des Kaisers durch Beihilfen aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds erfreuen dürfen.

Durch diese Ausgrabungen sind, von dem wissenschaftlichen Gewinn ganz abgesehen, auch hochbedeutsame Architekturproben nach Berlin gelangt, die in dem geplanten Neubau der Antikenabteilung die Vorführung hellenistischer und römischer Baukunst in großem Umfange ermöglichen. Als hervorragendstes Prunkstück dieser Art wird in dem neuen Museum das frührömische Markttor von Milet wiedererstehen.

Besonderes Interesse und nie erlahmende Fürsorge hat der Kaiser aber der ältesten griechischen, der homerischen Zeit zugewandt. Schon die vor seine Regierungszeit fallenden epochemachenden Ausgrabungen Schliemanns, die Entdeckung der reichen Königsgräber in Mykenae, die Ausgrabungen des

Wanddekoration im Innern des Bacchustempels, Baalbek.

Königspalastes in Tiryns und die berühmten Grabungen in Troja, deren reiche Funde jetzt das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin schmücken, hatte er mit Interesse verfolgt, aber nach dem 1890 erfolgten Tode Schliemanns nahm er als Deutscher Kaiser selbst regen und tatkräftigen Anteil an der Fortführung des Lebenswerkes unseres für Homer begeisterten Landsmannes.

Die deutschen Arbeiten zur Auffindung und Ausgrabung homerischer Burgen und die Studien zur Aufklärung der homerischen Kultur unterstützte er in jeder Weise; er gewährte oft die dazu nötigen Geldmittel und entsandte auch mehrere deutsche Offiziere zur Herstellung von Karten homerischer Landschaften. Über die erzielten Resultate ließ er sich stets eingehend berichten, um die Fortführung der Arbeiten durch Rat und Tat fördern zu können.

Dies besondere Interesse des Kaisers für die früheste, noch sagenhafte Periode der griechischen Geschichte erklärt sich aus seiner Hochschätzung der homerischen Gedichte, aus seiner festen Überzeugung von dem hohen künstlerischen und historischen Werte dieses ältesten literarischen Denkmals der europäischen Kultur. Während viele Gelehrte in der Ilias und der Odyssee nur phantastische Schilderungen altgriechischer Sagen sehen, und ihre Entstehung in Kleinasien mehrere Jahrhunderte nach der in ihnen geschilderten Zeit annehmen, hat sich durch die Arbeiten Schliemanns und seiner Nachfolger bei anderen die Ansicht Bahn gebrochen, daß die homerischen Epen noch vor der dorischen Wanderung im Mutterlande entstanden sind und die wirkliche Kultur, Geographie und Geschichte der mykenischen Zeit schildern. Von den zahlreichen Epen, die an den Höfen der achäischen Könige gesungen worden sind,

Die sechs Säulen des Jupitertempels von außen, mit den großen Steinen des Fundamentes, Baalbek.

Ostfront des Apollo-Tempels zu Didyma nach der deutschen Ausgrabung durch Direktor Wiegand 1911.

haben sich nur zwei, das Lied vom Zorn des Achill und das von der Heimkehr des Odysseus, drei Jahrtausende hindurch erhalten, alle anderen sind bis auf geringe Reste verloren gegangen. Dem klaren Wirklichkeitssinn des Kaisers konnte der Widerstreit der Meinungen und die Wichtigkeit vollständiger Aufklärung nicht verborgen bleiben; so hält er es für ernste wissenschaftliche Pflicht, durch weitere Grabungen und Studien die Wahrheit über Homer festzustellen. Daher haben die nach Schliemanns Tode unternommenen Ausgrabungen in Troja, Leukas-Ithaka, Alt-Pylos und Korfu seine werktätige Unterstützung gefunden.

So stellte er schon 1893 dem früheren Mitarbeiter Schliemanns, Professor Wilhelm Dörpfeld, die Mittel zu weiteren Ausgrabungen in Troja zur Verfügung. Und als an der Stelle von Neu-Ilion das wirkliche homerische Troja, die aus mykenischer Zeit stammende Burg des Priamos, gefunden und aufgedeckt wurde, gestattete er, daß ihm das Werk gewidmet wurde, das Dörpfeld und seine Mitarbeiter über die Resultate der Ausgrabungen veröffentlicht haben, ein Werk, durch das der seit zwei Jahrtausenden geführte Streit über die Lage von Troja endgültig erledigt worden ist. Als dann Professor Dörpfeld, nach Beendigung der Arbeiten in Troja, sich von der Ilias zur Odyssee wandte und die Stadt des Odysseus und die Burg des Nestor aufzufinden suchte, hat der Kaiser auch diese Arbeiten in tatkräftiger Weise unterstützt. Es stellte sich bald heraus, daß die Heimat des Odysseus, deren Schilderung bei Homer zu der heutigen Insel Ithaka absolut nicht paßt, in der jetzt Leukas genannten Insel erkannt werden muß, deren Lage und Gestalt, deren Berge und Häfen den Angaben der Odyssee vollkommen entsprechen. Sobald der Kaiser von diesem Resultat erfuhr, ließ er durch zwei deutsche Offiziere (von Marées und Nonne) genaue Karten dieser archäologisch fast unbekannten Insel anfertigen; und als durch Ausgrabungen in Nidri auf Leukas wirklich Reste einer achäischen Stadt des zweiten Jahrtausends v. Chr. gefunden wurden, faßte er den Entschluß, selbst die beiden Inseln Ithaka und Leukas zu besuchen, um die Richtigkeit der neuen Ithaka-Theorie an Ort und Stelle zu prüfen. Von Korfu aus wurde im Mai 1908 auf der „Hohenzollern" eine Fahrt nach den beiden Inseln

Löwe aus Sendschirli, Zeit des Barrekub, um 730 v. Chr.

unternommen, und alle die Häfen und sonstigen Orte besucht, die für die Ithaka-Frage in Betracht kommen. Überall wurden die Schilderungen Homers mit dem wirklichen Tatbestande verglichen und bei der Insel Leukas eine volle Übereinstimmung zwischen der Dichtung und der Wirklichkeit festgestellt. Auch überzeugte sich der Kaiser von der Stichhaltigkeit der Beweise für die durch die dorische Wanderung bewirkte Übertragung des Namens Ithaka von Leukas, der wirklichen Heimat des Odysseus, auf die heutige Insel Theaki.

Die von Dörpfeld als Probe auf die Richtigkeit seiner Ithaka-Theorie unternommenen Grabungen, deren Kosten von seinen Freunden und Gönnern getragen wurden, unterstützte der Kaiser selbst in doppelter Weise. Als er von den Fieberanfällen hörte, an denen die Ausgräber in der Ebene von Nidri zu leiden hatten, schenkte er Herrn Dörpfeld ein transportables Haus (System Döcker), das auf einem luftigen Vorgebirge gegenüber dem Ausgrabungsfelde errichtet ist und nicht nur eine ideale Wohnung für die Ausgräber bildet, sondern auch schon zu einem reichen Museum für die Frühgeschichte Griechenlands geworden ist. Das nebenstehende Bild gibt einen Begriff von der Gestalt und Lage des schönen Kaiserhauses. Sodann bewilligte der Kaiser Herrn Dörpfeld die nötigen Mittel, um die Ergebnisse der mehrjährigen Grabungen und auch alle seine Studien über die Ithaka-Frage veröffentlichen zu können.

Auch die Auffindung und Ausgrabung eines zweiten homerischen Königssitzes, der Burg des Nestor in Pylos, hat der Kaiser dadurch wesentlich gefördert, daß er dem Deutschen Archäologischen Institute in Athen, als dessen Leiter Professor Dörpfeld diese Arbeit ausführte, einen Beitrag zu den Kosten der Expedition gewährte und auch wiederum einen deutschen Offizier, Herrn Hauptmann Gräfinghoff, zur Anfertigung einer Karte der Landschaft Triphylien kommandierte. Daß an der aus Homers Angaben erschlossenen Stelle dieser Landschaft nicht nur Reste der Königsburg des Nestor, sondern auch die großen alle reichen Kuppelgräber der Familie der Neleïden entdeckt wurden, ist bekannt.

Ganz besonders verdienen hier noch die Arbeiten in Korfu, der Insel der homerischen Phäaken, erwähnt zu werden, weil der Kaiser dort in den letzten Jahren selbst erfolgreiche Ausgrabungen vorgenommen hat.

Im Jahre 1910 war im Gebiete der antiken Stadt Kerkyra zufällig ein großes Relief gefunden worden, das den Kampf des Zeus mit einem Giganten darstellt. Als die griechische Regierung im folgenden Frühjahre weitere Grabungen an der Fundstelle vornehmen ließ, kam ein zweites Relief zutage. Sobald der Kaiser, der damals in seinem Achilleion weilte, von den Funden hörte, eilte er zum Ausgrabungsplatz

Säulenbasis mit zwei Sphinxen, Sendschirli, um 730 v. Chr.

Transportables Haus (System Döcker). Geschenk des Kaisers für die Ausgrabungen auf Leukas.

und war selbst zugegen, als weitere Reliefs aus der Erde gezogen wurden. Es waren aufregende Tage, als ein Kunstwerk nach dem anderen zum Vorschein kam. Auf den kolossalen Kopf der grimmigen Gorgo folgte ihr von Schlangen umgürteter Körper, auf große Stücke von zwei mächtigen Löwen Fragmente eines Pegasus und auf eine thronende Frau ein aufrechtstehender Jüngling und ein gefallener Gigant. Bald stellte sich auch heraus, daß alle Reliefs zu einer großen Gruppe gehörten, die einst den Giebel eines altdorischen Tempels geschmückt hatten. Die telegraphischen Berichte, die der Kaiser selbst jeden Abend nach Berlin richtete, sind Zeugen der Finderfreude, die der Kaiser wie jeder glückliche Ausgräber empfand, als er so viele und so bedeutende Kunstwerke nach jahrhundertelangem Schlafe aus dem Boden auftauchen sah. Die griechische Regierung überließ dem Kaiser auf seinen Wunsch bereitwillig die Fortsetzung der Grabung, mit deren Leitung der inzwischen vom Kaiser herbeigerufene damalige Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, Professor W. Dörpfeld, beauftragt wurde. Schon zweimal haben im Frühjahre, während der Anwesenheit des Kaisers in Korfu, Grabungen stattgefunden. Ein großer Teil des altdorischen Tempels, zu dem der Gorgo-Giebel gehört, ist wieder aufgedeckt, leider fast ganz zerstört.

König Barrekub von Schammal (Sendschirli).

Von dem zweiten Giebel desselben Tempels haben sich nur geringe Reste gefunden. Um so besser ist der große, mit Triglyphen geschmückte Opfer-Altar erhalten, der vor der Ostfront des Tempels gerade unter der Ecke eines modernen Frauenklosters zutage kam. Die altertümlichen Skulpturen selbst sind jetzt in dem neuen Museum von Korfu aufgestellt, doch sollen Gipsabgüsse bald nach Berlin geschafft werden, die uns dann den ältesten griechischen Tempelgiebel vorführen werden.

Das gleiche begeisterte Interesse bringt unser Kaiser auch dem alten Orient entgegen. Ebenso, wie er die

Königin von Schammal (Sendschirli), um 730 v. Chr.

Der Kaiser auf Korfu bei den Stücken des Gorgo-Giebels.

1888 begonnenen Ausgrabungen in Sendschirli immer mit Wohlwollen verfolgt und einmal auch mit einer großen Zuwendung aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds gefördert hat, so ist er der wirkliche Schirmherr aller späteren Grabungen im Orient geworden, seit er mit Allerhöchster Entschließung vom 20. März 1901 das Protektorat über die Deutsche Orient-Gesellschaft übernommen. Die großartigen Ausgrabungen dieser Gesellschaft, vor allem die in Assur und Babylon, die Jahr für Jahr mit fürstlichen Mitteln fortgeführt werden, sind nur durch das persönliche Interesse des Kaisers ermöglicht. Bei dem, besonders im Gegensatze zu dem vernünftigen und entgegenkommenden ägyptischen Ausgrabungsgesetz, in Fassung und Handhabung gleich engherzig und kurzsichtig erscheinenden türkischen Antikengesetz würden Regierungen und Museen längst die Lust verloren haben, ohne jede sichere Aussicht auf eigene Erwerbungen nur für den idealen wissenschaftlichen Erfolg Jahr für Jahr große Summen auf Ausgrabungen gerade im türkischen Reich zu verwenden, wenn nicht das alles belebende Interesse des Kaisers die materiellen Bedenken überwinden würde. So verdanken wir ihm ganz allein die dauernde Fortführung der Arbeiten in Babylon. Schon die durch deutschen Fleiß und deutsche Ausdauer dort gewonnenen unvergleichlich wichtigen Grundrisse der alten Tempel und Paläste werden für alle kommenden Jahrhunderte einen Ruhmestitel für die Deutsche Orient-Gesellschaft bilden.

Ähnlich sind uns jetzt auch die alten Assyrer greifbar geworden. Hatten uns bisher die Ausgrabungen der Engländer und der Franzosen in Ninive, Khorsabad und Nimrud ein Bild der assyrischen Kunst und Kultur zwischen dem 9. und dem 7. vorchristlichen Jahrhundert gegeben, ist jetzt durch die deutschen Grabungen auch Licht in das zweite und dritte Jahrtausend gefallen. Wir haben jetzt nicht nur eine fast lückenlose Reihe der Namen der ältesten assyrischen Könige, sondern kennen auch ihre Bauten, ihre Statuen und ihre großen historischen Inschriften. Assur hat uns die ältesten bisher bekannten Festungswerke, den ältesten Tempel und den ältesten Palastgrundriß Vorderasiens geliefert.

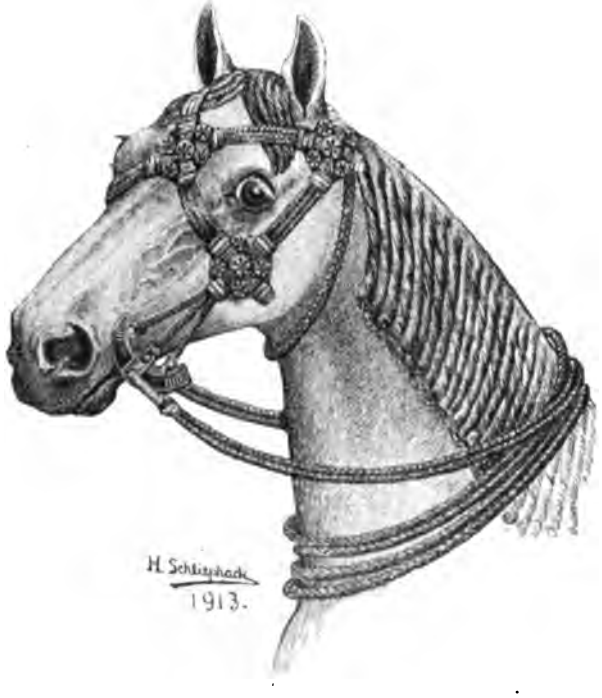
In ehrfurchtsvoller Dankbarkeit hat die Deutsche Orient-Gesellschaft aus Anlaß der Silberhochzeit des Kaiserpaares zum 27. Februar 1906 die große hier S. 288 in starker Verkleinerung

Aufzäumung eines Wagenpferdes, nordsyrisch, 8. vorchristliches Jahrhundert.
Auf Befehl des Kaisers rekonstruiert nach in Sendschirli gefundenen Bruchstücken von Steinskulpturen.

Harvard-Universität in Cambridge Mass. und mit der Columbia-Universität in New York zu nennen, dessen Bedeutung für die Engergestaltung unserer kulturellen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten an dem dauernden Interesse des Kaisers eine besonders wertvolle Stütze findet.

So würde allein unseres Kaisers wissenschaftliche Betätigung eines gewöhnlichen Mannes Tagewerk ungefähr ausfüllen. Bedenkt man, wie seine Zeit eigentlich dem Heer und der Flotte, der großen Politik und der Volkswirtschaft gehört und wie er daneben immer noch Zeit hat, ein rührender Familienvater zu sein, so würde man vor einem Rätsel stehen, wüßte man nicht, wie in ihm ererbte Anlagen von allen Seiten zusammenlaufen. Kaiser Wilhelm der Große lebt noch in unser aller Erinnerung, aber auch von der ersten Deutschen Kaiserin, der Enkelin Karl Augusts, wissen wir, wie sie nicht nur die Erbin einer großen Zeit war, sondern wie für sie „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr" sehr viel mehr Stunden schlug, als für gewöhnliche Menschen. Von ihr sagt ein scharfsinniger Beobachter treffend, alle Tage und zu jeder Stunde sei bei ihr der Bogen immer gleich scharf gespannt gewesen und abgebildete Medaille herstellen lassen, auf deren Revers neben dem Löwen von Babylon die Namen der damals wichtigsten Ausgrabungen (Pyramide Newoser-re in Abusir, Babylon, Assur und Kapernaum) in den Schriftarten der einzelnen Orte monumental festgehalten sind. Am 27. Januar 1913 aber hat der Kaiser durch Stiftung von zwei besonderen Abzeichen für die Förderer der Deutschen Orient-Gesellschaft von neuem gezeigt, wie sehr ihm die Erforschung des alten Orients zur Herzenssache geworden ist.

Sind derart alle Zweige der nationalen wissenschaftlichen Arbeit durch des Kaisers sachkundiges und machtvolles Eingreifen im letzten Vierteljahrhundert gefördert worden, wie nirgends sonst, so hat die kaiserliche Initiative auch über die nationalen Grenzen hinaus vielfach befruchtend und segensreich gewirkt. In diesem Sinne sei hier nur die Internationale Association der Akademien erwähnt, welche die nationalen Organisationen wissenschaftlicher Forschung zu gegenseitiger Verständigung und gemeinsamer Arbeit zusammenschließt. Im selben Zusammenhang ist auch der Professorenaustausch mit der



Aufzäumung eines Reitpferdes, nordsyrisch, 8. vorchristliches Jahrhundert.
Auf Befehl des Kaisers rekonstruiert nach in Sendschirli gefundenen Bruchstücken von Steinskulpturen.

In Erz gegossener Thron eines Königs von Benin (an der Niger-Mündung). Eingebornen-Arbeit, 17. Jahrh.
Original im Königlichen Museum für Völkerkunde, Berlin.

jedes Gespräch, auch das anscheinend geringfügigste und bloß freundschaftliche, hätte vorher festgelegte Gegenstände in strenger Folge behandelt. Ebenso wissen wir von des Kaisers englischer Großmutter, wie sie nicht nur eine musterhafte Hausfrau, sondern auch eine pflichtbegeisterte Herrscherin gewesen und ebenso erzählen englische Zeitgenossen von dem Prince Consort, wie er der vielseitigste und fleißigste Mann im ganzen Lande gewesen und mit Recht als ein organisatorisches Genie und als ein unvergleichlicher Initiator bezeichnet werden konnte.

Wie diese Eigenschaften von vier ganz ungewöhnlich hervorragenden Großeltern sich in einer einzigen Person vereinigen, ist ein Problem, das man auch vom rein anthropologischen oder biologischen Standpunkte aus mit um so größerem Genuß studieren kann, je mehr man sieht, wie einheitlich und festgefügt bei alledem die Person unseres Kaisers ist — wie bei Karl August, von dem Goethe rühmt, bei ihm sei alles wie aus einer einzigen großen Quelle entsprungen. Nichts scheint mir für die überragende Natur des Kaisers charakteristischer als ein Sprachgebrauch, der sich seit langem in englischen und französischen Zeitungen eingebürgert hat; nie wird er da anders bezeichnet, als „The Kaiser" oder „Le Kaiser". Das spricht Bände. Es ist eben wirklich D e r Kaiser, nicht e i n Kaiser, auf den wir alle stolz sind und um den uns die ganze Welt beneidet.

Möge der deutschen Wissenschaft noch lange Jahrzehnte hindurch ein solcher Schutzherr erhalten bleiben.

Denkmünze der Deutschen Orient-Gesellschaft.
Dargebracht dem deutschen Kaiserpaar zur Silbernen Hochzeit 27. Februar 1906.

Neuntes Kapitel.

Der Kaiser und die Schule.

Das Schulwesen Preußens und — unter Preußens Einfluß — zum Teil auch das des gesamten Deutschen Reiches hat während der 25jährigen Regierung Kaiser Wilhelms II. einen gewaltigen Aufschwung genommen, dessen eigenartige Bedeutung um so klarer zutage tritt, je mehr man diese ganze hocherfreuliche Entwicklung nicht vom Standpunkt schultechnischer Einzelheiten aus, sondern unter dem Gesichtspunkt der Betrachtung des Bildungswesens als eines überaus wichtigen Teiles der Politik ins Auge faßt. Der gesamte Verlauf der Entwicklung erhält aber dadurch noch ein besonderes, in der bisherigen Geschichte des Unterrichtswesens wohl einzigartiges Gepräge, daß er in sehr wesentlichen Punkten ganz unmittelbar bestimmt ist durch das Eingreifen des Trägers der Krone selber, den sowohl seine Persönlichkeit wie auch sein hohes Amt veranlaßte, den Aufruf zur Schulreform ergehen zu lassen und Richtlinien für sie festzusetzen.

Dem Kasseler Friedrichs-Gymnasium war in dem jungen Prinzen ein Zögling zugewiesen worden, der den Kulturwert der Schulart und ihres Lehrverfahrens auf eine bedeutsame Probe stellte. Eine sehr wichtige gute Folge hat der damals wohl allseitig als kühn empfundene Versuch des Besuchs einer öffentlichen Schule durch den Erben der Krone ohne Zweifel gehabt: der künftige Herrscher gewann einen Einblick in das Leben dieser Schule mit ihren Licht- und mit ihren Schattenseiten, und die ganze Lebhaftigkeit seines frühgereiften zielbewußten Wollens mußte dazu führen, daß der zum Thron Gelangte die Folgerungen zog aus dem, was er als Schüler mit klarem Blick beobachtet und mit einem überaus feinen Gefühl empfunden hatte. Ein Schüler von großer Vielseitigkeit der Interessen und der Ideale hielt mit dem ihm eigenen, weit über das Maß des Normalen hinausgehenden ernsten Pflichtgefühl Abrechnung über den Ertrag seiner Schülerzeit — eine Persönlichkeit, wie die Kaiser Wilhelms würde diese Abrechnung in Taten umgesetzt haben, auch wenn ihr Wirkungskreis der des Privatmannes gewesen wäre: das in hohem Sinn aufgefaßte Herrscheramt gab diesem Umsetzen in Taten sowohl dem persönlichen inneren Empfinden des Handelnden wie der tatsächlichen äußeren Wirkung nach eine Bedeutung, für die in der Geschichte des Bildungswesens kaum ein zweites Beispiel zu finden ist.

Die Gefahr, vor der sich die Schule vielleicht mehr als jede andere Kultureinrichtung zu hüten hat, ist die, daß sie sich mehr oder weniger unbewußt als Selbstzweck setzt und dadurch die Fühlung mit dem Leben, dem rastlos fortschreitenden, stets neu sich gestaltenden verliert. Der deutschen Schule war es nicht gelungen, einer solchen Gefahr ausreichend zu entgehen. So vortrefflich in vieler Hinsicht ihre Arbeit geleitet und durchgeführt wurde, das Beharrungsgesetz hatte in zahlreichen Punkten doch Macht über sie gewonnen, und der unerfreulichste aller Gegensätze, der zwischen einem blinden Festhalten am Alten und einem zur Übertreibung neigenden Suchen nach Neuem, hatte demzufolge einen Schulkrieg heraufbeschworen, der gerade zu der Zeit, als Kaiser Wilhelm zur Regierung kam, auf dem Gebiete des höheren Schulwesens in zahllosen, meist ganz unfruchtbaren Scharmützeln die Kräfte der Be-

von Goßler,
Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten 1881—1891.

teiligten aufrieb und die Nation in eine infolge des Widerspiels der Autoritäten hüben und drüben recht unfruchtbare Unruhe versetzte. Es darf im eigentlichsten Sinne des Wortes als eine rettende und befreiende Tat bezeichnet werden, daß der junge Monarch auf die Lösung all dieses Wirrwarrs hindrängte, indem er den Minister von Goßler anwies, eine Schulreformkonferenz einzuberufen, der der König selbst einen großen Teil ihrer Aufgaben stellte und in deren Verlauf er sowohl mit einer Rede zu ihrer Eröffnung wie auch an späteren Stellen entscheidend eingriff. Die Eröffnungsrede mit ihren markigen Worten über die nationalen und allgemein kulturellen Aufgaben der deutschen Schule bezeichnet den Anfang der nun in ganz anders klaren und sicheren Bahnen verlaufenden Schulreformbewegung, die für das höhere Schulwesen, nach der nur teilweise glücklich und nur teilweise im Sinne des Kaisers durchgeführten Arbeit der Schulkonferenz von 1890, in deren Nachfolgerin vom Jahre 1900 einen vorläufigen Abschluß fand. Der Novembererlaß des letzteren Jahres gab der preußischen höheren Schule, was sie vor allem brauchte und was andere deutsche Staaten ihr bald darauf, dem Vorbilde Preußens folgend, gleichfalls gegeben haben, das gleichberechtigte Nebeneinander von drei höheren Schularten, die in der Betonung des deutschen und des geschichtlichen Unterrichts mit seinen vaterländischen Aufgaben völlig übereinstimmen, in den übrigen Fächern aber unter kräftiger Entwicklung ihrer Eigenart die verschiedenen Wege gehen, die ihnen durch die Rücksicht auf die verschiedenen Gruppen von Berufen in unserer heutigen, vielgestaltigen Kultur gewiesen sind. Das Gymnasium, die bisher — sehr zum Nachteil der Sache — allein berechtigte höhere Schule, verlor dieses sein Monopol, das ihm selber keineswegs zum Segen gereicht hatte, und ein freier Wettbewerb altsprachlicher, neusprachlicher und mathematisch-naturwissenschaftlicher Bildungselemente trat an die Stelle der bisherigen erzwungenen Einseitigkeit. Der gesamte Kulturwert der höheren Schule war damit neugestaltet worden, und diese ganze große Errungenschaft stellt sich bei aller Wertschätzung dessen, was der Mitwirkung einsichtiger Männer innerhalb und außerhalb der Schule zu danken ist, doch in erster Linie ohne Zweifel als ein eigenstes Werk des über den Parteien stehenden, die Gesamtheit der nationalen Interessen großzügig vertretenden Monarchen dar. Kaiser Wilhelm ist es auch gewesen, der dem Stand der akademisch vorgebildeten Lehrer zugleich mit einer Steigerung ihrer Aufgaben gegenüber den Kulturforderungen der Zeit auch die Gleichstellung mit den Vertretern anderer akademisch gebildeter Stände gegeben hat. Alles in allem zeigt das höhere Knabenschulwesen des Jahres 1913 gegenüber dem von 1888 ein völlig verändertes, ganz unvergleichlich viel erfreulicheres Bild, das u. a. auch auf den Weltausstellungen

D. Dr. Bosse,
Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten 1892—1899.

Graf von Zedlitz-Trützschler,
Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten 1891—1892.

von Studt,
Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten 1899—1906.

zu St. Louis und Brüssel in achtunggebietender Weise zum Ausdruck kam. Als Motto aber darf man diesem Bilde durchaus die Worte beisetzen, die den Kernpunkt der kaiserlichen Rede vom 4. Dezember 1890 bilden: „Wir sollen nationale junge Deutsche erziehen . . . den jetzigen Anforderungen der Weltstellung unseres Vaterlandes und auch unseres Lebens entsprechend."

Dr. Holle,
Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten 1906—1909.

Ganz ähnlich wie das Bild des höheren Knabenschulwesens hat sich während der Regierung Kaiser Wilhelms auch das der anderen Zweige unseres schulmäßigen Bildungswesens in bedeutsamster Weise verbessert, und wenn der Monarch persönlich dabei weniger hervortrat, so ist doch auch hier die von ihm gewiesene volkserzieherisch-nationale Tendenz allenthalben als die maßgebende Richtlinie der ganzen Entwicklung zu spüren.

Wir führen die wichtigsten Vorgänge in sachlicher Reihenfolge vor, da eine Darstellung nach der Zeitfolge weniger übersichtlich sein und ein viel zu starkes Eingehen auf Einzelheiten erfordern würde.

Zunächst dem höheren Mädchenschulwesen hat die Regierungszeit Kaiser Wilhelms in den Jahren 1894 und 1908 eine umfassende Ausgestaltung gebracht, durch die gegenüber der bisherigen Planlosigkeit auf dem Gebiete wohl endgültig Wandel geschaffen und dem weiblichen Geschlecht eine gleichwertige Schulbildung im Vergleich zu dem männlichen gesichert ist. Die drei Typen der höheren Knabenschule sind nunmehr auch für die Mädchen vorgesehen, womit dem Eintritt derselben in das Erwerbsleben freie Bahn geöffnet ist; als Grundlage der höheren Schulbildung für die Mädchen ist aber die nun zehnstufige höhere Mädchenschule (Lyzeum) festgehalten, die ohne Rücksicht auf spätere Erwerbsbedürfnisse den künftigen Hausfrauen und Müttern die zur Durchführung dieser ihrer eigensten Aufgabe nötige Allgemeinbildung auf neuen, wissenschaftlich begründeten Wegen gibt. Wer diese Ausbildung nach der Seite des Hauswirtschaftlich-Sozialen hin vertiefen will, findet in der auf dem Lyzeum aufgebauten „Frauenschule" dazu eine vortrefflich ausgedachte Gelegenheit. Die künftigen Lehrerinnen der Hauswirtschaft, der Handarbeit und des Turnens werden auf der Frauenschule oder in besonderen Anstalten vorgebildet. Ein jetzt vierklassiges Lehrerinnenseminar (Oberlyzeum) bildet die Volksschullehrerinnen und die ordentlichen Lehrerinnen der höheren Mädchen- und der Mittelschule aus. Daneben sind zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Jugendleiterinnen und Ge-

Phot. R. Dührloop, Berlin.

von Trott zu Solz,
Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten.

werbelehrerinnen Maßregeln getroffen, die das gesamte einschlägige Bildungswesen zu einem fast lückenlosen System der höheren weiblichen Schulbildung abrunden.

Über der Sorge für die höheren Schulen ist auch in Preußen lange Zeit hindurch das Mittelschulwesen zu kurz gekommen, das den breiten Schichten des Mittelstandes eine seiner Berufssphäre entsprechende Vorbildung geben soll. Ein bestes Stück Schulreform ist also geleistet worden, indem im Jahre 1909 für die neunstufigen Mittelschulen ein fester Lehrplan geschaffen wurde, der in glücklichster Weise neben der Einheit im Notwendigen den lokalen Bedürfnissen Rechnung zu tragen erlaubt. Der vielfach ungesunde übermäßige Zudrang zu den höheren Schulen ist dadurch in wirtschaftlich wie sozial viel richtigere Bahnen geleitet, außerdem den kleineren Gemeinden eine Menge unnützer Kosten erspart. Es ist die vom Kaiser so entschieden vertretene Tendenz nach Kulturgemäßheit der Schulorganisation, die auch hier das Vorgehen der Unterrichtsverwaltung bestimmt hat.

Doch man würde an diesem Aufschwung der höheren und der Mittelschulen nicht ungetrübt sich erfreuen können, wenn nicht die umfassendste und grundlegende Schulgattung unseres schulmäßigen Bildungswesens, die Volksschule, auch ihrerseits entsprechend gefördert worden wäre: zum Glück darf gesagt werden, daß auch das vollauf und in dem gleichen Sinne einer hohen Wertung der Kulturaufgaben der Schule geschehen ist. Vor allem haben in den Jahren 1906 und 1909 die Schulunterhaltungspflicht und die Lehrerbesoldung eine gesetzliche Regelung gefunden, die dem bisherigen Zustande gegenüber einen sehr erheblichen Fortschritt bezeichnet und zugleich einen vielversprechenden Anfang für das seit Jahrzehnten umsonst angestrebte Unterrichtsgesetz bedeutet. Ebenso sind die Lehrpläne der Volksschule und ihre Durchführung — letztere u. a. durch starke Vermehrung der fachmännischen Schulaufsicht — bedeutend verbessert worden, die Zahl vollausgebauter achtstufiger Schulen ist in stetem Steigen begriffen, und immer stärker zieht ein frischer Geist kulturgemäßen Vorwärtsstrebens in die Volksschule ein, der nicht in letzter Linie durch die verbesserte Vorbildung und die soziale Besserstellung der Lehrer in erfreulichster Weise getragen ist. Daß auf diesem schwierigsten aller Gebiete des Bildungswesens noch gar vieles zu tun übrig bleibt, darf nicht blind machen gegen die gewaltigen Fortschritte, die gerade die letzten 25 Jahre dem preußischen Volksschulwesen gebracht haben. Als ein sehr wesentlicher dieser Fortschritte soll hier noch hervorgehoben werden, daß die zunehmend zweckmäßige Abstimmung der verschiedenen Schulgattungen aufeinander es den begabten Schülern der Volksschule immer mehr erleichtert, zur Mittel- und zur höheren Schule aufzusteigen, wobei reichlich bemessene Freistellen in Staat und Gemeinde den Mittellosen zur Verfügung zu stellen sind. Dem wahren Talent steht heutzutage der Weg zur höheren Bildung ganz anders offen, als das vor drei Jahrzehnten der Fall war, und der soziale Zug unserer Zeit findet in diesem organischen, den Kastengeist bekämpfenden Aufbau der Bildungsmöglichkeiten mit seinen erfreulichsten Ausdruck.

So viel von dem Kreise der dem Unterrichtsministerium unterstellten Anstalten, deren Geschicke in der Regierungszeit Kaiser Wilhelms von fünf Ministern gelenkt worden sind, den Ministern von Goßler, Graf von Zedlitz-Trützschler, Bosse, von Studt, Holle und von Trott zu Solz; aus der Zahl ihrer Berater und Helfer muß, um von noch lebenden zu schweigen, wenigstens einer, der Ministerialdirektor Althoff, dankbar hervorgehoben werden. Er mit in erster Linie hat dazu beigetragen, daß die Anregungen des Kaisers für das höhere Schulwesen klar aufgefaßt und tatkräftig durchgeführt worden sind. Von den außerhalb des Ministeriums stehenden Männern ist Georg Ernst Hinzpeter der, dessen Name mit der Schulreformbewegung unter Kaiser Wilhelm am engsten verknüpft ist: der Monarch hat bei diesem seinem Erzieher schon in früher Jugend eine vornehme Auffassung des Lehrerberufes und ein tiefes Verständnis für die volkserzieherische Aufgabe der Schule kennen und schätzen gelernt. Der Dank, den er dem Leiter seiner Jugendjahre abgetragen hat, besteht neben der allzeit bewährten persönlichen Treue nicht zuletzt in dem Schulreformwerk, das die Jahre von 1888 bis 1913 gezeitigt haben. —

Noch ein weiteres großes Gebiet des schulmäßigen Bildungswesens bleibt uns zu betrachten übrig, auf dem ein gleich gewaltiger Aufschwung, zum Teil auch eine völlige Neuschöpfung im Sinne kulturgemäßer Volkserziehung zu beobachten ist: das Fortbildungs- und Fachschulwesen, das mit Rücksicht auf seine unmittelbarere Beziehung zum Berufsleben dem Handelsministerium untersteht, aber in dem Gesamtorganismus des Bildungswesens mit dem übrigen Schulwesen in engsten Zusammenhang zu bringen ist.

Ministerialdirektor Althoff.

Zunächst nur wenige Worte über den unendlich fruchtbaren Reichtum an Fachschulen der verschiedensten Art, der sich in den letzten Jahrzehnten in Preußen entwickelt hat. Schon die Zahlen reden auf diesem Gebiete eine überaus deutliche Sprache. Der staatliche Etat des technischen Fortbildungs- und Fachunterrichts ist von annähernd 600 000 Mark im Jahre 1885 auf nahezu 9 Millionen gestiegen, und diesem Zahlenbilde entspricht das Verzeichnis der einschlägigen Schulen, das nach der gewerblichen wie nach der kaufmännischen Seite hin eine geradezu musterhafte Anpassung des Bildungswesens an die „Anforderungen an die jetzige Weltstellung unseres Vaterlandes" bekundet. Dabei ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß über den Aufgaben des Welthandels und der Weltindustrie auch das lange Zeit so sehr vernachlässigte Handwerk und die kleineren lokalen Industrien nicht vergessen sind. Neben dem tatkräftigen Wirken ins Weite geht die Pflege des Heimischen ebenbürtig einher, und manche volkserzieherischen Aufgaben, für deren Lösung seit der Aufhebung der alten Zünfte der Träger fehlte, hat heutzutage, im Zusammenwirken mit den Gemeinden, der Staat übernommen, der zugleich in Veranstaltungen wie den sogenannten Großen Meisterkursen dem erwachsenen Handwerker Gelegenheit gibt, sein Können in mustergültig eingerichteten Werkstätten unter der Leitung trefflicher Lehrer immer aufs neue zu steigern.

Weit wichtiger aber noch als alle diese fachschulmäßigen Organisationen ist das, was in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete des Fortbildungsschulwesens geleistet worden ist. Bedeutsame allgemeine volkserzieherische Erwägungen liegen dem ganzen Vorgehen zugrunde. Die mit 14 Jahren aus der Volksschule entlassenen Schüler und Schülerinnen dürfen neben der Lehre eine festgeordnete Weiterbildung nicht entbehren, die sich tunlichst anzuschließen hat an ihr beginnendes Berufsleben, daneben aber die allgemeine geistige Weiterbildung und die staatsbürgerliche Erziehung kräftig und zielbewußt pflegen soll. Obwohl durch Landesgesetz in Preußen noch nicht endgültig festbegründet, hat sich in diesem Sinne doch auf reichsgesetzlicher Grundlage in Preußen ein Fortbildungsschulwesen von erfreulichster Ausdehnung und Leistungsfähigkeit in überraschend schneller Entwickelung herausgebildet. Aufgeräumt ist mit den alten Sonntags- und Abendschulen, die die jungen Leute in ihrer Freizeit gesundheitswidrig und über Gebühr belastet haben, und einsichtige Arbeitgeber bringen gern das Opfer, ihre Lehrlinge innerhalb der normalen Arbeitszeit zum Besuch der Fortbildungsschule freizugeben. Denn sie wissen, daß in ihr nicht nur zum Wohle des Ganzen gearbeitet, sondern in erzieherischer wie in unterrichtlicher Hinsicht den jungen Leuten vieles geboten wird, was die heutige Meisterlehre nach der Natur der Dinge den Lehrlingen nicht bieten kann. Die Jugend ist durch die Fortbildungsschule und durch die neuerdings besonders lebhaft tätige Jugendpflege während der so vielen Gefahren ausgesetzten Zeit vom 14. bis zum 18. Lebensjahr in einer Weise geschützt, die man geradezu als einen der größten Kulturfortschritte der letzten Jahrzehnte bezeichnen kann. —

Als am 19. August 1911 der Kaiser den Primanern des Kasseler Friedrich-Gymnasiums die Fahne übergab, die an die Stelle der im Jahre 1875 von seinen Eltern der Anstalt geschenkten treten sollte, sprach er den jungen Leuten unter anderem die Mahnung aus: „Wenn Sie ins politische Leben eintreten, halten Sie den Blick aufs Ganze gerichtet, unbeirrt durch die Partei." Die gesamte Entwickelung des Schulwesens unter der Regierung Kaiser Wilhelms steht unter dem Zeichen dieses „Blickes aufs Ganze", nach dem die Schule selbst orientiert ist und zu dem sie die ihr anvertraute Jugend erziehen will. Die deutsche Schule weiß und wird nicht vergessen, was sie dem Kaiser als dem Vertreter des Ganzen und als dem Mahner zu lebensvoller Arbeit im Dienste des Vaterlandes zu danken hat.

Das Goethe-Denkmal in Rom.

Von Prof. Gustav Eberlein.

Zehntes Kapitel.

Der Kaiser und die Kunst.

Die bildende Kunst.

Zu dem Gesamterbe seiner Väter, das der Kaiser auch in dem traditionellen Verhältnis zur Kunst mit ins Leben nahm, tritt hinzu neben den eigenartigen Anlagen die ganz besondere Erziehung im Hause der Eltern, in dem die Kunst eine alle Verhältnisse des täglichen Lebens durchtränkende Bedeutung hatte. Früh übte sich hier des jugendlichen Prinzen Wilhelm Auge, Zweckmäßigkeit und Schönheit zu vereinen und an dem Herrlichsten, was die Kunst aller Zeiten hervorgebracht hat, den stark vorhandenen Sinn für Schönheit der Formen und Linien zu bilden. Mit dem Namen des Kronprinzenpaares Friedrich Wilhelm und Viktoria verknüpft sich für alle Zeiten diese großartige Entwicklung des öffentlichen Sammlungswesens und des Kunstgewerbes, die Deutschland in einigen kurzen Jahrzehnten aus den Tiefen künstlerischer Verkommenheit und bureaukratischer Engherzigkeit zu einer maßgebenden Stellung im allgemeinen Wettbewerb der Nationen geführt hat. Das höchste Lob, das man aus dem Munde des Kaisers noch heute hören kann, ist die Bemerkung, daß eine künstlerische Leistung auch seiner Mutter gefallen habe oder gefallen würde, deren verklärtes Bild er abschließend schildert als das jener „sorgenden Frau, deren jeder Gedanke Kunst war und bei der alles, sei es noch so einfach, das für das Leben gestaltet werden sollte, von Schönheit durchweht war".

Auf diesem Gebiete bezeichnet sich Kaiser Wilhelm selber als den „Erben und Vollstrecker" des Kunsttestaments seiner hohen Eltern, und in ihrem Sinne will er „die Hand über dem deutschen Volke und seiner heranwachsenden Generation halten, das Schöne in ihm pflegen, die Kunst in ihm entwickeln", aber nur in den Bahnen und Grenzen des in jedem Menschen liegenden Gefühls für Schönheit und Harmonie. Bei jeder Anlage, die gemacht, jeder Statue, die aufgestellt, jeder Hausfront, deren Entwurf zur Genehmigung unterbreitet wird, ist der Haupt- und Grundgedanke der Überlegungen des Kaisers: „Was oder wie würde es Meinen Eltern gefallen? oder was würden Sie dazu gesagt haben?" Wie hoch er diese ihm im Elternhause gewordene Anregung schätzt, das zu zeigen benutzt der Kaiser jede Gelegenheit. Als Beispiel sei nur erwähnt, daß nach eingehender Betrachtung von für den Gebrauch in den Schlössern angefertigten Möbeln im Stile des 18. Jahrhunderts mit vergoldeten Bronzebeschlägen, deren technisch und künstlerisch vollendete Herstellung in Berlin Kronprinz Friedrich Wilhelm mit allen Kräften ins Leben zu rufen und zu fördern suchte, der Kaiser sein Urteil dahin zusammenfaßte: „Wie würde sich Mein Vater gefreut haben, wenn Er das hätte erleben können."

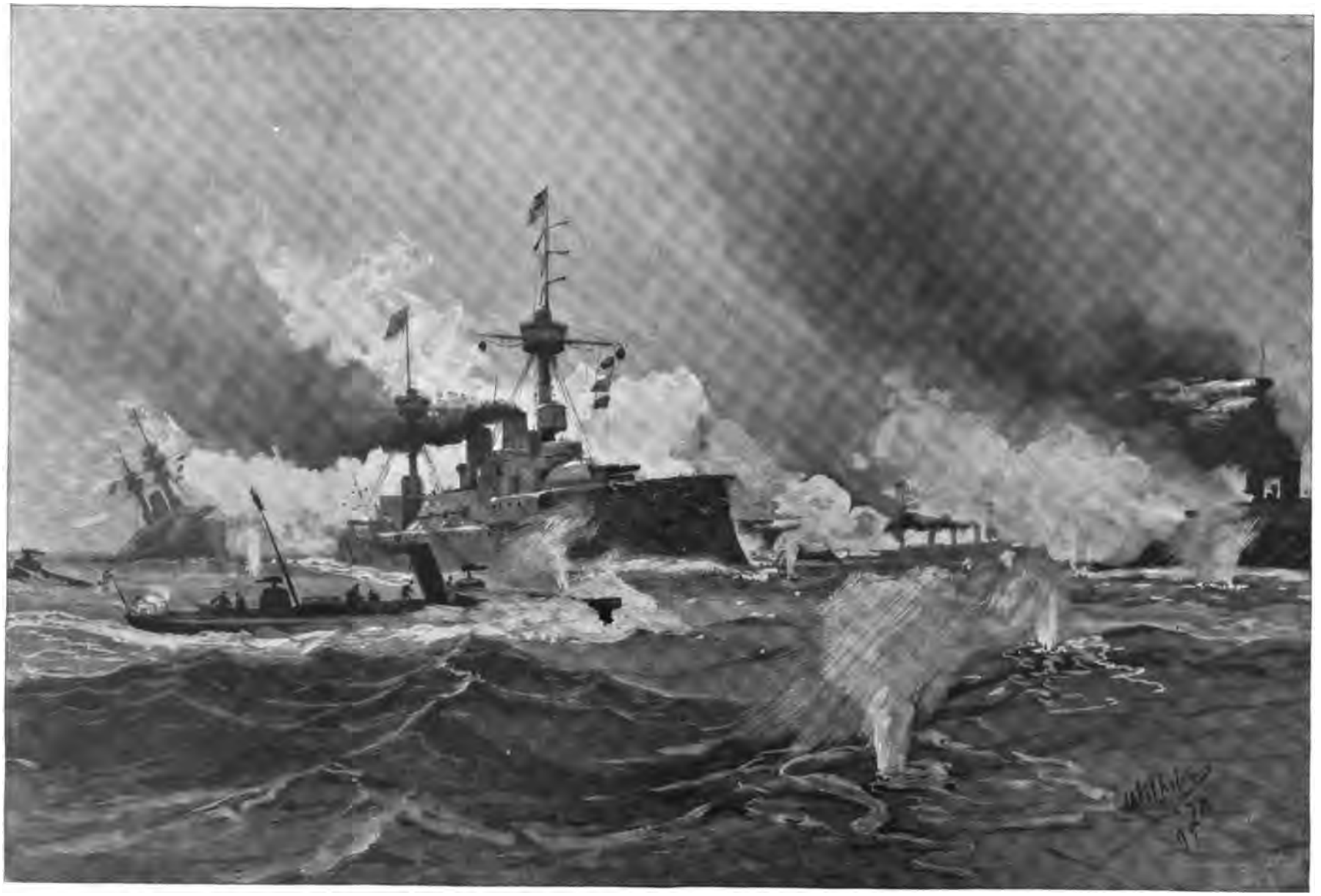
Was hier im kleinen Kreise des Vaterhauses gedacht, erwogen und gelernt wurde, in umfassender Weise wurde es von Kaiser Wilhelm nach Antritt der Regierung auf alle Verhältnisse des öffentlichen

Kaiser Wilhelm aquarelliert auf der „Hohenzollern".
Nach einer Skizze von Prof. Carl Saltzmann.

Lebens zur Anwendung gebracht. Kein Vorgang von Bedeutung im öffentlichen Kunstleben entgeht dem scharfen Auge des Herrschers, bei ihm laufen alle Adern der Kunsttätigkeit in den verschiedenen Ressorts der Staatsverwaltung zusammen, um, mit frischem Blute erfüllt, bis in die fernsten Teile des Reiches dem Kunstschaffen neues Leben einzuflößen. Welche Anregung und Weckung des Ehrgeizes liegt allein für alle Beteiligten in dem Bewußtsein, daß jeder Entwurf von irgendwelcher Bedeutung, sei es für eine neue Kirche, einen Bahnhof, ein Postgebäude oder ein Denkmal, erst dem Herrscher vorgelegt werden muß, um hier einer scharfen Prüfung unterzogen zu werden, ob er in bezug auf Schönheit, Reinheit des Stiles und Zweckmäßigkeit für den in Aussicht genommenen Platz eine Daseinsberechtigung hat. Und auch das muß gesagt werden, so wohlwollend der Kaiser jedes ehrliche Kunststreben anzuerkennen weiß und mit dem Lobe nicht zurückhält, so leicht es ihm wird, jedem Entwurfe und den Ideen seines Schöpfers gerecht zu werden, ebenso unerbittlich waltet der Rotstift seines Amtes, wo der Kaiser bureaukratischer Gleichmacherei und handwerksmäßiger Auffassung oder sich überhebender Himmelstürmerei und launenhafter Oberflächlichkeit ohne solide künstlerische und technische Grundlage zu begegnen glaubt.

Es ist erklärlich, daß bei einer derartig kraftvollen Herrschernatur das Bedürfnis nach epikuräischem Feinschmeckertum in den stillen Winkeln intimen Kunstlebens nicht sonderlich stark hervortritt, sein ganz in den großen Fragen der Zeit und der Geschichte aufgehender Geist sucht auch die Kunst mit dem Streben nach den höchsten Zielen der Menschheit zu erfüllen, auch hier den Widerhall des von großen nationalen Ideen bewegten Lebens lebendig werden zu lassen. Und doch auch hier, welch merkwürdige Vereinigung von glühendem Interesse für die höchsten Ideale der Kunst und scharfsinnigem, verständnisvollem Eingehen auf die intimsten Einzelheiten und Mittel ihrer Technik. Mit demselben scharfen Blicke und rasch auffassendem Verständnis urteilt der Kaiser über die von einem Maler oder Bildhauer neu angewandten künstlerischen Ausdrucksmittel, wie er sofort sieht, daß ein Kunsttischler in der Konstruktion seines Schrankes eine bisher nicht übliche Methode für die Anbringung der Türen angewandt hat, und der Auseinandersetzung der Vorteile derselben mit höchstem Interesse folgt.

In hohem Maße unterstützt werden die Bestrebungen des Kaisers durch die ihm gewordene und von den hohen Eltern sorgsam gepflegte Begabung, alle ihn bewegenden künstlerischen Ideen in mit scharfer Auffassung komponierten und den gewollten Gedanken klar widerspiegelnden Zeichnungen zum Ausdruck bringen zu können. Bei Besprechungen und Beratungen mit den ausführenden Künstlern benutzt Kaiser Wilhelm II. ebensoviel den Zeichenstift wie die Sprache, um seine Gedanken zu verdeutlichen, ja, oft gibt er mit ersterem allein seiner Kritik Gestalt und gleichzeitig bestimmten Direktiven seines Willens die Form. Auch liebt es der Kaiser, sein Inneres bewegende Gedanken und Sorgen für das Wohl seines Volkes und die höchsten Güter der Menschheit in künstlerische Form zu kleiden und in Gestalt von Gedenkblättern als Mahnruf weiten Kreisen zugänglich und verständlich zu machen, oder auch in solcher Form das Andenken unserer Nationalhelden zu ehren, oder der Erinnerung an opferfreudige Pflichterfüllung künstlerische Weihe



Eine Seeſchlacht, gemalt von Kaiſer Wilhelm II. (1895).

Original in der Galerie Ravené zu Berlin

zu geben. Wo es gilt, einem Geschenke hohen persönlichen Wert zu verleihen, ist des Kaisers Hand rasch bereit, seiner Idee Form und Gestalt zu verleihen, ebenso wie manchem abgeschiedenen Freunde der Grabstein oder das Denkmal nach seinen Entwürfen und Bestimmungen errichtet wurde. Ganz besondere Freude macht es dem Kaiser, die für die Kunst scheinbar unnahbaren Kriegsmaschinen unserer Marine mit dem Stifte zu bezwingen und in künstlerische Formen zu kleiden, und auf diesem Gebiete nimmt er auch mit Vorliebe in den selten gegebenen Mußestunden Pinsel und Palette zur Hand, um den Zauber im Bilde festzuhalten, den der gegen die Naturgewalten und die ewige Macht des Ozeans immer von neuem entbrennende Kampf des menschlichen Geistes in stets neuen Gestaltungen in uns aufleben läßt.

Über sein Verhältnis zu den sogenannten „modernen" Richtungen und Strömungen der Kunst hat sich der Kaiser selber mit voller Deutlichkeit ausgesprochen. Er wendet sich gegen die Künstler, die die ganze große Entwicklung unserer Kultur und Kunst mit den Gesetzen der Schönheit und Harmonie, die sich aus ihr ableiten lassen, negieren wollen und die Behauptung aufstellen oder doch ihre Überzeugung erraten lassen, daß die wahre Kunst erst von ihnen neu entdeckt sei. Wenn sie diese Überzeugung nur durch ihre Werke zum Ausdruck bringen wollten, könnte es auch noch jedem überlassen bleiben, sich ein eigenes Urteil darüber zu bilden; aber der Kaiser erklärt die Mittel, die oft benutzt werden, um gewaltsam die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, für eines wahren Künstlers unwürdig. „Der rechte Künstler bedarf keiner Marktschreierei, keiner Presse, keiner Konnexion." Die großen Vorbilder aller Zeiten auf dem Gebiete der Meisterschaft „haben gewirkt, wie Gott es ihnen eingab; im übrigen haben sie die Leute reden lassen. Die Kunst, die zur Reklame heruntersteigt, ist keine Kunst mehr, und mag sie hundert- und tausendmal gepriesen werden".

Ferner verdient eine Kunst, die sich über die erwähnten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, die, unter Mißbrauch des Begriffes der „Freiheit" der „Grenzenlosigkeit, Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung" verfällt, diese Bezeichnung nicht mehr, sondern sinkt zum Handwerk herab. „Wer sich von dem Gesetz der Schönheit, dem Gefühl der Ästhetik und Harmonie, die jedes Menschen Brust fühlt, ob er sie auch nicht ausdrücken kann, loslöst und in dem Gedanken einer besonderen Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache erblickt, der versündigt sich an den Urquellen der Kunst."

Wilhelm II. verkennt nicht die reichen Talente und die hohe Begabung, die manchen Anhängern der sogenannten „modernen" Richtungen eigen ist, aber er wendet sich gegen die Verwaltung dieses von Gott gegebenen Pfundes und gegen die verkehrten Wege, welche diese Männer eingeschlagen haben. Der Kaiser kann von seiner hohen Stellung an der Spitze des deutschen Volkes aus nicht zugeben, daß sich die deutsche Kunst loslösen darf von der nationalen Grundlage und von der Verpflichtung, auf das deutsche Volk, nicht bloß auf seine künstlerisch und philosophisch gebildeten Mitglieder, erzieherisch zu wirken. Die Kunst soll nicht nur ein ausschließliches Genußmittel für das verfeinerte Auge des internationalen Kenners sein, sie soll nicht nur eine schöne Form, sondern auch einen schönen Inhalt haben, sie „soll mithelfen, erzieherisch auf das Volk einzuwirken, sie soll auch den unteren Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben, sich an den Idealen wieder aufzurichten".

In demselben Sinne ermahnt der Kaiser die angehenden Künstler, „die Ideale der Kunst in den durch Überlieferung und die unwandelbaren Gesetze der Schönheit, Harmonie und Ästhetik zugewiesenen Bahnen zu hüten und zu pflegen. Seien Sie sich allezeit der großen Kulturmission bewußt, welche die von Gott begnadeten Jünger und Träger der Kunst zu erfüllen haben: durch ihre Arbeit das Volk in allen seinen Schichten aus dem Getriebe des alltäglichen Lebens zu den Höhen der Kunst zu erheben und das den germanischen Stämmen besonders eigene Schönheitsgefühl und den Sinn für das Edle zu hegen und zu stärken."

Solchen Zwecken kann aber die Kunst nur dienen, wenn der Inhalt ihrer Darstellungen auch für das künstlerisch weniger geschulte Auge anregend und erhebend wirkt, wenn das höchste Ziel der Kunst nicht in der Entwicklung der technischen Seite und des künstlerischen Sehens, also der Form, gesucht wird, sondern wenn in Form und Inhalt höchste Vollendung und ideales Streben innig miteinander verschmolzen sind. Was Freiherr von Berger über die Ideale des Kaisers in der Dichtkunst berichtet, das gilt auch von den bildenden Künsten: „Der Kaiser will Größe, weltbewegende Charaktere, Prunk und volle strömende Schönheit in der Kunst. Und welcher echte Kunstmensch wollte das nicht? Wir alle sehnen uns ja nach einer solchen. Wann wird der Dichter (Künstler) kommen?"

Phot. Max Mißmann, Berlin.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.

Marmorstatue von F. Schaper in der Siegesallee zu Berlin.

Dagegen weiß Kaiser Wilhelm die Bedeutung unserer öffentlichen Sammlungen als Erziehungsanstalten ersten Ranges vollauf zu schätzen. Seine Protektion hat den Königlichen Museen eine Reihe ihrer wertvollsten Erwerbungen verschafft, ja, eine Anzahl der hervorragendsten Gemälde und Statuen sind von ihren alten historischen Plätzen in den Schlössern und Gärten entfernt und dem Kaiser-Friedrich-Museum überwiesen worden, wenn der Kaiser die Überzeugung gewann, daß sie hier einer höheren Kulturaufgabe dienten oder eine Lücke auszufüllen geeignet waren.

Auf die Erhaltung des Charakters einer Stadt, ihres Stiles, legt der Kaiser bei den Regierungsbauten den höchsten Wert und niemals wird er müde, bei der Beurteilung von Bauentwürfen immer wieder darauf hinzuweisen. Es gibt ja manche Städte, namentlich solche von moderner Entwicklung, die einen bestimmten Charakter nicht aufzuweisen haben; hier läßt der Kaiser dem entwerfenden Künstler volle Freiheit in bezug auf den Stil seiner Projekte; aber wo es sich um unsere alten Städte handelt, um die der Glanz der Geschichte schwebt, bei denen der Edelrost des Alters und der Erinnerungen an die höchsten Kulturperioden unseres Volkes vor jedem rohen Eingriff zu schützen ist, da wacht der Kaiser bei den durch die erweiterten Bedürfnisse der Jetztzeit unabweisbar gewordenen Neubauten darüber, daß der alte Charakter gewahrt bleibt und die Einheitlichkeit des Stadtbildes durch Gedankenlosigkeit und Einseitigkeit der Architekten nicht verletzt wird.

Indem der Kaiser sich gewissermaßen persönlich die nachdrücklichste Einwirkung auf dieses Ressort vorbehielt und, wo es zweckmäßig erschien, mit den entwerfenden Architekten selber verhandelte, wurde die Baukunst auf eine andere Stufe gehoben. Bei der Beurteilung der Bauprojekte wird der Kaiser unterstützt durch die Begabung, sich aus jeder Andeutung heraus ein plastisches Bild des Gewollten zu machen, und er setzt durch seine Auffassungskraft auch für rein technische Fragen immer wieder von neuem in Erstaunen. Dasselbe gilt von der Leichtigkeit und Klarheit, mit der er seinen Willen durch eigenhändige Skizzen zum Ausdruck bringt, dabei aber immer die Änderungen aus dem Grundriß heraus entwickelt.

Ich brauche hier wohl nur darauf hinzuweisen, daß der Kaiser schon aus rein physischen Gründen gar nicht in der Lage ist, einem jeden der Staatsbauten in Preußen und dem Reiche eine in die Einzelheiten eindringende Arbeitsleistung zu widmen; aber auch trotz dieses Vorbehaltes wird man ermessen können,

Die Marienburg, von der Nogat aus gesehen.

Die wiederaufgebaute Hohkönigsburg. Phot. Eugen Jacobi, Metz.

welchen bedeutenden Einfluß dieſe kontrollierende Tätigkeit des Herrſchers ſchon bei der Projektierung der bedeutenden Bauwerke auf die Tätigkeit der Architekten ausüben muß, der dann ſpäter, wo dies irgend angeht, die perſönliche Überwachung bei der Ausführung und die Kritik nach der Vollendung zu folgen pflegt. In den meiſten und oft intereſſanteſten Fällen läßt ſich dieſe Tätigkeit des hohen Herrn gar nicht aktenmäßig verfolgen und belegen, da ſie von Mund zu Mund erfolgte und der Einfluß des Kaiſers ſich in wiederholten Beſprechungen mit den Architekten perſönlich geltend machte.

Bei den Poſtgebäuden legt der Kaiſer ganz beſonderen Wert darauf, daß ſie den baulichen Charakter ihrer Umgebung möglichſt rein zum Ausdruck bringen, und er hat wiederholt Gelegenheit genommen, bei den ihm vorgelegten Projekten ſeiner Befriedigung „beſonderen Ausdruck darüber zu geben, daß die Entwürfe dem Charakter und den Eigentümlichkeiten der für die Bauten in Ausſicht genommenen Städte Rechnung tragen und dabei jede Schablonierung der Projekte vermieden worden iſt". Dieſe Projekte enthalten neben allgemein anerkennenden Worten eine Fülle von eingehenden Bemerkungen von der Hand des Kaiſers, zum Teil mit Ratſchlägen techniſcher Art, die in ihrer Sachlichkeit und eindringenden Kenntnis der Dinge geradezu unſer Staunen wecken müſſen.

Einen ähnlichen Charakter trägt die liebevolle Sorgfalt, die der Kaiſer der Erhaltung und Wiederherſtellung der mit der Geſchichte des deutſchen Volkes in enger Beziehung ſtehenden großen Bau- und Kulturdenkmäler widmet, nur daß es hier gilt, die Reſte einer großen Vergangenheit des geſamten deutſchen Volkes aus den verſchiedenen Zeitabſchnitten und in den verſchiedenen Gauen des Reiches gelegen, vor weiterer Zerſtörung zu bewahren oder aus ihren Trümmern im neuen Glanze als Nationaldenkmäler wiedererſtehen zu laſſen. Alle dieſe Zeugen unſerer alten Kultur haben eine beredte Sprache, ſei es, daß wir uns zu der aus ihrem Trümmerfelde neu erſtehenden Saalburg, der als römiſche Zwingburg gedachten Kulturvermittlerin für Germanien, wenden, oder unſere Blicke nach der öſtlichen Grenzmark richten, wo in der Marienburg die Ordensritter Chriſtentum und deutſche Kultur gegen die Scharen der Feinde verteidigten und ſie zum Mittelpunkt der Beſtrebungen für die Erſchließung der preußiſchen Provinzen machten, oder auch, daß wir der Hohkönigsburg gedenken, durch deren Wiederaufbau uns ein Bild des alten deutſchen Rittertums mit ſeiner Poeſie und idealen Denkart erſchloſſen worden iſt; immer iſt es der hiſtoriſche, mit warmem Kunſtgefühl durchtränkte Sinn unſeres Kaiſers, der mit Begeiſterung eingreift und alle Schwierigkeiten beiſeite räumt, wo es gilt, dem deutſchen Volke die Andenken und Zeugen ſeiner alten Geſchichte zu erhalten und wieder zu beleben.

Bei dem Wiederaufbau der Saalburg geht die Absicht des Kaisers dahin, durch die Erneuerungsbauten im Kastell und im Lagerdorf den Besuchern der Saalburg ein deutliches Bild von der militärischen Kraft und dem bürgerlichen Leben der Römer, wie es sich in den deutschen Wäldern am Grenzwall gestaltete, zu geben. Dazu soll das Museum in übersichtlicher Anordnung den gesamten Kulturzustand jener Zeit vor Augen führen; denn es handelt sich bei der Limesforschung zwar einesteils um die in den Grenzbefestigungen sichtbaren militärischen Leistungen der Römer, andererseits aber auch um die Klarlegung der hohen Kultur der Römer, die im Verlauf von zweihundert Jahren eines meist feindlichen Zusammenlebens auf die Kulturentwicklung der germanischen Volksstämme einen großen Einfluß gewonnen hat.

Handelte es sich bei der Saalburg, deren Name oft zu Mißverständnissen geführt hat, um den Wiederaufbau einer römischen Grenzfestung, bei der Marienburg um den festungsähnlichen Hauptsitz des Deutschritterordens bei seiner kolonisatorischen Tätigkeit im äußersten Osten Deutschlands, so ist die Hohkönigsburg ein Denkmal der Kulturblüte der alten deutschen Ritterschaft, wie es umfangreicher und bedeutender im Elsaß, ja in gewisser Beziehung in ganz Deutschland, nicht vorhanden ist. Seine Ziele bei dem Wiederaufbau der Burg hat der Kaiser in einem an den Bauleiter Architekten Ebhard gerichteten Telegramm vom 16. März 1901 ausgesprochen: „Mit hoher Freude vernehme ich Ihre Kunde; ich hege die beste Zuversicht zu Ihrer bewährten und gewissenhaften Arbeitskraft, daß Sie mir dazu verhelfen werden, einen des Deutschen Reiches würdigen Wiederaufbau der herrlichen Burg durchzuführen, der uns, den Zeitgenossen des 20. Jahrhunderts, zeigen wird, wie die Vorväter einst gebaut und ihr Heim eingerichtet haben. Möge der Bau in seiner getreuen Nachbildung des Alten allen Besuchern und dem schönen Reichslande eine Quelle steter stolzer Freude sein und die Erinnerung stärken an die großen Geschlechter, welche dort einst die Blüte deutscher Kultur und deutscher Ritterschaft gepflegt."

Die am 21. März 1899 zu Berlin gegründete Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen erfreut sich des dauernden werktätigen kaiserlichen Interesses. So hat der Kaiser einen nicht geringen Teil an der jetzt durch ganz Deutschland, ja durch das ganze deutsche Sprachgebiet sich erstreckenden Bewegung zur Erhaltung unserer Burgen als künstlerisch architektonischer und kulturhistorischer Denkmäler, namentlich aber auch als Denkmäler vaterländischer Erinnerungen, deren großer Wert für die Erhaltung und Belebung des Nationalbewußtseins dem Kaiser nicht verborgen geblieben ist.

Besondere Freude aber bereitet es dem hohen Herrn, wenn er die Stätten unserer alten Geschichte wieder mit neuem Leben zu erfüllen vermag, ich erwähne hier nur das Kostümfest im Berliner Schlosse zur Feier des hundertsten Geburtstages Kaiser Wilhelms des Großen und seine Wiederholung im kleinen Kreise im Neuen Garten zu Potsdam, das Menzelfest in Sanssouci, und vor allem die großartigen Feste in der Marienburg bei Gelegenheit der Einweihung der Schloßkirche, auf die in dem Kapitel über die Festlichkeiten am Kaiserhofe näher eingegangen ist. In dieser Fähigkeit, künstlerisch ausgestattete Feste zu arrangieren und zu feiern, zeigt sich auch in hohem Maße die malerische und dekorative Begabung des Kaisers, die sich mit außerordentlichem Erfolge auch bei der künstlerischen Inszenierung von Bühnenwerken nach eigenen Entwürfen betätigt hat.

Der Einfluß auf den Kirchenbau, den der Kaiser in weitgehendem Maße ausübt, steht im engsten Zusammenhange mit dem Bestreben, der Kirchennot, wie sie namentlich in Berlin sich entwickelt hatte, energisch entgegenzutreten, wobei der Kaiser sich nicht nur mit materiellen Zuwendungen begnügte, sondern regen Anteil an den künstlerischen Gestaltungen und Ausführungen nahm. Die unter seinem Einfluß entstandenen Kirchen lehnen sich fast ausnahmslos an die herrlichen Werke des Mittelalters an, ohne Kopien derselben zu sein, nur dem modernen evangelischen Bedürfnis angepaßt. Ein ganz besonderes Interesse trug der Kaiser dem fast ganz in Vergessenheit geratenen romanischen Baustil entgegen. Er studierte eingehend die altberühmten romanischen Kirchen des Rheinlandes und sammelte in Photographien und Abgüssen ihre Details. So bewunderte er besonders die Pfarrkirche und den Kaiserpalast in Gelnhausen, die Kirchen zu Limburg, Maria Laach, Andernach, Sinzig, das Bonner Münster, Schwarz-Rheindorf, die romanischen Kirchen Kölns u. a. Auf den weiteren Reisen begeistert er sich an dem Dom in Drontheim, sowie an den herrlichen Bauten Süditaliens und Siziliens aus der Normannen- und Hohenstaufenzeit. Von überall brachte er Sammlungen von Photographien mit, verschaffte sich Abbildungen berühmter Kunstwerke der großen Meister und stellte sie einzelnen Architekten, besonders Spitta und Schwechten zur Verfügung.

P. A. LÁSZLÓ, PINX.

So entstand bei dem Kaiser eine ausgeprägte Vorliebe für den romanischen Baustil, den er für besonders entwicklungsfähig und geeignet für den evangelischen Kirchenbau erklärte.

Die bedeutendsten Früchte dieser Vorliebe sind die Gnadenkirche und die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, die man als die Lieblingswerke des Kaisers bezeichnen darf. An beiden beschäftigte er sich mit allen Einzelheiten, sowohl des äußeren Baues als der inneren Ausschmückung. Die Baumeister bestellte er monatlich mindestens einmal zum Vortrage, wo er alles mit ihnen besprach. Er bevorzugte die strengere frühromanische Richtung bei der Gnadenkirche von Spitta und hat dementsprechend bei Schwechtens Bau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche öfter Änderungen veranlaßt. Die Baumeister, denen er außer den genannten mit Vorliebe größere Bauten übertrug, waren neben Orth die Architekten Möckel, von Tiedemann und Otzen.

Im Jahre 1892 nahm der Kaiser den Bau der schon unter Kaiser Wilhelm dem Großen geplanten, aber wegen mancher Schwierigkeiten nicht zur Ausführung gelangten Erlöserkirche in Jerusalem in die Hand und leitete mit dem Geheimen Oberbaurat Adler den Bau bis in alle Einzelheiten. In Tivoli bei Rom war ihm ein schöner alter romanischer Kirchturm aufgefallen, nach dem er eigenhändig den Turm zur Erlöserkirche entwarf.

Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.
Erbaut von Baurat Schwechten.

Von sonstigen großen Kirchenbauten soll noch die Erlöserkirche in Homburg v. d. H. von Schwechten erwähnt werden, mit deren Bau der Kaiser sich viel und eingehend beschäftigte und für den er bedeutende Schenkungen gewährte.

Eine besondere Bedeutung beansprucht der Berliner Dom als Hof- und Pfarrkirche unseres Herrscherhauses neben dem Berliner Schlosse. Auch hier war es der Kaiser, der in gewohnter Energie die Pläne seiner Vorfahren der Vollendung zuführte. Alle früheren Vorarbeiten, Skizzen und Besprechungen hatten ihren Niederschlag und Ausdruck in einem vom Architekten Professor Raschdorff bearbeiteten Entwurfe Kaiser Friedrichs gefunden, den Kaiser Wilhelm II. als ein „heiliges Vermächtnis“ seines Vaters ansah und dessen Ausführung er mit der gewohnten Energie ins Werk zu setzen wußte. Unterzieht man die Dombauakten und namentlich die Protokolle über die unter Leitung des Kaisers abgehaltenen Sitzungen und

Das neue Königliche Residenzschloß zu Posen. Phot. J. Themal, Posen.

Besichtigungen, sowie die Tagebücher beteiligter Künstler einer Durchsicht, dann erkennt man erst, welche Arbeitslast der hohe Herr hier auf sich genommen und durchgeführt hat. Schritt für Schritt gab er den Ausschlag für die Ausführung der Einzelheiten des im ganzen von ihm genehmigten Projektes, sei es, daß es sich um die Wahl der Steinsorten handelte, aus denen die einzelnen Architekturteile hergestellt wurden, oder daß die Motive für die Malereien von ihm bestimmt oder die Modelle für den Skulpturenschmuck besichtigt und genehmigt werden mußten.

Bei der Wiederherstellung alter Kirchen, so der Dome in Havelberg, Wesel, Mühlhausen i. Th., Magdeburg, Brandenburg, ferner Metz, Maria-Laach, Trier u. a. wirkte der Kaiser stets bei den Entwürfen persönlich mit und hielt streng auf stilgerechte, der jedesmaligen Zeitepoche angepaßte Arbeiten. Dasselbe geschah bei Renovierung der Kirchen der neueren Zeit, die häufig, wie die alten Garnisonkirchen zu Berlin und Potsdam, durch unkünstlerische und geschmacklose Zutaten gelitten hatten und jetzt in formvollendeter Kunst ihrer Zeit wieder dastehen.

Großen Wert legte der Kaiser auch auf die innere Ausschmückung der Kirchen, auf die Glasmalerei, die Wandmalerei und auf die erst unter seiner Führung neuerstandene und in Deutschland eingeführte Mosaikkunst.

Die Glasmalerei der ersten von dem Kaiserpaar erbauten Kirchen konnte nur das Streben nach Besserem zeigen. Aber dadurch, daß sich der Kaiser von allüberallher Arbeiten und Muster vorlegen ließ, erkannte er bald, wo schön und kunstgerecht gearbeitet wurde, und dadurch, daß er stets selbst zur Förderung der Glasmalerei reiche Geschenke machte, konnten allmählich mehrere Kirchen mit Fenstern versehen werden, die sich ebenbürtig an die Kunstwerke des Mittelalters anreihen. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche steht mit ihren schönen Fenstern von Geiges allen voran; ebenso stattete derselbe Künstler in vollendeter Weise die Bethanienkirche in Neu-Weißensee und die Glaubenskirche in Lichtenberg aus, und leider nur einen kleinen Teil der Gnadenkirche. Bei allen bilden die von Kaiser und Kaiserin gestifteten

Phot. Tigenthaler, Berlin.

Der Berliner Dom, von Norden aus gesehen.

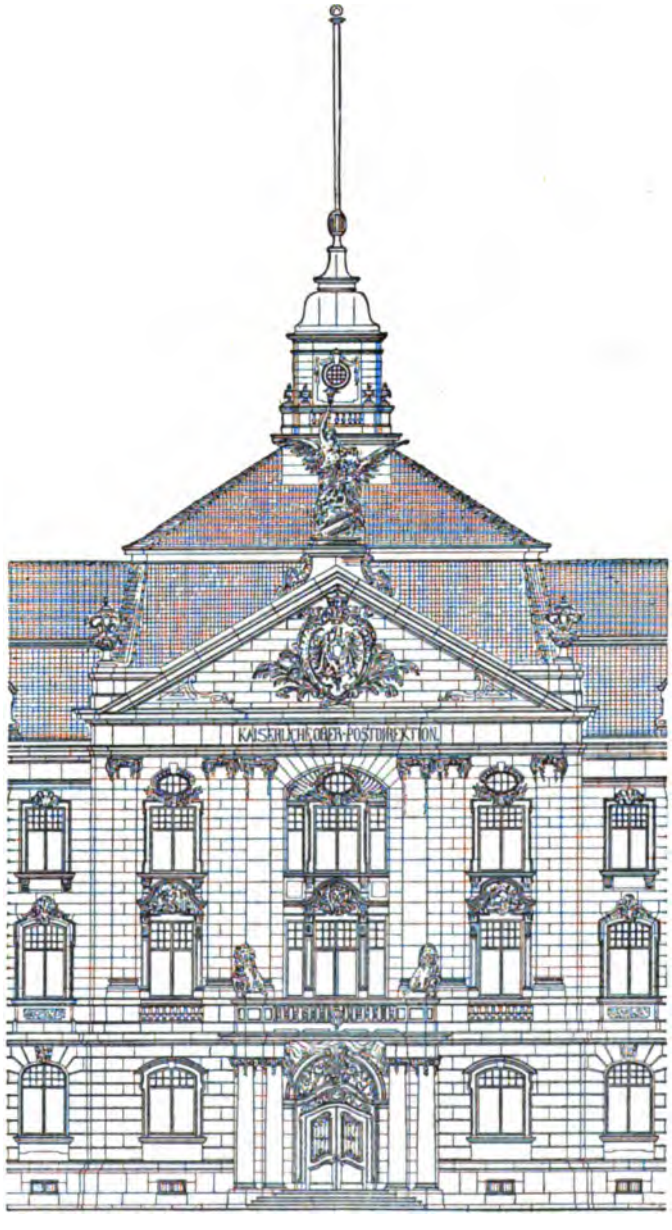
Entwurf für das Gebäude der Oberpostdirektion in Karlsruhe mit den vom Kaiser befohlenen Änderungen.

Fenster den Glanzpunkt. Die schönen Chorfenster in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und in der Gnadenkirche sind von Linnemann. Die Mehrzahl der Entwürfe hat dem Kaiser vorgelegen.

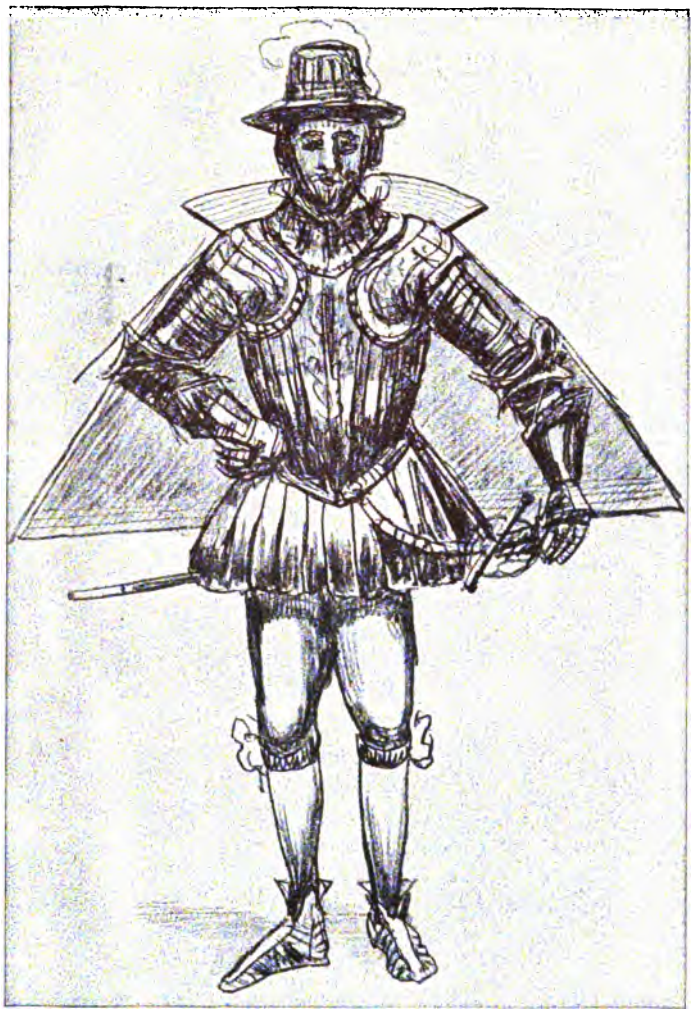
Bei der Wandmalerei in den Kirchen wandte der Kaiser sich oft mit Erfolg dagegen, daß mit unzureichenden Mitteln und billigen Kräften zuviel und schlecht gemalt wurde. Besonders wurden in den ihm vorgelegten Entwürfen die von unbedeutenden Künstlern oft beliebten figürlichen Darstellungen zurückgewiesen. Die Gnadenkirche, ausgemalt von Quensen (Braunschweig), Samariterkirche von Saffer (Hamburg), Himmelfahrt-, Luther-, Apostel-Paulus-, Simeonkirche und Erlöserkirche in Potsdam sind Beispiele schöner und einfacher Kirchenmalerei, die unter dem Einfluß des Kaisers ausgeführt worden ist.

Zu den schönsten Erfolgen führte die vom Kaiser als Kirchenschmuck wieder belebte Glasmosaikkunst, und die von ihm veranlaßten großen Bestellungen führten eine neue Blüte dieser Kunst in Deutschland herbei. An den Kartons beteiligten sich Künstler ersten Ranges, wie in der ersten Zeit namentlich auf Wunsch des Kaisers der Professor Geselschap, der die Kartons für die Gnadenkirche, den Triumphbogen der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und verschiedene andere bildliche Darstellungen entwarf. Zu den schönsten Schöpfungen des Kaisers auf diesem Gebiete gehört die Ausschmückung der Kemenate der heiligen Elisabeth auf der Wartburg mit Mosaikgemälden nach den Entwürfen des Professors Oetken, ausgeführt von Puhl und Wagner in Rixdorf. Dieselbe Firma leistete Hervorragendes bei der Ausschmückung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche nach Entwürfen der Professoren Linnemann, Schaper, Seliger und Oetken. Ebenso entstanden die Mosaikgemälde im Dom unter entscheidender Mitwirkung des Kaisers nach den Kartons von A. v. Werner und W. Friedrich. Fast jeder Karton bei allen diesen Arbeiten ist durch die Hand des Kaisers gegangen und hat dabei manche Abänderung erfahren. Aus der Fülle sonstiger Arbeiten auf diesem Gebiete sind noch die Ausschmückung der Erlöserkirche in Homburg v. d. H. und der Schloßkapelle in Posen zu nennen.

Der Raum fehlt, um auf Einzelheiten der Kirchenausschmückungen einzugehen, die der Kaiser durch seine Fürsorge und Teilnahme überall, wo er eingriff, auf ein höheres Niveau zu heben verstand. Es sei hier nur gesagt, daß bei allen den hervorragenden bildhauerischen Arbeiten in den neuerbauten Kirchen, bei den Glocken und Orgeln usw. der Kaiser mit Erfolg danach strebte, alles, was dazu gehörte, in vollkommener Weise zu gestalten.



Nach den Angaben des Kaisers neu aufgestellter Entwurf vom Mittelbau der Oberpostdirektion in Karlsruhe.



Studie und Entwurf des Kaisers für die Denkmäler der Oranier vor dem Berliner Schlosse.

Unter den Museumsbauten des Kaisers steht an erster Stelle das von ihm ausgeführte Kaiser-Friedrich-Museum, bei dessen innerer Ausgestaltung er die von der Kaiserin Friedrich bereits 1883 verfaßte Denkschrift für die Herstellung eines Renaissance-Museums zugrunde legte. Die Bestrebungen der Kaiserin, die Kunstwerke nicht bloß als Nummern dieser oder jener Teile vom Standpunkte der Wissenschaft aus zur Wirkung zu bringen, sondern sie durch die Art der Aufstellung und die Darstellung des wahrhaft Schönen in möglichster Vollkommenheit zu großen Bildungsschulen für das Publikum zu gestalten, hat in der von Wilhelm Bode auf Befehl des Kaisers so glänzend durchgeführten und so berückend vollendeten inneren Ausgestaltung des Kaiser-Friedrich-Museums ihre höchsten Triumphe gefeiert. Dem unermüdlichen, persönlich alle beteiligten Behörden anspornenden Interesse des Kaisers verdanken wir die Aussicht, daß die hohen schönen Ziele unserer Museumsverwaltung in absehbarer Zeit Form und Gestalt annehmen können, und daß das von ihr aufgestellte neue Programm für den Ausbau der königlichen Museen schöne Wirklichkeit werden soll. Bereits im Bau befindlich sind das neue Deutsche Museum, in dem die primitive Kunst der deutschen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung, das frühe deutsche Mittelalter usw., ebenso wie das wirkungsvolle deutsche Barock und die köstliche Kleinplastik in Porzellan des achtzehnten Jahrhunderts ihren Platz finden soll. „Ein solches deutsches Museum wird eine Fülle von einzelnen Schönheiten darbieten und in der Gesamterscheinung von der deutschen Art in der Kunst erst ein anschauliches richtiges Bild zu geben imstande sein. Es wird durch die Erkenntnis der deutschen Eigenart zugleich zur Läuterung und Förderung unserer modernen Kunst beitragen, sie anregen und veredeln helfen."

Ferner entsteht bereits auf der Museumsinsel der Neubau für den Pergamon-Altar, in dem auch die Früchte der Ausgrabungen in Baalbek, Milet und Didyma, soweit sie dem Museum zugefallen sind, untergebracht werden sollen. Von den weiteren Projekten nenne ich hier nur die Schaffung ausreichender Gebäude für das Völkerkunde-Museum und die eines Museums für asiatische Kunst, um damit der stets wachsenden politischen Bedeutung Ostasiens, sowie der Kultur und Kunst jener Länder für die Entwicklung unserer heimatlichen Kunst gerecht zu werden.

Wie der Kaiser seinen Einfluß stets gern zur Verfügung stellt, wenn es sich darum handelt, hervorragende Erwerbungen für sie zu sichern und überhaupt möglich zu machen, kann hier nur angedeutet werden, ebenso wie er auch in persönlicher Opferfreudigkeit durch Überweisungen von kostbaren Kunstwerken aus den königlichen Schlössern an die Museen ein leuchtendes Vorbild gewährt.

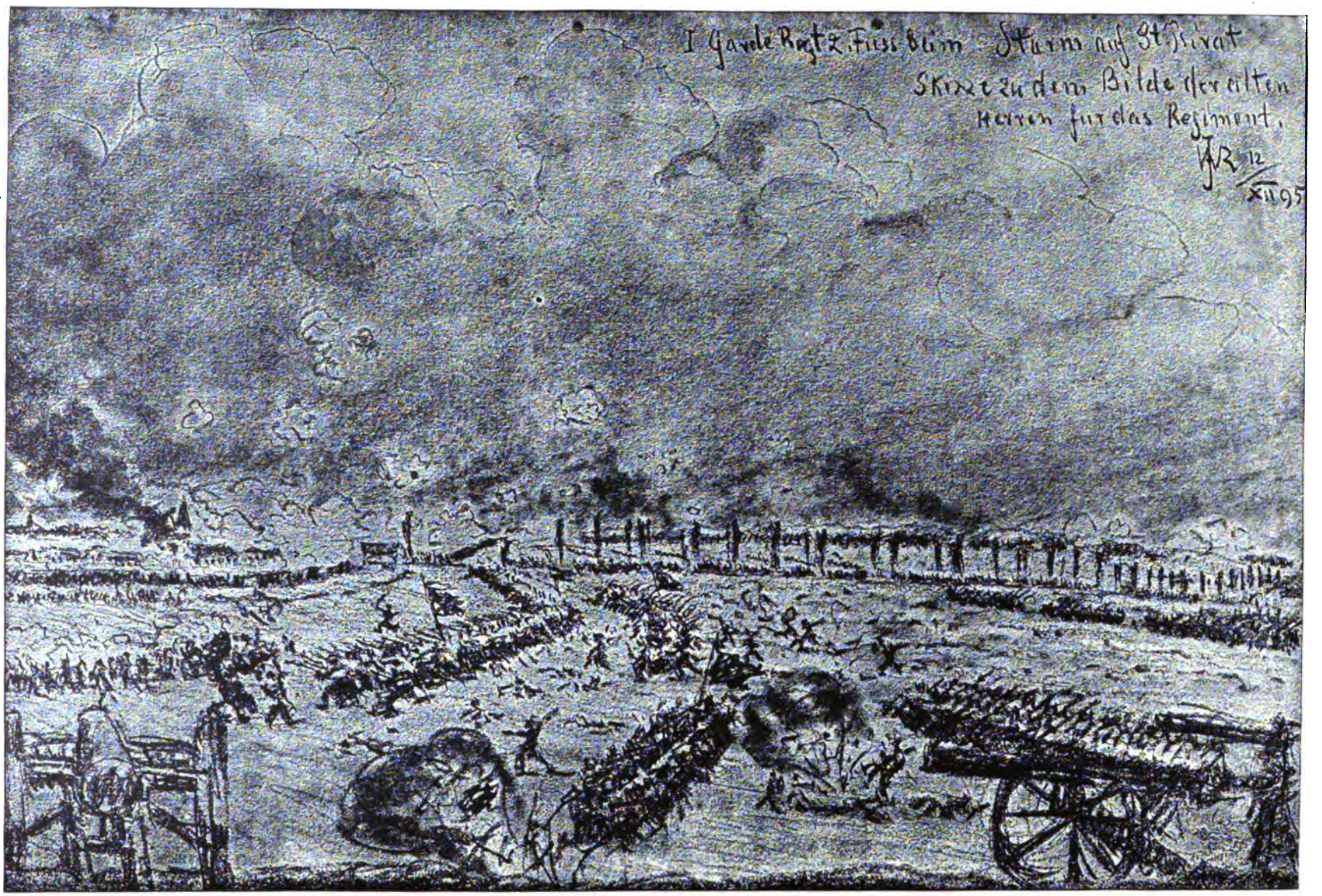
An dieser Stelle kann ich schon aus Raummangel nicht auf die zahllosen Bauten des Kaisers für künstlerische und wissenschaftliche Zwecke näher eingehen, genannt sollen wenigstens noch folgende werden: die Kunstgewerbeschule, das Museum für Meereskunde und das Bautenmuseum in Berlin, von denen sich namentlich das Museum für Meereskunde in kürzester Zeit zu einem der populärsten Museen der Reichshauptstadt entwickelt hat. Dem bleibenden Gedächtnisse des segensreichen Wirkens der Kaiserin Friedrich ist das Kaiserin-Friedrich-Haus für das ärztliche Fortbildungswesen, erbaut von Geheimrat von Ihne, gewidmet. Von demselben Künstler stammen die Pläne zu der soeben vollendeten neuen Königlichen Bibliothek Unter den Linden, dessen Architektur und äußere Erscheinung in jeder Weise seiner Bedeutung und seinem hervorragenden Bauplatze Rechnung trägt, und bei der der Kaiser besonders das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, daß in räumlicher Beziehung nicht nur dem augenblicklichen Bedürfnis Rechnung getragen wird, sondern daß in weiser Voraussicht diese Frage für ein Jahrhundert voraus ihre Erledigung findet.

Studie und Entwurf des Kaisers für die Denkmäler der Granier vor dem Berliner Schlosse.

Unter den Kronbauten des Kaisers, so genannt im Gegensatz zu den mit staatlichen Mitteln hergestellten Gebäuden, stehen an erster Stelle die inneren Ausbauten des Berliner Schlosses, die wie der neue Weiße Saal, das Königinnenzimmer, der Joachim-Saal sowie die Gästekammern einerseits den außerordentlich gesteigerten Ansprüchen an die Repräsentation des Kaisertums gerecht werden sollten, andrerseits zahlreiche ziel- und geschmacklose im Laufe des 19. Jahrhunderts entstandene Einrichtungen und Wohnungsausstattungen den modernen Bedürfnissen entsprechend umgestalten sollten. Eine unendliche Fülle künstlerischer Kräfte wurde hier vom Kaiser in Bewegung gesetzt, um diese Bauten des Königshauses würdig zu gestalten und die köstlichen bereits vorhandenen oder neu erworbenen alten Kunstschätze und Mobiliare in geschmackvoller Weise in den alten Bau einzuordnen. Alle Einzelheiten künstlerischer und technischer Art wurden vom Kaiser persönlich festgestellt und verdanken zum Teil, wie die mehrfach angewandte Art der elektrischen Beleuchtung aus unsichtbaren Lichtquellen, seiner Initiative ihre Entstehung.

Ähnlich wie im Berliner Schlosse wurde die Erhaltung des Vorhandenen und sein weiterer Ausbau und seine Nutzbarmachung auch in den anderen königlichen Schlössern in der den alten Bauten entsprechenden stilvollen Weise vom Kaiser gepflegt und gefördert. Unter den zahlreichen Ausbauten dieser Art seien die Renovierungen und Neueinrichtungen im Neuen Palais und im Stadtschlosse zu Potsdam, in den Schlössern zu Königsberg, Hannover, Homburg, Wilhelmshöhe und Hubertusstock, um nur diese zu nennen, wenigstens erwähnt.

Der Neubau des Königlichen Marstalls am Schloßplatz und der Breiten Straße zu Berlin ist der umfangreichste Bau, den der Kaiser aus Mitteln der Krone hat ausführen lassen. Es galt einerseits ein



Das 1. Garde-Regiment zu Fuß beim Sturm auf St. Privat; vom Kaiser auf die Rückseite eines Menus gezeichnet während des Diners am 12. Dezember 1895 in der Speiseanstalt des 1. Garde-Regiments zu Fuß.

Das 1. Garde-Regiment zu Fuß beim Sturm auf St. Privat.

Nach der Skizze des Kaisers gemalt von C. Röchling.

lange gefühltes dringendes Bedürfnis zu befriedigen, andererseits trug der Kaiser bei diesem Bau in erster Linie seinem Streben nach Verschönerung Berlins durch monumentale Bauten Rechnung.

Die dem Kaiser durch das Testament des Grafen Adolph Friedrich von Schack zugefallene Schackgalerie in München schien der Berliner Nationalgalerie endlich die lang ersehnte Ausfüllung klaffender Lücken in ihren Beständen zu bieten. Der Kaiser aber bedachte, wie sehr der Stadt München und ihren Bewohnern seit Jahrzehnten die Schackgalerie an das Herz gewachsen war und welcher Verlust der Stadt durch Fortnahme der Galerie aus ihren Mauern drohte. Aus diesem Gedanken heraus entstand das an den Münchener Oberbürgermeister gerichtete Telegramm des Kaisers, das über die Zukunft der Schackgalerie zugunsten Münchens entschied:

„Ich ersehe aus den Telegrammen, daß Graf Schack Mir seine Bildergalerie vermacht hat. Dieser den Münchener Künstlern und Bürgern sowohl als allen Deutschen liebgewordene Kunstschatz soll München erhalten bleiben. Möge Münchens Bevölkerung hieraus einen neuen Beweis Meiner Kaiserlichen Huld und Meines Interesses an ihrem Wohlergehen ersehen, ebenso wie Ich mich freue, in Ihrer schönen Stadt ein Haus als Kaiserliches Wahrzeichen zu besitzen, in dessen Hallen ein jeder Anhänger der Kunst Mir willkommen sein soll."
(gez.) Wilhelm, Imperator Rex.

Das gleichzeitig vom Kaiser angekaufte Galeriegebäude erwies sich bald als für seine Zwecke nicht genügend und der Kaiser beschloß, neben der neu errichteten preußischen Gesandtschaft durch die Münchener Architekten Heilmann und Littmann ein neues, in jeder Beziehung zweckentsprechendes Gebäude zu errichten, in dem die schöne Sammlung jetzt ein dauerndes und würdiges Heim gefunden hat.

Die umfangreiche Tätigkeit des Kaisers auf dem Gebiete der Gartenkunst kann hier nur angedeutet werden. Die Verjüngung und Neugestaltung der älteren und allmählich vernachlässigten und verwachsenen königlichen Gärten fällt ganz besonders dem Besucher des Parkes von Sanssouci in die Augen. Überall ist unter Schonung der ursprünglichen Anlagen Licht und Luft in die Bestände gebracht und Raum für Blumenanlagen und Pflanzung wertvoller Baum- und Strauchgruppen geschaffen worden. Auch hat das Terrain des Parkes große Vergrößerungen erfahren, namentlich durch das sich von der Orangerie nach dem Belvedere hin erstreckende Gebiet, dessen gärtnerische Neuanlagen ganz vom Kaiser geschaffen wurden. Als weiteres Beispiel für die eingreifende Tätigkeit des Kaisers auf diesem Gebiete soll nur noch die Verjüngung und Verschönerung des Berliner Tiergartens erwähnt werden, die ihren Höhepunkt in der Schaffung des herrlichen Rosariums erreicht hat.

Wollte man den Schöpfungen des Kaisers auf dem Gebiete der Bildhauerkunst und Malerei gerecht werden, ja nur ein beschreibendes Verzeichnis von ihnen geben, so müßte man ein eigenes Buch damit anfüllen. Ich kann nur einige Denkmäler hervorheben, die der Initiative des Kaisers ihre Entstehung verdanken und deren Kosten auch zum größten Teile von seiner Schatulle bestritten worden sind.

Wenn auch die Plastik für weite Kreise nicht die Anziehung besitzt wie die Malerei, so ist sie für unsere klimatischen Verhältnisse viel geeigneter als diese, eine wahre Volkskunst zu werden; denn sie braucht keine großartigen Museen, um sich zu zeigen, sondern überall an den Gebäuden, auf der Straße, den Plätzen und Gärten kann sie dem vornehmsten wie dem einfachen Bürger gleich zugänglich entgegentreten und auf ihn wirken; sie braucht nicht aufgesucht zu werden, sondern kommt zu jedem, der die öffentlichen Plätze und Gärten zu betreten genötigt ist.

Dieser Umstand hat jedenfalls dazu beigetragen, daß der Kaiser der Bildhauerkunst sein besonderes Interesse zuwendete und daß in Verbindung mit ihr seine Persönlichkeit am meisten in den Vordergrund getreten und auch dem weiten Publikum bekannt geworden ist infolge der großartigen Schenkungen, die er der Öffentlichkeit mit Werken der Bildhauerkunst gemacht hat.

Unter diesen erhebt die Ausschmückung der Siegesallee in Berlin mit 32 Marmorgruppen durch die Großartigkeit ihrer Anlage und den hervorragenden Platz im Tiergarten den ersten Anspruch auf Beachtung. Im 25. Jahre nach der neuerkämpften Einheit des Vaterlandes und der Wiederbegründung des Reiches, an seinem Geburtstage 1895, gab der Kaiser der Stadt Berlin bekannt, daß er als Zeichen seiner Anerkennung für die Stadt und zur Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes ihr diesen Ehrenschmuck stiften wolle, der die Entwicklung der vaterländischen Geschichte von der Begründung der Mark Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des Reiches, also von dem Markgrafen Albrecht dem Bären an bis zu Kaiser und König Wilhelm I. darstellen solle.

Copyright by Rich. Bong, Berlin.

Friedrich der Große bei Zorndorf. Nach dem Ölgemälde von C. Röchling.

Der Umstand, daß nur Berliner Künstler unter Führung von Reinhold Begas an der Ausführung dieses für Berlin bestimmten kaiserlichen Geschenkes beteiligt wurden, gab diesem für die Stadt Berlin noch seinen besonderen Wert, und wenn das auch eine starke Beschränkung für die Auswahl der Künstler zur Folge hatte, so hat doch die Möglichkeit der Durchführung dieses Gedankens den Kaiser im Sinne seiner Hauptstadt mit besonderem Stolze erfüllt. Er bestimmte direkt die Künstler und setzte sich von Anfang an als unmittelbarer Auftraggeber mit ihnen in Verbindung. In jedem Stadium der Arbeit überzeugte der Kaiser sich persönlich von den gemachten Fortschritten und wurde nicht müde, mit Rat und Tat zu fördern und zu helfen. Manchen Nachmittag fuhr der Kaiser von Atelier zu Atelier, und diese Arbeit mit den Künstlern gehörte zu seinen schönsten Erholungsstunden.

Eine Ergänzung der Siegesallee, deren Denkmäler mit dem Standbilde Kaiser Wilhelms des Großen abschlossen, bildete die Ausschmückung des Platzes vor dem Brandenburger Tore mit Marmorskulpturen, deren Mittelpunkt die Standbilder des Kaisers und der Kaiserin Friedrich (A. Brütt und Gerth), sowie zwei Brunnen bilden, alle nach den Entwürfen des Architekten von Ihne durch Brüstungen von weißem Marmor zu einer einheitlichen architektonischen Anlage vereinigt.

Während die Siegesallee und die Anlage vor dem Brandenburger Tor in engem geistigen Zusammenhange mit der historischen Entwicklung unseres Vaterlandes stehen, gedenkt die dritte große Denkmälergruppe im Tiergarten der Zeiten, da dieser jetzige Park noch seinem Namen entsprach und als Jagdterrain der Kurfürsten benutzt wurde. Daher eignete er sich ganz besonders zu einer Verherrlichung des Jagdwesens, die an einem seiner Hauptpunkte, dem Stern, nach den Bestimmungen des Kaisers ihren Platz fand. Um die Hauptgruppe mit der Darstellung eines Felsenbrunnens und des das Kruzifix im Geweih des Hirsches anbetenden heiligen Hubertus (v. Uechtritz) verteilen sich vier Jagddarstellungen verschiedener Zeiten: der Kampf eines alten Germanen mit dem Auerochsen (Schaper), eine Wildschweinsjagd aus der

Zeit des Kurfürsten Joachim II. (Karl Begas), eine Hasenhetze im Kostüm des 18. Jahrhunderts (Baumbach) und eine moderne Fuchsjagd (Haverkamp). Die Freude und Erholung, die der Kaiser selber in der Jagd und ihrer weidgerechten Ausübung findet, wollte er wenigstens in gewissem Sinne wieder allgemein werden lassen, daß er „die Berliner mit frischen allgemeinverständlichen Darstellungen und fesselnden Gruppen aus verschiedenen Zeitepochen zu erfreuen" suchte.

Gegenüber der sonstigen Gepflogenheit bei Denkmälern, die Dargestellten in dem letzten erreichten Lebensalter in die Erscheinung treten zu lassen, liebt es der Kaiser, mehr das jugendliche Alter zu betonen, in dem sie den Beschauern einen weitergehenden Ausblick auf das ganze Leben und ihre äußere und innere Entwicklung eröffnen. So erregen die Statuen des Großen Kurfürsten (Janensch) und Kaiser Wilhelms des Großen (Brütt) im Tiergarten, die diese Fürsten als jugendliche, kaum dem Knabenalter entwachsene Prinzen zeigen, besonderes Interesse. Einheitlich durchgeführt wurde dieser Gedanke bei der Ausschmückung des Weißen Saales im Berliner Schlosse mit den Standbildern der preußischen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis zu Kaiser Friedrich, die fast sämtlich in ungefähr dem Alter dargestellt sind, in dem sie zur Regierung gelangten. Dadurch wurde den Künstlern die Möglichkeit gegeben, oft dargestellte Fürsten von einer neuen Seite aufzufassen und damit die Gefahr der Eintönigkeit zu vermeiden. Von größeren Denkmälergruppen seien hier nur noch die Standbilder der Oranier und des Admirals Coligny vor dem Berliner Schlosse erwähnt, durch die der Kaiser die Tatsache kennzeichnen und bezeugen wollte, „daß die ganze Geschichte, alle Freuden und Leiden und alle Erfolge der beiden Dynastien einst in engster persönlicher Verknüpfung sich vollzogen haben, die auch allen kommenden Geschlechtern gegenwärtig bleiben soll" (Keller). Wie eingehend der Kaiser sich mit der Vorbereitung dieser Kunstwerke beschäftigt hat, dafür zeugen die von ihm dazu hergestellten Entwürfe und Kostümstudien, die den Künstlern als Anhaltspunkte für ihre Arbeiten übergeben wurden.

Von den sonstigen zahlreichen vom Kaiser errichteten Denkmälern seien nur noch einige hervorgehoben, zu denen er selber Skizzen entworfen hat, wie das Denkmal des 1. Garde-Regiments z. F. auf dem Schlachtfelde von St. Privat (Schott), das Nationaldenkmal in Memel (Breuer), die Plakette zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares (Manzel) usw.

Über Deutschlands Grenzen hinaus liebt es der Kaiser, dem Danke, den das deutsche Volk dem Auslande für Mitteilung großer Kulturaufgaben schuldet, künstlerischen Ausdruck zu verleihen. So entstand das Denkmal des jugendlichen Goethe für Rom (Eberlein), als beredtes Zeichen der Sehnsucht des deutschen Volkes nach dem sonnigen Süden Italiens mit seinen Schönheiten der Natur und Kunst, der Goethe in unvergleichlichen Worten Ausdruck zu verleihen verstanden hatte. So entstand die hervorragende Achillesstatue vor dem Achilleion in Korfu (Götz), ein Zeichen des Dankes für die ewig sich neu verjüngenden Kultur- und Kunstschätze des antiken Hellas, und so wird sich an Norwegens Gestade die Gestalt Frithjofs (Unger) erheben als Zeichen kaiserlichen Dankes für die jährlich sich wiederholende Gastfreundschaft, die das Nordland dem Kaiser zum Zwecke der Erholung und Erfrischung gewährt.

Von besonderer Bedeutung sind auch die Bestrebungen des Kaisers, die Tonplastik auf seinem Gute Cadinen zu neuem Leben zu erwecken, und mit besonderer Freude erfüllt es ihn, wenn die Fabrik sich fortschreitend immer größeren Ansprüchen gewachsen zeigt. Charakteristisch für den Geist, der den Kaiser bei derartigen Unternehmungen beseelt, ist die Antwort, die er der Bemerkung gegenüber erteilte, daß die Majolikafabrik ihm wohl noch bedeutende Summen kosten würde:

> „Schadet nichts, es wird schon seine Früchte tragen. Ich bin immer der Meinung, daß reiche Leute mit ihrem Gelde etwas schaffen sollen, woran auch andre ihre Freude haben. Ich mache es nicht so wie viele andre Fürsten, die teure Kunstwerke sammeln und in ihren Schlössern verbergen; Ich sammle nicht. Ich gebe Mein Geld aus, um für Mein Volk etwas zu schaffen und Kunstwerke hinzustellen, an denen es Freude hat."

Das Interesse des Kaisers für die nordische Götter- und Sagenwelt, deren poetischer Inhalt zum Teil in Richard Wagners Musikdramen zu neuem Leben erstanden war, suchte ihre Motive auch für die bildende Kunst zu neuem Dasein zu erwecken. Der Gedanke, daß dem deutschen Volke wohl die Mythologie der Ägypter, Griechen und Römer, aber nicht die der alten Germanen und der ihnen stammesverwandten Völker geläufig ist, bestimmte den Kaiser, Motive aus dieser nordischen Götterwelt für die Ausschmückung des großen Thronsaales im Palast Caffarelli, der deutschen Botschaft in Rom, zu wählen. Galt es doch,

den Italienern in Erinnerung zu bringen, wie die auf dem Capitolinischen Hügel zum Ausdruck gebrachte Gedankenwelt die Vorstellungen jener germanischen Scharen beherrschte, die das alte Rom und seine Kultur zu Fall brachten, um auf seinen Trümmern eine neue Welt erstehen zu lassen. Es würde hier zu weit führen, den geistigen Inhalt dieser Wandgemälde und die künstlerische Lösung dieser Aufgabe näher zu schildern, aber ihr Schöpfer, Professor Hermann Prell, hat die Art und Weise, wie der Kaiser bei solchen Gelegenheiten mit den Künstlern verhandelt und verkehrt, so anschaulich geschildert, daß ich wenigstens einen Teil seiner Worte hier wiedergeben will:

Madonna, modelliert von Manzel, in farbiger Terrakotta ausgeführt in der Kaiserlichen Fabrik zu Cadinen.

Geschenk des Kaisers an Bischof Dr. Thiel.

„Ich kann nicht sagen, wie wundervoll bei der ganzen großen Arbeit das Verhältnis zu dem Hohen Auftraggeber gewesen ist. Immer voll Interesse, nie oberflächlich, alles ernst bedacht; oft eine neue Idee so scharf und natürlich gesagt, daß ich sie mit Freuden auffaßte; immer das Ganze im Auge, nie das Kleinliche beachtet, bereitwillig nachgebend, wo ich Gründe zum Festhalten beibrachte, von einer Rücksicht, einem Zartgefühl gegen die künstlerische Absicht, die in keinem Punkte irgend eine wesentliche Abänderung erfuhr, daß ich — wie wohl andere auch — nur sagen kann: der Kaiser wird immer als das Ideal eines feinfühligen, sehr ernstlich abwägenden, aber dann auch begeistert vordrängenden Mäcens vor Augen stehen. Die Mittel waren für das, was wir alle, Architekt, Maler, der Bildhauer Christian Behrens, der die schönen Kandelaber, Friese, Wappen modellierte, die Marmorbildhauer, Professor Seliger mit seinem mächtigen Thronbaldachin, bis zu der Schar der deutschen und römischen Handwerker herunter, uns vorgesetzt hatten, äußerst beschränkt; aber die Art, wie wir angeregt und wie uns vertraut wurde, ließ a l l e s möglich machen, und nicht leicht ist mit so einhelliger Begeisterung, mit so unbedingter Absicht: „für diesen Herrn das Äußerste", ein Werk vollendet worden."

Der historische Sinn des Kaisers äußert sich auch in seinem Interesse für die Geschichtsmalerei, das er von frühester Kindheit an bekundet hat. Mit den modernen Theorien des „l'art pour l'art" hat sich der Kaiser nie befreunden können. W i e etwas gemacht wird, d. h. mit welchen Mitteln der Technik, kommt für ihn erst in zweiter Linie in Betracht, die Hauptsache ist ihm das „Was", der Gedanke, der Inhalt des Kunstwerks. Bei seinem Bestreben, die Kunst zu einem Gemeingut des Volkes zu machen, durch ihre Vermittlung auf alle für nationale Ideale empfänglichen Gemüter zu wirken und die Ehrentage unserer Geschichte durch sie zu verherrlichen und zu verewigen, erscheint ihm die Vergötterung der Kunst an sich, die einseitige Erziehung zu künstlerisch-technischem Verständnis ihrer Mittel wohl als ein schätzenswerter Besitz des hochgebildeten Teils der Bevölkerung, aber nicht als die Hauptsache, nicht als die in den Vordergrund zu stellende Seite des Kunstschaffens, nicht als geeignetes Kulturelement, um die Nation als solche auf eine höhere Stufe zu heben. Auch hierin beweist der Kaiser seine sozialpolitische Fürsorge, daß

er bei seinen künstlerischen Schöpfungen nicht an die Befriedigung der kleinen Gesellschaft von zum Teil überbildeten, international empfindenden Elementen denkt, sondern daß er den Bedürfnissen und Empfindungen der Gesamtbevölkerung künstlerische Nahrung zuzuführen und das Interesse an den Erscheinungen der Kunst in ihr zu wecken bestrebt ist. Von allem anderen abgesehen, nimmt der Kaiser hierbei auch nur das heute so viel betonte Recht der Persönlichkeit für sich in Anspruch, wenn er das Verlangen zurückweist, bestimmte Richtungen in der Kunst zu fördern und zu pflegen, die ihm schon allein durch die Art ihres öffentlichen Auftretens und die für sie in der Presse gemachte Reklame unsympathisch sein müssen.

Dieser Sinn für die Geschichtsmalerei fand bei dem jugendlichen Prinzen bereits im Hause seiner Eltern reichliche Nahrung, wo er oft Gelegenheit fand, mit Adolph von Menzel, Anton von Werner, Albert Hertel, H. Knackfuß u. a. in Berührung zu treten und an ihren Arbeiten begeisterten Anteil zu nehmen. Durch den Regierungsantritt in die Lage gekommen, selber größere Aufträge zu erteilen, hat er diesen Künstlern die Kraft seiner Jugendeindrücke und sein treues Gedenken mehrfach bezeugt, und eine ganze Anzahl von Gemälden sind unter tatkräftiger Anteilnahme des Kaisers im Laufe der Jahre entstanden. Es liegt in der Natur der Sache, daß für den Kaiser, sowohl seiner ganzen Erziehung zum Soldaten und Heerführer nach, wie in Erinnerung der unvergänglichen Ruhmestaten der preußischen Armee unter seinen Vorfahren, die Schlachtenmalerei ein besonderes Interesse hat. Aus diesem Interesse und aus dem Wunsche des Kaisers, bei den im Kampf und Sieg bewährten Regimentern seiner Armee die Erinnerung an die Ruhmestaten ihrer Vorgänger auch im Bilde festzuhalten, erwuchsen eine ganze Reihe von Aufträgen an den Maler Professor Röchling, von denen die Darstellung des ersten Garde-Regimentes beim Sturm auf St. Privat wohl die interessanteste ist, weil sie in engem Anschluß an einen Entwurf des Kaisers verfertigt wurde. Auf die einzelnen Bilder hier näher einzugehen, verbietet der Mangel an Raum, ich will nur den Schlußsatz einer Ausführung von Professor Röchling hier wiedergeben, in der er die Mitarbeit des Kaisers bei seinen Bildern schildert: „Überhaupt habe ich noch nie mit einem Auftraggeber zu tun gehabt, der so genau weiß, was er will, und sich so freut, wenn er die Sache gut und lebendig dargestellt sieht, der weiter so sachlich auf die nötigen Details eingeht und der auch am richtigen Platze etwas hinzutut, wenn das Bild dadurch besser wird, als der Kaiser." — Lebendig muß alles sein, steife und langweilige Sachen haßt er.

Sonstige vom Kaiser mehrfach beschäftigte Maler sind die Herren von Kossak, Schöbel, Knötel, für die Jagdmalerei Professor Friese u. a.

In das Gebiet der bildenden Künste fällt auch die Tätigkeit des Kaisers für Bühnendekoration und Kostümkunde. Hier kommt der Gabe des Herrschers für plastisches Sehen und Empfinden seine Neigung zu künstlerischer Gestaltung der vom Dichter angedeuteten Situation zu Hilfe und bringt sie zur vollsten Geltung. In zahllosen Entwürfen und Zeichnungen hat der Kaiser auf diesem Gebiete regen Anteil an der Tätigkeit seiner Hofbühnen ausgeübt und namentlich auch auf dem Gebiete der Kostümkunde sich mit großem Erfolge praktisch betätigt.

Es ist erklärlich, daß die in dem Elternhause gegebene Anregung, künstlerisch zu sehen und künstlerisch zu verstehen, bei einer solchen Neigung des Prinzen zu eigener künstlerischer Tätigkeit hindrängte. Die hohe Mutter war als Tochter des meerumrauschten Englands bei ihrem offenen Blick für alles, was die Gesamtausbildung der geistigen Kräfte ihrer Kinder anbelangte, stets bestrebt, auch für die Schönheiten des Meeres ihren Söhnen die Augen zu öffnen und ihnen die Kunst der Marinemalerei näher zu bringen. Die späteren Lehrer des Kaisers in dieser Kunst, die Professoren Salzmann und Bohrdt, betonen die große Begabung des Kaisers für diese seine Lieblingskunst, und daß nur die Ausübung höherer Pflichten ihn verhindert habe, auf diesem Gebiete sich die für ausschließlich künstlerische Tätigkeit notwendige technische Meisterschaft zu erwerben.

Die Schönheiten und die Poesie des Meeres, die dem Kaiser bei den dienstlichen Seereisen und bei den Erholungsfahrten nach den romantischen Küsten Norwegens oder nach dem Mittelmeer, an dessen erinnerungsreichen Gestaden sich die Geschichte der alten Welt abgespielt hat, als Jungbrunnen nach ermüdender Arbeit oder körperlichen Leiden zu dienen pflegen, hat der hohe Herr von Anfang an mit den Marinemalern, von denen außer den bereits erwähnten Salzmann und Bohrdt noch Stöwer besonders zu erwähnen ist, geteilt, indem er sie als seine Gäste auf diesen Reisen mit sich nahm, ihnen ihre Arbeit auf Schritt und Tritt erleichterte, ihre Bilder und Studien mit ihnen durchlebte und sich ihrer Vollendung

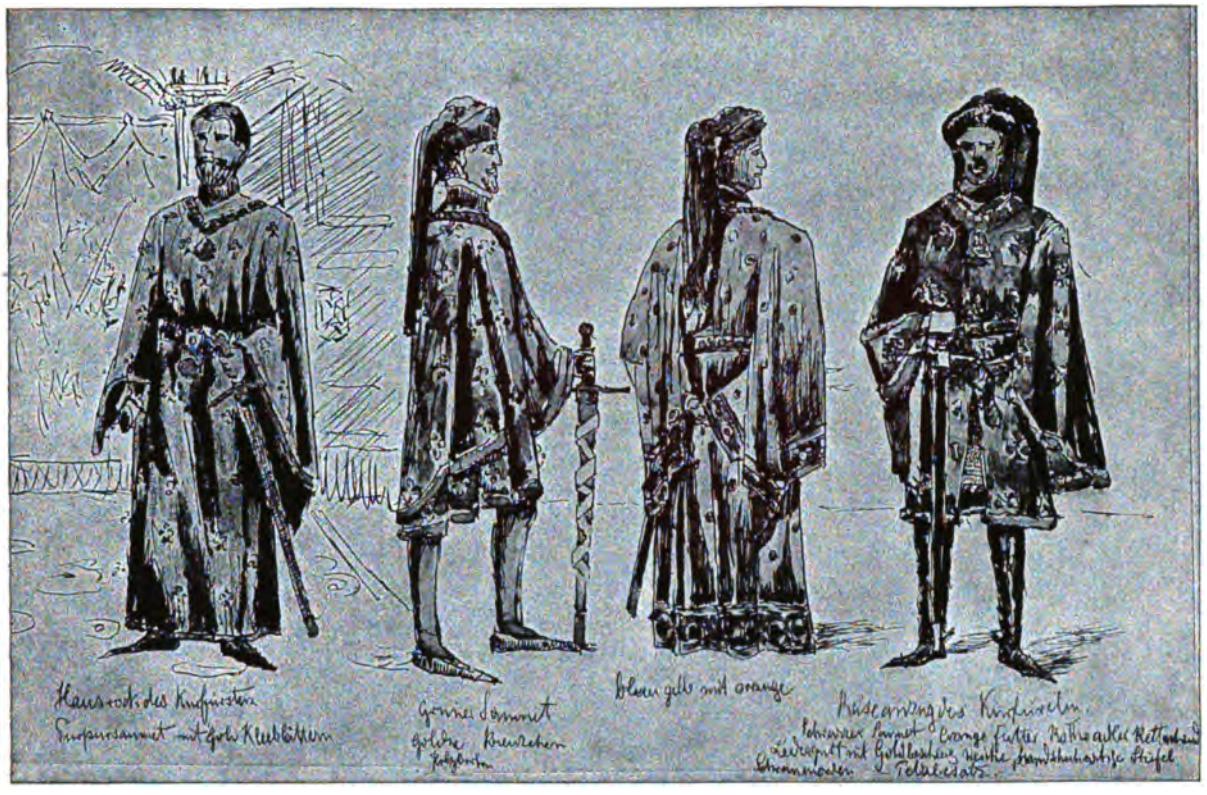
Copyright 1901 by Rich. Bong, Berlin.

William Pape: Ein Reich, ein Volk, ein Gott!

Rettung des Königs Sigismund von Ungarn. Nach einem Gemälde von H. Knackfuß.

ebenso erfreute, als ob es sich um Produkte eigener Kunsttätigkeit gehandelt hätte. Auch durch Erteilung zahlreicher Aufträge insbesonders auf Grund bei Gelegenheit dieser Reisen entstandener Skizzen wußte Kaiser Wilhelm die neu entstandene und immer mehr zu eigener Bedeutung erstarkende Marinemalerei zu fördern.

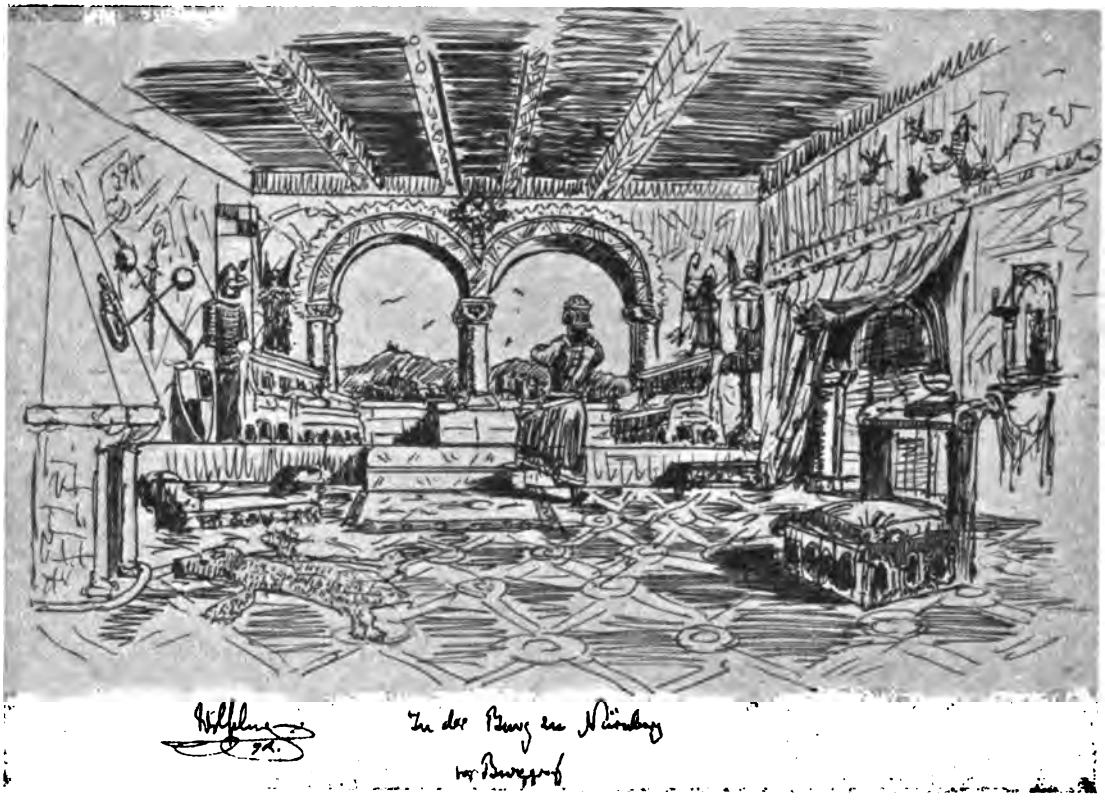
Es ist selbstverständlich, daß der Kaiser mit seinem offenen und scharfen Blicke für das Schöne und zugleich Charakteristische auf Schritt und Tritt darauf hinwirkte, daß alle Gegenstände, die er anfertigen läßt, in eigenartiger, zweckentsprechender, charakteristischer Form und höchster technischer Vollendung hergestellt werden; seien es nun die Prunkstücke militärischer Repräsentation, wie Feldmarschallstäbe, Fahnen, Fahnenbänder und Pauken, seien es kostbare Ehrenpreise aus Edelmetall für Wettrennen, Segel- und Ruderregatten oder von ihm verliehene prunkvolle Amtsketten für Universitätsrektoren, Bürgermeister und die Leiter im Wettstreite singender Männerchöre, Äbtissinnenstäbe für die Vorsteherinnen von aus ehemaligen Klöstern erwachsenen gemeinnützigen Anstalten, oder seien es auch nur einfache Photographierahmen für seinen persönlichen Gebrauch zur Aufbewahrung von Andenken an Personen und Reisen. Auch der kleinsten derartigen Aufgabe widmet der Kaiser eingehendes Interesse, instruiert am liebsten persönlich den ausführenden Künstler über seine Wünsche, wenn er nicht gar, wie es sehr häufig geschieht, einen selbstgefertigten Entwurf der Arbeit zugrunde legt. Bei einer solchen Gelegenheit sprach sich der Kaiser auch dahin aus, daß er sich nicht scheue, mit dem allerkleinsten Anliegen direkt an den Künstler heranzutreten, denn gerade das scheinbar Nebensächliche müßte mit Liebe gemacht werden. „Ich verkehre am liebsten mit dem Ausführenden selber, mit wenigen Worten versteht man sich zum Vorteil der Sache", sind die eigenen oft wiederholten Worte des Kaisers.



Vom Kaiser gezeichnete Kostümstudien für „Eisenzahn".

Theater, Dichtung und Musik.

Wenn wir der Hohenzollernkönige gedenken, so stellen wir sie uns in erster Linie unwillkürlich als ein waffenfrohes Herrschergeschlecht vor als eine stolze Reihe echter Heerkönige, wie die Geschichte sie in gleicher Lust und Liebe zum Kriegshandwerk wohl noch nie erblickte. Aber über der Pflege der Kriegskunst haben sie die Freude an den schönen Künsten nicht vergessen. Des ersten Preußenkönigs schöngeistige Neigungen führten zur Stiftung der Akademie der Wissenschaft, der Malerei und Bildhauerei, aber selbst der Soldatenkönig κατ' ἐξοχήν Friedrich Wilhelm I., der Gründer der preußischen Heeresmacht, mag die Befriedigung eines, freilich naiven, Kunstdranges empfunden haben, wenn er unter die Bilder seiner geliebten langen Kerle nach redlichem Bemühen endlich sein „In tormentis pinxit" setzen konnte. Lange nachdem der Zapfenstreich ausgerasselt hatte, klang des Großen Friedrich Flöte noch durch die Lagernacht, wenn er den müden Geist nicht durch eine poetische Epistel wieder aufrichtete. Die folgenden Herrscher waren ausnahmslos große Freunde des Theaters. Friedrich Wilhelms II. persönlichen Anregungen ist der Gewinn Ifflands für das königliche Schauspiel zu verdanken. Friedrich Wilhelm III. besuchte das Theater fast täglich, aber die Bühne war ihm kein bloßer Zeitvertreib, er schuf das preußische Hoftheater, und sein Minister Hardenberg war es, der zu Graf Brühl, dem ersten Intendanten, das großartige Wort sprach: „Schaffen Sie mir das beste deutsche Theater und nachher sagen Sie mir, was es kostet!" So spricht kein Minister in Preußen, wenn er nicht weiß, daß er Gedanken seines Herrschers auszuführen hat. Friedrich Wilhelm IV. erwarb sich manche bleibenden Verdienste um die deutsche Schaubühne. Er veranlaßte Mendelssohn, die Chöre zur Antigone in Musik zu setzen, wodurch dieses Meisterwerk damals festen Fuß auf der deutschen Bühne fassen konnte. Auf dem kleinen Schloßtheater in Potsdam wurde der Sommernachtstraum in Tiecks Einrichtung zum erstenmale aufgeführt. Daß Wilhelm der Große bis



Ein Zimmer in der Burg zu Nürnberg; vom Kaiser entworfen für den „Burggraf".

in seine letzten Lebensjahre ein treuer Besucher seines Schauspielhauses war, ist bekannt. Kaiser Friedrich hat als Kronprinz mit feinem Kunstgefühl die Bedeutung der Meininger Bühnenreform erkannt und wurde ihr offenkundiger, eifriger Freund und Förderer.

An der Seite seines Vaters mag Prinz Wilhelm wohl die ersten bleibenden Theatereindrücke empfangen haben, wenigstens gedenkt er ihrer oft und gern mit warmen Worten, doch hat er schon viel früher den Zauber der Bühne an sich selber erfahren, denn er hatte öfter Gelegenheit, sich als Darsteller zu versuchen. Im kronprinzlichen Palais fanden nicht selten Theatervorstellungen statt, in denen die Prinzen die Hauptakteure waren. Karl Werder, der diese Aufführungen zu leiten pflegte, hat dem Verfasser dieses Abschnittes oft erzählt, ein wie lustiger Bürgergeneral Prinz Wilhelm gewesen sei. Einmal wurde sogar eine Szene aus Kaiser Friedrichs Lieblingsdrama, aus Nathan dem Weisen, eingeübt, in der Prinz Wilhelm den Tempelherrn hätte spielen sollen. Ein Trauerfall hat diese Vorstellung leider verhindert.

Als Gegenmittel gegen eine gewisse vornehme Zurückhaltung, die großen Herren nicht selten eigentümlich zu sein pflegt und oft für Verlegenheit gehalten wird, mögen solche theatralische Übungen an sich nicht ohne Wert sein, wenngleich der Kaiser bei seinem Temperament und Talent auch ohne sie der Sprecher und Redner geworden wäre, der er ist. ‚Sprecher' ist gerade kein ganz glücklich gewähltes Wort, aber ich glaube, unsere Sprache bietet dafür kein anderes. Die Anleihe bei den redegewandteren Franzosen: ‚causeur' wäre ungenügend, ein ‚causeur' versteht gut zu plaudern, besonders allerhand Nichtigkeiten mit guter Art vorzubringen, er ist etwas mehr, als was wir einen unterhaltenden Menschen nennen. Einen ‚Sprecher' möchte ich jemand heißen, der gute und nicht gewöhnliche Gedanken in gediegener, gewählter Form, im besten Deutsch zu äußern versteht, und das tut Kaiser Wilhelm in der Unterhaltung in hohem Maße. Er spricht, wenn er nicht bei guter Laune ‚berlinert', ungemein ‚druckfertig', stockt und verbessert sich nie, verliert auch bei längeren Perioden niemals den Faden, ist aber dabei

Zimmer in der Burg zu Nürnberg; nach dem Entwurf des Kaisers ausgeführt für den „Burggraf".

durchaus nicht weitschweifig, kein ‚Schönsprecher', sondern immer klar und treffend, oft schlagend im Ausdruck. Sein Organ ist etwas ‚miltärisch gefärbt', bei lauter Rede hat es einen stark metallischen Klang, es ist eine Kommandostimme, die jedoch eindringlicher Modulation fähig ist. Vor allem hat man stets die Empfindung, als wäre jedes Wort unmittelbares Erzeugnis der augenblicklichen Eingebung. Er hat im vollsten Sinne das, was man in der dramatischen Kunst ‚ethischen Akzent' nennt, d. h. das Vermögen, der logischen Bedeutung eines Wortes, eines Satzes, noch einen besonderen, graphisch nicht wiederzugebenden Gefühlswert zu verleihen. Ein starkes Wort kann, durch diesen ethischen Akzent gefärbt, unter Umständen viel milder klingen, ein scheinbar gleichgültiges sich zu großem Gewichte steigern. Der Kaiser ist, um es kurz zu fassen, ein Redner, der auch wirklich gehört sein muß und dessen Aussprüche im Druck daher oft anders erscheinen, als sie, an Ort und Stelle gesprochen, tatsächlich gewirkt haben.

Nach seiner Thronbesteigung ist Kaiser Wilhelm der persönlichen Freude an der Kunst der Bühne treu geblieben, aber der höheren und ernsteren Aufgaben, die nun an ihn herantraten, gedenkend, hat er das Theater zugleich als Herrscher mit dem ihm eigenen Ernste und weithinschauenden Zielbewußtsein ins Auge gefaßt. Ihm ist es in erster Linie darum zu tun, der deutschen Kunst auch auf der Bühne seine mächtige Förderung zuteil werden zu lassen. Die Blüte deutschen Geistes, die höchsten Güter unseres Volkes, Gemüt, Begeisterungsfähigkeit, will er auf dem Theater verkörpert erblicken, und am liebsten sieht er diese Aufgaben im Rahmen der Sage und der Geschichte des Vaterlandes gelöst. Darum zog er, der schon als Prinz Wilhelm Schirmherr und Präsident des Wagner-Vereins gewesen war, kurz nach seinem Regierungsantritt zu festlich-feierlichem Besuch nach Bayreuth und bereitete dem gewaltigen Meister, der deutsche Musik im Gewande der kraftstrotzenden germanischen Sagenwelt zum Siege über die gebildete Erde führte, eine weithin sichtbare Ehrung. Als ein Ausdruck dieser Auffassung mag auch der Vorhang gelten, mit dem der Kaiser vor einigen Jahren sein Berliner Opernhaus schmücken ließ. August v. Heyden hatte zwei Entwürfe vorgelegt; der eine, vielleicht malerisch reizvollere, stellte einen

vom Mondschein bestrahlten Zug von Hauptfiguren aus den verschiedensten Opern dar, der Kaiser wählte jedoch den anderen: Germanische Männer und Frauen haben sich andachtsvoll um die Harfe eines Barden gesammelt, und selbst Odin lauscht ihm, umgeben von Schwertjungfrauen, unter der Weltenesche Ydrasil sitzend. Daß die einzige Komposition des Kaisers, welche bisher bekannt geworden ist, sich ebenfalls an die altgermanische Sagenwelt anschließt, ist gewiß bemerkenswert.

Wilhelm II. ist aber durchaus kein eingefleischter Wagnerianer, wie er überhaupt allem ‚ianertum' und allen ‚ismen' wenig hold ist, mit Ausnahme jedes kräftig ausgeprägten Individualismus, er schätzt und liebt auch die ältere deutsche Musik. Beispielsweise darf am ersten Januar, wo der Kaiser das Opernhaus zu besuchen pflegt, auf der Vorschlagsliste, die ihm vorgelegt wird, der Freischütz nicht fehlen, und gewöhnlich wählt er diesen, als sollte er den Reigen der Tonwerke des Jahres anführen.

Die Programme der häufiger, meist im intimen Kreise, stattfindenden Hofkonzerte unterliegen natürlich gleichfalls der Bestimmung des Kaisers, auch hier wird deutsche Kammermusik besonders gepflegt; neben dem deutschen Liede hört der Kaiser bekanntlich auch altniederländische Gesänge gern. In ihren innigen und sangesreichen Weisen fühlt er den verwandten germanischen Pulsschlag; sein Lieblingslied ist:

„Wilhelmus van Nassawe
De Held van d u i t s c h e n Blod."

Wilhelm II. müßte kein Hohenzoller sein, wenn er nicht bei allem, was sein Augenmerk erregt, auch seines Heeres gedächte. Er hat die alten prächtigen Armee-Märsche, die schon halb in Vergessenheit geraten waren, wieder aufleben lassen und bei festlichen Gelegenheiten erklingen auch wieder die mächtigen alten Fanfaren aus langen geraden Trompeten. Ihre tiefgehende Wirkung wird niemand vergessen, der das Glück hatte, der Enthüllung des Nationaldenkmals beiwohnen zu können.

Spricht sich schon im Musikalischen ein lebhafter Sinn des Monarchen für das historische Element aus, so tritt dies der Schaubühne gegenüber natürlich noch lebhafter in die Erscheinung. Die Bemühungen Kaiser Wilhelms II. gehen unablässig darauf hinaus, die Gestaltung eines nationalen historischen Dramas in hohem Stile auf alle Weise zu fördern. Darum ist ihm Ernst von Wildenbruch so überaus sympathisch, der ihm auch die Klangfülle unserer Sprache im schäumenden Becher kredenzt. Zunächst waren es die ‚Quitzows', die die Aufmerksamkeit des Kaisers erregten. Ihre Inszenierung war vor zehn Jahren eine denkwürdige Tat des neuen General-Intendanten Grafen Bolko von Hochberg, der kurz zuvor schon durch eine Wiederbelebung der Wallensteintrilogie im Geiste der Meininger Bühnenkunst bewiesen hatte, daß er mit der bisher am Königlichen Schauspielhause gehandhabten älteren Bühnenpraxis brechen wolle. Der Kaiser widmete dieser Reorganisation seines Schauspiels große Teilnahme, er ersuchte sogar einen der größten Kenner des deutschen Theaters um eine ausführliche Begutachtung dieser Quitzow-Vorstellung. Der ‚Neue Herr' Wildenbruchs veranlaßte des Kaisers persönliche Teilnahme an der Inszenesetzung und an einigen Proben. Wilhelm II. erwies sich bei dieser Gelegenheit als ein äußerst feinfühliger, mit ganz ungewöhnlicher Treffsicherheit für das Wirkungsvoll-Wahre begabter Bühnenkünstler, d. h. als ein Künstler, der nicht auf der Bühne, sondern durch dieselbe, durch ihren ganzen lebenden und toten Apparat seine Intentionen zum Ausdruck zu bringen vermag, und das ist mehr, weit mehr, als bloßes ‚Regieführen'.

Regieführen ist nämlich in der Theorie gar nicht so sehr schwer. Jeder gebildete und mit einiger Phantasie begabte Mensch vermag ja anzugeben, wie er sich die Ausführung einer Rolle oder einer ganzen Szene vorstellt, die Schwierigkeit beginnt erst da, wo es sich um die praktische Ausführung dieser Gedanken handelt. Es ist recht leicht, die Farben zu nennen, die man auf einem Bilde zu sehen wünscht, deshalb kann aber nicht jedermann Pinsel und Palette handhaben. Dem Kaiser kommen zur Ausübung praktischer Bühnenkunst sein malerischer Sinn und seine wirklich ungewöhnlichen Kenntnisse der Kultur- und Kostümgeschichte sehr zu statten. Gelegentlich der mit seltenem Prunk und Geschmack durchgeführten Inszenierung der Wiesbadener Festspiele ist dies auch der weiteren Öffentlichkeit bekannt geworden. Der Monarch hat gleiches Interesse auch den Aufführungen seines Berliner Schauspielhauses oft zu teil werden lassen. Die Klarheit, mit welcher der Kaiser das Bühnenbild erfaßt und entwickelt, ist für einen Fachmann überraschend. Die wertvollen Anregungen, die er in den Proben zum ‚Neuen Herrn', wie auch später bei der Einstudierung von Wildenbruchs ‚Willehalm', jenem grandiosen Festspiel,

Hofphot. Karl Schipper, Wiesbaden.

Treppenaufgang im Foyer des Hoftheaters zu Wiesbaden.

das mit Aufgebot aller szenischen Mittel am 22. März 1897 über die Bühne ging, der Regie wie den Darstellern gegeben, werden von diesen stets unvergessen bleiben. Die eingangs erwähnte Auffassung, die Wilhelm II. von der deutschen Schaubühne hegt, läßt es nur folgerichtig erscheinen, daß er in jüngster Zeit auch den beiden deutschen Geschichtsdramen ‚Heinrich' und ‚Heinrichs Geschlecht' von Ernst von Wildenbruch seine besondere Aufmerksamkeit widmete, wenngleich die Aufführung dieser Werke aus konfessionellen Rücksichten vom Dichter selbst nicht der Hofbühne zugedacht war. Hatte die Darstellung des Großen Kurfürsten im ‚Neuen Herrn' ihn besonders gefesselt, so ist es wohl auch der Verehrung des Kaisers für seinen gewaltigen Ahnherrn zuzuschreiben, daß er das Wichertsche Schauspiel ‚Aus eigenem Recht' wiederholt durch seinen Besuch auszeichnete.

Aber auch die Darstellung der neueren Geschichte auf der Bühne gewann seine Teilnahme, obwohl hier natürlich die realistische Behandlungsweise an die Stelle poetischen Redeschwunges treten mußte. Allgemein bekannt dürfte die Vorliebe des Kaisers für Otto von der Pfordtens ‚1812' sein. Ein theatralisch merkwürdiges Ereignis war es, als dies historische Schauspiel am Vorabend der Zentenarfeier, wie ein eindringlicher Prolog, an den drei Berliner Hofbühnen zugleich aufgeführt wurde, im Opernhause von den Berliner königlichen Schauspielern, im Schauspielhause von den Künstlern des Hannoveranischen, im neuen Königlichen Operntheater von denen des Kasseler Hoftheaters. Diese Vorstellungen fanden, wie schon früher eine Darstellung der Quitzows im Königlichen Schauspielhause, unentgeltlich für Schüler und Schülerinnen Berliner Lehranstalten statt. Den jungen, eindrucksfrohen Herzen sollte eine unauslöschliche Erinnerung an die hohe Bedeutung des Tages eingeprägt werden. Deutlicher konnte der Kaiser nicht dartun, daß er in sogenannten Festvorstellungen mehr sehen will, als das sonst so vielfach übliche leere Gepränge. Einer festlich-feierlichen Grundstimmung eines Dichterwerkes ist er jedoch nicht abhold. Dies erwies sich bei Josef Lauffs ‚Burggrafen', einem Bühnenspiel, das

man wohl als eine ganz eigenartige Verschmelzung von Festspiel und historischem Drama bezeichnet hat. Die Angabe der historischen Grundlage für dieses Werk rührt vom Kaiser selber her, schon im Jahre 1894 vernahm sie Schreiber dieses aus seinem Munde. Das Urbild deutscher Freundestreue im Hohenzollernhause, die Macht des deutschen Einheitsgedankens, die auch schwankende Gemüter zwingt, sich endlich in ihrem edleren Selbst wiederzufinden, das war's, was auf der Bühne weithin sichtbar zur Darstellung gelangen sollte. —

Wir haben noch einen kurzen Blick auf das Verhältnis zu werfen, das der Kaiser zu den Dichtwerken der Vergangenheit einnimmt. Über alles ist ihm Shakespeare ans Herz gewachsen, er sieht in dem Schöpfer der Königsdramen das Urbild eines nationalen Dichters, er verehrt die gewaltige Kraft, die aus allen Werken des großen Briten hervorleuchtet. Calderons ‚Leben ein Traum' gehört zu seinen Lieblingsstücken. Schiller, Kleist, und von den späteren deutschen Dichtern Hebbel, schätzt er außerordentlich, wogegen ihm die träumerische Entsagungspoesie Grillparzers weniger sympathisch ist. Nur den ‚König Ottokar' dieses Dichters liebt er sehr.

Aus dem Vorstehenden könnte der Schluß gezogen werden, der Kaiser huldige nur einer doktrinär-einseitigen Auffassung der Bühnenkunst zu Regierungszwecken. Das ist aber keineswegs der Fall. Seine ästhetische Empfindung geht eben mit seinem Herrscherbewußtsein Hand in Hand. Daneben findet er auch persönliches Wohlgefallen an den heiteren Darbietungen des Theaters. Er kann über Shakespeares ‚Komödie der Irrungen' ebenso herzlich lachen, wie über Molières ‚Eingebildeten Kranken'. Auch auf diesem Gebiete sagt ihm jedoch eine volkstümlich-deutsche Kost wohl am meisten zu. Die Vollsaftigkeit Anzengrubers im ‚Gewissenswurm' freut und erquickt ihn. Er hat auch L'Aronges ‚Dr. Klaus' gern gesehen, und Karl Niemanns ‚Wie die Alten sungen' hat er „ein forsches und gesundes Stück" genannt. Auch die durch Emil Pohls geschickte Bearbeitung der Bühne gewonnene altindische Königsdichtung ‚Vasantasena', die poetische Form mit liebenswürdigem Humor verbindet, hat ihn sehr angesprochen.

Wer diesen kurzen Ausführungen bis hierher gefolgt ist, wird sich selbst gesagt haben, daß Kaiser Wilhelm jener modernen Richtung fremd gegenübersteht, die nur den Jammer des Alltäglichen grau in grau malt und ihren höchsten Triumph in der möglichst naturgetreuen Kleinmalerei der wirklichen Umgebung sucht, für die man das französische ‚milieu' als Kennwort herbeigerufen hat. Lebensfreudigkeit, Schwung der Sprache wie der Gedanken, steter Hinblick auf große Ziele, Liebe zu allem Großen und Edlen, das vergangene Zeiten uns geschenkt, das sind die dichterischen Vorwürfe, denen sein Herz entgegenschlägt.

Glich die klassisch-romantische Periode einem Wanderer, der über dem Schauen in ferne sonnenverklärte Weiten seine nächste Umgebung kennen zu lernen versäumte oder verschmähte, so bietet die gegenwärtige Literaturströmung fast das gegenteilige Bild dar. Nur wenige Poeten suchen noch die Höhen zu erklimmen, die meisten durchforschen das Tal, mag da die Atmosphäre auch manchmal dumpf und drückend sein. Wenn aber nicht alle Zeichen trügen, so bereitet sich allmählich wieder eine Umwandlung vor, die stillen Winkel werden verlassen und wieder lockt die reine Höhenluft zum Emporsteigen aus der Niederung. Als Gewinn aus der jetzigen Durchgangsperiode bleibt aber die schärfere Naturbeobachtung, aus der sich wieder ein Stil entfalten kann. Schon regt sich wieder die Verssprache auf dem Theater, die Märchen- und Wunderwelt taucht wieder auf und durch das, freilich noch trübe, Medium des Symbolismus, dem wohl bei dem gesunden Sinn unseres Volkes kein langes Leben beschieden sein wird, blitzt es hindurch wie fernes Licht einer neuen Dichtung. Literaturepochen entstehen nicht durch den Willen einzelner, sie sind das Produkt hervorragender Geister und der unbewußten Zeitströmung, aber der einzelne vermag doch viel, wenn er an hochragender Stelle steht. Welchen Einfluß Wilhelm II. auf die Gestaltung des deutschen Theaters geübt hat, wird erst eine spätere Zeit richtig ermessen können.

Jedenfalls wird man aber schon jetzt darauf gespannt sein dürfen, welche Stellung er zu der ferneren Entwickelung der dramatischen Dichtung nehmen wird. Er steht im wesentlichen auf dem Standpunkte, den Schiller in seinem Aufsatz: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" einnimmt, er wird wohl auch der Ansicht nicht abhold sein, die unser größter Dramatiker in einem Briefe an Körner ausspricht, daß wir als ein Anerkanntes nur die großen Werke der Vergangenheit behandeln dürfen, daß das Wesen der lebenden Kunst aber nur im Fortschreiten beruhen könne.

Kaiser Wilhelm II. hat in den zehn ersten Jahren seiner Regierung sein literarisches Programm klar und aller Welt erkennbar ausgesprochen. Er hat seinen Standpunkt eingenommen und wird ihn nicht

Sardanapals Ende. Bühnenbild aus der Oper „Sardanapal".
Zeichnung von Paul Halke.

Graf Hochberg,
früherer Generalintendant der Königlichen Theater.

verlassen, denn Beharrlichkeit in dem einmal für richtig Erkannten ist der Grundzug seines ganzen Wesens. Aber eben deshalb darf mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß er einer Weiterentwickelung des deutschen Theaters gegenüber nicht teilnahmslos bleiben wird, namentlich, wenn sie sich im nationalen Geiste vollziehen, wenn es uns vergönnt sein sollte, wieder eine Periode deutscher Kunst emporblühen zu sehen.

*

Georg von Hülsen,
Generalintendant der Königlichen Theater.

Das Bild, das in den vorstehenden Zeilen zu entwerfen versucht wurde, bedarf keiner Übermalung und keiner Hinzufügungen. Es hat sich während der inzwischen verflossenen fünfzehn Jahre nicht verändert.

Wer nur gelegentlich und zusammenhanglos aus den Berichten der Tagesblätter erfährt, welchen künstlerischen Veranstaltungen der Kaiser angewohnt hat, was er bei dieser oder jener Veranlassung geäußert hat, der kann leicht die Meinung gewinnen, das Interesse des Monarchen an Dingen dieser Art sei nur ein durch Zufälligkeiten angeregtes.

Wem jedoch das Glück beschieden war, Wilhelm II. häufiger Aug' in Auge gegenüber zu stehen, wer Gelegenheit hatte, ihn seine Anschauungen, sei es in flüchtigen Bemerkungen, sei es in ausführlicherer Aussprache, kundtun zu hören, der weiß auch, daß diese Anschauungen tiefbegründete und festgefugte sind, die sich auch über Jahr und Tag nicht ändern können.

Auch der Blick in die Zukunft, den der Verfasser angedeutet hat, ist kein ganz irriger gewesen.

Daß Kaiser Wilhelm nicht achtlos an der neueren literarischen Produktion vorübergehen würde, beweist der in dieser Richtung vielfach erweiterte Spielplan der königlichen Bühnen von Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden. Ist der Spielplan auch zunächst den Intendanten dieser Bühnen zu danken, so ist er doch nicht ohne Billigung des kaiserlichen Oberherrn zu denken, der durch die Oberinstanz des jetzigen Generalintendanten über alle königlichen Theater aufs genaueste unterrichtet bleibt.

In gewissem Sinne bezeichnend ist unter anderem auch die Auszeichnung, die kürzlich Hermann Sudermann zuteil wurde, dem einstigen Führer der Moderne.

Der Verfasser dieser im Jahre 1898 niedergeschriebenen Ausführungen über die künstlerischen Grundanschauungen des Deutschen Kaisers hat fast unmittelbar nach der Niederschrift die stolze Genugtuung einer Bestätigung seiner Charakteristik erfahren, und zwar durch keinen geringeren, als durch Kaiser Wilhelm selbst.

Am Tage seines zehnjährigen Regierungsjubiläums hat er seine Gedanken über die Kunst der Bühne öffentlich ausgesprochen und so für alle Zeit in bindender Form festgelegt.

An jenem Tage ließ der Kaiser alle Künstler und das gesamte technische Personal der Berliner königlichen Bühnen im großen Foyersaale des Berliner Opernhauses versammeln und hielt, von der Kaiserin und den kaiserlichen Prinzen begleitet, eine Ansprache, die zwar damals von den Tagesblättern schon wiedergegeben wurde, die aber im höchsten Maße verdient, auch in diesem Werke zu dauernder Erinnerung aufbewahrt zu werden.

Schloß Chemonceaux. Bühnenbild aus der Oper „Die Hugenotten".

Zeichnung von Fritz Gehrke.

Das Königliche Schauspielhaus in Berlin.

Die kaiserlichen Worte, auf die nicht nur die Angehörigen der Berliner königlichen Bühnen stolz sein dürfen, sondern die auch in den Herzen aller Bühnenangehörigen einen tiefgehenden Widerhall gefunden haben, lauteten folgendermaßen:

Ich habe Sie gebeten, sich hier einzufinden, weil Ich wünschte, daß Sie an dem heutigen Feste teilnehmen sollten, wie alle anderen, die heute zu Mir gekommen sind und mit Mir feiern.

Als ich vor zehn Jahren zur Regierung gelangte, da kam Ich aus der Schule des Idealismus, in welchem Mich Mein Vater erzogen hatte. Ich war der Ansicht, daß das Königliche Theater vor allen Dingen dazu berufen sei, den Idealismus in unserem Volke zu pflegen, an welchem es, Gott sei Dank! noch so reich ist und dessen warme Wellen noch in seinem Herzen reichlich quellen. Ich war der Überzeugung und hatte Mir fest vorgenommen, daß das Königliche Theater ein Werkzeug des Monarchen sein sollte, gleich der Schule und der Universität, welche die Aufgabe haben, das heranwachsende Geschlecht heranzubilden und vorzubereiten zur Arbeit für die Erhaltung der höchsten geistigen Güter unseres herrlichen deutschen Vaterlandes. Ebenso soll das Theater beitragen zur Bildung des Geistes und des Charakters und zur Veredelung der sittlichen Anschauungen. Das Theater ist auch eine Meiner Waffen.

Es liegt Mir am Herzen, Ihnen allen Meinen innigsten, herzlichsten, tiefgefühltesten Königlichen Dank für die Bereitwilligkeit, mit der Sie sich dieser Aufgabe unterzogen haben, auszusprechen. Den hohen Erwartungen, die Ich von dem Personal Meiner Oper und Meines Schauspiels gehegt habe, haben Sie vollständig entsprochen. Es ist die Pflicht eines Monarchen, sich um das Theater zu kümmern, wie Ich es an den Beispielen Meines hochseligen Vaters und Großvaters gesehen habe, eben weil es eine ungeheure Macht in seiner Hand sein kann, und Ich danke Ihnen, daß Sie unsere herrliche schöne Sprache, daß Sie die Schöpfungen unserer Geistesheroen und derjenigen anderer Nationen in so hervorragender Weise zu pflegen und zu interpretieren verstanden haben. Ich danke Ihnen ferner, daß Sie auf alle Meine Anregungen und Wünsche eingegangen sind. Ich kann es mit Freude sagen, daß alle Länder mit Aufmerksamkeit die Königlichen Theater in ihrer Tätigkeit verfolgen und mit Bewunderung auf Ihre Leistungen blicken. Ich habe die feste Überzeugung, daß die Mühe und Arbeit, die Sie auf Ihre Darstellungen verwendet, nicht vergeblich gewesen sind. Ich bitte Sie nun, daß Sie Mir fernerhin beistehen, jeder in seiner Weise und an seiner Stelle, im festen Gottvertrauen dem Geiste des Idealismus zu dienen und den Kampf gegen den Materialismus und das undeutsche Wesen fortzuführen, dem schon leider manche deutsche Bühne verfallen ist. Und so wollen Sie in diesem Kampfe fest bestehen und in treuem Streben ausharren. Halten Sie sich versichert, daß Ich jederzeit Ihre Leistungen im Auge behalten werde und daß Sie Meines Dankes, Meiner Fürsorge und Meiner Anerkennung gewiß sein können.

Elftes Kapitel.

Der Kaiser und der Sport.

Kaiser Wilhelms Neigung für den **Wassersport** entstand bereits in den Kinderjahren. Auf den Rat der Ärzte hatten die Eltern tägliche Ruderübungen auf dem in der Nähe des Marmorpalais liegenden Jungfernsee zur Kräftigung des jungen Körpers angeordnet. Die technische Anleitung erteilte dabei ein junger Matrose, der zu der Abteilung gehörte, die in der damaligen allsommerlichen Stärke von sechs Mann von Wilhelmshaven aus abkommandiert wurde, um die Flotte der kleinen königlichen Lustfahrzeuge auf dem Jungfernsee in Dienst zu stellen und instand zu halten. Prinz Wilhelm bewahrte die schönen vielen Eindrücke, die das junge Gemüt bei den Ruderfahrten auf dem idyllisch schönen waldumkränzten Havelsee empfing, treulich im Herzen. Ganz besonders stolz war er auf größere Leistungen im Ruderboot, wie z. B. auf die einmal zurückgelegte Ruderfahrt „rings um die Insel Potsdam", von der er mit begreiflichem Stolz auch in seinen Briefen berichtete. Jedenfalls legten diese ersten Fahrten auf den blauen Havelseen den Grund für seine spätere Vorliebe für die See und das Seewesen, um so mehr, als dann späterhin der Prinz die Erlaubnis erhielt, Segelfahrten mit der Miniatur-Fregatte „Royal Luise" zu unternehmen, die, als ein Geschenk des Königs Georg IV. von England, obwohl sorgsam gepflegt, doch meist ein stilles, tatenloses Dasein an ihrer Boje auf dem Jungfernsee verbrachte. Prinz Wilhelm und sein jüngerer Bruder Heinrich verlebten manche herrlichen Stunden auf dem Schiffchen und lernten dabei gleichsam spielend die ersten Regeln des Segelns kennen.

Der Kaiser beobachtet von der „Hohenzollern" eine Segelregatta.

Reich an neuen Eindrücken war auch ein Badeaufenthalt auf der Insel Föhr, welche die jungen Prinzen mit ihrer erlauchten Mutter im Jahre 1872 besuchten. Es fand sich dort Gelegenheit, die königlichen Prinzen zum erstenmal mit dem Segeln auf See bekannt zu machen. Eine

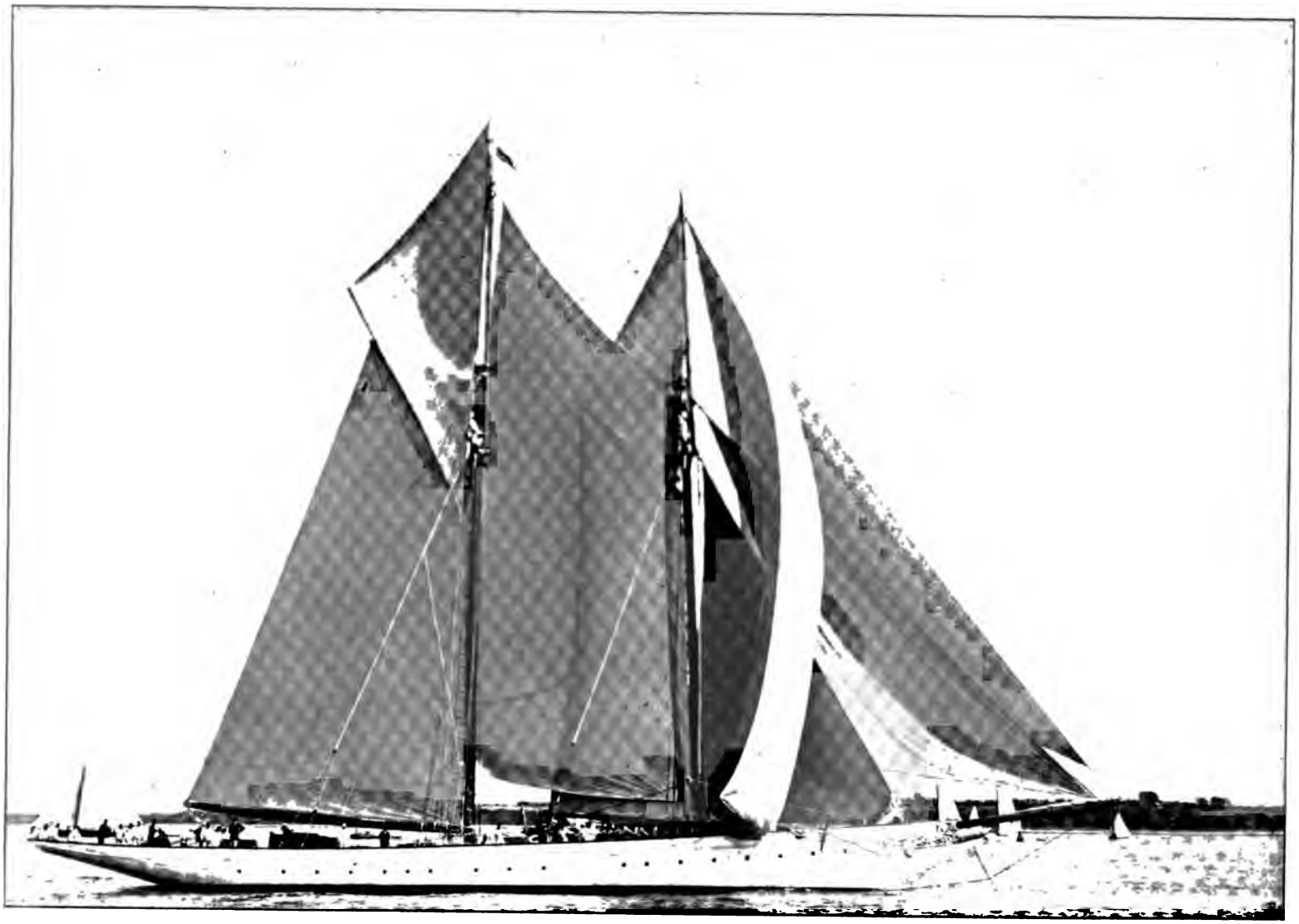
schmucke zweimastige Segelyacht — damals noch eine überaus seltene Erscheinung in Deutschland — war zufällig auf Föhr den Sommer über stationiert. Den jungen Prinzen fiel das in seiner Art recht stattliche Fahrzeug, die Hamburger Schwertyacht „Welle", bald auf und die Herren, in deren Besitz sich die Yacht befand, machten sich natürlich eine besondere Ehre daraus, die Prinzen des öfteren als Gäste an Bord zu empfangen und Segelfahrten mit ihnen zu unternehmen.

Als Prinz Wilhelm später in Bonn fröhliche Tage als Student verlebte, erwachte begreiflicherweise beim Anblick des stolz dahinrauschenden grünen Rheines die Lust zu den früher gepflegten Fahrten im Ruderboot wieder und häufig sah man ihn in Gesellschaft von Kommilitonen auf Deutschlands schönstem Strom. Ein besonders lieber Gesellschafter war ihm bei diesen Fahrten der nachmals als Weltreisender bekannt gewordene Otto Ehlers, der wegen der prächtigen Schilderungen der von ihm durchwanderten Länder, insbesondere Afrikas, sich späterhin einen großen Ruf als Schriftsteller erwarb, leider aber auf einer Forschungsreise in Neu-Guinea in verhältnismäßig jungen Jahren ums Leben kam.

Die Bonner Zeit war schnell verrauscht und der Prinz kehrte nach Berlin zurück, um, wie der Berliner sich drastisch kurz, aber mit einer gewissen Vertraulichkeit damals ausdrückte, „das Regieren zu lernen". Zwar häufte sich nunmehr die Last der Geschäfte und der Aufgaben, aber Prinz Wilhelm fand doch noch Gelegenheit, sich immer wieder für seinen geliebten Wassersport einige freie Stunden aufzusparen. Es war geradezu seine erste sportliche Tat, daß er die schon erwähnte Miniatur-Fregatte „Royal Luise", die ihm in der Jugendzeit fast noch als ein Spielzeug gedient hatte, wieder entdeckte und mit ihr Segelfahrten auf der Havel unternahm. Nur selten hatte vordem ein Mitglied des Königshauses dieses seit 1832 auf der Havel stationierte Fahrzeug benutzt, denn mit Ausnahme des Prinzen Friedrich Karl, des „roten Prinzen", der nicht nur ein tüchtiger Reitergeneral, sondern auch ein passionierter Seemann und Yachtsegler war, hatte die Yacht kaum jemand benutzt und selbst die kronprinzliche Familie, welche die schönen Sommerabende gern auf der Pfaueninsel verlebte, bediente sich zu den Fahrten dorthin lieber der Raddampfyacht „Alexandria", um nicht von den Launen des Windes abhängig zu sein. Es kam noch hinzu, daß das Fahrzeug bei den vielen Untiefen der Havel eine besonders geschickte Führung brauchte, zumal die Vollschiffstakelage mancherlei Schwierigkeiten in der Bedienung bot. Da war es also kein Wunder, daß die Fregatte bisher meist stille Zeiten verlebt hatte. Prinz Wilhelm aber machte sich mit aller Energie daran, das in seiner Art vortreffliche Fahrzeug seinem eigentlichen Zwecke zuzuführen, und für die kleine Matrosenabteilung am Jungfernsee begannen ebenso arbeitsreiche wie fröhliche Tage. Nicht bloß bei schönem Wetter erschien der Prinz an Bord, sondern auch, wenn der Wind in rauhen Stößen über die weiten Seenflächen der Havel dahinbrauste. Rauschte dann die Fregatte, unter dem Druck ihrer Segel leicht überliegend, durch das Wasser, so stand der junge Fürstensohn oft selbst am Ruder und verfolgte mit blitzenden Augen die Arbeit der Mannschaft, die manchmal recht flink sein mußte, um ihr Schiff durch die sehr häufig engen Stellen und durch das vielfach seichte Revier glücklich hindurch zu bringen. Die vom Prinzen häufig selbst gemachten praktischen Fahrwasserstudien sind aber späterhin von gutem Erfolg gewesen, denn seit jener Zeit ist für die Verbesserung der Tiefenverhältnisse und für eine ausreichende Betonnung der Potsdamer Gewässer soviel geschehen, daß das Revier jetzt als vorzüglich bezeichnet werden kann.

Von dem fröhlichen Treiben an Bord der Fregatte bei solchen Segelfahrten wissen die Intimen mancherlei zu erzählen. Sei es von markierten Seegefechten mit Beschießung der feindlichen Küste, oder von den seemännischen Scherzen, wie zum Beispiel dem Festbinden in der Takelage, wenn sich einmal einer der „Badegäste" an Bord als kühner Kletterer dort hinauf wagte. Das Hauptbestreben des jungen Hohenzollernprinzen blieb natürlich aber doch, Schiff und Mannschaft in beste Verfassung zu bringen und in seemännischer Form zu erhalten. Die damals nicht allzu zahlreichen Yachtsegler der Havel sahen mit freudigem Staunen die Fregatte bei ihren Segelfahrten und oft wurde sie, wenn sie in den vielen Buchten der Havel, besonders auf dem Wannsee, erschien, mit Salutschüssen empfangen, die von Bord stets gewissenhaft erwidert wurden.

Auch im kleinen Segelboot hantierte Prinz Wilhelm gern selbst mit Pinne und Schot und besonders gut gefiel es ihm in dem kleinen Schwertboot „Rower", das der damalige Major von Dincklage, ein Segelgenosse des Prinzen Friedrich Karl, besaß. Es dürfte auch wenig bekannt sein, daß Prinz Wilhelm zu jener Zeit den Bau einer eigenen Segelyacht eifrigst erwog, die natürlich viel besser für das untiefen-



S. M. Schuneryacht „Meteor III“.

reiche Havelrevier gepaßt hätte, als die immerhin nicht ganz handliche „Royal Luise". Aber diese Pläne zerschlugen sich wieder, in der Hauptsache wohl deswegen, weil auch der prinzliche Haushalt in Wirklichkeit sehr praktisch und nüchtern mit Mark und Pfennigen rechnen mußte. Über den Besitz eines einfachen Paddel-Canoes hat es in seinen jungen Jahren der Erbe eines der größten Reiche der Erde nicht hinaus gebracht.

Die fröhlichen Potsdamer Tage nahmen gar zu bald ein Ende. Die ernsten Ereignisse des Jahres 1888 traten an den Hohenzollernsproß heran, der weit eher, als alle Welt erwartet hatte, zur Regierung kam und die schwere Last der kaiserlichen Würde auf die noch jungen Schultern nehmen mußte. Aber die tausendfachen Ansprüche, die Sorgen und Anforderungen des Tages und die ernsten Zeiten vermochten doch nicht, die Vorliebe des nun zum Kaiser gewordenen Prinzen ganz zurückzudämmen. Was der Prinz bisher gewissermaßen als Privatmann, als seine persönliche Liebhaberei getrieben hatte, nahm nun, unterstützt durch die weitreichende Macht des Kaisers, andere, achtunggebietende Formen an.

Prinz Wilhelms Neigung für das Wasser und alles, was mit ihm zusammenhängt, war bis dahin dem großen Publikum wenig bekannt gewesen und mit staunenden Augen sah man, daß der junge Herrscher fast von der ersten Stunde seiner Regierung an dem Seewesen und insbesondere der Flotte seine besondere Fürsorge angedeihen ließ. Daß dabei der von ihm stets gepflegte Wassersport nicht zu kurz kam, wurden die Kreise der Sportleute mit freudigem Staunen gewahr. Es war aber nur eine natürliche folgerichtige Entwicklung, daß das vom Herrscher der Flotte entgegengebrachte Interesse an einer Sportbewegung nicht vorbeiging, die, auf durchaus gesunder Basis beruhend, ganz dazu geeignet schien, als freiwilliger Werber in weiteren Kreisen für das Seewesen zu wirken. So hat denn in späterer Zeit auch der Wassersport manche tüchtigen jungen Offiziere der Kriegsflotte zugeführt und, was ebenfalls von großer Bedeutung ist, die Aufmerksamkeit der besitzenden Kreise des Binnenlandes auf die Wichtigkeit der deutschen Seegeltung hingelenkt.

Der erste Anlaß, den deutschen **Segelsport** tatkräftig und fördernd zu unterstützen, hatte sich dem Prinzen Wilhelm schon im Jahre 1886 geboten. Er hatte der damals stattfindenden ersten Seeregatta vor Swinemünde einen prachtvollen Humpen als Preis gestiftet, der als die vornehmste Trophäe der ganzen Wettfahrt galt und heiß als solche umstritten war. Als Kaiser war es eine seiner ersten Aufgaben, den damals noch in den Kinderschuhen steckenden Seesegelsport zu fördern. Auf sein Betreiben verwandelte sich der seit dem Jahre 1887 in Kiel unter dem Protektorat des Prinzen Heinrich bestehende „Marine-Regatta-Verein", der sich die Aufgabe gestellt hatte, den Sinn für Segelsport im Marineoffizierkorps zu pflegen, am 2. Mai 1891 zu einem auf breiterer Grundlage stehenden großen Yacht-Klub, der das Recht erhielt, sich fortan Kaiserlicher Yacht-Club zu nennen. Der Kaiser selbst stellte sich als Kommodore an die Spitze und Prinz Heinrich wurde Vize-Kommodore dieses Klubs, der von nun an eine Entwicklung nahm, die in der Geschichte des Sports bisher unerreicht dasteht. Es sei hier nur als ein Beispiel von vielen erwähnt, daß der Klub im Jahre 1888, dem Jahre des Regierungsantritts Kaiser Wilhelms, im ganzen 251 Mitglieder zählte, in deren Besitz sich 32 Yachten befanden, und daß er damals drei Regatten veranstaltete, an denen im ganzen 126 Fahrzeuge teilnahmen. Ende des Jahres 1912 gehörten dem Klub nicht weniger als 3556 Mitglieder an, in deren Besitz sich 297 Yachten befanden, und in diesem Jahre veranstaltete der Klub nicht weniger als 37 Wettfahrten, an denen über 1500 Fahrzeuge beteiligt waren.

Mit jener ersten Tat Kaiser Wilhelms begann für die Entwicklung des deutschen Segelsports eine neue Ära. Es hatten bis dahin schon Regatten auf der Ostsee, besonders in der Kieler Bucht, stattgefunden, es waren auch schon ab und zu dänische, schwedische und norwegische Segler mit ihren Yachten nach Kiel gekommen, aber dennoch bewegte sich der ganze Sportbetrieb nur in engen Grenzen. Nun aber wirkte der kaiserliche Wille ebenso wie das vom Monarchen gegebene Beispiel, und unter den Strahlen der kaiserlichen Huld begann der junge deutsche Segelsport fröhlich aufzublühen. Der Kaiser selbst erwarb im März 1891 in England die große stählerne Kutteryacht „Thistle", damals die größte einmastige Segelyacht der Erde. Das Fahrzeug machte in Gemeinschaft mit „Irene", einer für den Prinzen Heinrich in Schottland neu erbauten Yacht, die Überfahrt durch die Nordsee und traf am 1. Juli 1891 vor der Kieler Föhrde ein. Dort begab sich der Kaiser mit seiner hohen Gemahlin und der Prinzessin Heinrich an Bord der Yacht, die bei herrlichem Kaiserwetter und einer frischen Ostbrise mit der im Kieler

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Der Kaiser und seine Gäste an Bord des „Meteor" während des Segelns.

Revier an Segelschiffen noch nie beobachteten Geschwindigkeit von 12 Knoten in den Hafen einsegelte. Donnernde Salutschüsse und brausende Hurras der aufgeenterten Matrosen begrüßten die unter der Kaiserstandarte einlaufende Yacht, die vor dem Kieler Schloß zu Anker ging.

Die bald darauf folgenden Wettfahrten auf der Kieler Bucht versammelten alles, was damals an deutschen Yachten von sportlicher Bedeutung war, und durch die persönliche Teilnahme des Kaisers, der sich bei allen Wettfahrten stets an Bord seiner Yacht „Meteor" — so hieß jetzt „Thistle" — befand, gewannen die Segelwettkämpfe natürlich schnell an Bedeutung. Von jener Zeit an datiert denn auch der gewaltige Aufschwung im deutschen Segelsport. Bald stiftete der Kaiser einen Wanderpreis für die größeren Yachten, bald einen sofort zu gewinnenden Ermunterungspreis für eine der kleineren Klassen, wodurch dann eine ganze Reihe von Neubauten modernster Art entstanden. Seine bedeutsamste Stiftung dieser Art ist der alljährlich zum Wettbewerb gestellte Hohenzollernpreis, der für solche Yachten bestimmt ist, die in Deutschland entworfen, erbaut und mit deutscher Besatzung bemannt sind. Je nach der Größe der Yacht beträgt der Preis 2000—4000 Mark in barem Gelde.

Geradezu eine hervorragende Tat von sportlicher Bedeutung war es, daß Kaiser Wilhelm es erreichte, die dem Auslande gegenüber sonst so spröden Engländer nach Kiel zu ziehen. Vordem hatten die Söhne Albions stets, in dem Bewußtsein, die erste Segelsport-Nation der Erde zu sein, darauf verzichtet, jemals in das Ausland zu gehen. Mit dem der britischen Nation eigenen ruhigen Stolz hatten sie die Forderung aufgestellt, daß jeder, der ihnen im Segelsport, oder überhaupt im Sport gleichkommen wolle, nach England kommen müsse, um sich mit ihnen im Heimatlande des Sports zu messen. Darin schuf Kaiser Wilhelms zielbewußtes Vorgehen Wandel. Allerdings hat der Kaiser sich auch zuvor erst in England seine Stellung als Sportsmann erworben, eine Stellung, die ihm im Ansehen des britischen Volkes stets verblieb. Als der Kaiser den „Meteor" erwarb, war es keineswegs seine Absicht gewesen, mit dem riesigen Kutter auf deutschen Regatten nur Parade zu segeln, sondern er wollte sich vielmehr auch an englischen Wettfahrten beteiligen. Zu jener Zeit aber war gerade die größte Klasse der Yachten, zu welcher der „Meteor" gehörte, aus Mangel an Beteiligung eingegangen. Das Wiederauftreten des „Meteor" machte nun die bis dahin brachliegende Baulust bei den Engländern wieder rege und es ent-

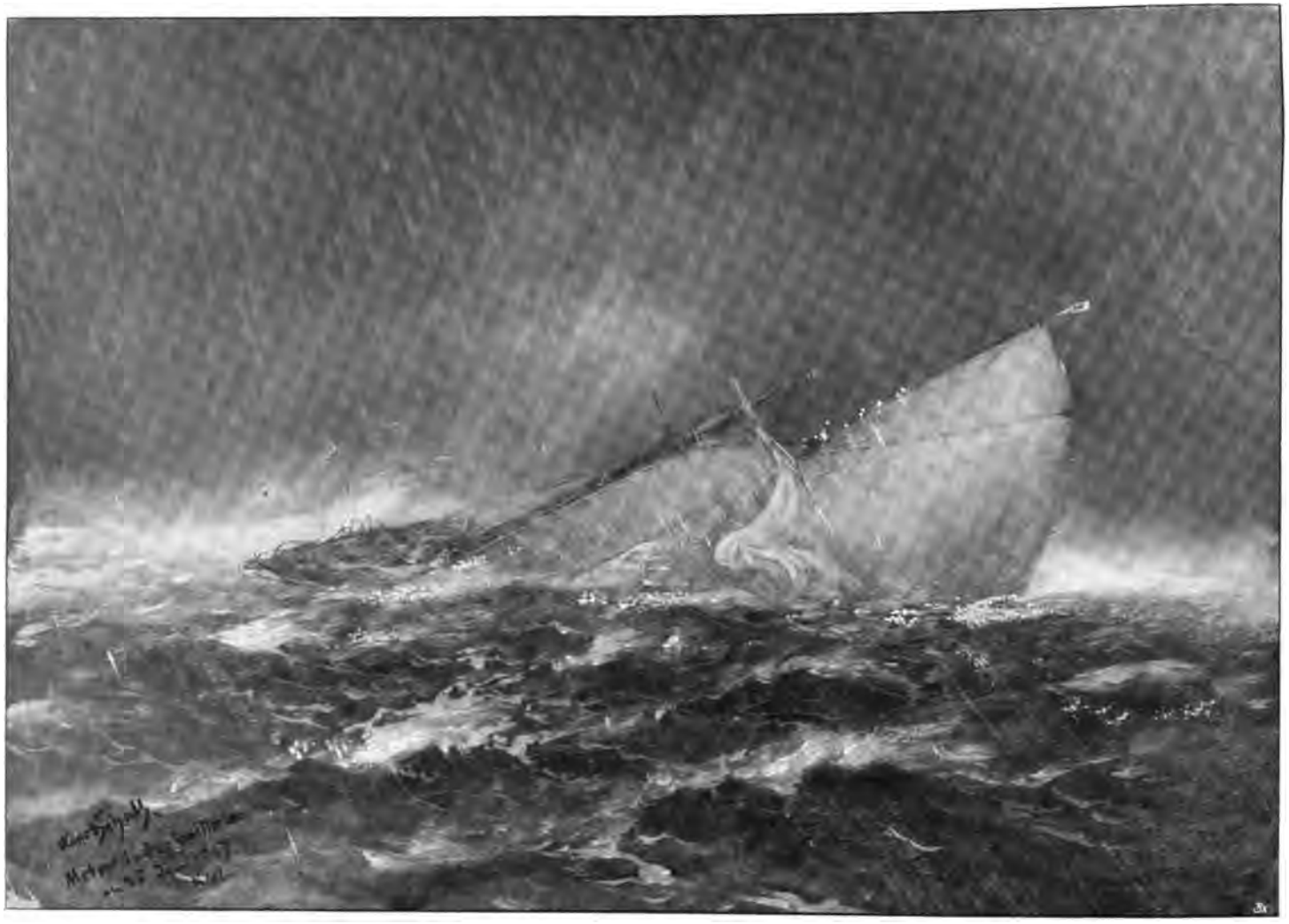
standen schnell hintereinander mehrere große Rennyachten, von denen als die berühmteste die „Britannia" des damaligen Prinzen von Wales, des späteren König Eduard VII., zu nennen ist. Die stets vornehme und sportgerechte Form, mit welcher der Kaiser den Wettbewerb betrieb, gewann ihm schnell die Herzen aller britischen Sportleute, und die sonst nicht Einflüssen aus fremden Ländern leicht zugänglichen Engländer waren doch loyal genug, das hohe Verdienst anzuerkennen, das sich der fremde Fürst um die Ermunterung und Fortentwickelung des Segelsports in ihrem eigenen Lande erworben hatte. Kaiser Wilhelm ist ihnen auch alle die vielen Jahre hindurch treu geblieben und läßt noch heutigen Tages seine Yachten stets an den bedeutendsten Wettfahrten Englands, denen der Cowes-Woche, teilnehmen. Durch eine Reihe von Stiftungen kostbarer Preise wirkte er auch noch weiter auf den Sportbetrieb in England ein und lenkte ihn zum Teil auf bis dahin unbeschrittene Bahnen. So hat er durch die alljährliche Stiftung eines Preises für eine Wettfahrt von Dover nach Helgoland, die bisher in England nur ausnahmsweise betriebene Form der Wettfahrten über lange Strecken neu belebt.

Durch die herzliche Form des Empfanges der englischen Herren und durch die persönliche Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit des Herrschers, mit der er alle fremden Yachtsegler auszeichnete, hat er sich schnell ihr Herz gewonnen. Es kann als ein Ausfluß der allgemeinen Stimmung gelten, was Lord Osborn, der die Helgoland-Wettfahrt im Jahre 1897 mitmachte, darüber in der „Saturday-Review" schrieb:

> „Von dem Moment, wo die erste englische Yacht in Sicht kam" — schreibt er — „war der Kaiser auf dem Posten, um den Wettseglern und ihren Freunden jede in seinen Kräften stehende Höflichkeit zu erweisen. Es ist kein leichtes Stück, bei fünfzehn oder zwanzig Engländern das Gefühl des Zuhauseseins in einem fremden Lande zu erwecken — zumal die meisten von ihnen keinen der anwesenden Deutschen kannten und die Mehrzahl sich selbst untereinander vordem noch nie gesehen hatte —, aber der Kaiser unternahm es und brachte es auch schnell zustande. Er ließ niemanden Zeit, die übliche Noli me tangere-Haltung anzunehmen, die so leicht anzunehmen und so schwer wieder abzuschütteln ist. Eine solche Haltung würde auch abgeschmackt sein in Gegenwart Kaiser Wilhelms, wenn er sein offizielles Gewand abgestreift hat und sich seiner wohlverdienten Ruhe an Bord seiner eigenen Yacht erfreut. Er ist lebhaft und sein Lachen wirkt ansteckend, und die hier und da eingeflochtenen Scherze tragen dazu bei, den gewöhnlichen Sterblichen zum Fallenlassen jeder scheuen Zurückhaltung zu veranlassen, auf die er sich vielleicht vorher eingerichtet hatte. Seine Majestät wußte, daß alle Segler ihre eigene Teilnahme an den heimischen Jubiläums-Festlichkeiten abgebrochen oder im Stich gelassen hatten, und in gütiger Weise veranstaltete er an Bord seiner Yacht „Hohenzollern" ein großes Jubiläums-Festessen (zur Feier des Regierungs-Jubiläums der Königin Victoria), zu welchem alle die englischen Herren Einladungen erhielten, welche die Wettfahrt mitgemacht hatten. Am nächsten Tage war Regatta, an der sich Seine Majestät mit der eigenen Yacht beteiligte. Für die englischen Yachten waren besondere Preise ausgesetzt, da diese als Kreuzer gegen Rennyachten doch nicht segeln konnten. Am Abend führte Seine Majestät den Vorsitz bei einem Bierabend in einem kleinen Orte an der Ostsee (gemeint ist Borby bei Eckernförde), wozu auch alle englischen Herren geladen waren, und wo sie mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wurden. Aber nicht nur alle geselligen Angelegenheiten waren gut durchdacht und erfolgreich durchgeführt, sondern auch alle solche Dinge wie Schlepper, Ankerplätze und dergleichen Einzelheiten, welche die Behaglichkeit des Seglers sichern, waren von langer Hand überlegt und bis ins kleinste gut vorbereitet; und diese Veranstaltungen, glaube ich, gingen alle vom Deutschen Kaiser selbst aus."

In Deutschland selbst wirkte das gegebene Beispiel mit überraschender Schnelligkeit. Die Kieler Regatten nahmen den Charakter einer internationalen Segelfestlichkeit an und bald war die blaue Föhrde in den Tagen der „Kieler Woche" — wie die Regattareihe nun bald genannt wurde —, die alljährlich Ende Juni stattfindet, von Yachten aus aller Herren Länder besucht und die Kämpfe, die um die kostbaren Preise des Kaisers auf der See um jene Zeit ausgefochten werden, zählen zu den ersten sportlichen Ereignissen des Jahres.

Lange Jahre wehte des Kaisers Rennflagge an Bord seiner Yacht „Meteor", bis im Jahre 1896 der Kaiser eine größere Rennyacht, den „Meteor II" in England erbauen ließ, dessen Linien ebenso wie die des ersten „Meteor" von dem schottischen Yachtkonstrukteur G. L. Watson stammten. Auch mit dieser Yacht beteiligte sich Kaiser Wilhelm nicht nur an Wettfahrten in Deutschland, sondern auch in England, und lange Jahre hindurch war „Meteor II" die schnellste Yacht sowohl in deutschen wie in englischen Gewässern. Eine weitere kaiserliche Erwerbung war die in Amerika erbaute prachtvolle Hochsee-Schoner-Yacht „Pampa", die im Jahre 1899 nach Deutschland kam und vom Kaiser angekauft wurde, der die Yacht Ihrer Majestät der Kaiserin zum Geschenk machte. Die damals in „Iduna" umgetaufte Yacht ist noch



„Meteor“ in der Gewitterboe, 25. Juni 1907.
Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt.

heute im Besitz der Kaiserin und dient der hohen Frau alljährlich zu Kreuzfahrten in den holsteinischen Gewässern. Zwei Jahre später kam eine andere Yacht amerikanischen Ursprungs in kaiserlichen Besitz. Es war die kleine, nur etwa 8 Meter lange Sonderklassenyacht „Uncle Sam", die in jenem Jahre aus den Kämpfen der Klasse siegreich hervorgegangen war, und die nach der Erwerbung durch den Kaiser den Namen „Niagara" erhielt. Sie nahm noch mehrere Jahre unter kaiserlicher Rennflagge an den Wettkämpfen teil und ging später in den Besitz des Offizierkorps des 5. Garde-Regiments über. Der zweite „Meteor" war jahrelang die schnellste Rennyacht Europas, bis er endlich durch „Sybarita", eine neue in England erbaute Rennyacht, überholt wurde. Als sich dann der Kaiser mit Neubau-Ideen beschäftigte, fiel seine Wahl auf den amerikanischen Konstrukteur der „Iduna", Herrn A. Cary Smith, nach dessen Plänen der dritte „Meteor", diesmal eine überaus stattliche Hochsee-Schoner-Yacht, erbaut wurde. Die im Jahre 1902 fertiggestellte Yacht wurde vom Prinzen Heinrich im Auftrage des Kaisers in Amerika abgenommen und nach einer schweren und stürmischen Überfahrt unter Leitung des Kapitänleutnants Karpf traf sie glücklich in Deutschland ein. Der zweite „Meteor", der nunmehr den Namen „Orion" erhielt, wurde ebenso wie der erste „Meteor" vom Kaiser der Marine übergeben und dient von jener Zeit an als Schulschiff zur Ausbildung von Yachtmatrosen, an denen es in Deutschland noch völlig fehlte. Wenn auch der deutsche Seemann in der ganzen Welt gesucht ist und wegen seiner Treue, seines Fleißes und seiner Mannszucht auf den Schiffen anderer Nationen gern gesehen wird, so mangelte es unserer seemännischen Bevölkerung doch gänzlich an der Gelegenheit, den schwierigen und eine besondere Vorbildung erfordernden Dienst auf Segelyachten zu erlernen. Die deutschen Yachtbesitzer waren deswegen anfangs darauf angewiesen, fremde, namentlich englische Yachtmatrosen anzustellen, wenn sie ihre Yachten so behandelt und gepflegt haben wollten, daß sie jederzeit imstande waren, das Beste zu leisten. Kaiser Wilhelm, dessen erste Yacht „Meteor" anfänglich eine zahlreiche englische Mannschaft besaß, hatte bald erkannt, daß die Mannschaftsfrage unbedingt gelöst werden müßte, wenn man in Deutschland daran gehen wollte, die Unterhaltung größerer Segelyachten überhaupt ins Werk zu setzen. Aus diesem Grunde übergab er seine bisherigen Rennyachten der Kaiserlichen Marine mit der Bestimmung, daß sie als Schulschiffe zur Heranbildung von Yachtmatrosen dienen sollten. Der Zweck ist erreicht worden, wir sind jetzt in Deutschland schon so weit gekommen, so gut wie gar keinen englischen Matrosen mehr zu beschäftigen, und nur in den allerseltensten Fällen wird hier und da ein englischer Yachtkapitän beschäftigt.

Das Verdienst, zum ersten Male eine ganz große Yacht nur mit deutschen Leuten und unter deutscher Führung auf die Rennbahn zu schicken, gebührt den Hamburger Sportleuten, deren Verein „Seefahrt" die in England erbaute Schoneryacht „Rainbow" im Jahre 1903 angekauft hatte und ihn, lediglich mit deutschen Leuten bemannt, an den Wettfahrten teilnehmen ließ. Dieser damals viel bestaunte Versuch schlug so günstig aus, daß späterhin auch alle größeren deutschen Schoneryachten mit deutscher Mannschaft fuhren. Auch die kaiserliche Yacht „Meteor" fährt heute nur mit deutscher Mannschaft.

Der Kaiser hat auch nicht versäumt, dem Stande der deutschen Yachtmatrosen eine weitgehende Förderung angedeihen zu lassen. Bei einem großen Regatta-Gastmahl in Kiel gründete er unter Hergabe einer beträchtlichen Geldsumme die deutsche Kommodore-Stiftung, die dazu bestimmt ist, über das Maß der gesetzlichen Unterhaltungs- und Versicherungspflicht hinaus den deutschen Yachtmatrosen und deren Angehörigen im Falle der Not Hilfe zu leisten.

Es sei bei dieser Gelegenheit gleich darauf hingewiesen, daß im Jahre 1909, als der Kaiser sich eine neue Yacht erbauen ließ, auch der deutsche Yachtbau schon so weit vorgeschritten war, daß selbst die größten Yachten in Deutschland entworfen und erbaut werden konnten. Im Jahre vorher hatte der hervorragendste deutsche Yachtkonstrukteur, Max Oertz in Hamburg, bereits Herrn Dr. Krupp von Bohlen und Halbach die Risse für eine große seegehende stählerne Schoneryacht geliefert, die auf der Kruppschen Germania-Werft in Kiel erbaut wurde und sich den besten deutschen Schoneryachten, dem „Meteor III" und der „Hamburg" gegenüber vortrefflich bewährt hatte. Der Kaiser betraute deswegen Herrn Max Oertz auch mit dem Entwurf seines neuen vierten „Meteor", der ebenfalls auf der Kruppschen Germania-Werft entstand und im Jahre 1909 vom Stapel lief.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß auch außerhalb des Kaiserlichen Yacht-Clubs die Fürsorge des Kaisers für den deutschen Segelsport in kräftigster Weise sich betätigte. Durch eine Reihe von kostbaren Preisstiftungen hat der Kaiser auch die Klubs im Binnenlande auf das eifrigste gefördert, und

heutigen Tages wird an vielen Orten an der Küste und im Binnenlande um Wanderpreise aus des Kaisers Hand gekämpft.

Unter solcher Förderung wuchs die deutsche Segelei schnell empor und man wird sich eine gute Vorstellung von dem Gedeihen der deutschen Segelsportbewegung machen können, wenn man bedenkt, daß im Jahre des Regierungsantrittes des Kaisers in Deutschland nur ungefähr 20 Vereine bestanden, während jetzt ihre Zahl schon an rund 100 herangewachsen ist. Der im Jahre 1888 gegründete Deutsche Segler-Verband zählte damals 13 Vereine, heute gehören ihm 50 Vereine an und gegen 1000 Yachten, bis hinauf zur großen Hochsee-Schoner-Yacht, unterstehen seinen Farben.

So hat Kaiser Wilhelm vom ersten Tage seiner Thronbesteigung an dem Segelsport seine Förderung angedeihen lassen, dem er durch seine persönliche Anteilnahme eine so hohe Auszeichnung verlieh, daß die wohlhabenden Kreise Deutschlands ihm durchweg fördernd oder ausübend angehören.

Ozean-Pokal,
der vom Kaiser für die Wettfahrt Sandy Hook-Lizard gestiftet wurde.

Fügen wir hier noch an, was ein französischer Segler unter dem unmittelbaren Eindruck der Kieler Woche und der persönlichen Anteilnahme seinen Landsleuten in die Heimat berichtete:

„Im Anblick des bewunderungswürdigen und seltenen Schauspiels einer Flotte von nahezu zweihundert Yachten verschiedener Nationen, von Deutschen, Engländern, Amerikanern, Dänen, Belgiern und Franzosen, von denen mehr als die Hälfte zu den Wettfahrten gemeldet war, mußten den Seglern, die das Glück hatten, den Rennen der Kieler Woche beizuwohnen, und die so Gelegenheit hatten, zu beobachten, in welcher Weise sich der deutsche Segelsport in den letzten Jahren entwickelt hat, die bekannten prophetischen Worte des Deutschen Kaisers Wilhelm II. aus einer seiner vielen Reden über die Marine in Erinnerung bleiben: „Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser!"

Die Zukunft auf dem Wasser! Das sieht man gleichzeitig an der Entwickelung der deutschen Kriegsmarine, an dem Aufschwung der Handelsmarine und an der wachsenden Beteiligung am Segelsport. Gefördert wird Deutschland in diesen Bestrebungen durch das einflußreiche Beispiel seines Herrschers, der sein lebhaftes, unablässiges Interesse allen Dingen zuwendet, die geeignet sind, einen der drei Faktoren des deutschen Seewesens zu fördern. Der Deutsche Kaiser hat den Segelsport nicht hinter seinen beiden älteren Geschwistern zurückstehen lassen. Mit sicherem Blick hat Wilhelm II. schon zu einer Zeit, die noch gar nicht lange verflossen ist, wo die deutsche Nation seinen Plänen zur Entwickelung der Seemacht noch nicht folgen wollte, erkannt, daß ihm der Wassersport ein sehr wirksames Hilfsmittel zur Erweiterung von Interesse für das Seewesen unter den leitenden Klassen an die Hand gäbe. Die Zeit hat ihm recht gegeben.

* * *

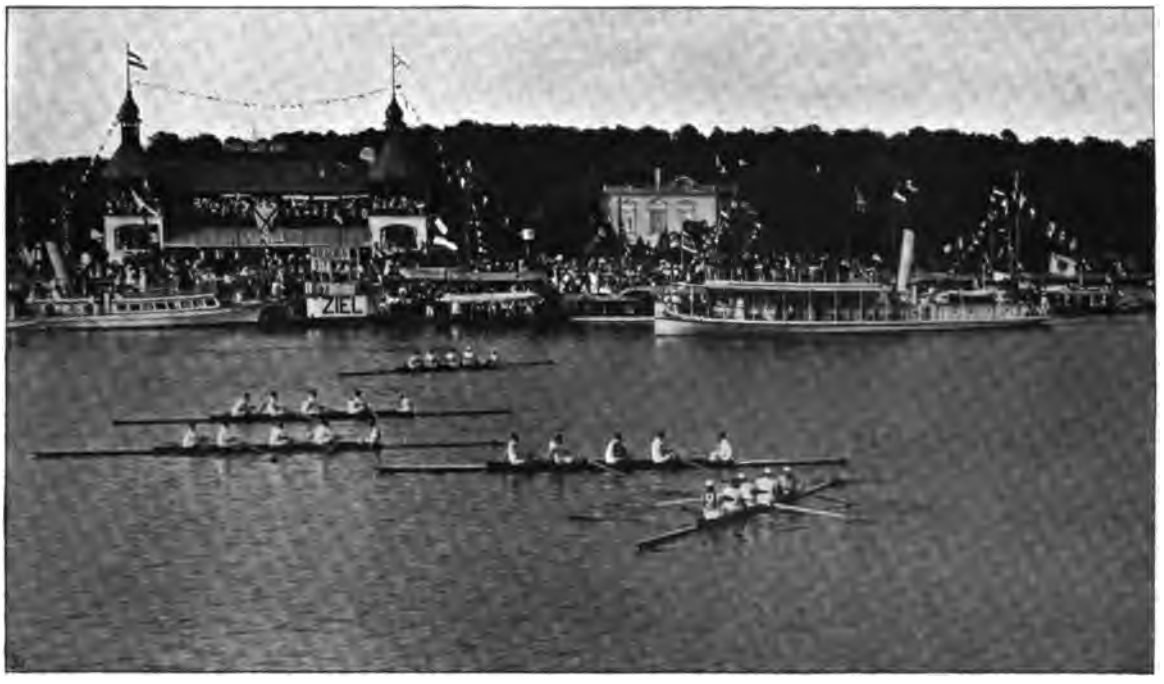
Auch der andere Zweig des deutschen Wassersports, der **Rudersport**, hat von der kaiserlichen Förderung ähnliche Vorteile gezogen und verdankt ihr ein gleiches Aufblühen. Zur Zeit des Regierungsantrittes Kaiser Wilhelms gab es überhaupt nur zwei Kaiserpreise in Deutschland, den einen hatte der greise Kaiser Wilhelm gestiftet, den anderen hatte Kaiser Friedrich in den kurzen Tagen seiner Regierungszeit verliehen. Kaiser Wilhelm, der ja aus eigenen Jugenderinnerungen wußte, welchen wohltätigen Einfluß das Rudern auf den Körper ausübt, besuchte, wie es schon seine erlauchten Eltern getan hatten, die Rennen der Berliner Ruder-Regatta. Mit lebhaftem Interesse verfolgte er die Kämpfe von seiner Dampfyacht „Alexandria" aus und überreichte den Siegern im Kaiserpreis-Rennen mit gütigen Worten eigen-

Schülerbootshaus am Wannsee bei Berlin.

händig den Preis seines erlauchten Vaters, um den heute noch die Blüte von Deutschlands ruderischer Jugend mit Dahingabe aller Kräfte kämpft. Durch die Anwesenheit des Kaiserpaares gestaltet sich die Grünauer Regatta alljährlich zu einem Berliner Ereignis von ganz besonderer Eigenart. Hunderttausende von Menschen wallfahrten hinaus, und nicht nur Grünau selbst ist von Menschen überflutet, sondern längs der Spreeufer zwischen Treptow und Grünau nehmen viele Tausende Aufstellung, denn die hohen Herrschaften benutzten meist die Dampfyacht „Alexandria", um auf dem Wasserwege nach Grünau zu gelangen. Für die Anwohnerschaft der Spreeufer bedeutet diese Fahrt den höchsten Feiertag des Jahres und die Gebäude an den Ufern, insbesondere die zahlreichen Boot- und Klubhausbauten der Berliner Ruder-Vereine prangen dann im schönsten Flaggen- und festtäglichen Schmuck.

Auch in bezug auf die Entwicklung der mustergültigen Regattaanlagen hat der Kaiser im Jahre 1900 ganz besonders helfend eingegriffen. Auf seine Anregung hin hat die Forstverwaltung an den Ufern der Dahme in Grünau einen Streifen des schönsten Ufergeländes dem Berliner Regatta-Verein in Erbpacht gegeben und dieser hat hier nicht nur seine Tribünen und Bootshäuser errichtet, sondern er hat auch außerdem Parzellen an Berliner Ruder- und Segelklubs weiter verpachtet, die dort eine Reihe der bestgelungenen Boot- und Klubhäuser errichtet haben. So ist durch die kaiserliche Huld eine Sportkolonie am waldesgrünen Dahmeufer entstanden, die einen hervorragenden Schmuck der Gegend bildet.

Der Kaiser interessierte sich besonders lebhaft für den Anteil, den die akademische Jugend zu Ende der achtziger Jahre im Rudern zu zeigen begann. Er hatte das Studentenleben ja selbst kennen gelernt und seine damals alljährlich an die siegende Mannschaft im englischen Universitäts-Bootrennen abgesandten Glückwunsch-Telegramme bezeugten die lebhafte Anteilnahme, welche er dem akademischen Sportbetriebe entgegenbrachte. Nun griff er auch hier tätig ein und für seinen scharfen Verstand, für seinen stets schnell das Wesen der Sache erfassenden Blick zeugt es, daß er der erste war, der die akademischen Kreise auf die Beteiligung am Rudersport hinwies. Er stiftete einen Preis, der nur von Mannschaften akademischer Ruder-Vereine gewonnen werden konnte, und damit gab er den ersten Anstoß zur Bildung von rein studentischen Ruder-Vereinen, die mit ihrer Tätigkeit den Sport auch in akademischen Kreisen heimisch machen sollten. In Wahrheit war es eine hervorragende Tat, denn die an den eigenartigen Formen des akademischen Lebens gern festhaltende Studentenschaft hatte sich bis dahin fast jeder Art Sport gegen-



Der Kaiser auf der „Alexandria" bei der Ruderregatta in Grünau.

über meist kühl verhalten; erst die kaiserliche Stiftung lenkte die Aufmerksamkeit der Hochschüler nachdrücklich auf den Rudersport hin. — Den ermunternden Worten ließ der hohe Gönner auch jegliche Hilfe in praktischer Gestalt nachfolgen, und wo es an Mitteln mangelte, half seine stets offene Hand in huldvoller Weise.

Von der Unterstützung der Studenten-Ruderei bis zu der des Schülerruderns an den höheren Lehranstalten war es eigentlich nur ein Schritt. Aber dieser Schritt war um so bedeutsamer, wenn man erwägt, daß in Schulkreisen selbst viele Bedenken pädagogischer Art dem Schülerrudern entgegengestellt wurden, die eine Entwicklung des Schülerruderns etwa in der Art des freien Turnens nicht für ratsam hielten. Der Kaiser hielt aber an dem einmal gefaßten Entschluß fest und trotz des vielfach vorhandenen Widerstandes unterstützte er die Schülerruderei auf nachdrücklichste Weise. Er griff nämlich in die eigene Tasche und bewilligte so ausreichende Mittel, daß zunächst die an den Berliner höheren Schulen bestehenden Rudervereine wirtschaftlich völlig selbständig gemacht werden konnten. An seinem Geburtstage im Jahre 1898 widmete er Deutschlands Schulen ein kostbares Geschenk. Er erließ eine Verordnung, die das Schülerrudern den eigentümlichen Forderungen unserer deutschen Schulverhältnisse so anpaßte, daß ihm eine gesicherte Stellung innerhalb des Schullebens zufiel. Diese Tat hat die schönsten Früchte getragen, denn von da ab wandte sich nicht nur die Regierung dem Schülerrudern freundlich fördernd zu und unterstützte es alljährlich mit Barmitteln, sondern auch in den Kreisen der Bevölkerung wirkte dieses Beispiel anfeuernd und ermunternd. Die Eltern der Schüler waren bald bereit, die Ruderei zu unterstützen. Sie wurde schnell als ein vortreffliches Mittel erkannt, die Schüler vom Geheimverbindungswesen fern zu halten und ihnen die unleugbaren Vorteile des erfrischenden Aufenthaltes in staubfreier Luft zukommen zu lassen.

In den Kreisen der deutschen Herren-Rudervereine wurde die kaiserliche Willensäußerung natürlich mit Jubel begrüßt, empfand man sie doch als eine direkte Förderung der ruderischen Bestrebungen, als eine unschätzbare Vorschule und Förderung für die Heranbildung eines wohlgeübten Nachwuchses für die Herren-Rudervereine.

Das Schülerrudern hat sich seitdem vortrefflich entwickelt. Heute gibt es in Deutschland schon nahezu 300 Schülerruder-Vereine, die aus staatlichen, städtischen und Privatmitteln Unterstützungen be-

ziehen. In den Ferien bevölkern ihre nach besonderer Angabe erbauten Boote unsere Flüsse und Ströme und die Jugend lernt, auf den Wasserwegen unserer Ströme dahinwandernd, die Herrlichkeit Deutschlands mit eigenen Augen erschauen.

Den Herren-Rudervereinen erwies sich der Kaiser auch in allen späteren Jahren als ein huldvoller Förderer und Schützer. Zahlreich sind die von ihm gegebenen Kaiserpreise, um welche die besten Ruderer Deutschlands kämpfen, und heute gibt es kaum einen größeren Regattaplatz, der nicht einen Kaiserpreis als seine kostbarste Trophäe alljährlich zum Wettbewerb stellt. Wie sehr das Rennruderwesen zugenommen hat, ergibt sich aus den beiden nachstehenden kurzen Zahlenangaben: Im Jahre 1888 wurden 14 Regatten mit 136 Rennen veranstaltet, an denen 405 Boote mit 1590 Mann teilnahmen. Im Jahre 1912 waren es 36 Regatten, 470 Rennen und 1914 Boote mit 9033 Mann! In gleicher Weise ist die Zahl der Rudervereine in Deutschland gestiegen, es gibt jetzt etwa 500 Vereine und die Zahl ihrer ausübenden Mitglieder ist mit 40 000 wohl nicht zu hoch gegriffen.

„Das ist wirklicher, echter Sport," sagte der Kaiser gelegentlich einer Ruder-Regatta. Und wie verfolgt der Kaiser die einzelnen Wettkämpfe, die in seiner Gegenwart abgehalten werden! Keiner der vielen auf dem Kampfplatze anwesenden Clubangehörigen kann an dem Verlaufe des Rennens ein eingehenderes Interesse bekunden, als der Kaiser selbst. Wenn er auf der „Alexandria" die Bootrennen begleitet, ist er es, der bald die Kaiserin, bald diesen oder jenen seiner Gäste und seines Gefolges auf die spannenden Momente der Wettfahrt aufmerksam macht, und wie leuchten seine wundervollen blauen Augen, wie sind alle seine Nerven in Bewegung, wenn in einem heißen Rennen die Boote längere Zeit Bug an Bug laufen und die Mannschaften ihr Bestes und auch ihr Letztes hergeben! Dabei entgeht seinem Blicke trotzdem nicht der geringste Fehler im Stil der Mannschaft oder in der Ruderführung des einzelnen.

Aus eigener Erfahrung weiß Kaiser Wilhelm, daß keine Leibesübung so gleichmäßig und harmonisch alle Muskeln und Organe des Körpers zu so heilsamer Tätigkeit veranlaßt, als das stilgerechte Rudern im sachgemäß eingerichteten Boote. Muß er es sich heute leider versagen, regelmäßig die Ruderübung im Freien vorzunehmen, so vergeht nach seinem eigenen Ausspruch kaum ein Tag, an dem er nicht wenigstens am Ruderapparat einige Zeit verbringt.

So wäre im Umriß die Bedeutung unseres Kaisers für einen der edelsten Sports geschildert, die es überhaupt gibt; einen Sport, der bis zu seinem Regierungsantritt eigentlich nur ein recht bescheidenes Dasein fristete, und der erst durch seine Förderung und durch seine nimmer rastende Fürsorge zu dem geworden ist, was er heute darstellt.

Die fremden Nationen sehen voller Anerkennung auf den deutschen Wassersport und seinen hohen Förderer und immer wieder geht durch den Chor der Auslandsstimmen neben den hohen Worten der Anerkennung für unseren Kaiser das Bedauern, daß sie nicht auch einen solchen Förderer und Schirmherren besitzen.

Mögen die kommenden Jahre uns die Früchte genießen lassen, die unter des Kaisers gnädiger Führung langsam herangereift sind und sich nun so herrlich entwickelt haben. Die deutschen Wassersportleute danken schon heut aus tiefstem Herzen ihrem gnädigen Schirmherrn für alles Gute, was er ihnen die vielen Jahre hindurch erwiesen hat. Deutschlands Ruderer und Segler sind des Kaisers treueste Untertanen, allezeit gewärtig seines Rufes.

Auch dem **Schwimmsport** und dem **Eislauf** hat der Kaiser durch mehrere von ihm verliehene Wanderpreise sein Interesse bewiesen. Wie der Kaiser aber den gerade unter seiner Regierung in Deutschland zu mächtiger Entfaltung gelangten Sport als einen Kulturfaktor ersten Ranges ansieht, zeigt auch die durch ihn allerorts betätigte Förderung des **Rasensports.** Das Tennisspiel, dem er selbst meisterhaft obgelegen, hat sich hierbei einer gewissen Vorliebe von seiner Seite zu erfreuen gehabt. Ganz besonders hat der Allerhöchste Herr diesen Sport in den Offizierskreisen der Armee und Marine mit ständig wachsendem Erfolge eingeführt. Wie bietet gerade in kleinen Garnisonen, wo sonst viele Stunden des Tages im Café oder Bierhaus verbracht werden mußten, die Ausübung des Tennisspiels reiche Abwechselung. Und wie der Kaiser dem Tennissport selbst gehuldigt, so sind ihm die Mitglieder seiner Familie gefolgt, die auch im Golfspiel sich vielfach in hervorragender Weise betätigen. Die vom Kaiser für den Tennissport bewilligten zahlreichen Ehrenpreise haben gute Früchte getragen, denn auf der letzten Olympia-Meisterschaft in Stockholm war es

Der Kaiser verteilt den Preis an die Ludwigshafener Mannschaft auf der Grünauer Regatta.

ein Deutscher, der den ersten Preis erringen konnte. Hockey hat ebenfalls mehr und mehr Anhänger in Deutschland gewonnen, nicht zum wenigsten dadurch, weil auch hier der Ansporn durch Verleihung verschiedener Kaiserpreise vorlag. Die Radfahrer, die Leichtathletiker, sind gleichfalls durch Beweise kaiserlicher Huld ausgezeichnet worden. Fechten und Schießen haben zahlreiche Anhänger gefunden und allgemein bekannt ist ja die Ausdehnung unserer Schützenvereine und Gilden, die sämtlich hohe nationale und vaterländische Ziele verfolgen. Es mag eine umstrittene Frage sein, ob das **Turnen** heute in das Gebiet des Sports einzureihen ist. Turnen, Spiel und Sport und über allen ihm verwandten oft, namentlich da wo der Wettbewerb hervortritt, wird die Grenze schwer zu ziehen sein. Alle verfolgen jedenfalls ähnliche vom Kaiser geförderte Ziele: Stählung des Körpers und Manneszucht. Die Jugend bei Zeiten zu gewinnen, wird die ernste Aufgabe aller derer sein, die im Sport, Turnen, Wandern und Spiel einen Faktor erkennen, geeignet echtes Deutschtum, aufrichtige Liebe und Hingabe an Thron und Vaterland heranzubilden. Darum hat der Kaiser auch die Unterstützung des Jungdeutschland-Bundes und des Pfadfinderwesens als notwendig erkannt.

Entwurf des Kaisers zu einem Regattapreise.

Daß über dem gesamten deutschen Sport und über allen ihm verwandten Bestrebungen unser Kaiser auch weiterhin seine schirmende Hand halten möge, das ist der Wunsch jedes deutschen Sportsmannes oder Turners, und dankbar erinnern sie sich gerade in diesen Tagen, was unser Kaiser auch ihnen war und ist.

Dem **Automobilismus** hat der Kaiser sein Interesse zuzuwenden begonnen, als dieser, in Deutschland wenigstens noch, in den Kinderschuhen steckte. Schon im Kaisermanöver 1900 benutzte er einen Mercedeswagen. Seitdem ist das Automobil von Jahr zu Jahr mehr das Fortbewegungsmittel par

Der Kaiser bei dem Rennen im Taunus 1907.

excellence des Monarchen geworden und heute verfügt der kaiserliche Marstall über einen Kraftwagenpark, der einzig in der Welt dasteht. Gerade auf diesem Gebiet, das er von seinen Anfängen an verfolgt hat, konnte der Kaiser, unterstützt durch ein eindringendes Verständnis für technische Dinge zeigen, welche blitzschnelle Auffassung für die Entwickelungsmöglichkeiten einer Sache ihm innewohnt und in wie überraschender Weise er die einmal gewonnenen Anschauungen in die Tat umzusetzen versteht. Vom Standpunkte der heutigen Errungenschaften aus kann man zu einer richtigen Würdigung des persönlichen Eingreifens des Kaisers nicht gelangen. Man muß sich erinnern, wie grotesk komisch die hilflosen Gefährte wirkten, die vor knapp fünfzehn Jahren die großen Städte zu bevölkern begannen. Damals war es wirklich eine Tat vorausschauenden Geistes, einen Sportzweig zu unterstützen, der neben der allgemeinen Abneigung gegen zahlreiche unerfreuliche Begleiterscheinungen auch mit der Spottlust der Bewohner, insonderheit der Berliner, zu kämpfen hatte. Indem der Kaiser sich zum Schirmherrn des Automobilismus machte, adelte er den ganzen Sportzweig und führte ihm die tätige Mitarbeit aller der Kreise zu, die erforderlich war, um das Automobilwesen Deutschlands auf seine jetzige Höhe zu bringen. So konnte er schon am 7. März 1903 eine Huldigungsfahrt der deutschen Automobil-Klubs entgegennehmen, bei der 324 Wagen in dreikilometerlangem Zuge von Westend bis zum Königlichen Schloß in Berlin paradierten. Bahnbrechend für die Entwickelung des Automobilbaus in Deutschland wurden dann in den folgenden Jahren die Abhaltung des Gordon-Bennett-Rennens in Deutschland sowie das Kaiserpreis-Rennen des Jahres 1907. Daß der Kaiser, trotz allen anfänglich erhobenen Bedenken, für das Gordon-Bennett-Rennen die Taunusstrecke freigab, daß er an der gleichen Stätte dem Rennen um den von ihm gestifteten Preis, für welches 42 deutsche Fabriken gemeldet hatten, mehrere Tage lang persönlich beiwohnte, klärte mit einem Schlage die Situation und machte das Aschenbrödel der deutschen Industrie über Nacht zur heißumworbenen Prinzessin.

Ihre Krönung erfuhr die organisatorisch werbende Tätigkeit des Kaisers im Jahre 1905 durch die Annahme des Protektorats über den Deutschen Automobil-Club, der gleich dem Yacht-Club in Kiel die Bezeichnung „Kaiserlicher" erhielt. Als der Kaiser bald danach einem Festmahl im Kaiserlichen Automobil-Club beiwohnte, regte er die Bildung einer Hilfskasse für Chauffeure an, für die er als

Das Freiwilligen Automobilkorps in Paradeaufstellung, Hamburg 1905.

Grundstock aus eigenen Mitteln den Betrag von 10 000 Mark bereit stellte. Diese Kaiser-Wilhelm-II.-Stiftung, ins Leben gerufen zu einer Zeit, als die Kraftwagenführer nach dem Stande der damaligen Gesetzgebung noch keinen Anspruch auf die Wohltaten der sozialen Fürsorgegesetze besaßen, hat wesentlich dazu beigetragen, einen Stamm erstklassiger Mechaniker und Chauffeure heranzubilden und zu erhalten.

Daß Deutschlands Kriegsherr keinen Sport ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der körperlichen Übung oder gar des Vergnügens betrachtet, ist selbstverständlich. Darüber hinaus ist sein Auge unverwandten Blicks auf die mögliche Nutzanwendung für militärische Zwecke gerichtet. Darum hat der Kaiser von Anfang an die im Schoße des Kaiserlichen Automobil-Clubs geborene Anregung gefördert, schon im Frieden aus der Schar praktischer Herrenfahrer ein Elitekorps zu bilden, das den ins Ungeheure gewachsenen Anforderungen der modernen Kriegführung in bezug auf Befehlsübermittlung, Nachrichtendienst und Beweglichkeit der höheren Truppenführer zu genügen vermöchte. So trat im Jahre 1905 das „Deutsche Freiwilligen Automobil-Corps" ins Leben. Zum Chef ernannte der Kaiser seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, gleich ihm ein begeisterter Anhänger und zudem ein verständnisvoller Praktiker des Automobilismus. Mit 35 Herren erschien das Korps, schon damals für seine Leistungen belobt, im Kaisermanöver des Jahres 1905. Im folgenden Jahre, bei den Manövern in Schlesien, erkannte der Kaiser rühmend an, daß das Korps wesentlich dazu beigetragen habe, die Abhaltung der Übungen in einem bisher noch nicht dagewesenen Umfange zu ermöglichen. Das Deutsche Freiwilligen Automobil-Corps ist heute in stetem Aufschwung begriffen, und jedes seiner Mitglieder ist von dem gesunden Ehrgeiz beseelt, im Ernstfalle das Äußerste zu leisten.

Daneben ist es dem Kaiser nicht entgangen, von welch weittragender Bedeutung es sei, die unermeßlichen Kolonnenzüge eines modernen Heeres auf die Basis der Kraftwagenbeförderung zu stellen. Was auf diesem Gebiete, dank der Initiative des Kaisers, seit einigen Jahren geschehen ist, kann aus Gründen des Staatsinteresses nur angedeutet werden, im Falle einer Mobilmachung wird der Umfang der sachkundigen Vorbereitungen, die Fülle der geplanten Verwendungsmöglichkeiten Freund und Feind in Staunen versetzen.

Es ist nicht zuviel gesagt: Den Kulturfaktor des Automobilismus als einer der Ersten erkannt, bis in die Einzelheiten verfolgt und so an hervorragender Stelle zur Schaffung und Vervollkommnung einer Industrie beigetragen zu haben, deren Erzeugnisse, ebenbürtig den aller anderen Nationen, Hundert-

tausenden von Staatsbürgern dauernde Einnahmequellen gewähren, ist das ureigenste Verdienst unseres Kaisers.

Wenn daher in diesem Jahre wiederum alle deutschen Automobil-Vereinigungen sich rüsten, um dem Kaiser zur Feier seines Regierungs-Jubiläums in imposantem Festzuge zu huldigen, so wird darin die aufrichtige Überzeugung von Männern einen Ausdruck finden, die sich bewußt sind, was sie der Tatkraft und dem Weitblick ihres Monarchen verdanken.

Um auch Fernstehenden einen Einblick in die Entwicklung des deutschen Kraftfahrwesens zu geben, sei hier nur erwähnt, daß im Jahre 1908 in Deutschland rund 34 000 Kraftwagen zur Personenbeförderung, darunter 19 000 Krafträder, liefen, während es im Jahre 1912 rund 63 000 Wagen, darunter 20 000 Krafträder, waren. Kraftwagen für Lastenbeförderung gab es 1908 rund 1800, im Jahre 1912 rund 7000.

Dem **Motorflugwesen** hat der Kaiser von Anbeginn an sein Interesse mit gleicher Entschiedenheit gewidmet, wie dem Automobilismus. Nicht nur die Industrie, sondern vor allem auch die Armee, danken es ihm, daß hier nach kurzem Schwanken alsbald die richtigen Wege begangen worden sind. Kaum ein anderes aus dem Sport entstandenes Betätigungsfeld des menschlichen Geistes war mehr dem ausgesetzt, für nichts anderes als eine lebensgefährliche Spielerei gehalten zu werden, wie der Motorflug. Auch hier hat die Stellungnahme des Kaisers die Widersacher zum Schweigen gebracht, die Säumigen herangezogen, die ohnehin Rührigen begeistert. So sind denn alle Etappen in der überraschend schnellen Siegeslaufbahn dieser jüngsten „Sportwissenschaft" von ebensovielen Sympathiekundgebungen des Kaisers begleitet worden. Wie er sich zum Protektor des „Kaiserlichen" Aero-Clubs erklärte, so ist unter seiner Ägide der Aufruf zu der mit so glänzendem Ergebnis abgeschlossenen Nationalflugspende erlassen worden. Die Erkenntnis, daß die Konstruktion eines zuverlässigen Motors das Rückgrat für die weitere Entwickelung des Flugwesens bilde, hat ihn zur Stiftung eines bedeutenden Preises hierfür bestimmt und große Freude wird es ihm gemacht haben, daß dieser Preis gerade im Jubiläumsjahr seiner Regierung einer erstklassigen Konstruktionsfirma verliehen werden konnte. Seiner Wertschätzung für die todesmutigen Offiziere, die sich in immer größerer Zahl dem neuen Soldatenberuf widmen und in ihren Leistungen schon kaum mehr hinter dem unvergleichlichen Hirth zurückstehen, hat er jüngst an seinem Geburtstage durch zahlreiche persönliche Auszeichnungen und durch die Stiftung des „Fliegerabzeichens" unzweideutigen Ausdruck verliehen.

* * *

Endlich ist der Kaiser auch der Vater des Gedankens, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches eine Zentralstelle des Sports zu schaffen. Im Grunewald bei Berlin sollen alle Sportarten, welche die Pflege körperlicher Kraft und Gewandtheit auf ihre Fahnen geschrieben haben, ein Stadion erhalten. Die großen Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung dieses kaiserlichen Gedankens entgegentürmten, sind unter hingebender Mitwirkung aller dem Sport zugetanen Kreise überwunden worden. Am Tage des Regierungsjubiläums wird das „deutsche Olympia" im Innern der neuen Rennbahn im Grunewald, hoffentlich im Beisein der Majestäten, eröffnet werden können.

Wenn dann im Laufe der Zeiten ungezählte Tausende an der Stätte jeglichen Sports im Grunewald das Auge ergötzen und Freude erleben an den Kämpfen der Pferde auf dem grünen Rasen und an denen der Jugend in der Arena, so müssen sie stets und ständig daran denken, daß sie diese frohen Stunden, die sie in Gottes freier Natur verleben, lediglich den weitausschauenden Plänen ihres Kaisers zu verdanken haben.

Der Sport zu Pferde.

Auf mutigem Pferde bei frohem „Gejaid!“
Kein Wald iſt zu dicht und kein Graben zu breit!
Das Herz ſchlägt voll Mut und es hebt ſich die Bruſt,
Zu männlichem Wagen in Reiterluſt!
Hell klingt das Geläute im herbſtlichen Wald,
Bis endlich „Halali, Halali“ erſchallt!
Geſchmückt mit dem Eichbruch, des Jägers Stolz,
Froh reiten wir heim dann durch's ſchattige Holz!

Welchen eminent erzieheriſchen Einfluß das Intereſſe und die vorbildliche Mitarbeit unſeres Kaiſers am Sport auf die körperliche und geiſtige Entwicklung Jungdeutſchlands ausüben muß, das haben wir eben mit freudigem Gefühle kennen gelernt — im Stadion, wie auf der Kieler Förde, auf dem Tennisplatze wie im Luftſchiff oder Auto. Überall zeigt ſich die Förderung der Wehrkraft durch ſolche Tätigkeit, die den Körper ſtählt, die Sinne ſchärft, die raſche Entſchlußfähigkeit mit rechtzeitiger Einſchaltung des Verſtandes in das Gleichgewicht bringt. Das ſportliche „Spiel“ birgt, richtig betrieben, immer den ernſten, erhebenden — mitunter kaum erkannten Zweck, unſere Jugend zu Männern heranzubilden, die tüchtig und verwendbar ſind im Dienſte für das Vaterland, körperlich und geiſtig — und in unſeren Männern die Friſche und Tatkraft zu erhalten bis an die von der Natur geſtellten Grenzen! Die Sportzweige aber, die zu ſolchen Zielen führen, ſie greifen ineinander, wie die Geäſte des Baumes, und wir Deutſchen dürfen unſerem Kaiſer dankbar dafür ſein, daß er ſein Wohlwollen, ſeine Fürſorge allen Zweigen zuwendet mit gleichem Intereſſe und auch mit gleich ſichtbarem Erfolge.

Der Kaiſer auf der Grunewald-Rennbahn.

Graf Georg von Lehndorf,
Oberlandstallmeister.

Als einen der ältesten, ja wohl den ältesten und bedeutungsvollsten unter diesen „Asten" müssen wir den Sport zu Pferde bezeichnen, und gerade die Zuneigung unseres Monarchen für die Reiterei haben wir besonderen Grund dankbar anzuerkennen. Dieser Sport birgt eine doppelte Bedeutung für die Wehrkraft unseres Vaterlandes, denn einmal hebt er das ritterliche Gefühl im Reiter, das ihn vor dem Feinde zum Helden stempelt — und durch den Reitsport wird auch das Verständnis und die Bewertung der Pferdezucht gefördert, von der ja die Wehrkraft des Reiches in so hohem Grade abhängig ist.

Freiherr von Reischach,
Oberstallmeister.

Wenden wir uns nun zuerst der persönlichen Teilnahme des Monarchen am Pferdesporte zu. Welchem deutschen Offiziere wäre es nicht bekannt, daß das Reiten im Gelände, wie es heute in der Armee schon lange üblich und auch obligatorisch ist, einen eminent fühlbaren Aufschwung nahm, seit unser Kaiser selbst regelmäßig als jüngerer Prinz — wie noch heute — im „roten Felde" Zeugnis ablegte von frischer Lust zur Überwindung von Hindernissen, die, ohne Wahl durch die Fährte des Wildes bestimmt, den Reitern oft unerwartet entgegentreten!

Das Beispiel wirkte! Das Reiten hinter der Meute wurde üblich in der ganzen Armee, nicht nur bei den berittenen Waffen, sondern — unterschiedslos — auch bei den Infanterie-Offizieren. Es wurde dann durch die Militär-Reitinstitute — besonders in Hannover — zu einem direkt befohlenen Dienstzweige, der das Vertrauen der Reiter zu sich selbst und zum Pferde in einem Grade erhöhte, der schon im Manöver zur Geltung kommt und in einem künftigen Kriege seine Erfolge zeitigen wird. Denn was die Offiziere, auch die älteren, an Selbstvertrauen und schnellem Entschlusse gelernt haben, das überträgt sich doch ganz unwillkürlich auf die Truppe. Muß es nicht auf jeden deutschen Reiter einen anregenden Eindruck machen, wenn er — in jedem Herbst von neuem — durch alle Zeitungen erfährt, daß sein Landes- und Kriegsherr, nun schon seit über 25 Jahren, regelmäßig dem Felde voran, unbekümmert um die Gunst des Wetters und um die Schwierigkeiten des Terrains, der Meute folgt, um dann dem gestellten Wilde selbst den Fang zu geben? Und sollte unser Kaiser dabei nicht das Ziel vor Augen haben, jene ritterlichen Tugenden — das Selbstvertrauen, den Reitermut, die Entschlußfähigkeit — zu stärken und zu erhalten und jene Empfindungen weiter zu verbreiten, die auch den chevalerésken Sinn des kaiserlichen Reiters erfüllen mögen, wenn die Hornsignale der Piqueure künden, daß „à vue" gejagt wird? Muß es nicht des Kriegsherrn Herz erfreuen, wenn er seine schneidigen Offiziere vorsprengen sieht, um — im Sumpfe vielleicht oder in der Dickung abzuspringen und das von den Hunden gedeckte Wild auszuheben? — Der Kaiser sieht's und — da macht's doppelte Freude!

Ein alter ritterlicher Brauch bedingt es dann, daß der höchste Jagdherr selbst den tödlichen Fang gibt. „Halali — Halali!" Und „geschmückt mit dem Eichenbruch" geht's dann heim durch den Wald!

Und die Konsequenz? Wo gäbe es heute noch einen berittenen Offizier — einen Bataillons-Adjutanten der Infanterie, der nicht mit ein paar gutberittenen Meldereitern eine Rekognoszierung über das schwierigste Terrain unternähme? Solche Reiter sind auch heute nicht zu entbehren, trotz Luftschiff, Fahrrad und Aeroplan!

Wer aber jemals in Karlshorst, in Hoppegarten oder gar auf der Rennbahn bei Hamburg unseren Kaiser beobachten durfte, dem kann es nicht entgangen sein, mit welch warmem Interesse er auch diesem

Sport zu Pferde folgt, dem Sport, der am deutlichsten und sichersten Zeugnis ablegt für die Fortschritte in der Landespferdezucht. Gerade der Vergleich mit dem Blute auch ausländischer Pferde gibt das Maß für das eigene Leisten, und wenn Österreich oder Ungarn etwa im Hamburger Derby durch Graditz überwunden werden, dann freut sich mit dem königlichen Protektor unserer Gestüte wohl jeder deutsche Reitersmann, ja jeder Bauer und Landmann, und in jedem Erfolge erkennt er dankbar des Kaisers förderndes Eingreifen in den „Pferdesport" und die „Pferdezucht" — denn die sind untrennbar. Heiter ist die Außenseite —

Ulrich von Oertzen,
Oberregierungsrat.

aber unser Kriegsherr würdigt verständnisvoll die Tatsache, daß es sich in der Pferdezucht mit um des Reiches Sicherheit handelt.

Das Interesse des Monarchen erstreckt sich aber keineswegs nur auf die Zucht solcher Pferde, die für Reitzwecke bestimmt sind. Sowohl für die Landwirtschaft als für die Armee bedarf es auch der Zugpferde, der Halb- und Kaltblüter, deren Veredelung und Rassenzüchtung eine ganze Reihe von Gestüten sich mit Erfolg widmen. Wenn beim Vollblut die Schnelligkeit, die Ausdauer, die Energie in Überwindung von Hindernissen erzielt werden sollen, wenn durch hohe Renn- und Ehrenpreise erheblich fördernd auch zur Vervollkommnung und Veredelung nach dieser Richtung beigetragen wird, so ist gerade unter unseres Kaisers Regierung auch die eben erwähnte Zucht in rationeller und erfolgreicher Weise durchgeführt, so daß die stets erhöhten Anforderungen, die an die Bespannung der Artillerie gestellt werden müssen, vollauf berücksichtigt wurden. Mit Dankbarkeit blickt wohl jeder patriotische Deutsche auf den vorbildlichen Fachmann in der Pferdezucht, den bisherigen Oberlandstallmeister Grafen Georg von Lehndorf, der dem Kaiser in seinen Bestrebungen treu zur Seite stand.

Wenn wir nun gewohnt sind, unseren obersten Kriegsherrn bei jeder Gelegenheit, sei es auf der Parade, sei es beim Manöver oder bei der Parforcejagd, stets vortrefflich beritten zu sehen, so dürfen wir auch darin des Monarchen hippologische Kenntnis erblicken, zugleich aber die bedeutungsvolle Fähigkeit des Monarchen, die rechten Leute auf den rechten Platz zu stellen.

In dem Oberlandstallmeister Freiherrn von Reischach fand Seine Majestät einen geborenen und begabten Fachmann für die Tätigkeit, die er nun seit Jahren — seit dem Abgange des Oberstallmeisters Grafen von Wedel — bekleidet und in der er durch den Vize-Oberstallmeister Freiherrn von Esebeck eine hochverständige Unterstützung findet.

Die hohen Hofstellungen in der Umgebung Seiner Majestät sind aber keine Sinekuren, und nur klare und schnelldenkende, frische und tätige Männer gehören an den Hof eines Monarchen, dessen eigene

Das Juckergespann des Kaisers.

Arbeitskraft auch auf die Umgebung wirkt und dessen Arbeitsprinzipien sich in die Worte fassen ließen: „Nicht unnütz Zeit versäumen!" Der Grundsatz tritt dem Zuschauer auch unwillkürlich entgegen, der den Kaiser fahren sieht — in raschestem Tempo, mit sicher am Zügel stehenden Pferden — schnell und dennoch nicht eilig. Die majestätische Würde macht sich auch in der Art des Fahrens geltend.

Während bei offiziellen Auffahrten und vor Prunk- und Galawagen fast ausschließlich ostpreußische Trakehner-Rapphengste benutzt werden, pflegt der Kaiser, wenn er ohne seine hohe Gemahlin fährt, ungarische Jucker zu benutzen, die von der sicheren Hand des ungarischen Leibkutschers gelenkt werden. Als vor etwa 10 Jahren dieser Leibkutscher, Kreczy, auf der Rückkehr von der Jagd bei Rudow das Gespann in gestreckter Fahrt über das schneebedeckte Tempelhofer Feld lenkte — es war dunkle Nacht — und als der Flügeladjutant, besorgt über die wilde Fahrt, sich dem Kaiser zuwandte, wehrte der Monarch lächelnd ab: „Der kühne Ungar fühlt sich in seine Heimat, in die Pußta versetzt!" Des Kaisers sachgemäßes Interesse für den Fahrsport, der wiederum mit dem Prinzipe der Veredlung des Zugpferdes in untrennbarer Verbindung steht, tritt auch in dem Aufblühen der erst unter Seiner Regierung zur Geltung gekommenen „Trabrennen" zutage. Erst im Jahre 1892 wurde das Reglement für diesen Sport unterzeichnet und ihm dadurch eine Art Hoffähigkeit verliehen. Des Kaisers Schwager wurde Ehrenpräsident der Trabrenngesellschaft. Der damalige Versuch bildete die Grundlage für einen Sportzweig, der heute auf einer großen, nur dem Fahrzwecke dienenden, eleganten Rennbahn bei Spandau betrieben wird. Die Trabergestüte zu Mariahall, Lilienhof usw. fördern in bedeutungsvoller Weise die Zucht edelster Zugpferde.

Freilich führt der Grundsatz, nicht unnütz Zeit zu versäumen, unseren Kaiser inzwischen fast täglich in das an Schnelligkeit und Ausdauer auch die besten Jucker überholende Auto!

Auch die Ausfahrten, die Seine Majestät einst in die Umgebung des Neuen Palais im einspännigen Selbstkutschierwagen, mitunter von Ihrer Majestät begleitet, zu unternehmen pflegte, sind wohl durch die Benutzung der modernen Kraftfahrzeuge ausgeschaltet. Den Potsdamern aber blieb das Parkwägelchen mit dem braungeschirrten, raschen Pferde, von des Kaisers Hand gelenkt, unvergeßlich und wenn einst das unscheinbare und doch so elegante Gespann durch die Straßen von Potsdam oder durch die Parkwege rollte, dann schauten wohl die dort wandelnden Ausländer mit Wohlgefallen dem nur von einem, in braune Livree gekleideten Groom begleiteten Husarenoffizier nach, ohne zu ahnen, daß es der Deutsche Kaiser war, der so anspruchslos an ihnen vorüberfuhr.

Die schaffende Tätigkeit unseres Monarchen für den Sport zu Pferde, dessen fördernde Wirkung auf die Pferdezucht und damit die Wehrkraft des Reiches, kennzeichnet sich auch in hohem Grade in dem Interesse für die im Deutschen Reiche bestehenden Rennvereine, deren Zentralstelle der „Union-Club" ist.

Der Kaiser selbst ist der hohe Protektor dieses Clubs, dessen Zweck eben die Hebung inländischer Pferdezucht ist und die Heranbildung von hervorragenden Reitern für alle Eventualitäten, sowie deren Vorbereitung für alle Strapazen und Anforderungen, die im Sport gestellt werden.

Schon ist an anderer Stelle der Schöpfungen gedacht, die wir, diesem Zwecke dienend, im ganzen Deutschen Reiche der Initiative des „Union-Clubs" zu danken haben — vom Stadion, vom Grunewald, von Karlshorst bis zur kleinsten Provinzial-Rennbahn. Alle dienen den genannten hohen Zielen — der Pferdezucht und der Ermunterung talentierter Reiter. Die Rennbahnen sind eben Prüfungsstätten und es wäre völlig unrichtig, wenn man sie aus Unwissenheit gleichsam als Vergnügungsorte für das Volk kennzeichnen wollte. Der vom Kaiser protegierte Union-Club, an dessen Spitze seit Jahren der Fürst Hans Heinrich von Pleß erfolgreich arbeitet, der Club, den auch der Staatsminister von Podbielski stets durch seine Sachkenntnis und durch sein bekanntes Organisationstalent fördernd unterstützte, dem der im Rennsport so erfahrene und bewährte General von Schmidt-Pauli ein gut Teil seines arbeitsreichen Lebens widmete und dessen technischen Vorsitz mit ungemein günstigem Erfolg seit langem der Oberregierungsrat von Oertzen führt, der „Union-Club" ist nun aber finanziell außerstande, alle zweckdienlichen Rennen durch entsprechende Preise zu unterstützen, wenn auch staatliche Subventionen und von seiten des Kaisers zahlreiche Preise gewährt werden.

Es mußte daher, gleichwie in allen Pferdezucht betreibenden Staaten, nach Hilfsmitteln gesucht werden, die die fehlenden Mittel herbeischafften. Der „Union-Club" hat in der Ausübung des Totalisatorbetriebes den Ausweg gefunden, der einmal der schädigenden Unsitte übertriebenen Wettspieles, das dem ganzen Wesen unseres Kaisers durchaus zuwider ist, ein Ende machte, — die aber doch nicht ganz zu

bannende Wettluſt in geregelte Bahnen leitete und zugleich eine Steuer ſchuf, durch die der Staat in die Lage kam, den Rennvereinen die nötige Unterſtützung zuführen zu können.

Welchen fördernden Einfluß des Monarchen Intereſſe für den Pferdeſport gezeitigt hat, das beweiſen am beſten und ſicherſten die Erfolge, die von der deutſchen Pferdezucht, von Jahr zu Jahr mehr und mehr hervortreten.

Einen bedeutungsvollen Abſchnitt in unſeres Kaiſers Intereſſe für den Sport zu Pferde bilden die alljährlich ſtattfindenden „Armee-Jagd-Rennen". Hier ſind es ausſchließlich Offiziere, die zeigen, was ſie auf edlen Pferden an Schnelligkeit, Ausdauer und Überwindung von Hinderniſſen leiſten können. Wer hier den Preis heimträgt, der ihm vielleicht aus der Kaiſerin Hand ſelbſt übergeben wurde, der wird auch im Kriegsfalle vertrauensvoll mit den ſchwierigſten Aufträgen abgeſandt werden können!

Was aber der Pferdeſport für die deutſche Landwirtſchaft für eine Bedeutung hat, das hat ſchon als Kronprinz unſer Kaiſer im Jahre 1888 anerkannt, als er in der Kommiſſion zur Förderung der Pferdezucht ſagte, „es müßte im Intereſſe der Wehrhaftigkeit des Landes vermieden werden, daß der Landwirt die Zucht aufgebe, wenn ſie nicht mehr lohnend ſei. Eine beſſere Bezahlung der Remonten würde ſich dagegen wirkſam erweiſen."

Auch in der Berückſichtigung des Pferdeſportes hat der Monarch wohl ſtets dieſelben großen Ziele vor Augen gehabt, die in ſo vieler Richtung zu des Reiches und des Landes Segen glücklich durchgeführt und erreicht wurden — in 25jähriger friedlicher Regierung.

Phot. Conrad Hänich, Charlottenburg.

Die kaiſerliche Familie in Karlshorſt beim 5000. Rennen.

Der Kaiser als Weidmann.

„Gesund das Herz — das Auge hell,
Stets ruhig Blut — zum Handeln schnell,
Ausdauernd, wenn's nicht gleich gelingt,
Und schonend, wo's der Stand bedingt!
Weidgerecht jagen, sorglich hegen,
Das macht den Weidmann — bringt ihm Segen!"

In den sechs kurzen Strophen sind die Eigenschaften zusammengefaßt, die unseren Kaiser zum erhabenen Vorbilde im allerdeutschesten Sport als berufen erscheinen lassen! Wohl in keiner Nation ist das Weidwerk so volkstümlich wie in der unseren, und die von den Germanen überkommene „Jägerart" hat sich vererbt auf die Jetztzeit. Schon seit Jahrhunderten hörte die Jagd auf, lediglich den Begriff des Erlegens von Beute zu umfassen. Ein ritterlicher Weidmannsbrauch regelte die Gepflogenheiten bei Ausübung der Jagd und verlieh diesem Sport den vornehmen Charakter, den er bewahrte, auch als das Recht zum Jagen nicht mehr auf Fürsten, Magnaten und Gutsherren beschränkt blieb. Nicht der Schütze allein gilt in Deutschland als Jäger — er darf nicht nur „Schießer", sondern muß vor allem auch ein „Pfleger" des Wildes sein, wenn er den Ehrennamen eines Weidmanns tragen will! Er muß auch festhalten am vererbten Brauch in Wort und Werk. Und wenn nun das alles vom Deutschen Kaiser und dem Hofjagdamt in vollendeter Weise nach Form und Zweck gefördert wird, so dürfen dem Erhalter und Schutzherren weidgerechten Jagdbetriebes die alle dankbar sein, die Verständnis und Liebe für Wild und Wald ererbten von den Altvorderen.

Die Übungen, die schon dem jungen Prinzen eine große Sicherheit in der Führung der Schußwaffe verliehen, haben die Grundlage zu einer Meisterschaft bei deren Anwendung auf der Jagd geliefert. Der Kaiser hebt die durch den Leibjäger gereichte Waffe schnell an die Schulter, schießt ohne langes Zielen,

Der Kaiser auf der Hubertusjagd. Döberitz 1900.

v. STENGLIN, PINX.

Der Kaiser mit Leibjäger und Büchsenspanner.
Nach einer Aufnahme von M. Ziesler.

und selten fehlt das Blei. Je nach der Art des Wildes kommen Flinten der Kaliber 20, 18, 16 und 12 zur Verwendung — Waffen sowohl deutscher wie englischer Firmen. Der Kaiser führt jedoch nur deutsche Büchsen — von 6 mm bis 11 mm — gelegentlich auch Repetierbüchsen, namentlich aber 8 mm Militärbüchsen und Karabiner — wiederum je nach Art der Jagd, denn selbstverständlich handelt es sich bei der Birschjagd gelegentlich um andere Entfernungen, wie beim eingestellten Jagen oder der vollen Jagd.

Um die vielseitigen Jagdarten kennen zu lernen, an denen sich Seine Majestät beteiligt, ist es lohnend, einen Blick auf diejenigen Reviere zu werfen, in denen der Kaiser — ganz abgesehen von Einladungen bei fremden d. h. ausländischen Herrschern und Magnaten — alljährlich dem Weidwerke obliegt, und da sei zuerst, ganz dem Jagdinteresse des Allerhöchsten Jagdherrn entsprechend, des Jagdschutzes und der Wildpflege in jenen Revieren gedacht.

Durch das Hofjagdamt, an dessen Spitze der Oberjägermeister vom Dienst, Freiherr von Heintze-Weißenrode, sich befindet, wird in den gesamten königlichen Hofjagd-Terrains der Dienst geleitet. In allen fiskalischen Revieren ist das Forst-, Schutz- und Verwaltungs-Personal gleichzeitig zu jagdlichen Zwecken dem Hofjagdamte unterstellt, wird aber vermehrt, wo es sich als unzureichend zeigt. In der Colbitz-Letzlinger Heide z. B. sind die Forstbeamten durch einen Ober- und zwölf Jagdaufseher verstärkt. Das Hofjagdamt hält in allen angepachteten Jagden, den Fasanerien, im königlichen Wildparke, dem Jägerhof Klein Glienicke eigenes Personal. Durch alle diese Beamten wird sachgemäß das Raubzeug beseitigt und für normale Entwickelung und Fütterung des Wildes eingetreten.

Die von Seiner Majestät beschossenen Jagdreviere bieten nun, je nach den Wildarten, mit denen sie besetzt sind, ihren eigenen Jagdbetrieb.

Ausschließlich für die Birsch, als die Jagdart, die der Monarch jeder anderen vorzieht — wohl weil sie vom Jäger die lebhafteste Aufmerksamkeit, die größte Kenntnis von Wild und Terrain, den sichersten

Blick und das ruhigste Blut verlangt —, für die Birsch behielt sich der Kaiser die Schorfheide vor. Hier kennt der Jagdherr jeden guten Hirsch, und mitunter bringt er in der Brunst tagelang in seinem einfachen Jagdhause Hubertusstock zu, seinem Jägertuskulum unweit des Werbelinsees bei Joachimsthal.

Bekanntlich ist der Kaiser ein Frühaufsteher. Diese Gewohnheit, von der er niemals abweicht, ermöglicht es ihm allein, das alles in einem Tage zu bewältigen, was er leistet — und auch hier, in der Waldeinsamkeit, sieht man schon in aller Herrgottsfrühe den königlichen Weidmann durch den Wald streifen, zu Fuß oder zu Wagen, nur begleitet von seinem Leibjäger und einem Forstbeamten. Die Schorfheide ist mit zahlreichem Rotwild besetzt und bietet für diese Wildart durch ihren Forstbestand, ihre Wiesen, ihre Seen und — ihre unberührte Ruhe die günstigsten Bedingungen. Hier erlegt denn auch der Jagdherr alljährlich eine beträchtliche Anzahl von kapitalen Hirschen. Die hervorragend gute Geweihbildung des ungarischen Rotwildes hat den Kaiser veranlaßt, in der Oberförsterei Zehdenick, einem Teil der Schorfheide, in besonderem Gatter, schon im Jahre 1889 je 11 Stück Hirsch- und Wildkälber dieser Rasse aussetzen zu lassen. Jetzt beläuft sich der Bestand auf ca. 60 Stück ungarischen Vollblutes und 70 Stück Halbblut, d. h. mit einheimischem Rotwilde gekreuzt.

Die in Ostpreußen noch bestehende kleine Kolonie Elchwild in der Ibenhorst nahm der Kaiser dadurch in seinen Schutz, daß er die Erhaltung eines bestimmten Wildstandes dieser größesten, menschen- und kulturscheuesten Wildart Europas empfahl.

In der Rominter Heide, einem nicht zur Zahl der Hofjagdreviere gerechneten fiskalischen, ostpreußischen Forstrevier, in welchem Rotwild wohl die normalste und kräftigste Geweihbildung zeitigt, hat sich der Kaiser den Abschuß vorbehalten. Während des Birschaufenthaltes dient dem Monarchen ein bescheidenes Jagdhaus schwedischer Bauart in Waldesmitten als Wohnort. Hier ließ der Kaiser seinem 1885 verewigten Onkel, dem Feldmarschall Prinzen Friedrich Karl, ein würdiges Denkmal errichten zur Erinnerung an dessen alljährliche Birschbesuche in „Teerbude", dem mehr wie bescheiden ausgestatteten Forsthäuschen. Der Kaiser ehrt dadurch in dem Feldmarschall auch den weidgerechtesten Hohenzollern seiner Zeit.

Große Hofjagden mit eingestellten und Lappjagden auf Rot- und Damwild, resp. abgestellte oder freie Suchen mit der Findermeute auf Sauen läßt der hohe Jagdherr im Hammer-Königs-Wusterhausener Gehege (Rot-, Dam- und Schwarzwild), in der Colbitz-Letzlinger Heide (Dam- und Schwarz-, wenig Rotwild), der Göhrde (Rot- und Schwarzwild) und in Springe (Dam- und Schwarzwild) abhalten. Alle diese Reviere sind eingegattert, ebenso wie die gesamte Schorfheide — ehemals auch der Grunewald (Damwild). Außer den genannten größeren Revieren sind noch der Wildpark bei Potsdam (Rotwild) und der Tiergarten bei Kirchrode (Damwild) zu erwähnen.

Durch jagdliche Anordnung ist es ermöglicht, daß Seine Majestät bei solchen großen Hofjagden auf Hochwild zuerst zu Schusse kommt, und nur so erklären sich die Zahlen, die in den Jagdberichten von den Erfolgen sprechen, die der Kaiser erzielte. Daß der auf flüchtiges Wild sichere Schütze sich mit ruhigem Blick aus dem Rudel stets die besten Stücke Wild auszuwählen versteht, dafür zeugt ein Blick auf des Kaisers Strecke — es mag sich um Rot-, Dam- oder Schwarzwild handeln. Mit ungeteilter Aufmerksamkeit, unbeeinflußt durch elementare Hindernisse und Unbequemlichkeiten, hält der Monarch seinen Posten im Schirme inne — der Leibjäger reicht ihm die gespannte Büchse. In wilder Flucht strebt das Wild, oft im dichten Rudel, der Freiheit zu. Ein kurzes Heben der Waffe — ein scharfer Knall — und im Feuer bricht der stolze Kronenhirsch — der flüchtige Keiler — zusammen. Aber ein Druck genügte, um die Repetierbüchse zu laden, oder eine andere Waffe wurde gereicht — und das sichere Blei bringt neue Beute!

Selbstverständlich suchen diejenigen deutschen Fürsten, denen eine vollbesetzte Hochwildjagd zur Verfügung steht, eine Freude darin, den kaiserlichen Jäger als Jagdgast auch bei sich zu bewillkommnen, und (in der Regel alle zwei Jahre) folgt der Deutsche Kaiser der Einladung des Prinzregenten von Braunschweig nach Blankenburg, besucht die Hofjagd des Herzogs von Altenburg in Hummelshain und erfreut sich des vortrefflichen Wildstandes, den der nun verstorbene Fürst von Schaumburg-Lippe — selbst ein vortrefflicher Weidmann — in seinen herrlichen Forsten um das Jagdschloß Baum in vollendet hirschgerechter Jagd dem kaiserlichen Gaste darbot. Aber — wie schon gesagt — die rechte Jagdfreude findet

Graf v. d. Asseburg-Falkenstein,
Oberjägermeister.

der Monarch auf der Birsch, und diese Freude erstreckt sich auch auf eine Büchsenjagd, die wohl in das Gebiet der niederen gehört und dennoch auf jeden ordentlichen Jäger ihren Reiz ausübt, die Birsch auf Rehböcke. Nicht weniger nimmt sie den Scharfsinn und die Jagdkenntnis des Schützen in Anspruch, wie sie beim Anbirschen auf Rotwild verlangt werden. Da Hochwild sich selten mit einem guten Rehstande vereint zeigt und dazu das Rehwild im Gatter fast immer zurückgeht, so bieten die königl. Reviere weniger günstige Bedingungen für Birsch auf Böcke, wie so manche Privatjagden in Waldungen, die den Austritt des Wildes in die Felder und den freien Wechsel gestatten.

Freiherr von Heintze-Weißenrode,
Oberjägermeister vom Dienst.

Eine Reihe von Besitzern großer, für den Rehstand günstiger Reviere wird daher in der Jahreszeit, in der der Bock gefegt und vereckt hat, also im Mai oder Juni, von Seiner Majestät durch eine Annahme der Jagdeinladung geehrt. Daß es dann auch was zu schießen gibt, daß das Revier forstlich und jagdlich einer solchen Ehre auch entspreche, das bietet selbstverständlich den Schwerpunkt in den Sorgen und Bestrebungen des Wirtes. Und wiederum sprechen die mitunter erstaunlichen Strecken sowohl, wie die wohlausgebildeten Gehörne, die kräftigen Rosen, die dunkelgeperlten starken Stangen, neben dem Wildbret, für Wildpflege und Wildschutz zu rechter Zeit.

Zuerst sei der Herzog Ernst Günther unter den durch kaiserlichen Besuch geehrten Magnaten genannt. Dessen herrliche Forsten in der Herrschaft Primkenau bergen einen hervorragenden Rehwildstand. Auch beim Grafen Hochberg auf Wirschkowitz, dem Grafen Dohna-Schlobitten, dem Grafen Finkenstein-Madlitz, Herrn von Bethmann Hollweg auf Hohenfinow weilt gelegentlich der kaiserliche Jäger als Gast zur Birsch auf Böcke. Bei dem vor wenigen Jahren, 1907, verstorbenen Herzog von Pleß, königl. Oberst-Jägermeister — dem Inhaber der höchsten Jagd-Hofcharge und dem Besitzer der bedeutendsten Privatwaldungen in Schlesien —, wurde dem allerhöchsten Gaste, neben Jagden auf Rotwild und Böcke, Fasanen- und Niederjagd, auch die im Deutschen Reiche einzige Gelegenheit geboten, einen Auerochsen strecken zu können.

Hans Heinrich XI., Fürst von Pleß, Reichsgraf von Hochberg, Frhr. von Fürstenstein,
Oberst-Jägermeister.

Der Kaiser tritt aber nicht nur als hirschgerechter Weidmann und Büchsenschütze hervor. Auch bei der Niederjagd mit dem Schrotgewehr zeigt er sich als ganzer und unermüdlicher Jäger. Schon der Wildstörung wegen verbieten sich Treibjagden auf Niederwild in den schon für die Jagd auf Hochwild bestimmten Revieren. Aber auch mit Hasen und Fasanen reich besetzte Terrains stehen unter Leitung des Hofjagdamtes. Da sind die Fasanerien Entenfang bei Potsdam auf Kronfideikommiß-Terrain, die Fasanerie im Fürstenwald bei Ohlau — auf fiskalischem oder erpachteten bäuerlichen Terrain —, die Fasanerie Eichwald — das erpachtete Feldjagdgehege bei Kassel —, das fiskalische Feldjagdgehege

Phot. Aug. Böcker, Donaueschingen.

Der Kaiser in Donaueschingen 1912.

bei Potsdam, das durch bäuerliche Zupachtung erweitert wurde, und endlich die erpachteten Feldjagden bei Berlin und Spandau. Der Kaiser nimmt fast überall am regelmäßigen Abschuß teil, es mag sich um Feld- oder Waldstreifen, um Stand-Trieb oder Kessel handeln. Nicht selten geht der Jagdherr bei Feldtreiben allein im Zentrum der Treiber, während die übrigen Schützen auf der Vorlage stehen, und erzielt dadurch, besonders bei festliegendem Wilde, eine günstige Strecke.

Als Flugschütze zeigt der Monarch hervorragende Leistungen. Wer ihn jemals Schuß für Schuß mit fast unfehlbarer Sicherheit die Fasanenhähne, selbst aus beträchtlicher Höhe und aus vollem Fluge, niederholen sah, erst der kann sich einen Begriff von der Möglichkeit solcher Strecken machen, wie sie in unten folgenden Beispielen mitgeteilt werden sollen. Der Treffer auf einen spitz von vorn in der Höhe heranziehenden Fasan, der so rechtzeitig abgegeben wird, daß das Stück zu des Schützen Füßen niederfällt, heißt in Schlesien ganz allgemein ein Kaiserschuß.

Der Kaiser ist nicht jagdneidisch — um diesen in der Weidmannssprache üblichen Ausdruck anzuwenden —, sein Eifer läßt auch bei weniger gut besetzten Jagen nicht nach, wenn nur die Jagdleitung sachgemäß und weidgerecht ist, denn überall können selbst dem kaiserlichen Gaste nicht Strecken geboten werden, wie z. B. in Kuchelna. Dort im Jagdrevier des nun verstorbenen Fürsten Carl von Lichnowsky, kamen bei Gelegenheit der Kaiserjagd am 11. November 1897 in den Carl Max-Fasanerien (nebenbei nur 70,52 Hektar) in der Zeit von mittags 12 bis 3½ Uhr in 15 Treiben und bei 13 Schützen zur Strecke: 4244 Fasanen, 46 Hasen, 6 Kaninchen, 4 Eulen. Davon entfielen auf die Strecke Seiner Majestät 1224 Fasanen, 10 Hasen, 2 Eulen.

In der Egon-Fasanerie, ebenfalls im Revier Kuchelna, ergab am 14. November 1893 die Strecke des Kaisers 730 Fasanen, 1 Kaninchen, bei einer Gesamtstrecke von 3125 Fasanen, 5 Hasen, 1 Kaninchen und bei 12 Schützen. Die dichten Fichtenspaliere, durch die die Jagen abgegrenzt werden, veranlassen die Fasanen, erst zu Ende des Treibens in Buketts aufzustehen, und es gehört eine außerordentliche Schnelligkeit im Anschlage und im Wechsel des Gewehres, — jetzt meist Selbstspanner oder Browning —, dazu, um

Illustrations-Photoverlag, Berlin.

Der Kaiser und Erzherzog Franz Joseph von Österreich auf der Jagd zu Springe 1912.

solche günstigen Resultate zu erreichen. Auf der Jagd am 9. November 1897 in der Turm-Fasanerie des Jagdrevieres Groß-Strehlitz beim ebenfalls nun verstorbenen Grafen Mortimer Tschirschky-Renard erlegte der Kaiser in 17 Treiben zwischen 9½ und 4 Uhr: 1058 Fasanen, 2 Hasen, 74 Kaninchen und 4 Rebhühner bei einer Gesamtstrecke von: 1 Reh, 2389 Fasanen, 67 Hasen, 291 Kaninchen, 6 Rebhühner. Er führte damals fünf Zentralfeuer-Doppelflinten Kaliber 20. Vier Büchsenspanner luden die Gewehre. Natürlich kam rauchschwaches — Rottweiler — Pulver zur Verwendung. Die Wetterverhältnisse müssen freilich auch, wie hier, zu solchen Erfolgen günstig sein — kein Wind, klare Luft, keine Sonnenblende. Als der Graf Tschirschky nach der Jagd — die immerhin recht anstrengend war — an seinen kaiserlichen Gast die Frage richtete, ob ihn die Jagd nicht sehr ermüdet habe, antwortete der Kaiser: „Ich möchte sie morgen mit demselben Vergnügen noch einmal durchmachen!"

Auf den Kaiser, wie auf jeden gesunden Germanen, übt eben das Jägerleben den besten Einfluß aus; das zeigt sich auch in des Monarchen bei solchen Gelegenheiten nie versagender Stimmung. Was so manchem anderen Jäger als eine Anstrengung erscheint, das ist für ihn eine Erholung, eine Aufmunterung zu der Arbeit, die ihn, auch nach der Jagd, am Schreibtische oder im Vortragszimmer erwartet. Denn die große Staatsmaschine, die er lenkt, steht niemals still und wohl keinem deutschen Staatsbürger ist es fremd, daß der Monarch nichts entscheidet, ohne sich vorher eingehend zu unterrichten.

Der Kaiser folgt Einladungen zu Privatjagden in der Begleitung von nur wenigen Herren seiner Umgebung. So waren in Groß-Strehlitz zum Beispiel nur anwesend: Oberhofmarschall Graf Eulenburg, Oberst Graf Klinkowström, Major Freiherr von Berg und Stabsarzt Dr. Ilberg.

Ein sachverständiger Zuschauer sagte: „Der Kaiser schoß auf Fasanen wunderbar, weitaus am besten von allen Anwesenden; nahe und fern, spitz wie breit fliegend, ganz egal — sie kamen alle tot aus der Luft. Ich sah ihn 6, 8, 10 Doubletten hintereinander schießen." Die hier näher erläuterten Jagden bieten freilich wohl die besten Rekords in des Kaisers Streckenbuch. Relativ gleich günstige Erfolge wurden aber auch auf Hasenjagden erzielt. Die anerkennenswertesten wohl beim Amtsrat Dietze in Barby und bei Herrn von Alvensleben zu Neugattersleben.

Der vom Kaiser im Karapancsaer Jagdrevier erlegte Urhirsch.

Daß der Kaiser mit der Ausübung des Jagdsportes zugleich andere Zwecke und Ziele verbindet, die wohl von den wenigsten in gebührender Weise gewürdigt und erkannt werden, mag hier freimütig und offen ausgesprochen sein. Niemals bietet sich dem Monarchen die Gelegenheit, so unvermittelt mit den Bewohnern der Provinz in Berührung zu kommen, wie bei den großen Jagden. Der Landesherr verkehrt hier frei von dem einengenden Zwange der Hofetikette mit Magnaten und Großgrundbesitzern, mit den Staatsangestellten und Personen von geistiger oder politischer Bedeutung — er lernt Ansichten und Anschauungen kennen, die in offiziellen Vorträgen kaum in gleicher Weise unbefangen und rückhaltlos zur Aussprache kommen könnten und gewinnt neben den Weidmannsfreuden ein verständnisvolles Interesse für Fragen, die in gar keinem direkten Zusammenhange mit der Jagd stehen. Wenn also auch die Jagdtouren dem lebenskräftigen Manne als solchem naturgemäß Gelegenheit bieten, sich als lebensfroher Mensch in frischer Natur einmal frei zu machen von den Sorgen, die eine ungeheure Verantwortung so früh schon ihm auferlegte, wenn der Monarch hier wohl den Ernst von seiner Stirne bannt und froh ist unter Frohen beim deutschen Sport, — nutzlos bleiben dennoch dem Kaiser auch als Landesvater solche Erholungsausflüge nicht — je besser der Herrscher sein Volk kennt, um so besser kann er dessen Interessen vertreten.

Aber noch eine andere Bedeutung läßt sich den kaiserlichen Jagdausflügen nicht absprechen. Es liegt nun einmal im deutschen Charakter, daß das Volk seinen König, den es liebt, auch *sehen* möchte. — Wer jemals Unter den Linden war, wenn der Kaiser vorüberfuhr oder -ritt, der weiß, daß selbst die Berliner immer von neuem bestrebt sind, den Landesherrn zu begrüßen — und gerade während der Jagden, besonders in den erpachteten Revieren, tritt der Fürst ja unmittelbar unter sein Volk, wie wohl kaum sonst, selbst bei den Manövern. Der oberschlesische Bauer, der märkische Waldarbeiter, der vielleicht als Treiber fungierte, erzählt mit wahrem Stolze, er habe den Kaiser ganz in der Nähe gesehen, erzählt von dessen Strecke, von der Schnelligkeit, mit der er schießt, von der Ausdauer bei großen Anstrengungen.

Dem kaiserlichen Interesse ist es zu danken, daß die alljährlich stattfindenden, unter Leitung des Generals Benekendorff von Hindenburg stehenden Geweih-Ausstellungen einen zunehmenden Erfolg zur Geweihbildung zeitigten.

Für sein Hofjagdamt hat der Kaiser im Jahre 1889 eine eigene Hofjagduniform eingeführt, einen graugrünen Rock mit grünem Tuchkragen und Hornknöpfen — ganz waldgemäß. Die Uniform wird auch solchen Herren als Anerkennung verliehen, die sich in jagdlicher Hinsicht bewährten. Gradabzeichen auf den Achseln tragen nur Seine Majestät und die Jagdbeamten bei dieser Uniform, die der Kaiser auch dann anlegt, wenn er Jagdeinladungen zu fremden Potentaten Folge gibt. Er trug sie auch während der Kaiserjagden in Ungarn zwischen Drau und Donau vom 16. bis 19. September 1897, auf denen der deutsche höchste Jagdherr 1 Zweiundzwanzigender (Geweihgewicht 9½ kg), 1 Zwanzigender, 2 Achtzehnender, 1 Sechzehnender, 2 Vierzehnender, 2 Zwölfer, 1 Zehner und einen Bock auf der Strecke hatte.

Als ein Zeichen treuer Pietät und Ehrung seines schon bei Rominten erwähnten Onkels, des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, ist es anzusehen, daß der Kaiser den von dem großen Feldherrn und unvergleichlichen Weidmann gestifteten Jagdorden „St. Huberti zum weißen Hirschen" samt den dazu gehörigen Statuten nicht nur erhalten und durch Neuverleihungen belebt hat, sondern auch bei allen Jagdfeiern und -Diners das grüne Band mit der goldenen Aufschrift „Vive le roy et ses chasseurs" und dem unter Eichenblättern an einer Grandel daran hängenden flüchtigen silbernen Hirsche stets über der Jagduniform anlegt.

Der Kaiser mit seiner Jagdbeute im Jagdrevier von Karapancsa.

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Der Kaiser auf der „Hohenzollern“.

Zwölftes Kapitel.

Die Nordlandreisen des Kaisers.

Ursprung der Nordlandreisen. — Das norwegische Land. — Das Fjeld, die Gletscher. — Der Zebraschnee. — Die Fjorde und die Schärenflur. — Landschaftsbild. — Die erste Kaiserliche Yacht „Hohenzollern". — Die zweite Kaiserliche Yacht „Hohenzollern". — Ihre innere Einrichtung: die Gemächer und Gefolgekammern. Der Speisesaal. Das Arbeitskabinett Seiner Majestät auf dem Promenadendeck. — Die Flottille der Nordlandreisen. — Nebelepisode. — Das Abschleppen des gestrandeten „Général Chanzy" durch S. M. S. „Gefion" auf Allerhöchsten Befehl. — Ein Seegemälde. — Das Gefolge und die Gäste Seiner Majestät. — Der Allerdurchlauchtigste Fahrtenmeister und seine Fahrtgesellen. — Der Verkehr und die Mahlzeiten. — Die Musikkapelle. — Die Kaiserliche Nordlandreise 1906, auf der „Hamburg". — Ihre Majestät die Kaiserin auf der Nordlandreise 1892. — Die neue „Gefolgemesse" und die große „Deck-Laube". — Der Kaiser und die abendlichen Zusammenkünfte. — Der sonntägliche Gottesdienst. — Die Landausflüge. Karriols, Ponies. Ein Picknick. — Erste Ersteigung des Nordkap durch Seine Majestät. — Die Rentierjagd. — Die Waljagd. — Die rettende Hilfe des Kaisers nach der Einäscherung von Aalesund. — Der Denkstein zu Ehren Kaiser Wilhelms II. — Balholm und Framnäs. — Das Frithjof-Denkmal und des Kaisers Dank an Norwegen. — Jubiläum auf der 25. Nordlandreise.

Kaiser Wilhelm II. hat bereits im ersten Jahre seiner Regierung den Entschluß gefaßt, Norwegen kennen zu lernen und dessen Gestade auf eigenem Fahrzeug zu erreichen. Im Juli 1889 fand die beschlossene Reise statt; sie sollte indes nicht die einzige bleiben, wiederholte sich vielmehr in jedem Sommer, so daß die 24. Fahrt in das 25. Regierungsjahr unseres Kaisers gefallen ist, in den Juli 1912. Von der Gesamtheit der Nordlandreisen waren 21 nach Norwegen gerichtet, 3 nach Schweden.

Über die ideelle Bedeutung seiner Reisen hat sich Kaiser Wilhelm II. bereits am 5. März 1890 also ausgesprochen:

> „Bei Meinen Reisen habe Ich nicht allein den Zweck verfolgt, fremde Länder und Staatseinrichtungen kennen zu lernen, und mit den Herrschern benachbarter Reiche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen; sondern diese Reisen, die ja vielfach Mißdeutungen ausgesetzt waren, haben für Mich den hohen Wert gehabt, daß Ich, entrückt dem Parteigetriebe des Tages, die heimischen Verhältnisse aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals einsam auf hoher See, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchen von Meinen Landsleuten möchte Ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzungen, und das tut uns allen not."

Das sind Worte von schlichter Größe, tiefer Empfindung und jener reinen Menschlichkeit, für welche das „Erkenne dich selbst" als höchstes Lebensziel gilt; sie sind getragen von der Kraft und der Schönheit eines Bekenntnisses und liefern den Schlüssel für die stete Wiederkehr der kaiserlichen Nordlandsreisen.

Das Areal Norwegens beträgt sechs Zehntel von dem Deutschlands. Mehr als drei Viertel des Landes ist unproduktiver Boden; den Rest bedecken Wald, Wiesen und Acker. Eine um so größere Rolle spielt das Meer. Denn Norwegen besitzt die drittgrößte Handelsflotte der Welt, und die Erträge seiner Fischerei übertreffen die jedes anderen Landes in Europa. Viele seiner Gebirge sind mit ewigem Schnee bedeckt; trotzdem erreicht kein Gipfel die Höhe von 2500 Meter. Den eigentlichen Charakter der norwegischen Berglandschaft bestimmt das „Fjeld", die Hochfläche mit aufgesetzten flachen Kuppen und den weit, weit erstreckten Schneegefilden der massigen Bergwälle.

Von weittragender Bedeutung für West-Norwegen ist das Vorhandensein der „Schärenflur", sowie die Gliederung des felsigen Küstengebiets durch die Fjordtäler. Unter Fjordtälern werden Talspalten verstanden, die sich direkt gegen das Meer öffnen. Das Wasser in diesen gewundenen Riesenspalten heißt ein Fjord. Die Physiognomie eines Fjords wechselt zwischen Anmut und Wildheit; an seiner Mündung erscheint er als Meeresbucht, weiter in Land als Fluß oder als Alpensee. Die Wirkungen von Ebbe und Flut sind noch in den inneren Fjordenden wahrnehmbar. Die Fjorde sind vielfach verzweigt, und gerade die Verzweigungen führen oft mitten hinein in wilde Hochgebirgswelten. Je weiter ein Fjord ins Land eindringt, um so milder wird sein Sommerklima, um so reicher die Vegetation der Ufergestade, um so kräftiger der Baumwuchs auf den Hängen. Das gilt vornehmlich von den Fjorden des südlichen Norwegens; unter ihnen sind der Hardanger-, Sogne-, Nord-, Jörund- und Geiranger-, endlich der Molde-Fjord die am meisten gepriesenen. Der Kaiser hat sie alle zu wiederholten Malen besucht. Jenseit des Polarkreises ändert sich der landschaftliche Charakter der Fjords, weil dort oft an Stelle der bewachsenen Ufer Schneegefilde treten, an Stelle waldtragender Hänge eisgepanzertes Gebirge.

Die Dünung des wilden Meeres wird durch die Schärenflur gebrochen. Man sieht bald kleine niedrige Holme aus dem Meere aufsteigen, bald imposante Felsmassen mit zackigen Kämmen, während die Festlandküste altersgraue, rundgeschliffene Formen zeigt oder in weiterer Ferne Stücke der schneetragenden Folgefonn, des Svartis und anderer Hochgebirgswälle. Man sieht auch einige kühne Gipfel des alpinen Gebirges von Söndmöre hinter niedrigen, mit Zebraschnee bedeckten Bergzügen. Jenseit des Polarkreises hat das Licht bei Tage einen eigenartigen Ton, als ob ein durchsichtiger silberner Schleier über die Landschaft gebreitet wäre, während die Mitternachtssonne an Stelle der schwarzen Nacht goldige Säume um das Gewölk legt, die Inseln in einen violetten Hauch kleidet, das Meer in Purpur, die weiten Schneegefilde in Rosa. So zieht das Kaiserschiff dahin; immer nördlicher; mehr und mehr macht sich der Ernst der polaren Landschaft geltend; hier und da erreichen die Schneefelder den Meeresspiegel; Hammerfest wird passiert, und vor den dunklen Schieferfelsen, die vom Nordkap 1000 Fuß tief — scheinbar senkrecht — herniedergehen, in der Bucht Hornviken, geht die „Hohenzollern" zu Anker; denn das ist der Name des Schiffes, das unseren Kaiser hierher getragen hat.

Dieses Fahrzeug ist im Jahre 1875 als kaiserliche Yacht gebaut worden; es ist ein verhältnismäßig kleiner Raddampfer von 82 Meter Länge und 10½ Meter Breite mit einem Tiefgang von etwa 4 Meter. Es hat eine dauernde Höchstgeschwindigkeit von nur 13 bis 14 Seemeilen, eine Besatzung von 140 bis 150 Köpfen und besitzt einige Geschütze geringen Kalibers. Die Raumverhältnisse sind daselbst so beschränkt, daß der größere Teil des Gefolges, zehn Herren, in Kammern unter dem Wasserspiegel wohnen mußten.

Das Schiff hat dem Kaiser Wilhelm II. auf den ersten vier Nordlandreisen gedient, von 1889 bis 1892. Aber selbst die herrlichen Erinnerungen, die sich an jene Fahrten knüpfen, konnten nicht hinwegtäuschen über die Unzulänglichkeiten des kleinen, veralteten Fahrzeugs. Es mußte — ganz abgesehen von den Nordlandfahrten — ein neues erbaut werden: der Flotte wegen. Diese Flotte zu schaffen war des Kaisers Wille und Ziel. Die Inspektionen und Flottenmanöver erheischten für ihn nicht nur ein schnelles Fahrzeug von der Leistungsfähigkeit der Avisos, sondern auch ein so eingerichtetes, daß eine, der Machtstellung des Deutschen Kaisers entsprechende Repräsentation ermöglicht wurde. Die Vereinigung beider Bedingungen konnte selbstverständlich durch kein Schiff der Marine erfüllt werden. Dazu bedurfte es eines Schiffes, das einen Typus für sich darstellte. Die Yacht wurde in der Zeit vom 27. Juli 1891 bis 4. April 1893 erbaut, an welchem Tage die Abnahme erfolgte; es lief am 27. Juni 1892 vom Stapel und wurde von Seiner Majestät auf den Namen „Hohenzollern" getauft. Dadurch ging unserem alten Schiff sein alter Name verloren, und es hieß nunmehr „Kaiseradler". Unter diesem Namen hat es seiner letzten

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Die „Hohenzollern“ bei Balholm.

Nordlandfahrt gedient. Die neue „Hohenzollern" hatte sich bereits auf ihrer Probefahrt glänzend bewährt und hat zwanzig Jahre lang gehalten, was sie versprach. Nun ist auch sie alt und harrt der Ablösung; denn ein Kriegsschiff altert viermal schneller als ein normaler Mensch. Das Kaiserschiff hat ein Deplacement von 4187 Tonnen, eine Länge von 117 Meter, eine Breite von 14 Meter, einen mittleren Tiefgang von 5,74 Meter, eine dreifache Expansionsmaschine von 9000 indizierten Pferdekräften. Die Besatzung besteht aus einem Stabe von 8 Offizieren, 2 Ingenieuren, einem Stabsarzt, einem Stabszahlmeister und einer Mannschaft von 295 Köpfen.

Die kaiserlichen Gemächer liegen mittschiffs; daran stoßen, achtern sowohl wie vorn, die Kammern (Kabinen) für das Allerhöchste Gefolge. In allen Räumen herrscht eine Behaglichkeit, vor welcher der Schein des Glanzes zurücktritt. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß nicht nur die Wohnräume des Kaisers, sondern auch die Gefolgekammern mit zweiflügeligen Fenstern versehen sind, die der Luft und dem Licht freien Zutritt gestatten; bei bewegter See wird der Fensterrahmen durch eine eiserne Pforte geschlossen, in deren Mitte sich ein „Bullaye" befindet, wie bei anderen Schiffen. Die Gefolgekammern sind höchst zweckmäßig eingerichtet und bieten dadurch echten Komfort. An der Bordwand ist ein Schreibtisch befestigt, der die Länge der Kammer hat. Auch fehlt es nicht an Kasten und Schränken zur Verstauung des Reisegepäcks. Ein hochangebrachtes Wasserreservoir überhebt der Sorge um Wassermangel. Hinter Gardinen verborgen, liegt die Koje, die in mancher Kammer durch ein breites Bett ersetzt ist. Baderäume in ausreichender Zahl stehen dem Gefolge zur Verfügung.

Die Wohnräume des Kommandanten und der Offiziere, desgleichen die Offiziersmesse, befinden sich im Vorderschiff und bilden ein kleines Reich für sich. Im Achterschiff liegen die Bureaus, die Kammern und die Messe der stark beanspruchten Sekretäre, die dem Ober-Hofmarschallamt, dem Militär-, Marine- und Zivilkabinett zugeteilt sind. Auch findet sich daselbst die Station für Funkentelegraphie. Noch weiter zurück, im eigentlichen Heck, hat der Kaiser im Jahre 1906 die neue „Gefolgemesse" einrichten lassen; sie führt bei Tage ein träumerisches Dasein, nicht so in den Abendstunden, wenn der Kaiser daselbst unter seinen Gästen erscheint.

Das Deck trägt den imposanten Aufbau des großen Speisesaals, der abends in dem Licht ungezählter elektrischen Lampen einen glanzvollen Anblick gewährt. Auf dem flachen Dach des Aufbaus dehnt sich das Promenadendeck aus, dessen vorderem Ende die Kommandobrücke aufgesetzt ist. Von dieser führt eine luftige Treppe hinauf zu einer kleinen Plattform; sie ist das Sakrosanktum, das nur von dem Allerhöchsten Kriegsherrn betreten werden darf. Auf diesen Platz begibt sich der Kaiser, wenn er die paradierenden Schiffe eines seiner Geschwader inspiziert. Aber es gibt noch ein zweites Sakrosanktum: auf der Mitte des Promenadendecks, hart unter der Kommandobrücke, ist eine zierliche Deckkabine errichtet, mit großen Spiegelscheiben, hinter denen blauseidene Vorhänge angebracht sind. Ein kleiner Schreibtisch und ein Arbeitssessel erfüllen den größeren Teil des ebenso winzigen wie bedeutungsvollen Raumes; denn dieser ist die Arbeitsstätte des Kaisers, hier nimmt der Monarch die Vorträge seiner Kabinettchefs entgegen, trifft die endgültige Entscheidung und bestätigt sie durch seine Unterschrift. Es ist eine Stätte, an welcher Menschenschicksale entschieden werden.

Die kaiserliche Yacht wird auf den Nordlandreisen begleitet von einem Kreuzer, einem Divisionstorpedoboot und zwei Torpedobooten. Die letzteren sind unentbehrlich für den Allerhöchsten Dienst; sie eilen durch die See, wie der Ordonnanzoffizier über das Schlachtfeld sprengt, bald hierhin, bald dorthin Befehle überbringend; sie vermitteln den Verkehr mit den Telegraphenstationen oder holen den kaiserlichen Kurier samt den Depeschensäcken, oft aus weiter Ferne, herbei. Das Divisionstorpedoboot „Sleipner" dient dem Kaiser bei vielen Ausflügen innerhalb der Fjords; es ist ein sehr schnelles Schiff von auffallend graziösem Bau; sein Bug gleicht einer Messerschneide. Das eigentliche Begleitschiff ist dazu bestimmt, den Schutz der Allerhöchsten Person gegen die Gefahren der Seefahrt zu erhöhen.

Das Kaiserschiff ist stets unversehrt aus drohender Gefahr hervorgegangen, aber einmal — im Jahre 1890 — war sie sichtbar nahe gerückt. Die „Hohenzollern" befand sich auf der Ausreise; in 400 Meter Entfernung folgte die „Gefion", das Begleitschiff. Es war Nachmittag, die Luft feucht und kalt; der Kaiser hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen. Plötzlich ertönten die signalartig ausgestoßenen Töne der heulenden Dampfsirene; während der kurzen Unterbrechungen hörte man deutlich die Antwort der „Gefion"

und sah zuweilen das Leuchten eines ihrer Scheinwerfer. Wir waren in eine weit erstreckte Nebelbank eingetreten, aber von geringer Mächtigkeit in vertikaler Richtung; die leicht verschleierte Sonne hatte das Aussehen des Mondes; sie projizierte die fahlen Schatten unserer Körper auf das Deck. Der Nebel rief eine fröstelnde Empfindung hervor; dazu trat das Bewußtsein ernster Gefahr; denn in horizontaler Richtung konnte man kaum hundert Schritt weit sehen; um so lauter erklangen von beiden Seiten her die Nebelhörner naher Segelschiffe; auch die Sirene eines weiter ab befindlichen Dampfers wurde gehört. Da tauchte plötzlich ein mit Holz beladenes Fahrzeug auf, längsseit der „Hohenzollern", an Steuerbord. Nur wenige Fuß von der Schiffswandung entfernt, bedrohte es mit seinem Bugspriet direkt die Gemächer des Kaisers. Gleichzeitig ward an Backbord ein zweites Fahrzeug, eine kleine Bark, sichtbar — in 20 bis 30 Fuß Entfernung. Durch ein schnelles Manöver unsererseit wurden die Kollisionen vermieden. Auf dem Schiff ging es lebhaft zu; alle Mann waren an Deck gepfiffen; die gesamte Dienerschaft mußte in Reih und Glied antreten; auch dem Gefolge wurde ein im voraus bestimmter Kutter zugewiesen. Es waren dies weise Maßnahmen. Denn die Gefahr einer Kollision drohte, und wenn sie eintrat, so stand mehr auf dem Spiel, als die Phantasie sich auszumalen getraut. Nach anderthalb Stunden war die Nebelbank durchmessen und bald erschien die flache Küste von Jäderen. Den Kaiser hatten die bangen Stunden nicht anzufechten vermocht; einsam in seiner Kammer verbleibend, wurde er zum ruhenden Pol inmitten der allgemeinen Erregtheit.

Der Kaiser am Fuße des Suphelle-Gletschers.

Die „Gefion" war auch im Jahre 1896 das Begleitschiff der „Hohenzollern" und hat unter ihrem Kommandanten Herrn von Eickstedt eine schwierige Aufgabe glänzend gelöst, die des Kaisers hochherzige Gesinnung gestellt hatte. Die Kaiserl. Flottille lag am Sonntag, den 11. Juli vor Marifjaeren zu Anker, im Lysterfjord, der nicht weit von Lerdalsören in den Sognefjord mündet. Hier wurde Seiner Majestät die Meldung erstattet, daß der französische Touristendampfer „Général Chanzy" in dem Schärengebiet bei Florö, nördlich der Sognefjord-Mündung auf ein Riff gelaufen wäre und festsäße. Die Versuche zweier norwegischen Schleppdampfer, das Schiff loszubringen, wären resultatlos und ohne Aussicht auf späteren

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Der Kaiser verläßt Stalheim.

Erfolg verlaufen. Als der Kaiser dies vernahm, befahl er, daß die „Gefion" sofort Dampf aufmachen, die 130 Seemeilen entfernte Unglücksstätte aufsuchen und das bedrängte Schiff, wenn möglich, abschleppen sollte. Die „Gefion" ging 10½ Uhr abend fjordaus, sichtete den „Général Chanzy" am folgenden Morgen und ankerte gegen Abend des 12. Juli in seiner Nähe. Der Bug des havarierten Schiffes lag zwischen zwei Steinen, am Heck war gleichfalls ein Stein sichtbar. Das Schiff schien zur Bewegungslosigkeit verurteilt, bis zu dem Augenblick, wo es in Stücke brach. Am Vormittag des 13. Juli wurde der erste Abschleppungsversuch mit 4000 indizierten Pferdekräften der „Gefion"-Maschinen gemacht. Er hatte keinen Erfolg! Der Kommandant der „Gefion" ließ neue Maßnahmen treffen. Der „Général Chanzy" pumpte seine vorderen Kessel leer und gab Kohlen und Frischwasser — 200 Tons — von Bord. Um 11 Uhr 45 Minuten nachts wurde der Versuch mit Dampf in allen Kesseln erneuert, und 10 Minuten später kam der Dampfer los. Seine Majestät der Kaiser blieb von allen Vorgängen telegraphisch unterrichtet. Die „Gefion" dampfte durch den Sognefjord zurück nach Lerdaelsören, wo die „Hohenzollern" lag. Sogleich meldete sich Herr von Eickstedt bei Seiner Majestät, wurde zur Tafel gezogen und erhielt den Ehrenplatz zur Rechten des Kaisers. Nun erst erfuhr der Allerhöchste Herr die Einzelheiten über die aufregenden Vorgänge während des Auffahrens und Abschleppens: die panikartige Flucht der Passagiere, die chevalereske Dankbarkeit des französischen Kapitäns, der seine Kohlen umsonst abgeben und die Mannschaft der „Gefion" mit Champagner traktieren wollte. Aber der Kommandant des Kaiserlichen Kriegsschiffes hatte die angebotenen Gaben mit höflicher Bestimmtheit abgelehnt. Er war ja der Sendbote des Kaisers; für ihn, für seine Offiziere und für die wackere Mannschaft gab es einen höheren Lohn: das Bewußtsein der erfüllten Pflicht und die Anerkennung durch den Allerhöchsten Kriegsherrn. Der französische Dampfer war so weit seetüchtig geblieben, daß er die Fahrt nach der Heimat ungesäumt antreten konnte.

Nach diesen Vorgängen fuhr der Kaiser nordwärts bis Drontheim. Am 22. Juli wurde von da aus die Fahrt gen Süden angetreten. Sie bot so eindrucksvolle Bilder, daß der Kaiser eines derselben durch eine Schilderung festgehalten zu sehen wünschte. Der Kaiser stand an Deck und schaute auf das

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Der Kaiser beim Frühstück am Djupvand.

offene Küstenmeer nördlich des Moldefjord, bei etwa 63 Grad nördlicher Breite. Die felsige Küste an Backbord lag in durchsichtige Schleier gehüllt, was den Bergen ein duftiges, phantastisches Aussehen gab. Die See war weithin mit Riffen besetzt, an ihnen brandete die Dünung. Der weiße Gischt sprang in dicken Säulen auf, wie die heißen Quellen eines Geyser. Dadurch wurde die Fährlichkeit des Fahrwassers in romantisches Licht gesetzt; denn es bra..dete rechts und links der Linie, auf der das Kaiserschiff die Flut teilte. Im Kielwasser der „Hohenzollern" tanzte die „Gefion" auf und nieder, und wenn sie sich hob, so bildete das vom Bugspriet niederströmende Wasser einen Schleierfall. Man sah in die weiten Wellentäler der vornehmen atlantischen Dünung, auf die vom Winde zart gefurchten Wellenberge, die gegen die Klippen anzogen und im Augenblick der Brechung das strahlende Grünblau ihrer natürlichen Farbe enthüllten. Von der Heftigkeit der Brandung, von der Vielheit der Klippen und Riffe zeugten auch die langen Bänder gesättigten weißen Schaumes, die sich auf der Dünung wiegten. Eine solche See muß dem Mythus von der schaumgeborenen Aphrodite Ursprung gegeben haben.

Die Umgebung des Kaisers während der ersten Nordlandfahrten umfaßte 13 Herren; während der folgenden Reisen wurde die Zahl um drei vermehrt. Das engere Gefolge setzt sich zusammen aus den mit dienstlichen Funktionen betrauten Herren. Unter diesen muß der Hausmarschall Seiner Majestät, Freiherr von Lyncker, an erster Stelle genannt werden; denn das Allerhöchste Vertrauen Seiner Majestät hat auf sämtlichen Nordlandreisen die Leitung der weit verzweigten Hofhaushaltung in seine Hände gelegt. Alle übrigen Chargen, die der Kabinettschefs, der beiden diensttuenden Flügeladjutanten und des Leibarztes haben im Laufe der Jahre andere Vertreter gefordert. Zu dem engeren Gefolge treten nun die 7—9 Gäste, die der Kaiser aus einem kleinen Kreise vor jeder Nordlandreise auswählt. So ist es gekommen, daß vier Herren zu sämtlichen Reisen befohlen worden sind; freilich haben nur zwei davon das Glück erfahren,

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

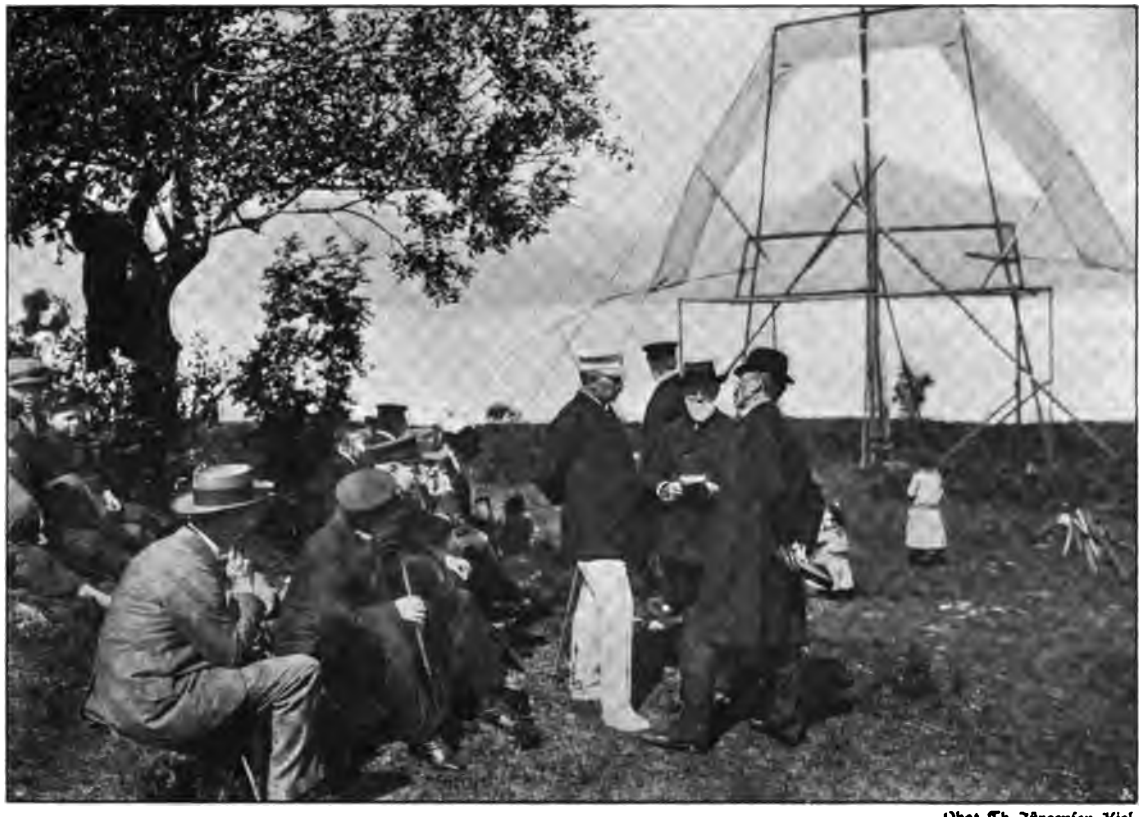
Der Kaiser besichtigt die Brandstätte von Aalesund.

tatsächlich an den 24 Fahrten teilzunehmen. Nach statistischen Auszügen aus vorhandenen Tagebüchern haben teilgenommen:

15 mal: der Graf von Görtz und Prinz Albert von Holstein;
17 mal: der Chef des Generalstabes, General d. J. von Moltke;
19 mal: die Generaladjutanten Generaloberst von Kessel und General d. K. von Scholl; desgleichen der Generalintendant Graf Hülsen-Haeseler;
20 mal: der Professor Carl Saltzmann, Mitglied der Akademie der Künste;
24 mal: der Hausmarschall Seiner Majestät des Kaisers, Freiherr von Lyncker und der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Paul Güßfeldt.

Das eigentliche Gefolge und die Gäste bilden nur scheinbar zwei Gruppen. Die für alle geltende gemeinsame Tracht des Kaiserlichen Yachtklubs verwischt schon äußerlich alle Unterschiede; der Verkehr ist eingestimmt auf den Grundton der Kameradschaft, des gegenseitigen Vertrauens und des daraus entspringenden Freimuts. Ein gemeinsames Band umschlingt uns alle, das ist die Treue, die Ehrfurcht und die Dankbarkeit, die wir dem Kaiser entgegentragen. Wir fühlen uns als Vasallen im schönsten Sinne des Wortes. Der Kaiser nennt uns seine „Fahrtgesellen", und wir sehen in ihm unseren „Allerdurchlauchtigsten Fahrtenmeister".

Für die Dauer der Nordlandreisen hat der Kaiser die Grenzen der Hofetikette stark erweitert und gestattet seinen Fahrtgesellen eine große Bewegungsfreiheit im persönlichen Verkehr mit ihm. Der Kaiser sieht es nicht als Verstoß an, nimmt es vielmehr freundlich auf, wenn man ihn an Deck — falls die Umstände es zulassen — anredet, und oft entwickeln sich daraus Gespräche, die eine bleibende Erinnerung zurücklassen. Dreimal am Tage vereinigt der Kaiser seine Gäste, nebst dem Kommandanten



Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Der Kaiser bei der Bestimmung der Dimensionen des Frithjof-Denkmals.

und zwei Offizieren des Stabes, zu gemeinsamer Mahlzeit um sich: des Morgens um neun Uhr, des Mittags um eins und des Abends um acht Uhr. Man versammelt sich auf dem Achterdeck, nahe dem Eingang zum Speisesaal, und erwartet die Ankunft Seiner Majestät. Bei der Tafel ist das durch die Hofrangordnung vorgeschriebene Placement aufgehoben; man darf seinen Platz nach eigenem Ermessen wählen; ausgenommen sind nur die Plätze rechts und links von Seiner Majestät; über diese bestimmt der Hausmarschall, der stets dem Kaiser gegenübersitzt und dafür sorgt, daß jedem Gast in wechselnder Folge die Auszeichnung zuteil wird, das Mahl an der Seite Seiner Majestät einnehmen zu dürfen. Die Tafel erscheint lieblich und prunkvoll zugleich: lieblich durch den nie fehlenden Blumenschmuck, der häufig von norwegischen Händen dargebracht wird, prunkvoll durch die silbernen und goldenen Pokale, die der Kaiser auf seinen Regatten errungen hat. Die Unterhaltung bei Tisch ist von der angenehmsten Art. Zuweilen werden auch Kontroversen lebhaft diskutiert, mit einem Hin und Her von Offenheit, in der sich jahrelange, freundschaftliche Beziehungen widerspiegeln. Es herrschen dann nicht immer der leise Flüsterton und die Gemessenheit in Haltung und Gebärde, die für die Kaiserliche Hoftafel im Berliner Schloß sich von selbst verstehen. Der Kaiser bekundet herzliche Freude, wenn gelegentlich „die Geister aufeinander platzen", wenn die Konversation das akustisch erlaubte Maß überschreitet, wenn lautes Lachen an einem unbotmäßigen Flügel erschallt, wenn Rede und Gegenrede über die Breite des Tisches hinweg gewechselt wird.

Kaiser Wilhelm II. sieht in der Musik die Spenderin von Freuden und inneren Erhebungen, die keine andere Kunst zu geben vermag. Deshalb führt er eine Kapelle mit sich an Bord; sie ist gegenwärtig etwa 38 Köpfe stark und verfügt über ein Repertoire von erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Das Orchester spielt regelmäßig bei der Mittag- und bei der Abendtafel. Nach letzterer verlängert sich oft das Konzert, besonders in den Häfen, wo Hunderte von norwegischen Booten sich um das Kaiserschiff drängen, während ihre Insassen gespannt lauschen und stets Beifall klatschen, wenn die norwegische Nationalhymne ertönt.

Die Kaiserlichen Nordlandreisen haben nur einmal ein verändertes Gepräge erhalten, im Jahre 1906, wo die „Hohenzollern" gedockt werden mußte; vornehmlich wegen Erneuerung der Kessel, dann auch wegen gewisser Veränderungen des inneren Baues. Der Kaiser, obwohl vorübergehend seines Schiffes beraubt, wies den Gedanken an eine Unterbrechung seiner Nordlandfahrten von sich, vielmehr ließ er den großen Ozeandampfer „Hamburg" chartern, der der Hamburg-Amerika-Linie angehört und für die ostasiatischen Fahrten dient. Ein Fahrzeug, das Hunderten von Passagieren Platz gewährt, ließ Raum genug für eine vergrößerte Anzahl kaiserlicher Gäste, und so kam es, daß der Kaiser den alten Stamm vermehrte, um wohlverdienten Männern eine Freude zu bereiten. Unter ihnen befand sich der damalige Oberstleutnant, jetzige General Dickhuth und hielt vor Seiner Majestät und der Umgebung kriegsgeschichtliche Vorträge. Sie waren von tiefgehender Wirkung, nicht nur durch Inhalt, auch durch die künstlerische Darstellung.

Im Jahre 1894, wo die neuerbaute „Hohenzollern" zum erstenmal nach Norwegen fuhr, hat Ihre Majestät die Kaiserin ihren hohen Gemahl bis nach Drontheim begleitet und die schönsten Punkte des südlichen Norwegens besucht. Die Kaiserin fühlte sich von der Großartigkeit der landschaftlichen Bilder so angezogen, daß die Reise dadurch einen besonderen Stempel erhielt und einen höchst reizvollen Verlauf nahm. Dabei unterzog sich Ihre Majestät nicht unbedeutenden Anstrengungen, so bei den Besuchen der Gletscher Buarbrä und Suphellebrä, oder auf dem 12 Kilometer langen Marsche von Stalheim durch das glühend heiße Närötal nach Gudvangen, an der Seite des Kaisers. Es wurden auch Bergen, der Sogne- und der Moldefjord besucht und von dort aus der wilde Gebirgsdurchschnitt des Romsdal. Mit der Besichtigung des Drontheimer Doms, des erhabensten Bauwerkes in Norwegen, fand die Reise den Abschluß. Ihre Majestät begab sich mit der Eisenbahn nach Christiania, wo S. M. S. „Stein" bereit lag für die Fahrt nach Kiel.

Außer der bereits erwähnten „Gefolgemesse" im Heck der „Hohenzollern" hat der Kaiser im Jahre 1906 die sogenannte „Laube" errichten lassen; sie liegt an Deck und schließt sich achtern an den großen Speisesaal an; oben ist sie überdacht, gegen das Heck zu offen. Auf diese Weise ist man gegen den Fahrtwind geschützt und doch in freier Luft. Der Kaiser verbringt die Abende entweder in der Laube oder in der Gefolgemesse, stets umgeben von einigen oder allen Herren der Begleitung, und pflegt sich gegen Mitternacht zurückzuziehen. In der Gefolgemesse nimmt der Kaiser an einem der Tische Platz, an denen seine Gäste in kleinen Gruppen verteilt sind. Von diesen Tischen hat ein jeder im Verlaufe der Reisen einen gewissen Berufscharakter erhalten: an dem einen wird gelesen, an anderen werden Unterhaltungsspiele gespielt; aber einen Tisch gibt es, an dem weder gespielt noch still gelesen wird; er hat eine besondere Bedeutung dadurch erhalten, daß Seine Majestät daran Platz zu nehmen pflegt. Die Unterhaltung ist hier überaus angeregt und ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit des Gesprächsstoffes. Es wechseln Ernst und Heiterkeit in ungezwungener Weise. Der Kaiser tauscht mit seinen Generalen soldatische Erinnerungen aus und knüpft daran Erörterungen über Truppenführung, oder er schildert die planvolle Arbeit und die harten Kämpfe, durch die er unsere Flotte seit seinem Regierungsantritt zu ihrem heutigen Stande erhoben hat. Eines Abends (1911) hielt der Allerhöchste Herr sogar einen Vortrag, in dem er in anderthalbstündiger Rede von seinen Ausgrabungen des Gorgo-Tempels in Corfu sprach und auch die Frage streifte, in wie weit sich die Topographie der Odyssee mit der Wirklichkeit in Einklang bringen lasse.

Sowohl im Gespräch wie bei Vorträgen und Reden setzt der Kaiser durch die außergewöhnliche Kraft seines Gedächtnisses in Erstaunen; es trügt ihn weder, noch verläßt es ihn je, mögen die Zeiten noch so weit zurückliegen. Dabei tritt oft eine zweite Eigenschaft in die Erscheinung: des Kaisers Fähigkeit, ohne Zeitverlust von einem Gegenstande der Beschäftigung zu einem anderen, noch so heterogenen, überzugehen. Es passen hierher die Worte Napoléons, die im Mémorial de Sainte Hélène niedergelegt sind; sie lauten übersetzt: „Die verschiedenen Dinge und Geschäfte sind in meinem Kopfe untergebracht, wie in den Fächern eines Schrankes. Wenn ich eine Tätigkeit unterbrechen will, so schiebe ich ihr Fach zu und öffne das einer anderen. Meine Tätigkeiten vermischen sich nicht miteinander; sie sind mir weder unbequem, noch ermüden sie mich. Will ich schlafen, so schließe ich sämtliche Fächer, und sogleich umfängt mich der Schlaf."

Der Kaiser auf der Walfischjagd.

Gemälde von C. Saltzmann.

Wenn es irgend angeht, und das ist bei den Nordlandfahrten fast immer möglich, so ist der Sonntag ein Ruhetag: die kaiserliche Yacht liegt zu Anker, und um 10 Uhr morgens hält der Kaiser selbst den Gottesdienst ab. Die heilige Handlung vollzieht sich nach den Normen der evangelischen Landeskirche. Der Kaiser tritt vor den am Achterdeck errichteten Altar, über den die deutsche Kriegsflagge gebreitet ist; hinter ihm ist das Gefolge versammelt; jenseit des Altars hat sich der Kommandant mit seinen Offizieren aufgestellt; der Erste Offizier steht ganz allein, dem Kaiser gerade gegenüber; dahinter, dicht gedrängt, stehen die Mannschaften mit den Deckoffizieren; die Musik hat ihren Platz längs Backbord. Der Choral „Eine feste Burg ist unser Gott" ertönt, getragen von den Posaunen der Kapelle. Dann wird es still, und man hört nur noch den Ruderschlag der norwegischen Boote, die das Schiff umkreisen. Der Kaiser verliest die Epistel des Sonntags, das Evangelium und verkündet in der Predigt das Wort Gottes. Das Glaubensbekenntnis wird gesprochen; dann setzt die Musik von neuem ein; die mächtigen Klänge des niederländischen Dankliedes erschallen; mit den Stimmen des Sängerchors vereinigen sich die der übrigen Gläubigen; noch ein stummes Gebet — dann bedeckt der Kaiser sein Haupt und der Gottesdienst ist zu Ende.

Die Landausflüge haben auf den kaiserlichen Nordlandreisen eine hervorragende Rolle gespielt; sie ergänzten das Bild, das der Kaiser von der norwegischen Seelandschaft empfangen hatte, und zeigten ihm die bereits geschilderte Eigenart des Gebirgslandes, seiner Wasserfälle, Felsschroffen und Gletscher. Die „Hohenzollern" hat alle berühmten Fjords, im Norden wie im Süden, wiederholt durchfahren, und hat dabei meist einen oder mehrere Punkte angelaufen, von denen aus Ausflüge zu Fuß oder zu Wagen unternommen wurden.

Seit dem ersten Besuche des Kaisers hat sich das Wegenetz Norwegens stark erweitert und verbessert, außerdem ist vor zwei Jahren die Eisenbahnlinie Christiania—Bergen dem Betrieb ohne Unterbrechung übergeben worden. Auch abgesehen von den vier großen Straßen durch Telemarken, Hallingdal, Valders und Gudbrandsdal, die die Westküste mit dem Osten verbinden, gibt es Kunststraßen, die unseren alpinen ebenbürtig sind. Daneben aber gibt es Wege von geradezu naiver Ursprünglichkeit; sie lassen sich nur mit einem norwegischen Karriol und einem norwegischen Pony befahren. Diese Tiere sind von großer Ausdauer, meist gut gehalten und sehen dann allerliebst aus. Das Karriol ist zweirädrig und hat nur einen Sitz; zwei eiserne Bügel dienen den Füßen als Stützpunkte; ein Verdeck ist nicht vorhanden; auf einem Brett hinter dem muschelförmigen Sitz steht der begleitende Junge, zuweilen auch eine „pige" (Mädchen) oder ein erwachsener Mann. Aus dem Karriol hat sich die zweisitzige „Stuhlkarre" entwickelt und neuerdings das Karriol fast ganz verdrängt.

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Lotse Nordhuus kommt an Bord der „Hohenzollern".

Der Kaiser hat auf seinen ersten Reisen ausschließlich das Karriol benutzt, das er sich hat erbauen lassen; es wurde überall mitgeführt und hat schon manche Bootfahrt auf Binnenseen, beispielsweise dem Oldenvand, glücklich überstanden. Der Pony für Seine Majestät wird mit Sorgfalt ausgesucht; er ist stets ausdauernd, schnell und erprobt; denn mancher Pony ist bodenscheu. So fährt der Kaiser durchs fremde Land, seinem Zielpunkt zu; in gemessenen Entfernungen vor ihm eklärieren zwei andere Karriols die Straße; denn die Gefahr, welche dem Kaiser bei Wegkrümmungen von entgegenkommenden Gefährten droht, muß auf alle Fälle vermieden werden; sie wächst mit der großen Geschwindigkeit, die dem Monarchen

Der Kaiser beim Vortrag an Bord der „Hohenzollern". Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

am meisten zusagt, und belastet den Führer des nächst voranfahrenden Karriols mit Verantwortlichkeit. In weit auseinander gezogener Kolonne rollen behende hinterher die Karriols des Gefolges und der geladenen Offiziere. Am Zielpunkt ist bereits eine Stelle ausgesucht, wo sich der Kaiser mitten im Grün, zwischen Felsblöcken, vielleicht auch im Schatten einiger Birken, niederläßt. Aus den Proviantkammern und dem Keller der „Hohenzollern" sind einige Stunden zuvor reiche Vorräte in großen Körben herangeschafft worden; in der improvisierten Feldküche regen sich die Hände, bald erscheinen leere Teller und Becher, volle Schüsseln und Flaschen; und in jener erwartungsvollen Stimmung, in der Hunger und Durst die Hauptrolle spielen, beginnt das Mahl. Es verläuft unter wachsender Heiterkeit, zuweilen erschallt homerisches Gelächter. Das erfreut des Kaisers Herz, und vergnügten Sinnes blickt er auf seine Fahrtgesellen. Von Ausflügen dieser Art seien erwähnt die Fahrt von Lerdal (Sogne-Fjord) zu der alten Stave Kirke von Borgund (Holzkirche aus dem 12. Jahrhundert), wo eine heiße Sonne das Tal durchglühte; von Odde zu den Wasserfällen Lotefos und Espelandfos; von Maerok (Geiranger-Fjord) über die hochansteigende Kunststraße zum Djupvand, einem Alpensee, in dessen Wasser große Eisschollen trieben und an dessen Ufer der Kaiser inmitten der Hochgebirgswelt weilte; schließlich eine Fahrt im hohen Norden, durch die Insel Ulsö in der Gruppe der Lófoten und Vesteraalen. Karriolfahrten wechseln auch häufig mit Ausflügen zu Fuß. Auf diesen lernte der Kaiser eine Reihe jener zerrissenen Gletscher kennen, von denen bereits oben die Rede war. Die Ersteigung des Digermulen-Kollen enthüllte dem Kaiser das Bild der Lófoten-Landschaft, in welcher zackige Felsen und Schneeschluchten ein sehr eigenartiges, mit der See verwobenes Ganzes bilden. Der grüne Vordergrund erhöhte den Reiz.

Nicht immer hat die Sonne gelächelt, wie auf den bezeichneten Ausflügen, am wenigsten bei dem fernstgelegenen, bei der Besteigung des Nordkaps. Bereits im Jahre 1889 hatte die Kaiserstandarte auf

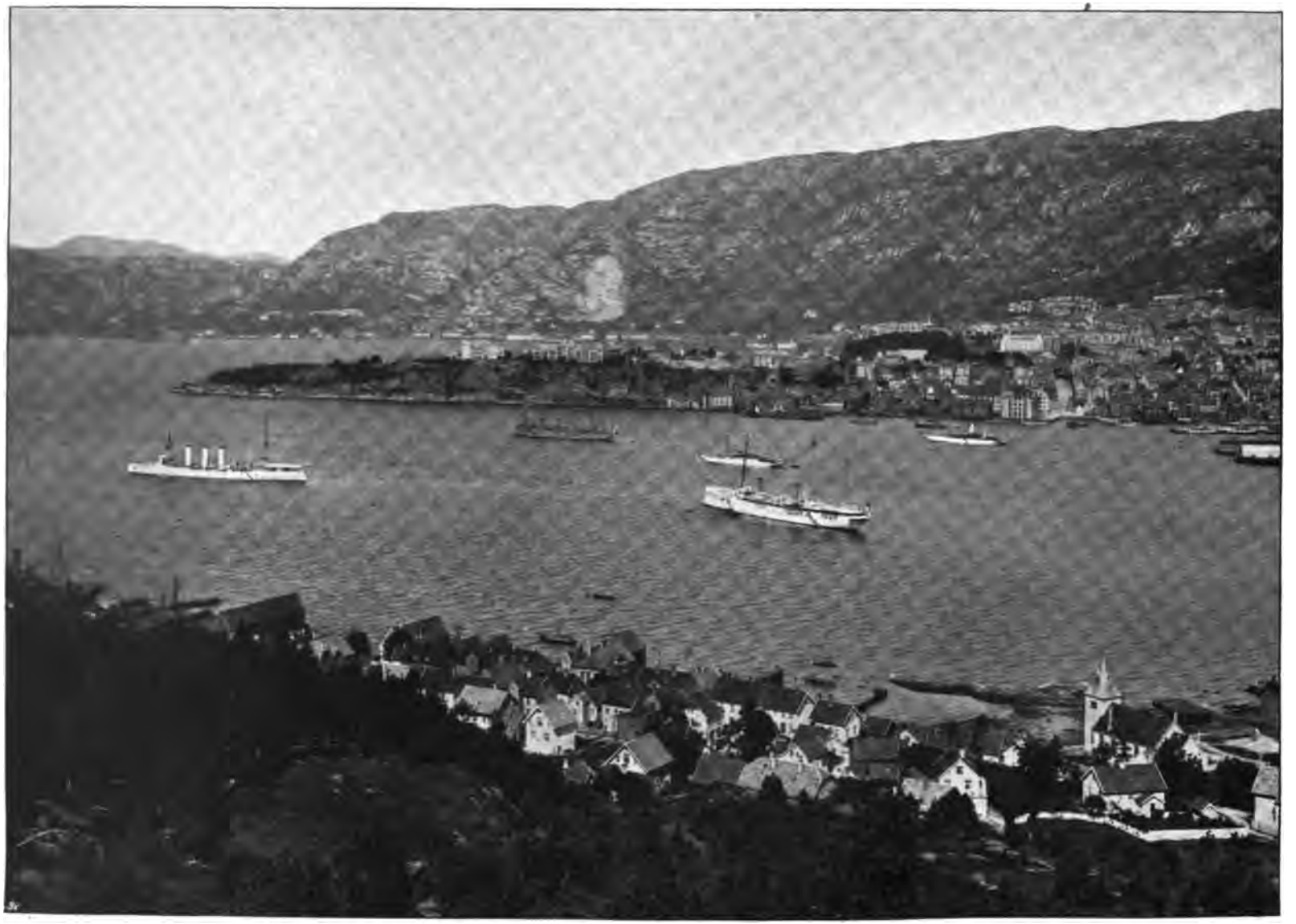
den Gewässern geweht, die das Nordkap umfluten, aber ihr hoher Wogengang machte damals die Landung unmöglich. Am Abend des 21. Juli 1891 nahm die „Hohenzollern" von neuem den Kurs von Hammerfest nach dem Nordkap. Die Witterung hatte während des Tages einen freundlichen Charakter bewahrt. Um 10 Uhr abends, in dem matten Licht der verdeckten, über dem Horizont befindlichen Sonne, frischte der Wind auf und wurde die Dünung stärker. Ernst und düster erschien die See, schroff und abwehrend die starre Felswand des Nordkaps. Es ging ein Wehen der Erhabenheit durch die Landschaft, in der nun nichts mehr leuchtete,. als die weißen Schaumköpfe der dünenden, salzigen Flut. Dunkle, in die graue Wand gearbeitete Furchen, vom Profilrand zum Seespiegel reichend, geben dieser Stirn Europas einen Ausdruck des Besonderen. Er erhöhte sich, als gegen Mitternacht das eigentliche Nordkap umschifft wurde. In der zirkusartigen Bucht von Hornviken fiel der Anker. Wohl brauste der Wind und wogte das Meer, doch unversehrt setzte das Boot Seiner Majestät ab, und bald darauf betrat der Kaiser das Land. In steilen Serpentinen führte der Weg über erdigen Boden in einer Schlucht auf die Plateaufläche der Magerö. Der Aufstieg war nicht unbehaglich, da er im Windschutz vor sich ging. Als aber der Rand des Plateau-Absturzes erreicht war, setzte der Sturm mit ungebändigter Gewalt ein, aus Westen her, gerade gegen die Marschrichtung. Der Kaiser schritt über das polare Feld, ohne sich den Sturm anfechten zu lassen, und stand gegen ein Uhr nachts auf dem eigentlichen Nordkap. Der heulende Wind verwehte das Wort von den Lippen. Ungehört verhallte der Ausdruck der Freude über das Erreichen eines Zieles, das der Heimat so fern lag, das, fast greifbar, durch eine Laune der See unerreichbar werden konnte. Zufrieden schaute der Kaiser drein und betrat das kleine Holzhaus, welches Schutz bot. Seine Majestät nahm daselbst einige urkundliche Aufzeichnungen vor, zur Erinnerung an das Ereignis, daß ein deutscher Kaiser zum ersten Male das Nordkap betreten hatte. Dann wurde an geeigneter Stelle die Urkunde versenkt und darüber ein sogenannter „Varde" oder „Steinmann" errichtet. Hierbei legte alles die Hand an, was zur Begleitung des Kaisers gehörte, hoch und niedrig, so daß die Stein-Pyramide eine stattliche Höhe erhielt und nun weither von See aus sichtbar ist. Mittlerweile hatte der Wind etwas von seiner Heftigkeit verloren; die Nebelhülle lag minder dicht auf der mit blühenden Kräutern zerstreut bestandenen Gebirgsfläche, und durch die charakteristischen Schluchten hindurch, welche zur See niedergehen, eröffnete sich ein Blick auf den Küstensaum des Meeres, seine Klippen und seine Brandung.

Bald nach drei Uhr, in der Frühe des 22. Juli, trat der Kaiser den Rückweg an, nachdem die gesamte Gefolgschaft zuvor aufgebrochen war. Man durfte die Gefahr nicht außer acht lassen, daß in der Abstiegsschlucht durch den Marsch so vieler Menschen Steine ins Rollen gesetzt werden könnten; deshalb willigte Seine Majestät darein, dieser Gefahr, durch zeitweiliges Zurückbleiben in der Höhe, die Spitze abzubrechen. Als aber einige Nachzügler, die von Hammerfest gekommen waren, vom Plateaurand abstiegen, nachdem der Kaiser sich bereits in der Schlucht befand, und sein Begleiter die Bitte aussprach, die Leute vorangehen zu lassen, sagte der Monarch mit mildem Ernst: „Wenn Mich ein Stein treffen soll, so trifft er Mich doch; gehen wir weiter!" Eine Stunde später befand sich der hohe Reisende wieder an Bord, und die Heimfahrt begann.

Während der Nordlandreisen hat der Kaiser der Lachsfischerei, der Rentier-Birsche und der Wal-Jagd obgelegen. Auf der unbewohnten Insel Andammen unter ca. 70° nördlicher Breite gibt es wilde Rentiere, auf welche der Kaiser zwei Tage hintereinander birschte. Der erste Tag war besonders glücklich, und es seien hier die Worte wiederholt, welche der Kaiser dem Verfasser einst in die Feder diktiert hat, als die zweite Auflage der „Nordlandreisen"*) im Erscheinen begriffen war:

> „Der aufsteigende Weg führte an einen Felsvorsprung. Ich näherte mich demselben mit Vorsicht und erblickte hinter demselben ein Rudel von zwanzig bis dreißig Rentieren. Ich rekognoszierte dasselbe und sah zwei Hirsche, welche schießbar erschienen; ich ließ mir die einläufige Repetierbüchse (Kaliber 11) reichen und schoß auf hundert Schritt den schwächeren der beiden Hirsche, der besser stand, etwas hinter dem Blatt. Der Hirsch zeichnete, wurde flüchtig und nahm das Rudel etwa vierzig Schritt mit. Darauf drehte dasselbe ganz unerwarteterweise wieder um, kam auf mich zurückgelaufen und machte in der Entfernung von achtzig Schritt einen Augenblick Halt; dadurch kam der stärkere Hirsch frei vom Rudel und

*) Paul Güßfeldt: Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. 2. Auflage. Berlin 1892. Verlag von Gebrüder Paetel.



„Hohenzollern“ und „Kolberg“ im Hafen von Bergen, 7.—9. Juli 1911.

wurde geschossen. Der erste Hirsch war mittlerweile zusammengebrochen und verendet. Der zweite Hirsch zeichnete auf den Schuß, drehte aber um und wollte flüchtig werden; deshalb schoß ich noch einmal und streckte den Hirsch. Der Vorgang fand in einer Schlucht statt, von welcher der Felsvorsprung ein Stück der Einfassung war; am Ausgang derselben fand sich Schnee- und Schmelzwasser."

Der zweite Tag gestaltete sich weit schwieriger; das Wild war scheu und unruhig geworden; der Kaiser brachte ein flüchtiges Tier aus 160 Schritt Entfernung zur Strecke. Nach dem Frühstück auf einer Felsplatte, mit dem Ausblick auf die Polarsee und die umgebenden Felsinseln, wollte der Kaiser die Jagd nur fortsetzen, wenn einer der gestern gespürten alten Hirsche in weidgerechte Schußweite käme. Das war nicht der Fall. Zudem schien der Kaiser der Landschaft und der herrlichen Ungebundenheit des Tages größeres Interesse zuzuwenden, als der Jagd. Das Rentwild ist auch nicht edel genug, um einen Weidmann wie Kaiser Wilhelm II. länger zu fesseln, als nötig ist, damit das Neue und Eigentümliche der Jagd erkannt werde.

An diese beiden Jagdtage zu Lande schloß sich am 15. Juli 1892 ein Jagdtag zu Wasser auf Wale. Zu diesem Zweck begab sich der Kaiser mit Herrn v. Arnim, dem Kommandanten der „Hohenzollern", und vier Herren des Gefolges an Bord des Fangschiffes „Duncan Gray". Der Dampfer gehört einer englisch-norwegischen Kompagnie, welche auf der Insel Skaarö ein großes Wal-Etablissement besitzt. Die Fahrt hielt sich in der Nähe des 70. Breitengrades. Zwei Dinge unterscheiden schon äußerlich einen Wal-Dampfer von anderen Schiffen gleicher Größe: das Geschütz auf dem Bug des Deckes und das „Krähennest", eine am Vormast, etwa zehn Fuß über Deck angebrachte Tonne, in welcher ein Mann postiert ist, um nach Walen auszulugen. Der Monarch ließ sich eingehend die Konstruktion der mit einem Sprenggeschoß kombinierten Harpune erklären, die aus dem Geschütz geschleudert wird, dabei aber mit einer Fangleine verbunden bleibt; letztere besitzt eine Länge von 360 Faden. Der „Duncan Gray" dampfte mit 8—10 Seemeilen Geschwindigkeit durch die nordische Inselwelt gegen das offene Polarmeer; der Tag war unfreundlich, der Himmel einheitlich grau bezogen, und mit der Fahrt wurde die Dünung allmählich stärker. Stunde auf Stunde verrann, aber noch immer lugte der Mann auf dem Krähennest aus und blieb stumm. Die Gesichter der Mannschaften und des Direktors der Kompagnie wurden lang und traurig. Der Schütze Barlin, gleichzeitig der Kapitän des Schiffes, hielt sich fern vom Bug. Der Kaiser blieb in gleichmäßig heiterer Stimmung. Nachdem wir uns nahezu sechs Stunden auf See befunden hatten, ohne daß sich ein Wal gezeigt hätte, wurde gedreht und der Kurs heimwärts genommen. So verflossen vierzig Minuten, als plötzlich der stumme Mann im Krähennest das erlösende Wort sprach und Wale in Sicht verkündete. Der Kapitän trat schweigend hinter das Geschütz, der Kaiser nahm seinen Platz rechts davon. Wir fuhren nun wieder West zu Nord und näherten uns einem Trupp von vier Walen. Der Mann am Geschütz stand unbewegt; sein Leben konzentrierte sich ganz in seinen suchenden, gläsernen Augen, welche die weite Meeresfläche mit einem einzigen Blick in sich aufzunehmen schienen. Man sah die Wale spritzen und in flachen Bogen den Seespiegel schneiden, nur ein Stück ihrer silbergrauen Leiber wurde dabei sichtbar. Es herrschte allgemeine Verwunderung darüber, daß der Kapitän keinen Schuß abgab; er sah immer nur vor sich hin, über die graue See mit den Augen eines Böcklinschen Meergottes. Und doch hatte er längst den Wal erkannt, den mächtigsten, der seine Jagdbeute werden sollte. Aber dazu war die Zeit noch nicht gekommen. Der Kaiser verharrte regungslos an derselben Stelle und beobachtete das fröhliche Spiel der imposanten Tiere. Um 7 Uhr abends hatte sich ihre Zahl so vermehrt, daß der hohe Herr mit lauter Stimme 7, 8, 9 . . bis 14 zählte. Barlin machte sich jetzt bereit, mit der einen Hand das drehbare Geschütz fassend, mit der anderen dem Steuermann ein Zeichen gebend. Es herrschte lautlose Stille; aller Augen sahen bald auf den zum Schuß bereiten Kapitän, bald auf das Getümmel der Wale, als plötzlich der Schuß krachte und gleich darauf der Ruf „getroffen" erschallte.

Am schärfsten wurde der Vorgang vor und nach dem Schuß von Seiner Majestät beobachtet, und lediglich auf die Mitteilungen, welche der Kaiser dem Verfasser darüber gegeben hat, gründen sich die folgenden Aussagen. Als der Wal sich in 30 bis 35 Schritt Entfernung befand, wurde die Harpune mit der Granate abgeschossen. Im Hinblick auf Richtung und Geschwindigkeit des Wales hielt der Schütze stark vor. Die Fangleine lief nach Abgabe des Schusses verhältnismäßig langsam ab, so daß der Kaiser Zweifel hatte, ob die Harpune in den Wal eingedrungen wäre. Das Tier verschwand

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Der Kaiser besichtigt den großen Dorsch.

zunächst, kehrte aber bald an die Oberfläche zurück, ohne daß seine Bewegungen sich von denen eines gesunden Wales unterschieden hätten. Eine Blutlache war nicht wahrzunehmen; und das einzige Anzeichen dafür, daß ein Fehlschuß nicht vorlag, war die Richtung der Fangleine, welche zu dem Wal hinzeigte; es waren 35 Faden abgelaufen. Während das Tier an der Oberfläche atmete, wurde eine starke Detonation hörbar; das Sprenggeschoß war im Leibe des Wales explodiert und derselbe in diesem Augenblick getötet. Es war ein Sei-Wal von 11,6 Meter Länge, 8 Meter Leibesumfang, 3,5 Meter Spannweite des Schwanzes, 9—10 Tonnen Gewicht. Der erlegte Wal wurde langseit des „Duncan Gray" befestigt und heimwärts ging die Fahrt, der „Hohenzollern" zu; erst nach dreizehneinhalbstündiger Abwesenheit konnte der Kaiser seine Yacht wieder betreten. Der Tag war sehr anstrengend und aufregend gewesen, gehört aber zu den interessantesten Erlebnissen Seiner Majestät.

Auf der 16. Nordlandreise, am 14. Juli 1904, besuchte der Kaiser die Stadt Aalesund, die auf den dicht benachbarten Inseln Nörvö und Aspö des Schärengebiets liegt, etwa unter 62° 40′ nördlicher Breite; die blühende Handelsstadt wurde am 23. Januar 1904 von einer Feuersbrunst heimgesucht und fast vollständig eingeäschert. Die Bewohner waren dem Hunger und der Kälte preisgegeben; das Elend war entsetzlich. Sobald die Nachricht in Berlin eingetroffen war, stellte Kaiser Wilhelm II. seine Macht, seinen Edelmut und seine Menschenliebe in den Dienst der Barmherzigkeit. Ohne Zeitverlust wurde mit Hilfe der Hamburg-Amerika-Linie eines ihrer Schiffe mit Decken, Kleidern und Lebensmitteln ausgerüstet und ging sogleich in See nach Aalesund; die Leitung lag in den Händen des energischen, umsichtigen Kapitäns zur See Herrn von Grumme-Douglas; er war zuvor jahrelang diensttuender Flügeladjutant Seiner Majestät gewesen und brachte nun als Stellvertreter des Kaisers die erste Errettung aus tiefster Not.

Die Bewohner von Aalesund haben es nicht an Dank gegen unseren Kaiser fehlen lassen. Als er sechs Monate später vor der noch in Trümmern liegenden Stadt erschien, brachten ihm die Vertreter von

Der Kaiser auf der Lachsfischerei.

Aalesund und die Bevölkerung schlichte, aber ergreifende Ovationen dar. Jetzt erhebt sich ein Denkstein mit einem Reliefbild Wilhelms II. an passender Stelle. Nach sechs Jahren war die Stadt neu erstanden, aus Stein, nicht länger aus Holz, und am 26. Juli 1910 durchfuhr der Kaiser wiederum die Straßen, besuchte die Aussichtshöhe auf der Insel Nörvö und begab sich dann zu der stattlichen neuen Kirche auf der Insel Aspö. Die Glocken der alten Kirche waren durch den Brand in metallene Klumpen verwandelt worden und so auf den Erdboden niedergefallen; aus ihrem Material hatten die pietätvollen Aalesunder einige Kunstgegenstände anfertigen lassen, die sie dem Kaiser in Ehrfurcht überreichten.

Die Nordlandfahrten haben stets den Charakter behalten, den ihnen der Kaiser auf der ersten Fahrt gegeben hatte. Es trat nur die eine Veränderung ein, daß Seine Majestät von der Aufstellung eines Programms seit 1896 Abstand nahm. Die Programme hatten ihren Zweck erfüllt, den Kaiser über die weit erstreckten Land- und Seegebiete zu orientieren, die der Allerhöchste Herr kennen lernen und Jahr für Jahr von neuem aufsuchen wollte. Von nun an bestimmte er, nicht im voraus, sondern an Bord selbst, die Marschziele, die Dauer des Verweilens an demselben Ort, die zu unternehmenden Ausflüge. Das entsprach erst völlig der leitenden Idee, die der Kaiser seinen norwegischen Reisen von Anfang an zugrunde gelegt hatte. Er wollte während einer kurzen Spanne Zeit des Zwanges ledig sein, den ihm sein allumfassendes und deshalb so schweres Herrscheramt in stündlich vorausbestimmter Folge auferlegt; er wollte der großen Gottesschöpfung leben im Kreise derer, die seines Vertrauens gewürdigt wurden. Hier gab er dem Worte „nihil humani a me alienum“ Ausdruck durch die Tat und verwirklichte den scheinbar unerfüllbaren Wunsch eines mit der Kaiserkrone geschmückten Monarchen: „Mensch zu sein unter Menschen“.

Auf einer Fahrt durch den Sognefjord, da wo der Fjärlandfjord von Norden her in ihn einmündet, ließ der Kaiser am 14. Juli 1910 die „Hohenzollern“ unerwartet und zum ersten Male zu Anker gehen. Als Ankerplatz diente eine nach Osten geöffnete Einbuchtung des rechten Sognefjord-Ufers: der Essefjord. Hier hat das Kaiserschiff nun bereits in drei aufeinanderfolgenden Jahren gelegen.

An der Ecke, die das südliche Ufer des Essefjord mit dem Sognefjord bildet, liegt der viel genannte Ort Balholm, von da aus erstreckt sich der Küstenstreifen südlich und hat den Namen Balestrand. Die Gegend um Balholm und die Pfarrei Tjugum am jenseitigen Ufer des Essefjords ist nicht nur durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, sondern auch durch große landschaftliche Schönheit. Auf üppig blühende Rosenstöcke, auf fruchtbeladene Kirschbäume und Johannisbeersträucher, auf stämmige Eichen und hochgewachsene Fichten blickt zerrissenes Eisgefilde von den pittoresk geformten Bergen. Aber der Balestrand besitzt noch einen anderen Zauber, weil er jedem romantischen Gemüt als der Schauplatz der Frithjofsage gilt. Balholm ist König Bele's Sitz und Grab; gegenüber — getrennt durch die Breite des Sognefjords — schiebt sich das niedrige Vorgebirge Framnäs nordwärts in die See, des Recken Frithjof reicher Besitz.

Aus dem Zusammenklang der erhabenen Landschaft mit der erhabenen Dichtung Tegnérs mag in der Seele des Kaisers der Wunsch und der Entschluß aufgesprungen sein, das norwegische Land und seine Be-

wohner dadurch zu ehren, daß er ihrem sagenumwobenen Vorfahren Frithjof ein Denkmal errichtete, und zwar auf der weithin sichtbaren Höhe von Framnäs. Dieses Denkmal sollte den Wagemut und die Tapferkeit der alten Wikinger symbolisieren und dadurch zu einer Ehrung ihrer Nachfahren werden, des lebenden norwegischen Geschlechts. In diesem Lichte betrachtet, erscheint es als der monumentale Dank des Kaisers für das gastliche Entgegenkommen und die großen Eindrücke, die er in dem Lande Norwegen erfahren hat.

Wenn die letzten Klänge der Feiern für das Jubiläum der 25jährigen Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. verhallt sein werden, so wird die 25. Nordlandreise den Kaiser wiederum nach Framnäs führen zur Enthüllung des von ihm errichteten Frithjof-Denkmals. Für die „Fahrtgesellen" aber wird die erhebende Feier gleichzeitig ein Jubiläum der fünfundzwanzig Nordlandfahrten bedeuten, die ihr „Allerdurchlauchtigster Fahrtenmeister", unter dem waltenden Schutze der Vorsehung, unversehrt und erfolggekrönt vollbracht hat.

Der Kaiser und die „Fahrtgesellen".

Kaiser Wilhelm II. als Friedrich der Große.

Dreizehntes Kapitel.

Festlichkeiten am Kaiserhofe.

Der Kaiser mag sich im Hause und im Kreise seiner Familie noch so einfach menschlich verhalten: die Würde seines Amtes nötigt ihn, da, wo er öffentlich als Herrscher eines großen Reiches auftritt, sich mit dem Glanz und Prunk zu umgeben, der von jeher mit dem Begriffe eines Kaisers und Königs verbunden gewesen ist. Den gemeinsamen Grundformen höfischen Zeremoniells an den abendländischen Fürstenhöfen hat Tradition, Geschichte und nationaler Charakter überall ein besonderes Gepräge gegeben; und solche Eigenart ist in den am Berliner Hofe geltenden Regeln stets besonders scharf und bestimmt ausgesprochen gewesen. Aber auch hier wieder haben veränderte Verhältnisse und Geschmacksrichtungen innerhalb der allgemeinen Umrisse Neuerungen veranlaßt, die um so weniger ausbleiben konnten, je mehr das junge Deutsche Reich den ihm gebührenden Platz im Kreise der Großmächte in Anspruch nahm, und je mehr die eigenartige und energische Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. auch diesen Dingen ihren Stempel aufdrückte.

Zur Erfüllung aller jener gesellschaftlichen Herrscherpflichten, welche man unter dem Gesamtnamen der Repräsentationspflichten begreift, bedarf der Fürst eines weitverzweigten, wohlgegliederten Hofstaates, dessen Tätigkeit durch Gesetze und Vorschriften genau und dauernd geordnet ist.

Kur-Brandenburg bekleidete bei dem römischen Kaiser deutscher Nation das Erzkämmereramt; deshalb ist der Oberstkämmerer der vornehmste Mann am Hofe, der allen Staats- und Hofwürdenträgern vorangeht. Gegenwärtig ist Inhaber dieser hohen Würde Friedrich Fürst zu Solms-Baruth. — Nächst ihm ist die wichtigste Persönlichkeit der Oberhof- und Hausmarschall und Oberzeremonienmeister August Graf zu Eulenburg; in seinen Händen liegt die Verwaltung des ganzen Hofhaltes mit seiner ausgedehnten Ökonomie, die Veranstaltung der Hoffestlichkeiten und die Vorbereitung der Reisen des Kaisers, das gesamte Hofzeremoniell (das in seiner jetzigen bis ins kleinste geregelten und den Ansprüchen eines Kaiserhofes entsprechenden Form im wesentlichen sein Werk ist), die Vermittelung von Audienzen, die Verwaltung der königlichen Schlösser und die Oberaufsicht über sämtliche Angestellte des kaiserlichen Hofes — eine Aufgabe, die größte Umsicht, feinsten Takt und eine ganz außergewöhnliche Arbeitskraft erfordert. Seit dem Abgang des langjährigen Ministers des königlichen Hauses von Wedel ist Graf Eulenburg

August Graf zu Eulenburg,
Oberhof- und Hausmarschall und Oberzeremonienmeister.

Friedrich Fürst zu Solms-Baruth,
Oberstkämmerer.

auch mit dessen Geschäften beauftragt: es sind die persönlichen Angelegenheiten des Kaisers und der Mitglieder des königlichen Hauses, sowie die Standesangelegenheiten und die Verwaltung des gesamten Vermögens und der Güter der Krone. Dem Oberhof- und Hausmarschall stehen zur Seite der Hausmarschall Freiherr von Lyncker und die Hofmarschälle Graf von Henckel-Donnersmarck und Oskar Graf von Platen-Hallermund mit einer größeren Anzahl erprobter Verwaltungsbeamter.

Maximilian Egon Fürst zu Fürstenberg,
Oberstmarschall.

Die höchsten Hofwürden, die sämtlich ehrenamtlich bekleidet werden, sind die Obersten Hofchargen: außer dem Oberstkämmerer der Oberstmarschall Maximilian Egon Fürst zu Fürstenberg, der Oberstschenk Dr. Hermann Herzog zu Trachenberg, Fürst von Hatzfeldt, der Oberstruchseß Hugo Fürst von Radolin.

Die folgende Reihe bilden die Oberhofchargen: Der Obergewandkämmerer (fehlt zurzeit), der Oberhof- und Hausmarschall und Oberzeremonienmeister August Graf zu Eulenburg, der Obertruchseß Ernst Graf von Wedel, der Oberjägermeister vom Dienst Heinrich Freiherr von Heintze-Weißenrode, der Oberschloßhauptmann Louis Graf von Perponcher-Sedlnitzki, der General-Intendant der königlichen Schauspiele Georg Graf von Hülsen-Haeseler, der Oberstallmeister Hugo Freiherr von Reischach, der Hausmarschall Maximilian Freiherr von Lyncker, der Oberküchenmeister Maximilian Graf von Pückler auf Rogau.

Fünf Vizeoberhofchargen schließen sich diesen an und etwa dreißig Hofchargen: Schloßhauptleute, Zeremonienmeister und Hofmeister; endlich ein Heer von Kammerherren und eine kleinere Zahl von Kammerjunkern. — Auch des Hofpageninstituts ist noch zu gedenken. Es zählt außer den beiden Leibpagen des Kaisers und Königs vierundzwanzig junge Edelleute, welche Zöglinge der Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde sind.

Eine Stellung für sich hat das militärische Gefolge des Kaisers (Generaladjutanten, Generale à la suite und Flügeladjutanten), das als kaiserliches Hauptquartier vom Kaiser kriegsgemäß organisiert worden ist und den Generaloberſten von Plessen zum Kommandanten hat. —

Da die Wohnung Kaiser Wilhelms des Großen, das königliche Palais am Opernplatz, in dem Zustande vom Jahre 1888 dem Andenken des ersten Kaisers geweiht bleibt, so hält Kaiser Wilhelm II. in den Wintermonaten im alten Königsschlosse an der Spree Hof, und hier werden alle großen Hoffeste gefeiert. Einer der dabei zumeist in Frage kommenden Räume, der unter König Friedrich Wilhelm IV. durch Stüler in dessen einfachem Stil ausgeführte Weiße Saal, wurde auf Anordnung des Kaisers gänzlich umgestaltet. Hier ist ein wahrhaft vornehmer und prächtiger Hintergrund für die bewegten und glänzenden Bilder geschaffen worden, die sich bei den Hauptfesten entfalten. Wände, Säulen und Logenbrüstungen bestehen durchweg aus weißem oder geadertem Marmor, die Sockel der Säulen aus grünem oder gelbem edlem Gestein, die Standbilder der Hohenzollern in den Nischen wiederum aus weißem Marmor. Die reiche, in Weiß und Gold gehaltene Decke zeigt die Wappen Deutschlands, Preußens und Brandenburgs, der Thronbaldachin ist von tief purpurnem Sammet. Die Kronleuchter sind entfernt; elektrische Armleuchter an den Wänden und eine Beleuchtungsanlage hinter dem Gesims unter der breit sich wölbenden Voute der Decke verbreiten strahlende Helle, ohne zu blenden. Ein besonderer Gewinn ist die dem Saal an seiner östlichen

Dr. Hermann Herzog zu Trachenberg,
Oberstschenk.

Längsseite angebaute Weiße Saal-Galerie. Sie steht durch Bogenöffnungen mit dem Saal in unmittelbarer Verbindung; Gobelins decken ihre Wände; bei Bällen sind hier wie in der anstoßenden berühmten Bildergalerie auf schwellenden Teppichen Sofas, Sessel und Bänke aufgestellt. Blumenvasen zieren die Tische davor, und süß duftende Büsche von lebendem hochstämmigem Flieder, Rotdorn, Schneebällen und Goldregen erheben sich hinter ihnen.

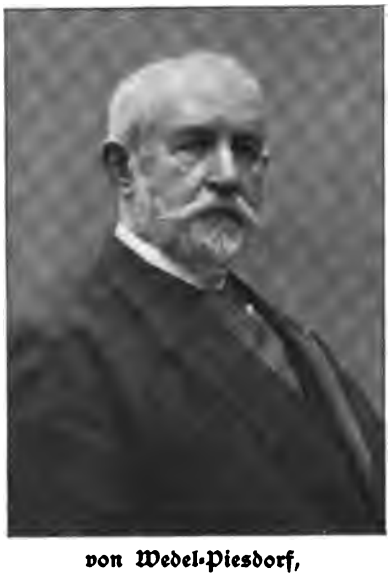
Im zweiten Stock des Schlosses, nach dem Schloßplatz hinaus, hat der Kaiser für kleinere Gesellschaften aus dem erweiterten früheren Apollo-

Hugo Fürst von Radolin,
Oberststruchseß.

Saal den Joachim-Saal geschaffen, der seinen Namen von einer Bronzestatue des Kurfürsten Joachim II. (nach Martin Wolff) über seinem monumentalen Kamin empfangen hat. Hier ist alles Renaissance: die holzgeschnitzte Kassettendecke, die sechs kostbaren alten vlämischen Wandteppiche mit den Darstellungen der Trionfi des Petrarka (deren Kartons Bernard van Orley zugeschrieben werden), das Paneel aus altem buntem italienischem Marmor, die holzgeschnitzten vergoldeten Kandelaber, die hochlehnigen Stühle und Bänke. Nach der Vollendung des Saales lud der Kaiser hierher eine Abendgesellschaft aus den Kreisen der Gelehrten und Künstler, um mit ihnen sich der neuen Schöpfung zu erfreuen.

Hier sei auch das Achilleion auf Korfu erwähnt, wohin sich der Kaiser im Monat April begibt. Er hat diesen Lieblingssitz der unglücklichen Kaiserin Elisabeth in aller Pietät seines schwermütigen Charakters entkleidet, indem er einen schloßartigen Landsitz von feinster Behaglichkeit daraus machte, und hat seinen Garten aus einer romantischen Wildnis zu einem unvergleichlichen Paradies voller Blumenduft, Licht und sonnigster Farbenfreudigkeit umgeschaffen. —

Das künstlerische Empfinden des Kaisers hat sich im Berliner Schloß auch den Festtrachten der Gäste gegenüber bemerkbar gemacht. Für die nicht zur Uniform berechtigten eingeladenen Herren wurde nach einem von Emil Döpler d. J. eingereichten Entwurf eine besondere Hoftracht eingeführt: schwarzer Frackrock, annähernd im Schnitt des vor 140 Jahren getragenen, mit Stahlknöpfen und weiten Ärmelaufschlägen, langschößige, oben offenstehende Weste, Kniehosen, schwarzseidene Strümpfe und Schnallenschuhe, Spitzenjabot und Spitzenman-



von Wedel-Piesdorf,
Minister des Königl. Hauses von 1883–1907.

schetten, Degen mit Stahlgriff und kleiner schwarzer Zweispitz. Neue Uniformen und Amtstrachten wurden auch für die Reichs-, Staats- und Hofbeamten angeordnet: reichbestickte Röcke, weißseidene Kniehosen und Strümpfe, dazu Schnallenschuhe. Die neuen Trachten, besonders auch diejenigen der Professoren der Universitäten, Hochschulen, Akademien und gelehrten Gesellschaften, wie der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, tragen wesentlich dazu bei, das Bild der Hoffeste einheitlicher im Stil, vornehmer und malerischer zu gestalten.

Neu eingeführt durch den Kaiser wurde auch eine Uniform

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

Der Kaiser mit seinen Söhnen auf dem Wege zur Paroleausgabe.

Von links nach rechts: Der Kaiser, der Kronprinz, Prinz Eitel Friedrich, Prinz Adalbert, Prinz August Wilhelm, Prinz Oskar und Prinz Joachim begeben sich zur Paroleausgabe nach dem Berliner Zeughause.

für den zweiten Zug der Leibgendarmerie, der als Leibgarde der Kaiserin bei feierlichen Anlässen im Schlosse — und im Kaisermanöver — in der Nähe der hohen Frau Dienst tut. Die Uniform ist völlig im Stil der friderizianischen Reiterei gehalten: Dreispitz, weißer Rock mit rotem Kragen, Aufschlägen und ebenso gefütterten umgeschlagenen Schößen, Kniehosen, hohe, rund abschneidende Stiefel und Pallasch. —

Die Reihe der großen Winterfeste wird durch die Neujahrsfeier eröffnet, die aus Gottesdienst und Gratulationscour besteht. Während der Kaiser und die Kaiserin, jener in Generalsuniform und im Schmuck der höchsten preußischen Orden, in der Schwarzen Adler-Kammer die Glückwünsche der Mitglieder des Königlichen Hauses und im Kapitelsaal diejenigen der Hofstaaten entgegennehmen, versammeln sich in den weiten, hohen Hallen der Schloßkapelle, wo buntfarbiger Marmor die Lichter goldener Kandelaber zurückwirft, Reichskanzler und Bundesrat, Generalfeldmarschälle, Generale und Admirale, Ritter des Schwarzen Adlerordens, Staatsminister und Parlamentsvertreter. Um 10 Uhr naht in feierlichem Zuge der Hof. Den Majestäten schreiten Hoffouriere, Pagen in ihren roten Röcken, und die Herren des großen Vortritts (die obengenannten verschiedenen Klassen der Hofchargen) paarweise voran, es folgen die Prinzen und Prinzessinnen, die Damen und Herren der Umgebungen und Gefolge — darunter die Offiziere der Haustruppen in friderizianischer Tracht, mit Puderperücke und Dreispitz. Der Domchor empfängt von der Galerie der gewaltigen Kuppel her den Zug mit dem Gesang eines vier- oder achtstimmig gesetzten Psalms, der, a capella vorgetragen, durch das erlesene Material des Chores an Knaben- und Männerstimmen Weihe und Andacht verbreitet. Den Text für die Predigt wählt der Kaiser selbst aus. Den Gottesdienst beschließt das Niederländische Dankgebet, von Chor und Gemeinde gesungen, von den mächtigen Tonmassen hallender Posaunen und donnernder Kesselpauken getragen. Unter den Klängen des alten Liedes „Wilhelmus von Nassauen" begeben sich die Majestäten, wiederum im Zuge, zum Weißen Saal, wo sie vor den Thronsesseln unter dem Baldachin Aufstellung nehmen, die Prinzessinnen zur Linken, die Prinzen zur Rechten. Die Schloßgardekompagnie, dem Thron gegenüber, in den altpreußischen Blechmützen, präsentiert ihre Riesengewehre, ihr Kommandeur, ein Flügeladjutant, handhabt den Sponton. Die Pagen bilden von der Kapellen-

Der weiße Saal im Königlichen Schloß zu Berlin.

Phot. Königl. Meßbildanstalt, Berlin.

treppe dem Throne zu ein Spalier, und, während vom Lustgarten herauf der Neujahrssalut der Leibbatterie erdröhnt, defilieren längs der Linie der Pagen die in der Kapelle versammelt Gewesenen bei den Klängen festlicher Märsche und Polonäsen mit einer tiefen Verbeugung vor dem Kaiser und einer zweiten vor der Kaiserin.

Nach dieser Cour empfängt der Kaiser die Botschafter, die in ihren prächtigen Galakarossen angefahren sind, das Staatsministerium und die Kommandierenden Generale, und begibt sich dann, meist von seinen sechs Söhnen begleitet, mit den Herren des Hauptquartiers über den Lustgarten und die Schloßbrücke nach dem Lichthof des Zeughauses zur Paroleausgabe.

Das zweite große Fest der Wintermonate ist das Krönungs- und Ordensfest, welches der Erhebung Preußens zum Königreich am 18. Januar 1701 seine Entstehung verdankt und das volkstümlichste der preußischen Hoffeste genannt werden darf. Aus der großen Zahl der an diesem Tage und in dem letztvergangenen Jahre mit Orden und Ehrenzeichen Bedachten werden etwa 900 Militär- und Zivilpersonen aus Berlin und Umgegend geladen. Dabei sind neben den Damen des Luisenordens, des Frauen-Verdienstkreuzes und der Roten Kreuzmedaille fast alle Stände vertreten, Generale, Minister, Kaufleute, Gelehrte, Beamte, Unteroffiziere, Eisenbahnbeamte, Straßenbahnschaffner, Briefträger, Feuerwehrleute, Handwerker.

Im Rittersaal mit seinen silbernen Säulen, seinem silbernen Chor und den silbernen und goldenen Schaustücken, wo der Kaiser und die Kaiserin vor den Thronsesseln, die Prinzen und Prinzessinnen zu beiden Seiten des Baldachins, die Hofchargen und die Gefolge, die Ritter des Schwarzen Adlerordens und die aktiven Staatsminister an der Fensterwand ihre Plätze eingenommen haben, werden die vorher in den Braunschweigischen Kammern Neudekorierten durch den Präses der Generalordenskommission, General der Infanterie von Jacobi, einzeln den Majestäten vorgestellt und defilieren mit einer Verbeugung.

Dieser Cour folgt ein Gottesdienst in der Schloßkapelle, dem die Majestäten mit ihren Gästen anwohnen. Angehörige der neuen Ritter und Inhaber sind, soweit der Platz ausreicht, oben auf der Kuppelgalerie zugelassen. — Inzwischen sind im Weißen Saal und den angrenzenden Sälen, sowie in den Festräumen des unteren Stockwerks die Tische gedeckt. Im Weißen Saale prangt die große hakenförmige Haupttafel im Schmucke des königlichen Silberzeuges, Porzellans und Kristalls und der herrlichsten Blumen und Früchte, für die Majestäten, die Fürstlichkeiten, die Mitglieder des diplomatischen Korps, die Ritter des Ordens vom Schwarzen Adler, die höchsten Würdenträger und die dekorierten Damen. Aber auch hier finden auf Befehl des Kaisers zwischen den Gesandten fremder Mächte, Generalen und Geheimen Räten eine Anzahl Inhaber von Ehrenzeichen und Medaillen ihren Platz, die es sich in nächster Nähe der Allerhöchsten Herrschaften gut sein lassen. Durch die merkwürdige Zusammensetzung der Gesellschaft aus Menschen der verschiedensten Berufe und sozialen Stellungen gewährt diese Tafelsitzung ein ganz eigentümliches, ungemein fesselndes Schauspiel. Über den Scharen der Speisenden, denen die königlichen Lakaien in ihren silberbetreßten Galalivreen die Gänge der Mahlzeit auftragen und die Kristallkelche mit Wein und perlendem Champagner füllen, ragen, lebendigen Statuen gleich, regungslos die hohen Gestalten der Ehrenposten von der Schloßgarde mit Gewehr bei Fuß, von den Gardes du Corps und der Leibgarde der Kaiserin mit gezogenem Pallasch heraus. Innerhalb einer Stunde ist die Tafel beendet. Der kaiserliche Zug durchschreitet das lange Spalier der Gäste, die sich erhoben haben, und begibt sich nach dem Rittersaal. Aus den anderen Räumen zieht sich alles mehr und mehr hier zusammen. Der Kaffee wird gereicht. Kaiser und Kaiserin halten Cercle, wobei besonders auch die mit Kriegsdekorationen Geschmückten und die Inhaber von Ehrenzeichen durch huldvolle Ansprachen ausgezeichnet werden. Freudig meldet seinem Kaiser der Veteran, der Chinakämpfer oder alte Afrikaner die Veranlassung seiner Auszeichnung, und der für Rettung eines Menschenlebens Dekorierte die näheren Umstände seiner wackeren Tat. Da ist alles Feierliche, Stolz-Majestätische in der Haltung und im Bezeigen des Kaisers abgestreift, und eine wahrhaft herzerquickende, menschliche Natürlichkeit bekundet sich in jeder Bewegung, jedem Wort und jedem Blick der mächtigen, strahlenden Augen. Schon mancher der so Ausgezeichneten hat noch nachher durch eine Förderung in seinem Fortkommen dankbar das warme Interesse empfunden, welches der Kaiser oder die Kaiserin an seiner Person beim Ordensfeste genommen hat.

Im Gegensatze zu dem Charakter dieses Festes steht die Versammlung der kapitelfähigen Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, die am 17. Januar, dem Stiftungstage des Ordens, oder am

Gratulationscour am Geburtstage des Kaisers.

Zeichnung von F. Kaskeline.

18. Januar, dem Krönungstage, abgehalten wird. Der Kaiser, als Souverän und Oberhaupt des Ordens, nimmt die Investitur der im Laufe des Jahres neuernannten Ritter vor und hält ein Ordenskapitel ab. In feierlichem Zuge, dem adelige Herolde in alter preußischer und brandenburgischer Wappentracht voranschreiten, hat sich der Kaiser nach dem Rittersaal begeben, wo er den Thron besteigt, wie alle Prinzen und Ritter mit dem scharlachroten, wallenden Ordensmantel umkleidet. Vor ihm knien die neuen Ritter nieder, sie geloben den Ordensstatuten Gehorsam, der Kaiser hängt ihnen die Ordenskette um und erteilt ihnen die Akkolade, während Trompeter im Kostüm von 1701 auf langen, mit Banderolen versehenen Trompeten im Saale und vom silbernen Chor herab Fanfaren blasen. Dazwischen erklingen von fern her alte Ordensmärsche. Das Zeremoniell dieses Festaktes ist durch den regierenden Herrn gegen früher wesentlich eindrucksvoller ausgestaltet worden, zumal durch die Mitwirkung der ehemals ganz fehlenden Musik, die der jetzige General à la suite von Chelius 1889 eingerichtet hat.

Am 27. Januar wird der Geburtstag des Kaisers gefeiert. Die Entgegennahme der Glückwünsche der Mitglieder des Königlichen Hauses und des Hofes durch den Kaiser, der feierliche Gottesdienst und die Gratulations-Defiliercour spielen sich hier in demselben Rahmen ab, wie am Neujahrstage, nur daß die Botschafter und die anderen Chefs der in Berlin akkreditierten Missionen diesmal am Gottesdienst und an der Cour teilnehmen, und vor allem, daß fast alle deutschen Bundesfürsten nach der Reichshauptstadt geeilt sind, um dem Kaiser persönlich ihre Glückwünsche darzubringen. Die Könige von Sachsen und Württemberg, bayerische Prinzen als Vertreter des ehrwürdigen Prinzregenten, die Großherzöge, Herzöge und Regenten des Reiches bilden eine wahrhaft glänzende Versammlung, mit den Prinzen und Prinzessinnen oft über fünfzig fürstliche Personen. Ein Gang nach dem Zeughause zur Paroleausgabe schließt den Vormittag auch dieses Tages ab.

Am Abend erscheint der Kaiser mit seiner Familie und den Gästen zur Galavorstellung im Königlichen Opernhause, das dann besonders anmutig geschmückt ist. Über die Brüstungen der Ränge hängen Teppiche herab, und die Balkone entlang schwingen sich graziöse Blumengewinde, die sich vor der kaiserlichen Loge zu einem wirren, breiten, blühenden Gerank verdichten. Sämtliche Plätze des ersten und zweiten Ranges, der ganze Parkettraum und die Proszeniumslogen sind von der geladenen Gesellschaft eingenommen; auch über die Plätze in den oberen Rängen ist zugunsten von Unterbeamten und Soldaten Allerhöchst verfügt. Die reichen, mit Ordenssternen besäten Uniformen der hohen Militärs, Diplomaten und Beamten, der Damenflor im ersten und zweiten Rang in den hellen, dekolletierten Roben und im funkelnden Geschmeide der Perlen, Brillanten und Juwelen, vereinigen sich mit dem Schmuck des Hauses zu einem Bilde von blendendem Glanz. Alle Anwesenden erheben sich und begrüßen schweigend das Kaiserpaar beim Betreten der großen Loge, das, nach einer Verneigung gegen das Publikum, mit seinen vornehmsten Gästen sich in der vorderen Sesselreihe niederläßt. Der Kaiser erscheint dabei meistens in der Galauniform eines seiner Leibregimenter. Zur Aufführung gelangt bald eine neuinszenierte ältere Oper, bald eine patriotische Gelegenheitsdichtung, wie in den Friedrichstagen von 1912 Lauffs „Der große König". Während der großen Pause oder nach der Vorstellung halten die Majestäten Cercle in dem großen Foyer, das in einen blumenreichen Gartensaal verwandelt ist. Tee und Erfrischungen werden dabei gereicht.

Zwei weitere Feste bieten der gesamten hoffähigen Gesellschaft Gelegenheit, sich den Majestäten zu zeigen, wobei die neu in die Gesellschaft eingetretenen Damen und Herren vorgestellt werden. Es sind dies die beiden Defiliercouren im Rittersaal, eine für das diplomatische Korps, alle inländischen Damen und alle Herren vom Zivil, die andere für alle Herren vom Militär. Die Majestäten treten dabei vor die Thronsessel, die Prinzen und Prinzessinnen stehen zur Seite, die Hofchargen, Umgebungen und Gefolge gegenüber, die Pagen bilden Spalier. Bei der Zivilcour versammeln sich die Damen der Diplomatie in den Brandenburgischen Kammern, wo Camphausens Riesenbild des heransprengenden Großen Kurfürsten hängt. Von hier aus betreten sie den Rittersaal, den endlosen Zug der Defilierenden eröffnend, der sich nun aus der langen Flucht der dichtgefüllten Prunkgemächer, Säle und Galerien entwickelt. Die schweren, langen Courschleppen, silber- und goldgestickt, pelz- und blumenbesetzt, rauschen hinter ihren stolzen Trägerinnen, die duftigen, zartfarbigen Courschleier wallen von den Brillantdiademen hernieder. Beim Klange der Musik schreiten sie einzeln am Throne vorüber; die Herren des diplomatischen Korps folgen, mit dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes an der Spitze, in den Galauniformen aller Länder der Welt. Dann nahen die inländischen Damen, wiederum einzeln, endlich paarweise die inländischen

Hundertjahrfeier der Geburt Kaiser Wilhelms des Großen in Trachten aus dem Jahre 1797.

Zeichnung von William Pape.

Herren: die Mitglieder des Bundesrats, die Ritter des Schwarzen Adlerordens, die Häupter der fürstlichen und ehemals reichsständischen gräflichen Familien, die Minister, die Präsidenten der Parlamente, die Staatssekretäre, die Exzellenzen und die Räte der höheren Klassen, die Mitglieder der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, die Abgeordneten, der Oberbürgermeister von Berlin, die Johanniterritter, die Rektoren der Hochschulen, die Präsidenten der Akademien und andere. Die zum erstenmal erscheinenden Damen werden vorgestellt durch die Gemahlinnen der Missionschefs oder die Oberhofmeisterin der Kaiserin Gräfin von Brockdorff, die Herren durch die Missionschefs und den Staatssekretär des Auswärtigen Amts oder den Oberstkämmerer und den Oberzeremonienmeister. Im Weißen Saale werden Erfrischungen dargeboten. Hier erwarten die Damen ihre Gatten, die Mütter ihre zum ersten Male zu Hofe gehenden Töchter, die strahlend herbeikommen, um zu erzählen, daß die tiefe Verbeugung vor den Majestäten, der Hofknix, gut gelungen ist.

Phot. Alfred Weidener, Berlin.

Der Kaiser als brandenburgischer Kurfürst.

Die Militärcour beginnt mit dem Defilieren der Generalfeldmarschälle — unter denen der alte Graf Haeseler noch immer mit unverwüstlicher Rüstigkeit erscheint — und der übrigen Generalität, der dann die Offiziere der Garde regimenterweise folgen.

Drei bis vier große Bälle werden in jedem Jahre im Weißen Saale veranstaltet, zu denen die gesamte Hofgesellschaft und andere hervorragende Persönlichkeiten, in einer Anzahl von weit über tausend, eingeladen werden. Von 8 Uhr abends an versammelt man sich in den Festräumen und erwartet den Hof. Unter großem Vortritt erscheinen die Majestäten, die Mitglieder des Königshauses und fremde, hohe Gäste — die Damen in großer Balltoilette, die Herren in Galauniform. Die tiefen Verbeugungen der Versammelten mit freundlichem Neigen des Hauptes erwidernd, durchschreiten sie die Bildergalerie und gelangen zum Weißen Saal. Während die Musik konzertiert, begrüßt der Kaiser gewöhnlich nun zuerst die Damen des diplomatischen Korps, die auf einer einstufigen Empore rechts vom Thron ihren Sitz haben, und dann die Botschafter und Gesandten. Die Kaiserin wendet sich währenddessen den Fürstinnen und den Gemahlinnen der höchsten Hofwürdenträger zu. Die nicht tanzenden Damen sitzen dem Thron gegenüber, die jungen Damen harren, auf einer Empore an der Lustgartenseite stehend, des Tanzes. Wenn dann die Kaiserin auf einem der Thronsessel Platz genommen hat, beginnt der Tanz. Der Kaiser fährt meistens fort, auf die ritterlichste und liebenswürdigste Weise Damen und Herren in ein lebhaftes Gespräch zu ziehen und sich Fremde vorstellen zu lassen. Des Kaisers persönlichem Interesse an den Hofbällen, das in seinem feinen künstlerischen Geschmack und in seinem historischen Sinn wurzelt, danken diese eine wichtige Bereicherung ihres Programms durch die Einführung der graziösen alten Françaisen, Menuetts und Gavotten, die von der tanzenden Jugend sorgfältig einstudiert werden. Diese zierlichen Reigen geben den Bällen am preußischen Hofe einen ganz eigenen Charakter und malerischen Reiz. Was aber ihr Bild im Laufe der Jahre noch mehr verändert hat, das ist, daß die sechs Söhne und die Tochter der Majestäten erwachsen sind, und daß dieses Siebengestirn, verbunden mit den jugendlichen Gemahlinnen der drei schon verheirateten Prinzen und den Kindern des Prinzen Friedrich Leopold und des Prinzen Heinrich, einen frischen Kranz bildet, der bei den Lanciers und bei den alten Tänzen, in der Nähe des Thrones, seine Blüten anmutig durcheinanderschlingt. Die Kaiserin spendet oft den Tänzern

Fackeltanz im Königlichen Schlosse zu Berlin zur Feier der Hochzeit des Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen.
Zeichnung von F. Kaskeline.

Zur Feier der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Kaiser Wilhelms des Großen. Beleuchtung des Königlichen Schlosses in Berlin.

Beifall, wenn eine Reihe schwieriger Touren gut durchgeführt wurde, auch der Kaiser wendet wiederholt seine Aufmerksamkeit dem Tanze zu.

Gegen 11 Uhr tritt eine Souperpause ein; im Marinesaal und im Königinnenzimmer speisen an einzelnen Tischen die Majestäten mit den Fürstlichkeiten und der hohen Diplomatie, während die Scharen der anderen Geladenen sich in die angrenzenden Gemächer und diejenigen des unteren Stockwerks verteilen. Später kehren der Kaiser und die Kaiserin nach dem Weißen Saal zurück, wo der Ball fortgesetzt wird und in dem großen Schlußreigen sein Ende findet, bei dem viele Reihen von Tänzerpaaren sich von allen Seiten des Saales her strahlenförmig gleichmäßig dem Throne nähern und den Majestäten huldigen. Bei dem letzten Ball des Winters, am Fastnachts-Dienstag, werden nach altem Herkommen dann noch Berliner Pfannkuchen und Punsch gereicht; letzterer, mit altem Rheinwein aus der Schloßkellerei bereitet, hat einen europäischen Ruf. —

Der seit dem Jahre 1856 bis in das Ende der neunziger Jahre im Königlichen Opernhause allwinterlich abgehaltene Subskriptionsball findet nicht mehr statt. Notwendige bauliche Veränderungen in dem ehrwürdigen Bau Knobelsdorffs haben ihn unmöglich gemacht. Dieser Ball, auf dem der Hof nach einem feierlichen Umzuge durch das Publikum in den Hoflogen Platz nahm und dort längere Zeit verweilte, erfreute sich in weiten Kreisen der Berliner Bürgerschaft einer außerordentlichen Beliebtheit. Parkett und Bühne waren in einen einzigen riesigen, reichgeschmückten Festsaal verwandelt, mehrere Orchester führten die Ballmusik aus. —

Ganz vom Herkommen abweichend in ihren vom Kaiser selbst vorgeschriebenen Formen und höchst eindrucksvoll war die am 18. Januar 1896 im Königlichen Schloß veranstaltete Feier der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Tages der Neubegründung des Deutschen Reiches, der Kaiserproklamation im Schlosse zu Versailles. Ein Gottesdienst in der Schloßkapelle — für die katholischen Festteilnehmer in der St. Hedwigskirche — ging dem Hauptakt voraus, der sich im Weißen Saal abspielte. Hier nahmen auf dem Altan an der Kapellenseite die Kaiserin, die Kaiserin Friedrich, die Prinzessinnen und die Damen der fürstlichen Gäste mit ihrem Gefolge ihre Plätze ein. Die Mitglieder des Reichstages stellten sich dem Thron gegenüber, die

Zweihundertfeier des Preußischen Königtums im Ehrenhof des Berliner Zeughauses, 17. Januar 1901.

des Bundesrates rechts von ihm auf, die Minister und sonstigen eingeladenen Personen an der nördlichen Saalseite. Von der Bildergalerie kam dann der kaiserliche Zug hereingeschritten. An der Spitze marschierte die Schloßgardekompagnie, die ihre Aufstellung hinter den Abgeordneten nahm. Es folgten die Träger der zu der Feier befohlenen Fahnen und Standarten der Leibregimenter, dann paarweise Hoffouriere, die Pagen, die Hofchargen und die Träger der Reichskleinodien: Generaladjutant General der Kavallerie Graf von Wedel, der jetzige Statthalter von Elsaß-Lothringen, mit dem Reichssiegel auf einem Kissen von drap d'argent, General der Infanterie Bronsart von Schellendorf mit dem entblößten, aufrecht getragenen Reichsschwert, Generaladjutant Graf Lehndorff mit dem Reichsapfel auf einem gleichen silbernen Kissen, Generaladjutant General der Infanterie von Werder mit dem Zepter auf einem drap d'or-Kissen, Generaladjutant Generaloberst Fürst Anton Radziwill mit der Krone auf einem gleichen Kissen, Generaladjutant Generaloberst Freiherr von Loë mit dem Reichspanier, geleitet von zwei Generalleutnats. Zur Seite schritten Eskorten von den Gardes du Corps. Krone, Reichsapfel, Insiegel und Zepter wurden auf Tabouretts am Throne niedergelegt, Schwert und Panier blieben von den Händen ihrer Träger emporgehalten. Ihnen war der Kaiser gefolgt, in der Uniform der Gardes du Corps, das Haupt mit dem Adlerhelm bedeckt, vom roten Sammetmantel des Schwarzen Adlerordens umhüllt. So trat er vor den Thronsessel und richtete an die Versammlung seine dem Gedächtnis des großen Tages gewidmete Rede, in deren Verlauf er plötzlich in begeisterter Erregung die Fahne des 1. Garde-Regiments zu Fuß aus den Händen ihres ihm zur Seite stehenden Trägers, des jetzigen Generaloberſten von Kessel, nahm und, ihre Spitze gegen den Boden hinsenkend, den Schwur leistete, das von seinem erhabenen Großvater Errungene schirmen, schützen, verteidigen und erhalten zu wollen immerdar, gegen jeden, wer es auch sei. — Eine Parade über die im Lustgarten und bis zum Denkmal des alten Fritz hin aufgestellten Regimenter der Garnison schloß sich an. Mit einem Festmahl im Weißen Saal und einem Cercle in der Bildergalerie endete die große Gedenkfeier in den Abendstunden.

Der feierliche Einzug des Kaisers in den Weißen Saal mit den vorangetragenen Reichsinsignien hat sich seitdem bei einzelnen Reichstagseröffnungen und anderen besonders feierlichen Anlässen wieder-

Festzug zur Feier der Übergabe des Ehrenbürgerbriefes der Stadt München an den Kaiser, 18. September 1909.

holt, zuletzt bei der Festsitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften gelegentlich der zweihundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrichs des Großen am 24. Januar 1912.

Eine Woche vor der Hundertjahrfeier der Geburt Kaiser Wilhelms des Großen war im Weißen Saale jenes vom Kaiser geplante und in allen Einzelheiten angeordnete Kostümfest vor sich gegangen, auf welchem die Majestäten, die Prinzen und die Prinzessinnen und die eingeladenen Damen und Herren der Hofgesellschaft in den aufs genaueste nachgebildeten Trachten aus dem Jahre 1797 erschienen: die Offiziere in den alten Regimentsuniformen, der Kaiser als Offizier vom Bataillon Garde, den Dreispitz auf der gepuderten Frisur, im blauen, rot aufgeschlagenen, silberbetreßten Rock mit Fangschnüren, gelber Weste, weißen Kniehosen und Gamaschen, mit dem Sponton in der Hand. So führte er einen Zug der Schloßgarde seiner vor dem Thron stehenden Gemahlin vor, die in ein Kostüm, wie es die Königin Luise getragen haben mochte, gekleidet war, und ließ die Mannschaften nach dem alten Exerzierreglement präsentieren. Auch alle Tänze des Abends waren nach den vor hundert Jahren am Berliner Hof üblichen einstudiert und wurden mit täuschender Echtheit durchgeführt. Des Kaisers historischer und malerischer Sinn hatte hier ein Stück geschichtlicher Vergangenheit des preußischen Hofes lebendig wieder erstehen lassen.

Die Zeit Friedrichs des Großen lebte auf bei dem Abendfest zu Ehren Adolf Menzels im alten Schloß Sanssouci, das schon in einem anderen Kapitel dieses Buches erwähnt worden ist, und die Zweihundertjahrfeier des großen Königs 1912 war ganz in dessen Geist getaucht. Lauffs Festspiel, an dessen Inszenierung im Königlichen Opernhause der Kaiser das größte persönliche Interesse nahm, zeigte König Friedrich in Rheinsberg, bei Hohenfriedberg und auf Sanssouci in charakteristischen Bildern von größter Lebenswahrheit.

Als die Saalburg, das alte Römerkastell im Taunus bei Homburg vor der Höhe, wiederhergestellt war, wurde dort mitten im deutschen Hochwald ein Fest abgehalten, bei dem römische Legionen mit Schild

Jahrhundertfeier der Erhebung Preußens, Berlin, 10. März 1913. Der Kaiser reitet die Front der Truppen ab.

Rückkehr der Kaiserin von der Parade auf dem Tempelhofer Felde in Berlin.

Der Kaiser an der Spitze der Fahnenkompagnie. Rückkehr von der Parade auf dem Tempelhofer Felde in Berlin.

und Lanze, hinter ihren Adlern, und alte Germanen mit Bärenfell und Büffelhorn leibhaftig zur porta decumana hereinzogen und die Wälle und Mauern belebten.

Die Beendigung des Riesenwerkes der Wiederaufrichtung der Marienburg in Westpreußen feierte der Kaiser mit den Johanniterrittern, an deren Spitze er in die Burg einzog, während allenthalben an den Toren, auf den Brücken und Wehrgängen Ordensritter, im weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz, mit Schwert und Schild die Wacht hielten, von ihren Reisigen umgeben.

Die in ihrer alten gewaltigen Größe neuerstandene Hohkönigsburg im Elsaß wurde ebenfalls festlich geweiht. Da bewegte sich — beiläufig in strömendem Regen — ein langer Zug den Berg hinauf und marschierte und ritt in die Tore ein: Landsknechte vorauf mit ihren riesigen Trommeln und mit Querpfeifen, edle Ritter im Harnisch, hoch zu Roß, Edelfräulein im Jagdgewand, den Falken auf der Faust, Volk und Zigeuner und anderer bunter Troß, die dann die Hallen und Höfe füllten. —

Bei außergewöhnlichen Festen im königlichen Schloß tritt das überlieferte umständliche und prunkvollfeierliche alte Hofzeremoniell in Geltung, bei dem die Inhaber der obersten Hofchargen ihre Ehrenämter wirklich ausüben; so legten bei dem Hochzeitsmahl des Kronprinzen und der Kronprinzessin, Herzogin Cäcilie zu Mecklenburg-Schwerin, am 6. Juni 1905, zwei Generale die Speisen vor und gaben sie an die Lakaien, diese an die Pagen, und diese wieder an die obersten Hofchargen. Dem Kaiser reichte der Oberstruchseß Fürst Radolin die Suppe, der Oberstschenk Fürst Hatzfeld den Wein. Doch wird diese Zeremonie nur zu Beginn der Tafel durchgeführt. — Nach dem Mahle begann der Fackeltanz im Weißen Saal: der Kronprinz führte seine hohe Braut an der Hand, zwölf Pagen mit flammenden weißen Wachsfackeln schritten voran, vier Ehrendamen trugen die Schleppe der Kronprinzessin. So machten sie den Umgang im Saal, und alles im Kreise neigte sich. Beim zweiten Umgang führte der Kaiser die Braut, der Bräutigam die Kaiserin.

Ähnliche feierliche Zeremonien erhöhten den Glanz der Feier der silbernen Hochzeit der Majestäten, die mit der Hochzeit des Prinzen Eitel Friedrich und der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg zusammen begangen wurde.

Zur Entfaltung besonderer Pracht geben auch die Feste Anlaß, die den Kaisermanövern im Herbste in den preußischen Provinzen vorangehen. In die Hauptstädte dieser Provinzen, die mit Ehrenpforten, Fahnen und Girlanden reich geschmückt sind, halten da die Majestäten feierlich Einzug. Von weit her ist die Bevölkerung zusammengeströmt, Schulen, Gewerke und Kriegervereine bilden Spalier. Die Kaiserin fährt mit den Prinzessinnen im offenen Galawagen à la Daumont, der Kaiser, gefolgt von seinen sechs Söhnen und dem Hauptquartier, folgt dem Wagen zu Pferde. Kavallerie eskortiert den Zug. Die Behörden der Stadt empfangen die Majestäten, und der Kaiser nimmt vom Bürgermeister einen Ehrentrunk entgegen, sei es im ehrwürdigen Festsaal des alten Rathauses, sei es gleich im Sattel vor dem Rathaus, umringt von den Ehrenjungfrauen und den jubelnden Bürgern. Galatafeln, die der Kaiser der Provinz und dem Armeekorps der Provinz gibt, und Festvorstellungen im Theater folgen dem Einzug, ein großer Zapfenstreich vereinigt sämtliche Kapellen des Korps zu einem Massenkonzert. Das glänzendste Schauspiel aber bieten die großen Paraden, von denen dann der Kaiser, begleitet von seinen Söhnen, von Bundesfürsten und fremden Fürstlichkeiten, an der Spitze der Feldzeichen, mit klingendem Spiel, zur Stadt zurückkehrt, umbraust von den Hochrufen der begeisterten Menge.

Der Schauplatz einer der bedeutsamsten solcher Fürstenbegegnungen war Breslau, wo 1896 der Kaiser und die Kaiserin mit dem russischen Kaiser und seiner Gemahlin zusammentrafen. Das eben vollendete Gebäude des dortigen Provinzialständehauses wurde zur wahrhaft fürstlichen und dabei doch behaglichen Wohnung für die hohen Gäste eingerichtet. Aus königlichen Schlössern waren die schönsten Kunstmöbel, Gobelins, Gemälde, Porzellane und Bronzen herbeigeschafft worden. Nach der Parade zogen beide Kaiser, Seite an Seite, in die Stadt ein. — Bei den Manövern des Jahres 1897 wurden König Humbert und Königin Margherita von Italien in dem alten Schlosse zu Homburg vor der Höhe in gleicher Weise geehrt. Hier waren vier Armeekorps, darunter zwei bayerische, zusammengezogen worden. — Im Jahre 1909 war der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand Manövergast des Kaisers in dem Badeort Mergentheim, dessen Kurhaus auch zu einer würdigen Wohnung umgestaltet war. — Denkmalsenthüllungen, Einweihungen von Gotteshäusern und öffentlichen Gebäuden sind mit diesen Besuchen in den Provinzen vielfach verbunden; große Feiern solcher Art waren die Enthüllungen

Beleuchtung des Denkmals Friedrichs des Großen in Berlin zur Feier des zweihundertsten Geburtstages des Königs. 24. Januar 1912.

der Denkmäler Kaiser Wilhelms des Großen bei Coblenz und an der Porta Westphalica. Beim Ehrentrunk, bei den Galatafeln, bei Weihefeiern ergreift der Kaiser dann oft das Wort zu bedeutsamen Ansprachen, Trinksprüchen und Tischreden. —

Die dem Kaiser eigene Kunst, sich in der vollen Würde seiner hohen Stellung, inmitten von Prunk und Glanz, doch liebenswürdig zu geben, hat auch an den Höfen deutscher Bundesfürsten und an fremden Höfen ihren Eindruck nie verfehlt und ihm die Herzen der Bevölkerung überall im Sturm erobert, so in Petersburg, in Rom, in Athen und auf Korfu, in Konstantinopel und in Jerusalem, in Stockholm, Amsterdam, Brüssel, London, Budapest und Wien. Wer die Begeisterung der Wiener bei seinem Besuch im Rathaus 1910 gesehen, wo ihn nach seiner Ansprache die Anwesenden tränenden Auges mit tosenden Heilrufen umdrängten, hat einen fürs Leben unvergeßlichen Eindruck mitgenommen.

Viel bliebe noch von einzelnen Anlässen zur Entfaltung kaiserlichen Glanzes zu schildern, wie er zutage tritt bei Empfängen von Sonderbotschaften, bei Hofkonzerten, bei Taufen und Begräbnissen in der eigenen königlichen Familie und in verwandten Fürstenhäusern, bei der Feier der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals im Juni 1895, wo die Flotten aller Kulturstaaten im Kieler Hafen vertreten waren, bei den Festspielen im Königlichen Theater in Wiesbaden, bei Flottenrevuen, Stapelläufen, Grundsteinlegungen, Eröffnungen von Ausstellungen, Fahnenweihen, Hofjagden und Regatten. Die hier gegebenen Darstellungen mögen genügen, um zu zeigen, wie umfangreich und mannigfaltig die Hoffestlichkeiten sind, und in welch glänzender Weise die geniale Persönlichkeit des Kaisers den ihm daraus erwachsenden Pflichten gerecht wird.

Phot. W. Niederastroth, Hofphotograph (Selle & Kuntze), Potsdam.

Das deutsche Kaiserpaar und Prinzessin Viktoria Luise mit den drei ältesten Söhnen des Kronprinzen.

Phot. C. H. Voigt-Homburg

Kaiserin Auguste Viktoria

Phot. C. H. Voigt-Homburg

Kaiser Wilhelm II.

Vierzehntes Kapitel.

Unſer Kaiſer in ſeiner Familie.

Wir ſtehen am Ende unſeres Werkes und haben beim Leſen der einzelnen Kapitel wohl alle das empfunden, was kürzlich ein Engländer, der bisherige Kriegsminiſter Lord Haldane, bewundernd ausgeſprochen hat: „Der Deutſche Kaiſer iſt mehr als ein Kaiſer, er iſt ein Mann, und ein großer Mann, den die Götter mit ihrer höchſten Gabe ausgeſtattet haben, — mit Geiſt. Er iſt ein Führer im Geiſte ſowohl als in der Tat!“ Bedeutſame Worte im Munde eines Ausländers! Aber wir Deutſchen dürfen noch mehr ſagen, dankbar für Gottes Gnade, die dieſen Kaiſer an die Spitze unſerer Nation geſtellt hat. Trifft es ſonſt oftmals zu, was die Weisheit von der Gaſſe ſagt: „Große Männer ſind nicht immer große Menſchen“, nein, wie viele verlieren, wenn man ſie näher betrachtet oder im engſten Kreiſe ſieht, bei unſerem Kaiſer iſt das Gegenteil der Fall. Nirgends zeigen ſich die reichen Geiſtes- und Herzensgaben, mit denen Gottes Güte ihn ausgeſtattet hat, gewinnender, als im engſten Kreiſe, und nichts leuchtet vom Throne herab erwärmender und erhebender in unſer Volk hinein, als das reine, edle, vorbildliche Familienleben unſeres Kaiſers. So würde in der Tat in dem Bilde, welches dieſes Buch dem deutſchen Volke zeigen will, ein weſentlicher Zug fehlen, wenn das Schlußkapitel fehlte: „Unſer Kaiſer in ſeiner Familie“. Freilich, hier gilt es die rechte Zurückhaltung zu üben; denn gehört ſonſt die Perſönlichkeit eines Kaiſers, wie keine andere im Volke, der Öffentlichkeit, ſo gehört doch das Leben in der Familie dem Höchſten, wie dem Geringſten im Lande allein, und ein jeder hat ein Recht darauf, daß hier die

Phot. Niederaſtroth (Selle & Kunze), Potsdam.
Unſer Kaiſerpaar.

Öffentlichkeit Halt macht. Das gilt auch für unsere Betrachtung. Aber dennoch gibt es mancherlei, an dem wir alle teilnehmen dürfen und sollen, um uns dankbar zu freuen an dem glücklichen und gesegneten Familienleben unseres Kaiserhauses. — Was einst die Königin Luise dankbar erklärt hat: „Auch auf den Thronen kennt man häuslich Glück", das gilt in vollem Maße von dem häuslichen Leben unseres Kaisers, und wie hoch er selber dieses Glück schätzt, das hat er wiederholt ausgesprochen. „Das Band, welches mich mit dieser Provinz verbindet und dieselbe vor allen anderen Provinzen meines Reiches an mich kettet, das ist der Edelstein, der an meiner Seite glänzt, Ihre Majestät die Kaiserin. Dem hiesigen Lande entsprossen, das Sinnbild sämtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin, *danke ich es ihr, wenn ich imstande bin, die schweren Pflichten meines Berufes mit dem freudigen Geiste zu führen und ihnen obzuliegen, wie ich es vermag*", so erklärte unser Kaiser vor den Ständen der Provinz Schleswig-Holstein in Glücksburg am 7. September 1890, und immer wieder im Laufe der letzten Jahre hat der Kaiser es dankbar ausgesprochen, was sein Haus und das ganze Land der Kaiserin, als der Trägerin des Familienlebens im Kaiserhause, verdankt.

Heinrich, Prinz von Preußen.

In Altona am 4. September 1904 hören wir ihn mit Bezug auf die soeben erwähnte Rede sagen: „Was Ich einst im Jahre 1890 zu Glücksburg von Ihrer Majestät zu sagen mir gestattete, ist vom ganzen Lande nunmehr rückhaltlos anerkannt worden. Der Königin Luise gleich an Volkstümlichkeit, gewonnen durch Werke der Liebe an Armen und Leidenden, *durch Stärkung und Pflege des Hortes unseres Volkes, des Familiensinnes*, steht Ihrer Majestät Bildnis in den Herzen aller Untertanen unauslöschlich eingeprägt, und stolz blickt der Schleswig-Holsteiner auf die erhabene Tochter seines Landes. Wenn Ich daher Mein Glas erhebe, um auf das Wohl der Provinz Schleswig-Holstein zu trinken, so gilt es auch vornehmlich Meiner geliebten Gemahlin, als der edlen Tochter dieses schönen, meerumschlungenen Landes, als der ersten deutschen Frau, die Gott uns allen erhalten möge als Segenspenderin bis in ferne Zeiten." Und noch sind uns allen im Gedächtnis die begeisterten Worte, die unser Kaiser im Jahre 1911 in Altona gesprochen hat: „Die erlauchte Frau, welche als Königin von Preußen und Deutsche Kaiserin die Erste in unserem Lande ist, wird, so bin ich überzeugt, mit Stolz von jedem Schleswig-Holsteiner als seine Landsmännin angesehen, eine Frau, stets bereit, zu helfen, wo es gilt, Not zu lindern, *das Familienleben zu stärken*, die Aufgaben der Weiblichkeit zu erfüllen und ihnen

Charlotte, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen.

Viktoria, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.

Sophie, Königin von Griechenland.

Margarethe, Prinzessin von Hessen.

Die vier Schwestern des Kaisers.

neue Ziele zu verleihen. Die Kaiserin hat dem Hohenzollernhause ein Familienleben beschert, wie es vielleicht nur die Königin Luise vor ihr getan hat."

Das sind Worte, die einen lauten Widerhall gefunden haben im Herzen unseres Volkes, und das sind Worte, die uns einen Einblick tun lassen in das Familienleben unseres Kaisers, so, wie es auch die anschaulichste Schilderung nicht vermag. Welch dankbare Freude an einem glücklichen Familienleben und welch innige Liebe zu der, die dieses Familienleben dem Hohenzollernhause beschert hat, sprechen aus diesen Worten! Sie zeigen uns, wie dieses Schlußkapitel, ja das ganze Werk, unvollkommen wäre, wenn nicht neben „unseren Kaiser" unsere Kaiserin träte. —

Phot. Gebr. Hirsch, Karlsruhe.

Großherzogin-Mutter Luise von Baden.

Sie ist es, die, wie er selber es dankbar bekennt, ihm hilft, „die schweren Pflichten seines Berufes mit freudigem Geiste zu erfüllen", und sie ist es, in der uns, nach seinen eigenen Worten, „die Stärkung und Pflege des Hortes unseres Volkes, des Familiensinns", entgegentritt. Mit Recht sagt einer, der unser Kaiserpaar oft zusammen gesehen hat, der frühere Kultusminister Bosse: „Es ist eine große Gnade Gottes für unser Volk, daß in seiner Mitte ein fürstliches Paar waltet, dessen Ehe heilig und rein ist, so gewiß, daß selbst die verbissenste Bosheit der Feinde sich bisher noch nicht herangewagt hat. Und was das sagen will, das werden wir verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß alles gesellschaftliche und staatliche Heil zuletzt beruht auf der Heiligkeit und Reinheit der Ehe und des Familienlebens. Das ist ein großer Segen, den Gott unserem Volke geschenkt hat, daß wir ein so leuchtendes Vorbild an seiner Spitze vor uns haben. Wir wünschen unserer Kaiserin, daß Gott der Herr ihr das Glück des häuslichen Herdes bewahren möge. Wer jemals in die treuen, holdseligen, gütigen Augen unserer Kaiserin geschaut hat, der hat erkannt, welch Schatz von Güte und Liebe in diesen Augen liegt", und ein schwedischer Bischof, der auf der Fahrt nach Jerusalem öfter Gelegenheit hatte, mit unserer Kaiserin zusammen zu sein, faßt sein Urteil in die treffenden Worte zusammen: „Das ist eine Frauengestalt, die in ihrem sympathischen Wesen durch jeden Blick, jedes Wort Beweise ablegt für die ihr innewohnende Sicherheit und den klar schauenden Verstand, wie man sie selten trifft. Es gehört nicht viel Beobachtungsgabe dazu, um zu erkennen, welchen Einfluß sie auf das Gemüt ihres kaiserlichen Gatten hat, ja daß sie den Mittelpunkt in seinem Leben bildet." So steht unsere Kaiserin vor uns, in der Tat „ein Vorbild für die deutsche Frau und Mutter!" Unermüdlich treu in ihren Pflichten als Landesmutter, — wieviele Stätten der Not oder des Leides wissen davon zu erzählen; ja wie muß man oft staunen bei

Cecilie, Kronprinzessin des Deutschen Reiches und Kronprinzessin von Preußen.

Adalbert, Prinz von Preußen.

Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und Kronprinz von Preußen.

Phot. Niederastroth (Selle & Kunze), Potsdam.

Prinzessin Sophie Charlotte,
Gemahlin des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen.

Eitel Friedrich, Prinz von Preußen.

Oskar,
Prinz von Preußen.

Phot. Niederastroth (Selle & Kunze), Potsdam.

Prinzessin Alexandra Viktoria,
Gemahlin des Prinzen August Wilhelm von Preußen.

August Wilhelm, Prinz von Preußen.

Joachim,
Prinz von Preußen.

Phot. Niederastroth (Selle & Kunze), Potsdam.

Phot. Sandau, Berlin.

Prinzessin Viktoria Luise mit Prinz Ernst August von Cumberland.

dem Übermaß der Pflichten, die auf ihr ruhen, daß sie immer wieder Zeit und Kraft hat, mit der ihr eigenen, herzgewinnenden Freundlichkeit und vorbildlichen Treue im kleinen all diese mannigfachen Pflichten zu erfüllen. Man muß sie gesehen haben — um nur ein Beispiel von vielen zu nennen — in der Kaiserin-Augusta-Stiftung, dieser einst von der Kaiserin Augusta begründeten und mit unermüdlicher Fürsorge überwachten Erziehungsanstalt für junge Mädchen, wie sie hier nicht bloß als huldvolle Protektorin, sondern als gütige, an allem teilnehmende Mutter unter der großen Mädchenschar waltet, wie sie immer wieder Zeit findet, das Haus mit ihren Besuchen zu beglücken, dem Unterrichte beizuwohnen, an der Einsegnung der Konfirmandinnen oder an anderen Feiern des Hauses teilzunehmen, den Konfirmandinnen Segensworte fürs Leben zu sagen und überhaupt mit den „Stiftskindern" zu sprechen in einer so herzlich-mütterlichen Weise, daß diese bei aller Ehrfurcht jede ängstliche Scheu verlieren. Welch ein Vorzug für die Zöglinge dieser Anstalt und mehr noch welch ein Vorbild fürs Leben in dem, was vor allem eine echte deutsche Frau auszeichnen soll, in der Treue im kleinen. Das ist es, was wir ganz besonders an unserer Kaiserin bewundern: voll Verständnis für die neuen, wichtigen Aufgaben und Ziele der Frauen unserer Zeit, zeigt sie zugleich durch ihr eigenes Beispiel, daß zuerst und vor allem die Pflichten im engsten Kreise, im eigenen Hause zu erfüllen sind, mit der Treue, die am höchsten steht, mit der Treue im kleinen. Es darf wohl bei dieser Gelegenheit, wo von dem Familienleben des Kaisers die Rede ist, einmal ausgesprochen werden, weil es voll und ganz der Wahrheit entspricht, daß es eine hingebend treuere Gattin und fürsorgend gewissenhaftere Mutter nicht geben kann, als es unsere Kaiserin ist. Mit all ihren Gedanken lebt sie für unseren Kaiser und mit unserem Kaiser, voll Hingabe und Verständnis teilnehmend an allem, was ihn bewegt. Und mit dankbarer Bewunderung rühmt er selber in der vorhin erwähnten Rede ihr nach, daß „sie, ein Vorbild für die deutsche Mutter, sechs Söhne zu ernsten, tatkräftigen Männern herangezogen hat". Mit welch mütterlicher Liebe und Fürsorge hat sie die Kindheit, wie die Erziehung und Ausbildung ihrer sieben Kinder überwacht. Wie oft weilte sie in Plön, während die Söhne die im Zusammenhang mit dem Plöner Kadettenkorps eingerichtete „Prinzenschule" besuchten. Nichts hielt

Arbeitszimmer des Kaisers im Berliner Schloß.

sie zurück, wenn eins ihrer Kinder in der Ferne erkrankte, und diese treue Fürsorge dehnt sich nun weiter aus auf die Enkelkinder. Als am zweiten Weihnachtstage des letzten Jahres im Hause des Prinzen August Wilhelm ein Prinz geboren wurde, da war die Kaiserin schon in der ersten Morgenfrühe von Potsdam nach Berlin geeilt, um der geliebten Schwiegertochter und Nichte nahe zu sein, bis die eigene Mutter, die Frau Herzogin Ferdinand von Schleswig-Holstein aus Glücksburg eintreffen konnte. So kann unser Kaiser mit Recht sie preisen als „ein Vorbild für die deutsche Mutter"; und ist es nicht ein Familienbild, welches jedes deutsche Herz höher schlagen läßt, wenn wir unseren Kaiser sehen, umgeben von seinen sechs Söhnen, auf die er mit dankbarem Stolze blicken darf. Er weiß es, wie er es ausgesprochen hat mit hoffnungsvoller Zuversicht, daß sie, „wenn es ernst werden sollte, freudig bereit sind, ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer zu bringen". Unvergeßliche Worte sind es, die er als Vater ihnen zugerufen hat bei der Einsegnung der Prinzen August Wilhelm und Oskar am 17. Oktober 1903, so eindrucksvoll und bedeutsam, daß wenigstens die wichtigsten Worte dieser Rede in dem Kapitel, welches uns den Kaiser in seiner Familie zeigt, nicht fehlen dürfen: „Meine lieben Söhne, in dem Augenblick, wo wir im Begriff sind, die Gläser auf Euer Wohl zu leeren und Unsere Glückwünsche Euch auszusprechen, daß Ihr unter Uns eingetreten seid als tatenfrohe Menschen in die Gemeinde des Herrn, um darin zu arbeiten, möchte Ich als Euer Vater auch ein Wort Euch mit auf den Weg geben. Der heutige Tag ist für Euch in geistiger Beziehung gleich-

Das Neue Palais zu Potsdam.

zustellen dem Tage, an dem der Offizier, der Soldat, seinen Fahneneid leistet. Ihr habt als Prinzen des Königlichen Hauses schon im 10. Jahre das Recht, Uniform zu tragen. Damit möchte Ich nun Eure Taufe vergleichen. Ihr seid vorgemerkt als Streiter Christi. Mit dem heutigen Tage seid Ihr sozusagen im Glauben mündig geworden. Die Wehr und Waffen und das Rüstzeug, deren Ihr Euch bedienen sollt, sind Euch von kundiger Hand gelehrt und bereitgelegt worden. Ihre Anwendung in allen Lebenslagen wird nun an Euch liegen. Auch darin werdet Ihr noch zum Teil unterwiesen werden können. Aber schließlich muß ein jeder lernen, die Waffen, auch die geistigen, selbst zu führen, die ihm anvertraut sind. Ich spreche mit Absicht im militärischen Sinne, weil ich annehme, daß auch Ihr das schöne Gleichnis kennt, wie der Christ mit dem Krieger verglichen wird, und in welchem die Waffen aufgeführt werden, die ihm der Herr zur Verfügung gestellt hat. Ihr werdet gewiß die Gelegenheit haben in späterer Zeit, diese oder jene von den Waffen anzuwenden, und Ihr werdet gewiß das, was Ihr heute so schön in Eurem Gelübde versprochen habt, auch betätigen.. In sehr richtiger Weise hat in der herrlichen Ansprache, die Euer geistlicher Lehrer heute an Euch gerichtet hat, derselbe einen Begriff hervorgehoben für das, was von Euch verlangt wird, nämlich, daß Ihr „Persönlichkeiten" werden sollt. Es ist das derjenige Punkt, auf den nach Meiner Ansicht es für den Christen im täglichen Leben am meisten ankommt... Wenn Ich nun auf Meine persönlichen Erfahrungen zurückblicke, so kann Ich Euch nur versichern, und Ihr werdet dieselbe Erfahrung machen: der Angel- und Drehpunkt unseres menschlichen Lebens, zumal aber eines verantwortungsvollen und arbeitsreichen Lebens — das ist mir klarer geworden von Jahr zu Jahr — liegt nur einzig und allein in der Stellung, die man zu seinem Herrn und Heiland einnimmt... Wie es nicht anders sein kann im menschlichen Leben, und wie es Uns allen begegnet, so ist es auch mit ihm gewesen. Es ist der Streit der Meinungen um ihn entbrannt: manche waren für ihn, manche haben im Zweifel gestanden, viele waren gegen ihn. Aber darüber kann kein Zweifel sein, und der schärfste Feind und Leugner des Herrn ist nur der Beweis dafür, der Herr lebt noch heute als ganze Persönlichkeit, die nicht ignoriert werden kann. Noch schreitet seine Lichtgestalt, unserem geistigen Auge nur sichtbar und der

Speisezimmer der Majestäten im Neuen Palais zu Potsdam.

Seele fühlbar, unter uns einher: tröstend, helfend, stärkend, auch Widerspruch und Verfolgung erweckend. Und weil er nicht ignoriert werden kann, so wird jeder Mensch gezwungen, bewußt oder unbewußt, das Leben, das er lebt, das Amt, das er führt, das Werk, das er treibt, immer darauf zu basieren, unter welchem Gesichtswinkel er unserem Heiland gegenübersteht und ob seine Arbeit im Sinne des Herrn getan, ihm wohlgefällig ist, oder ob es das Gegenteil ist. Sein Gewissen, wenn es noch lebt, wird ihm stets darüber Auskunft geben." — Das sind köstliche Worte, in denen uns unser Kaiser als ein rechter Hausvater und Hausprieſter entgegentritt. Nehmen wir hinzu die Worte, die er bei der Feier der Großjährigkeit des Kronprinzen, am 6. Mai 1900, gesprochen hat, sie sind ein beredtes Zeugnis für den ihm eigenen Familiensinn, für die pietätsvolle Verehrung seinem Vater gegenüber, wie für die väterliche Fürsorge für den zukünftigen Erben der Krone: „Du tust heute einen wichtigen Schritt ins Leben. Der Rang des Kronprinzen ist durch Deinen hochseligen Großvater, der die längste und wichtigste Zeit seines Lebens in dieser Stellung gewesen ist, so emporgehoben, daß es der Arbeit eines Lebens und Deiner ganzen Manneskraft bedürfen wird, um diese Stellung zu erhalten, wie sie seit Deinem Großvater im Herzen des deutschen Volkes und der Armee fortlebt. Zuerst als Kronprinz von Preußen, dann als Kronprinz des Deutschen Reiches, als dieses im Jahre 1870/71 zusammengeschweißt war, ragt diese herrliche Gestalt, die zuletzt so unsagbar gelitten, in der Geschichte, lebt sie im Herzen des Volkes als der Kronprinz par excellence. Das Ansehen, welches Dein Großvater der Stellung des deutschen Kronprinzen in der Welt und bei seinem Volke verschafft hat, ist für Dich ein Erbteil, welches Du ungeschädigt zu erhalten und zu mehren hast. Mache es Dir klar, daß Du Deiner ganzen Manneskraft bedarfst, um dieser hohen und schönen Aufgabe gerecht zu werden." Mit diesen Worten hat der Kaiser als Familienhaupt zuerst dem Kronprinzen die ihm insonderheit zufallenden Aufgaben gezeigt, — und nun haben im Laufe der Jahre die kaiserlichen Söhne alle das Elternhaus verlassen, um nach sorgfältiger Ausbildung auf verschiedenen Posten dem Vaterlande zu dienen. Nur die Tochter des Kaiserhauses, Prinzessin Viktoria Luise, ist der Sonnenschein im täglichen Familienleben unseres Kaiserpaares geblieben. Wie im engsten Kreise, so

überall, wohin sie kommt, gewinnt sie mit ihrem natürlich-lebhaften und anmutig-klugen Wesen die Herzen aller. Eine herzliche Freundschaft verbindet sie mit der Cousine im benachbarten Schlosse Klein-Glienicke, der einzigen Tochter des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen und der Prinzessin Luise Sophie, einer Schwester unserer Kaiserin, der jungen Prinzessin Viktoria Margarete, deren drei Brüder auch bereits ihre Ausbildung vollendet haben und zum Teil im 1. Garde-Regiment z. F. Dienst tun. Nun ist seit kurzem jede der beiden jungen Prinzessinnen eine strahlend glückliche Braut. Prinzessin Viktoria Margarete hat sich verlobt mit dem Prinzen Heinrich XXXIII. Reuß j. L., und „unsere Prinzeß", wie sie in Berlin und Potsdam überall heißt, mit dem Prinzen Ernst August, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Es hat dieser Herzensbund die größte Freude hervorgerufen in weiten Kreisen. Ist er doch ähnlich, wie Bismarck einst den Herzensbund unseres Kaiserpaares nannte „den freudigen Schlußakt eines konfliktreichen Dramas", zugleich die Wiedervereinigung zwischen zwei alten deutschen Fürstenhäusern, den Hohenzollern und den Welfen, die lange Zeit voneinander getrennt waren. So wird auch die Kaisertochter bald aus dem Elternhause scheiden. Ist nun im Kaiserhause, seitdem die Söhne hinausgetreten sind ins Leben, der tägliche Familienkreis ein kleinerer geworden, so hat er sich doch zugleich erweitert, da im Laufe der letzten Jahre drei der kaiserlichen Prinzen ihr eigenes Haus begründet haben, zuerst unser Kronprinz! Das war ein Festtag nicht bloß für die kaiserliche Familie, sondern für unser ganzes Volk, als die jugendlich anmutige Braut des Kronprinzen, die Herzogin Cecilie zu Mecklenburg-Schwerin — eine mecklenburgische Prinzeß, wie einst die unvergeßliche Königin Luise — ihren Einzug in Berlin hielt. Wiederum verstand es der Kaiser, als Familienvater, am Hochzeitstage des jungen Paares, am 6. Juni 1905, den Ton anzuschlagen, der einen Widerhall fand nicht bloß in den Herzen der zunächst Beteiligten, sondern im Herzen des ganzen deutschen Volkes:

> „Meine liebe Tochter Cecilie! Gestatte Mir, daß Ich Dich in Meinem Hause und Meinem Familienkreise, zugleich im Namen Meiner Gattin und Meines ganzen Hauses willkommen heiße. Du bist bei Uns eingezogen, wie eine Königin des Frühjahres unter Rosen und Girlanden, und unter beispiellosem Jubel des Volkes, wie ihn Meine Residenz seit lange nicht mehr erlebt hat. Ein Kranz erlauchter Gäste hat sich eingefunden, um dieses hohe Freudenfest mit Uns zu feiern. Aber nicht nur die Anwesenden, auch diejenigen, die leider nicht mehr sind, sie sind im Geiste heute bei Uns: Dein erlauchter Vater und Meine Eltern. Als einzige Repräsentanten der damaligen Zeit sehen Wir noch Meine erlauchte Tante und Meinen Onkel von Baden. Sie leiten Uns über zu den vergangenen Zeiten, und wenn auch in der Festfreude Unsere Herzen höher schlagen, so soll auch der ernste Ton nach guter, deutscher Art nicht fehlen. Hunderttausende freudestrahlender Gesichter haben Dir entgegengejubelt. Sie haben aber nicht nur aus Freude geleuchtet, sondern wer tiefer in die Seele der Menschen zu blicken vermag, hat auch in den Augen dieser eine Frage gelesen, eine Frage, die der Antwort bedarf durch Euer ganzes Wesen und Leben, die Frage: Wie wird es werden?" . . .

Und nun weist der Kaiser das junge Paar hin auf die hehren Vorbilder des Königshauses, wie vor allem auf den rechten christlichen Grund, auf dem ein Haus sich aufbauen muß. „Möge Euer Hausstand ein glücklicher sein und ein Beispiel für die junge Generation . . . Nehmt hin Meinen Segen für Euern Lebenslauf!" so schließt die Rede — und diese Segensworte des kaiserlichen Vaters haben sich durch Gottes Gnade bisher sichtlich erfüllt: wir sehen im Hause unseres Kronprinzenpaares ein Glück erblühen, wie es sein bestes Vorbild im Kaiserhause hat. Mit ihrem herzgewinnenden Wesen hat unsere Kronprinzessin, wie im Familienkreise, so überall im deutschen Volke, sich die Herzen im Sturme erobert, und die vier blühenden Söhne dieses glücklichen Elternpaares sind die große Freude der kaiserlichen Großeltern. Während der mehrmonatlichen Auslandsreise des Kronprinzenpaares siedelten die drei Prinzen vom Marmorpalais in das Neue Palais über, um unter der Obhut der treusorgenden Kaiserin der tägliche Gegenstand der Freude für das Familienleben im Kaiserhause zu sein. Das damals entstandene Bild, welches uns den Kaiser mit seinem ältesten Enkel vor Augen führt, eins der besten Bilder, die es überhaupt von unserem Kaiser gibt, zeigt uns den Kaiser in seiner Familie besser, als alle Worte in diesem Kapitel.

Wie unser Kronprinz, so haben auch zwei seiner Brüder der kaiserlichen Familie zwei von Herzen willkommene Töchter zugeführt: am 27. Februar 1906, dem silbernen Hochzeitstage unseres Kaiserpaares, fand gleichfalls in der Schloßkapelle des alten Berliner Kaiserschlosses durch den Oberhofprediger D. Dryander die Trauung des Prinzen Eitel Friedrich mit der Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg statt, deren Mutter eine Tochter des berühmten Heerführers von 1870, des Prinzen Friedrich Karl, war, und für alle,

Einholung der Kronprinzessin Cecilie. Einzug durch das Brandenburger Tor in Berlin.

Gemälde von Carl Röhling.

die dabei waren, ist es ein unvergeßlicher Eindruck, als unter den feierlichen Klängen des Domchores das fürstliche Brautpaar die altehrwürdige Schloßkapelle betrat, während im Schmucke der Silbermyrte unser Kaiserpaar ihm folgte; ein Tag, an dem es im Rückblick auf die reichgesegnete, glückliche Ehe unseres Kaisers und beim Ausblick auf die hoffnungsvolle Zukunft des Kaiserhauses durch unser ganzes Volk hindurchklang: „Dies ist der Tag, den der Herr macht, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein!" Bei der Familientafel im Kaiserschlosse hielt der Kaiser seinen Kindern eine herzliche Ansprache, in der er die Prinzessin in seiner Familie willkommen heißt, und zugleich hinweist auf die Pflichten, die ihrer warten, wenn es nun die Aufgabe der jungen Prinzessinnen sein wird, die Kaiserin in ihren Pflichten der helfenden und dienenden Liebe auf den mannigfachen Gebieten der Wohlfahrt und Barmherzigkeit zu unterstützen. —

Wenige Jahre später stand an demselben Altar der Berliner Schloßkapelle der vierte Sohn unseres Kaiserhauses, der Prinz August Wilhelm, und ihm zur Seite die jugendliche Prinzessin Alexandra von Schleswig-Holstein, deren Mutter, die Herzogin Karoline Mathilde von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg eine Schwester unserer Kaiserin ist, so daß die junge Prinzessin mit ihren Schwestern seit den Tagen ihrer Kindheit oftmals als stets willkommener Gast im Kaiserhause weilte. So war Potsdam, wo sie nun in der Sanssouci benachbarten Villa Liegnitz ihr schönes Heim hat, schon längst für sie eine zweite Heimat; und ebenfalls in Potsdam, in der am Wasser herrlich gelegenen Villa Ingenheim, wohnen Prinz und Prinzessin Eitel Friedrich, während das Kronprinzenpaar, welches soviel glückliche Jahre im Potsdamer Marmorpalais zugebracht hat, zurzeit in Danzig-Langfuhr sich befindet, wo der Kronprinz das 1. Leib-Husaren-Regiment führt. So ist der engste Familienkreis im täglichen Zusammenleben des Kaiserhauses ein kleinerer geworden, aber so oft es irgend möglich ist, schart sich die ganze große kaiserliche Familie um das hohe Familienhaupt, und das sind Stunden der Stärkung und Erquickung für unseren Kaiser. Ein glückliches Familienleben hat ihn umgeben seit den Tagen seiner Kindheit, und mit inniger Liebe hängt er an seinen Eltern, wie an seinen Geschwistern; davon zeugen die pietätvollen Worte, die er im Jahre 1903 bei der Familienfeier nach der Enthüllung der Denkmäler des Kaisers und der Kaiserin Friedrich (vor dem Brandenburger Tore) gesprochen hat. Indem er zugleich mit oft bewiesener Dankbarkeit des Erziehers seiner Jugend, des Geheimrat Hinzpeter, gedachte, erklärte der Kaiser: „Ich glaube, daß ich am heutigen Tage in keiner besseren Weise der Vergangenheit und der Wirksamkeit meiner Eltern gedenken kann, als daß ich die kurzen, aber inhaltsreichen Sätze, die der Geheimrat Hinzpeter in dankbarer Liebe und Verehrung meiner Eltern aufs Papier geworfen hat, Ihnen bekannt gebe: „. . . der Kaiser Friedrich, der hochsinnige Fürst und weitherzige Mann, der tapfere Held und siegreiche Feldherr, wurde in der Fülle der Kraft von heimtückischer Krankheit dahingerafft. Die Kaiserin Friedrich, die warmherzige Frau von klarem Geist und starkem Willen, wie von unersättlichem Wissensdurst und Schaffensdrang, wurde in voller Blüte von demselben Feinde zu Tode gequält. Ein Schicksal, so tragisch, daß es die Seele des Volkes tief erschütterte, sie mit Mitleid für das furchtbare Leiden, wie mit Trauer um die eigenen verlorenen Hoffnungen erfüllte . . ." Alle diese Erinnerungen an eine glückliche Jugend im Elternhause wie an die gemeinsam durchlebten schweren Zeiten am Kranken- und Sterbelager der geliebten Eltern sind das feste Band, welches unseren Kaiser mit seinen vier Schwestern, wie mit seinem einzigen Bruder und deren Häusern verbindet. Es ist ein Verhältnis treuester brüderlicher Liebe, welches zwischen ihm und dem Prinzen Heinrich besteht. Über diesen, den Prinzen Heinrich, schrieb zur Feier seines 50. Geburtstages eine bekannte Berliner Tageszeitung folgende charakteristische Worte: „Die Augen der Nation und der Welt hat er nur als Beauftragter des Kaiserlichen Herrn und Bruders auf sich gelenkt. Aus seinen Worten sprach dann ein gerader, männlicher Charakter und eine schöne Vasallentreue, die gern in warmer, ja begeisterter Rede den hohen Bruder preist. Bescheiden legt die Vasallentreue auch das eigene Verdienst an die Stufen des Thrones, dem er am nächsten steht. Wir wissen, daß er als junger Schiffsoffizier des Prinzen Wilhelms Herz für die Flotte gewann, aber immer hat er dem Kaiser allein die Ehre gegeben, ihn mit Recht als Vater und Schöpfer deutscher Seemacht gepriesen." Ja, viele gemeinsame Interessen, wie die Begeisterung für die Marine, für die Luftschiffahrt und edlen Sport aller Art führen den Kaiser und seinen Bruder immer wieder zusammen und oftmals fand sich Gelegenheit, auch in öffentlichen Reden dem innigen Verhältnis Ausdruck zu geben, welches die beiden Brüder verbindet. Erwähnt seien nur die bedeutsamen Worte, die der Kaiser an den Prinzen Heinrich richtete, nachdem dieser von seiner schwierigen

Phot. Sandau, Berlin.

Kaiserin Auguste Viktoria.

Phot. C. Hänich, Charlottenburg.

Das Kaiserpaar mit der Prinzessin Viktoria Luise und Gefolge im Berliner Tiergarten.

Sendung von Ostasien zurückgekehrt war, am 13. Februar 1900: „Eure Königliche Hoheit, Mein teurer Bruder, Ich heiße Dich von Herzen in unserem Vaterlande und in unserer Hauptstadt willkommen! Vor zwei Jahren sandte Ich Dich hinaus, um Meine Aufgabe im fernen Osten zu lösen, und konnte es nur Gott anheimstellen, daß Er Seinen Schutz und dem Werke das Gelingen gäbe. Der freudige und begeisterte Empfang aller Schichten Meiner Residenzstadt Berlin gibt Dir Zeugnis davon, mit welch liebevollem Interesse unser ganzes Volk Dich in der Erfüllung Meiner nunmehr gelösten Aufgabe begleitet hat. Der Empfang hat aber noch eine tiefere Bedeutung. Er ist ein unzweideutiger Fingerzeig dafür, wie groß das Verständnis für die Stärkung unserer Seegeltung in der Bevölkerung geworden ist. Das deutsche Volk ist mit seinen Fürsten und seinem Kaiser darüber willenseinig, daß es in seiner mächtigen Entwicklung einen neuen Merkstein setzen will in der Schaffung einer großen, den Bedürfnissen entsprechenden Flotte. Wie Kaiser Wilhelm der Große uns die Waffe schuf, mit deren Hilfe wir wieder Schwarz-Weiß-Rot geworden sind, so schickt das deutsche Volk sich an, die Wehr sich zu schmieden, durch die es, so Gott will, in alle Ewigkeit Schwarz-Weiß-Rot bleiben kann, im In- und Auslande." —

So ist es ein festes und inniges Band, welches unsern Kaiser mit seinem Bruder wie seinen Geschwistern überhaupt verbindet, und dieser tief ausgeprägte Familiensinn unseres Kaisers beweist sich auch den anderen Gliedern des Hohenzollernhauses gegenüber. Mit welch pietätvoller Liebe hängt er an der verwitweten Großherzogin Luise von Baden, dieser allverehrten, ehrwürdigen Tochter Kaiser Wilhelms des Großen, und mit welch herzlichen Worten hieß er bei der am 8. Juni 1910 im Neuen Palais gefeierten Hochzeit des Prinzen Friedrich Wilhelm, des jüngsten Sohnes des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, der zurzeit, als erster Hohenzollernprinz, das Amt eines Königlichen Landrats in Schlesien bekleidet, die jugendliche Braut, die Prinzessin Agathe von Ratibor, im Familienkreise willkommen. Hier führt der Kaiser aus, wie es zunächst die Aufgabe der Frau ist, dem Manne ein sonniges

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Die Kaiserin mit ihrer Tochter, der Prinzessin Viktoria Luise, auf einem Spaziergange im Berliner Tiergarten.

Heim zu bereiten, und ihn immer wieder mutig und fröhlich zu stimmen, wenn er oft müde von den Aufgaben und Sorgen des Berufes heimkehrt. „Vor allem aber," so schließt die Begrüßung, „hoffe Ich, daß Du mit ihm zusammen ein Haus begründen wirst auf dem festen Grund, auf dem wir alle stehen, der Persönlichkeit unseres Herrn und Heilandes . . . ."

Was hier der Kaiser als Familienhaupt in so treffender Weise der jungen Prinzessin für die Zukunft sagt, das ist aus der eigensten Erfahrung einer wahrhaft glücklichen Ehe und eines beglückenden Familienlebens geschöpft. — Wie vieles hat sich für ihn und die Kaiserin verändert seit jenem 27. Februar 1881, an welchem der unvergeßliche Oberhofprediger D. Koegel ihre Ehe segnete, aber unverändert im Laufe der Zeiten ist das geblieben, was der Trauspruch unseres Kaiserpaares sagt: „. . . nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen." Wie vieles an Freud und Leid des Lebens haben sie miteinander geteilt in inniger Gemeinschaft, wieviel Höhetage des Lebens, die Gottes Gnade ihnen schenkte, wie vor allem den silbernen Hochzeitstag, aber auch wie manche schwere Stunde, in die Gottes Hand sie führte, wie bei dem Heimgang teurer Verwandter, aber alles, Freud und Leid, hat es sie nur immer tiefer erfahren und dankbarer bekennen lassen: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei!" So gibt es für unseren Kaiser keine glücklicheren Stunden, als die, in denen er mit seiner Gemahlin und seiner Familie ungestört vereint sein kann, aber wie selten sind sie! Wie viele und wie verschiedene Pflichten stürmen auf ihn ein, an jedem Tage von früh bis spät, so daß ein Tag in der Familie unseres Kaisers, wie man ihn manchmal zu schildern versucht hat, fast an jedem Tage anders verläuft nach dem immer wieder anders sich gestaltenden Programm der Arbeiten oder der gesellschaftlichen Verpflichtungen, die nicht minder anstrengende Arbeit in sich schließen. Wie selten sind da die stillen Stunden oder oft nur Augenblicke im Familienkreise, aber wie werden sie darum doppelt freudig begrüßt und ausgenutzt! Welche Freude für unser Kaiserpaar, wenn die so dringend nötigen Erholungszeiten im abgeschiedenen Herrenhause von Kadinen mit seiner ländlichen Umgebung,

Schloß Achilleion auf Korfu.

im alten, erinnerungsreichen Schlosse von Wilhelmshöhe mit seinen prachtvollen, stillen Parkanlagen, oder, wie in den letzten Jahren, in dem paradiesisch-schönen Achilleion auf der fernen, weltentrückten griechischen Insel, die kaiserliche Familie einmal in stillem Zusammensein vereinen. Gerade das ist es, was unserem Kaiser sein „Tuskulum" auf Korfu so lieb macht, daß er hier einmal wirklich ungestört sich und den Seinen leben kann; und charakteristisch für den Familiensinn unseres Kaisers ist die anschauliche Schilderung, die ein Besucher des viel genannten Schlosses von dem dortigen Familienleben unseres Kaisers mit gewandter Feder entworfen hat: „So wie unser Kaiser Licht und Sonne liebt, so hat er sich das Innere des Lustschlosses licht und sonnig ausgestaltet. Die weiße, hellgrüne, hellrosa Farbe herrscht überall vor, unbeschadet der griechischen Mäanderlinien, die man hier und da findet, und des Pompejanisch-Figürlichen, das allenthalben, so im schönen Treppenhause und in verschiedenen Wohnräumen, den oberen Teil der Wände belebt. So sind selbst die Sessel, viele Korbmöbel mit hellen Kissen in den Wohnzimmern des Kaisers, in echtem Holzwerk gehalten, auch das Stehpult, an dem er gern arbeitet und sein Schreibtisch, denen man ansieht, daß sie fleißig benutzt werden. Vorzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer liegen in einer Flucht, begrenzt von dem breiten Balkon, dessen Fußboden mit heimischen, genarbten Kadinenfliesen in zarter, braunroter Farbe ausgelegt ist. Welch eine Aussichtsstätte ist dieser Balkon! Weit jenseits der Meeresfläche die Küste von Epirus! Dort erreicht das Auge die Insel Paxos. Hier strebt der spitze Felskegel des Kyriakiberges empor und nach Westen breitet sich ein dunkler, unabsehbarer Teppich von Olivenbäumen in sanften Wellenformen aus, bis zu den Bergketten, bis zu dem Fuße des Pantokrator im Norden. Von den Wohnräumen des Kaisers, in denen es an herrlichen Bildern und anderen Kunstwerken nicht mangelt — es sei nur an die duftigen Prellerschen Odyssee-Bilder erinnert — wenden wir uns wieder zu dem mit Oberlicht gedeckten Treppenhaus. Die breite Wand in seinem oberen Teil ziert in lebhafter Farbengebung ein von Matsch gemalter Fries, die Szene darstellend, wie Achill, stolz auf dem Siegeswagen stehend, Hektors Leichnam um die Mauern von Troja schleift. Wie sehr jene untere Halle gleichsam das gesellschaftliche Zentrum des Lustschlosses bildet,

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

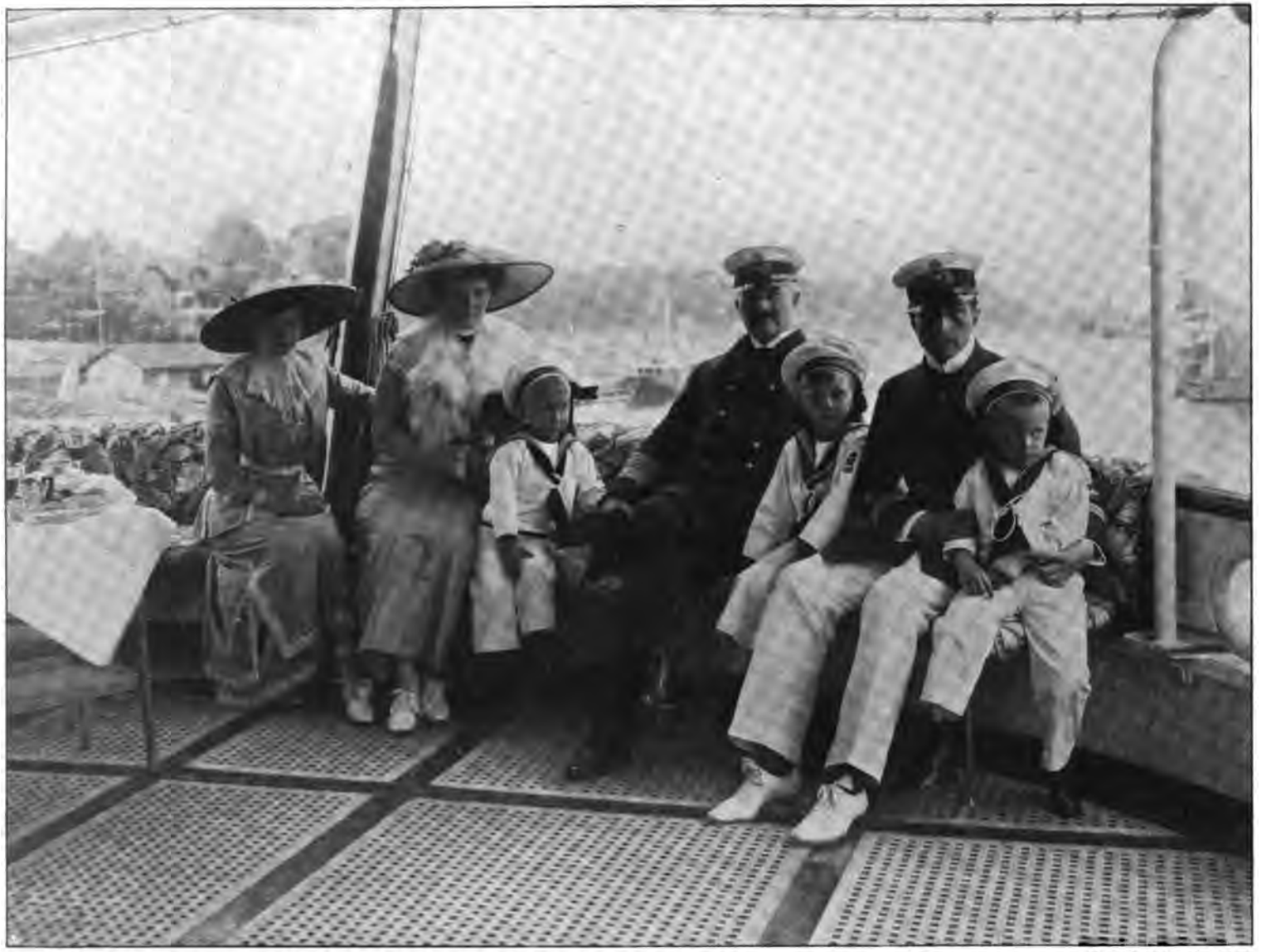
Das Kaiserpaar auf einem Ausfluge von Achilleion nach Peleka.

sieht man aus ihren Nebenräumen. Dort liegt die Kapelle, wo der Gottesdienst die Bewohner des Schlosses vereint, hier ein trauliches Rauchzimmer mit schweren, soliden Herrenmöbeln. Einen Homerkopf in Bronze sehen wir dort und ein außerordentlich wirkungsvolles Gemälde von Georg Friedrich: „Salve Imperator", auf dem der Cäsar zwischen den sich ehrfurchtsvoll verbeugenden Senatoren dahinschreitet, während im Hintergrunde die Kaiserin, von den Frauen des Hofes umgeben, dem Imperator nachfolgt. Und endlich schließt sich auch dort der hellgrün gehaltene Speisesaal an, in dessen schlichten Stil sich die lustigen Seifenblasen-Putten an der Wand anmutig hineinfügen. — Über den Räumen unseres Kaisers hat die Kaiserin ihre vorwiegend in Lichtrosa gehaltenen Gemächer. Auch aus diesen Zimmern tritt man auf je zwei Altane, die links und rechts über dem großen Balkon des Kaisers liegen. — Nach rückwärts treten wir von hier unmittelbar hinaus in das so vielfach abgebildete Peristyl, den eigentlich klassischen Kern des Achilleion, und nähern uns nun der farbenreichen Märchenwelt, in der der formenschöne, lichtgraue und weiße Marmor mit der verschwenderischen Pracht der Blumen, der Sträucher und der Bäume sich vereint. Hier im streng griechischen Peristyl mit seinen Musenstatuen, Philosophen- und Dichterbüsten, finden wir das Pantheon altgriechischer Geisteskultur. Wohl kann man es verstehen, wie gern hier in der hellen Morgensonne, auf einem kleinen Altan, zu dem einige Stufen hinanführen, unser Kaiser mit den Seinen, umgeben von den marmornen Zeugen antiken Lebens und der gottgeschaffenen Pracht zauberischer Frühlingsgaben der Natur, das Morgenfrühstück einnimmt. — Also wohnt unser Kaiser in seinem Tuskulum, und wer ihn dort sieht in der Umgebung des Schlosses oder in Korfu oder in Garitza, wo die unterirdischen Schätze gesucht werden, der sieht, daß die Sonne dieses kleinen Paradieses tief und erfrischend in sein Inneres hineinleuchtet. Gewiß, die Arbeit des königlichen Berufes folgt ihm auch hierher. Zweimal wöchentlich kommt der Kurier aus Berlin. Das sogenannte Kavalierhaus, das der Kaiser auf der Westseite des Schlosses, etwas tiefer liegend, erbauen ließ — in seinem einfachen Stil schließt es sich ganz den Formen des Schlosses an — birgt die Herren des Gefolges und die Männer, die unserem Kaiser die Arbeit bringen, die Kabinettschefs, und die erforderliche Zahl vieler Hof- und Staatsbeamten.

Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Der Kaiser am Arbeitstisch auf Achilleion.

Um 7 Uhr morgens ist der Schloßherr vom Achilleion schon zum Spaziergang gerüstet, der bis gegen 9 Uhr dauert. Bald nach dem Frühstück beginnt die Arbeit bzw. die Lektüre auf der Achilles-Terrasse, oder die Kabinettschefs werden zum Vortrag befohlen. Um 1 Uhr ist Mittagstafel. Erst der Nachmittag ist für gewöhnlich Ausflügen in die Umgebung gewidmet, bei denen der Kaiser seine Freude an der ehrerbietigen Zutraulichkeit und doch so artigen Zurückhaltung des korfiotischen Volkes hat. Da wird dann oft der Tee im Freien genommen. Erst am Abend, nachdem um 8 Uhr die letzte Mahlzeit des Tages eingenommen ist, kommt die Stunde beschaulichen Plauderns in der pompejanischen Halle des Hauses, wenn draußen die hellen Sterne auf das Marmor-Tuskulum herablächeln und neugierig auf die hohe Gestalt des Achilleus schauen, der stolzen Auges, mit erhobener Lanze die Wache hält." — Diese anschauliche Schilderung zeigt uns so recht die Vorliebe unseres Kaisers für eine vornehme Behaglichkeit in den Räumen, die ihn umgeben, wie überhaupt in dem täglichen Zusammenleben mit den Seinen. So glänzend die Feste an unserem Kaiserhofe sind — gehören sie doch zum Glanz der Kaiserkrone —, so einfach und natürlich vollzieht sich das tägliche Familienleben in unserem Kaiserhause. Denken wir an die Zeit, die alljährlich in jedem christlichen Hause den Höhepunkt deutschen Familienlebens bildet, an die Weihnachtszeit. Wie überall, wird auch im Kaiserhause lange vorher zum Weihnachtsfeste gerüstet. Wiederholt begibt sich die Kaiserin persönlich zu Einkäufen nach Berlin oder in die Potsdamer Läden. Vor allem wird auch der Armen und Kranken in der Weihnachtszeit gedacht. Jede Diakonissenstation der Frauenhilfe in Berlin und Potsdam wird durch eine große Weihnachtssendung erfreut, mit allerlei Eßwaren oder anderen Weihnachtsgaben für die Schwestern, und vor allem einer großen Zahl von nützlichen Dingen für die Armen der Gemeinde. In den letzten Tagen vor Weihnachten wohnt der Kaiser den Bescherungsfeiern in der Leib-Kompagnie des ersten Garde-Regiments zu Fuß, wie bei seinem alten Regiment, den Leib-Gardehusaren, bei, während die Kaiserin in den Anstalten, die unter ihrer besonderen Fürsorge stehen, in der Krippe und im Pfingsthause zu Potsdam an der Weihnachtsfeier teilnimmt. Wie freuen sich die Mütter, mit ihren Kleinen auf dem Arm, wenn die geliebte Landesmutter mit ihnen



Phot. Th. Jürgensen, Kiel.

Auf dem Heck der „Hohenzollern", Danzig 1912.

Von links nach rechts: Prinzessin Viktoria Luise, Kronprinzessin Cecilie, Prinz Hubertus, der Kaiser, Prinz Wilhelm, Prinz Adalbert, Prinz Louis-Ferdinand.

unter dem brennenden Christbaum steht und an dem Jubel der kleinen Schar in der Krippe ihre sichtliche Freude hat. Und welch ein unvergeßlicher Eindruck für die Zöglinge des Pfingsthauses — eines der ältesten Rettungshäuser in unserem Lande, durch Friedrich Wilhelm IV. begründet, — wenn bei der Weihnachtsfeier die Kaiserin neben ihnen steht und jedem von ihnen ein freundliches Wort sagt, das sind Eindrücke, die in den jungen, oftmals im Elternhause ohne Liebe und Fürsorge verwahrlosten Herzen zum Segen weiterwirken. Und das ist eine rechte Vorbereitung für die Weihnachtsfeier im eigenen Hause. Der von allen Kindern, und nicht minder von den Enkelkindern unseres Kaiserpaares, die mit ihren Eltern von Langfuhr zur Weihnachtsfeier nach Potsdam gekommen sind, sehnlichst erwartete heilige Abend ist endlich da! Der Kaiser hat seinen Weihnachtsspaziergang durch Sanssouci, bei dem er die Gartenarbeiter oder die Posten mit blanken Geldstücken erfreute, soeben beendet. Die Bescherung für die gesamte Dienerschaft, bei der ein aus sangeskundigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie und der Umgebung gebildeter Hauschor die Weihnachtslieder singt, hat unter der gütigen Leitung der Kaiserin in Gegenwart aller kaiserlichen Kinder stattgefunden. Nun vereinigt sich der Familienkreis zu einem weihnachtlichen Mittagsmahl, bei dem auch der Weihnachtskarpfen nicht fehlt, und dann nachmittags um 5 Uhr beginnt die Bescherung im Kaiserhause, in dem von einem Lichtmeer durchfluteten, in märchenhafter Pracht schimmernden Muschelsaal des Neuen Palais, dessen Wände mit Muscheln und Edelsteinen aller Art, zum Teil von alter historischer Bedeutung, bekleidet sind. Aber alle Pracht dieses denkwürdigen Saales wird heute überstrahlt von dem Licht der Weihnachtsbäume, die im herrlichsten Weihnachtsschmuck in verschiedener Größe die Weihnachtstische der einzelnen Mitglieder der kaiserlichen Familie zieren. Da steht in der Mitte, alle anderen überragend, ein Riesenbaum, wie ein Sinnbild des Herrn, von dem alle Weihnachtsfreude ausgeht und zu dem jeder Weihnachtsbaum uns weist. Daneben auf jeder Seite ein Christbaum mit dem Gabentisch für den Kaiser und die Kaiserin, die zuerst einander bescheren, und nun reihen sich an all die großen und kleinen Lichterbäume für die verschiedenen Glieder der kaiserlichen Familie bis herab zu den kleinsten Bäumen für die fröhlich jubelnden Söhne unseres Kronprinzenpaares. — Alle sind sie zum heiligen Abend ins Elternhaus gekommen und umgeben das von weihnachtlicher Dankbarkeit erfüllte Kaiserpaar. Dazu kommen all die Damen und Herren der Umgebung, die nun, ebenso wie die Familienglieder, hier von dem Kaiser und dort von der Kaiserin, zu ihren Tischen geleitet werden. Überall herrscht rechte echte Weihnachtsfreude, und wer sich vor dieses strahlende Weihnachtsbild stellt, der muß im innersten Herzen Gott preisen, daß er ein solches gesegnetes Familienleben als leuchtendes Vorbild an die Spitze unseres deutschen Volkes gestellt hat.

Aber nicht bloß bei den häuslichen Festen, sondern auch sonst im täglichen Leben zeigt sich überall der natürlich herzliche und schlichte Sinn, der das ganze Familienleben im Hause unseres Kaisers durchdringt. Es ist oft geschildert worden, wie unser Kaiser bei den täglichen Mahlzeiten im engsten Kreise Einfachheit und Mäßigkeit in vorbildlicher Weise betätigt. Ebenso wissen wir, daß unsere Kaiserin in selbstlosester Weise bestrebt ist, das tägliche Familienleben so behaglich wie möglich zu gestalten. Nie läßt sie es sich nehmen, schon in frühester Morgenstunde dem Kaiser bei seinem ersten Frühstück Gesellschaft zu leisten und kein Wetter scheut sie, um bei dem täglichen Morgenspaziergang den Kaiser zu begleiten. Wie manchmal haben die Berliner die Freude, unserm Kaiserpaar bei einem solchen Spaziergang durch den Tiergarten oder im Grunewald zu begegnen! Das sind in der Unruhe des Tages die selten stillen Stunden, die unser Kaiserpaar ganz besonders genießt, und dazu kommen, wenn nicht andere Verpflichtungen vorliegen, die stillen Abende in der Familie. Hier liebt es der Kaiser, aus Büchern, die ihn besonders interessiert haben, vielfach Büchern tief christlichen Inhalts, wie die ausgezeichneten Schriften des ihm persönlich nahestehenden Lordbischofs von Ripon B. Carpenter, den Seinen vorzulesen, oder den Familienkreis durch ein paar Gäste, oftmals aus Gelehrten- oder Künstlerkreisen, zum gegenseitigen geistigen Austausch zu erweitern. Wer einmal den Vorzug gehabt hat, zur Abendtafel im kleinen Kreise geladen zu werden, der wird die ebenso anregenden, wie innerlich wohltuenden Eindrücke eines solchen Abends nie vergessen. Es ist ein Bild glücklichen Familienlebens im Kaiserschlosse, wie man es jedem in unserem deutschen Volke zeigen und einprägen möchte zu gesegnetem Vorbilde. Dabei gedenken wir derer, die zu diesem Familienkreise gehören als engverbundene Glieder, der langjährigen treuen Umgebung unseres Kaiserpaares. Es ist eine hervorragende Eigenschaft im Charakter unseres Kaisers, wie unserer Kaiserin, die Dankbarkeit und Treue

Phot. Niederastroth (Selle & Kunze), Potsdam.

Der Kaiser mit seinen drei ältesten Enkeln, Prinz Wilhelm, Prinz Louis-Ferdinand und Prinz Hubertus.

solchen gegenüber, die ihr Vertrauen erworben und nicht getäuscht haben im Laufe der Jahre. So herrscht in unserem Kaiserhause nicht, wie in so manchem Hause und auch an manchem Hofe, ein beständiger Wechsel der das Herrscherpaar umgebenden Persönlichkeiten, sondern hier gilt der alte deutsche Grundsatz: „Treue um Treue!" Wir finden in der Umgebung des Kaisers wie der Kaiserin Persönlichkeiten, die seit der Thronbesteigung, ja zum Teil seit der Verheiratung unserem Kaiserpaare ihre treuen, segensreichen Dienste weihen; — sie alle und noch viele andere, langjährig bewährte treue Diener und Dienerinnen im Kaiserschlosse, gehören unzertrennlich zu dem von Gott sichtbar gesegneten Familienleben unseres Kaiserhauses. Wie auch ihnen, ob vornehm oder gering, die freundliche Fürsorge ihrer Hohen Herrschaft gehört, davon nur ein kleines, bezeichnendes Beispiel: es war vor dem Gottesdienst an einem der großen Feiertage, an denen sich eine zahlreiche Gemeinde zu versammeln pflegt, da schickt die Kaiserin, die zu dem Gottesdienst angesagt war, noch einen besonderen Boten mit dem Auftrage, es möchten für ihre beiden Garderobenfrauen, die erst etwas später kommen könnten, zwei Plätze gesichert werden. Ja Treue um Treue, das ist das heilige feste Band, welches das Familienleben unseres Kaiserhauses in allen seinen Gliedern umschlingt; und der tiefste Grund des sichtbaren Gottessegens, der auf diesem Familienleben ruht, liegt in dem, was unser Kaiser einst für sich und sein Haus, wie für unser ganzes Volk ausgesprochen hat in jenem herrlichen, schon an anderer Stelle erwähnten Bekenntnis, an den Stufen des Altars der Erlöserkirche zu Jerusalem am 31. Oktober 1898: „Nicht Glanz, nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Ehre, nicht irdisches Gut ist es, was wir hier suchen, wir lechzen, flehen und ringen allein nach dem einen, dem höchsten Gute, dem Heil unserer Seelen. Und wie Ich das Gelübde Meiner in Gott ruhenden Vorfahren: „Ich und Mein Haus wollen dem Herrn dienen", an diesem feierlichen Tage hier wiederhole, so fordere Ich Sie alle

auf zum gleichen Gelöbnis. Jeder sorge in seinem Stande und Berufe, daß alle, die den Namen des gekreuzigten Herrn tragen, in dem Zeichen dieses hochgelobten Namens ihren Wandel führen zum Siege über alle aus der Sünde und der Selbstsucht kommenden finsteren Mächte!" Hier haben wir die tiefste Quelle der Kraft und des Segens in der Persönlichkeit unseres Kaisers, für sein ganzes Leben und Wirken, wie ganz besonders für das glückliche Familienleben in unserem Kaiserhause, und darum, so fern diesem Kapitel, wie diesem Buche überhaupt, aller Menschenruhm liegen soll, so möge es doch dazu beitragen, daß unserem deutschen Volke immermehr die Augen geöffnet werden für das, was wir an unserem Kaiserpaare und unserem Kaiserhause haben, daß wir handeln nach dem demütigen Bekenntnis Kaiser Wilhelms des Großen: „Ihm, dem Herrn, sei die Ehre", und daß wir an unserem Herrscherhause hängen mit echter deutscher Treue und Liebe. Ja möchte in unserer ernsten Zeit, wo gerade die heiligste Grundlage für ein Volk, das Familienleben, so vielfach untergraben und erschüttert wird durch die dunklen Mächte des Unglaubens und des Umsturzes, möchte das leuchtende Vorbild auf dem Kaiserthron recht vielen in unserm Volk, unter hoch und niedrig, dazu dienen, daß auch sie über die Schwelle ihrer Häuser die alte bewährte Hohenzollern-Losung schreiben, sich selbst zum Glück und anderen zum Segen:

„Ich und Mein Haus wollen dem Herrn dienen." —

Der jüngste Hohenzoller:
Prinzessin August Wilhelm mit ihrem Sohn Alexander Ferdinand.
Phot. Niederastroth (Selle & Kunze), Potsdam.

Anhang.

Chronik und Kaiserworte 1888—1913.

1888.

Juni. Thronbesteigung. Eröffnung des Reichstages in Anwesenheit der deutschen Fürsten, wobei der Kaiser die Thronrede verliest. Eröffnung des Landtages durch den König. Eidesleistung.

Juli. Flottenparade in Kiel; der Kaiser in Admiralsuniform, welche ein deutscher Kaiser und König von Preußen zum ersten Male beim Besuch seiner Flotte angelegt hat. Reisen nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen.

August. Besuch in Friedrichsruh. Teilnahme an der Investitur in Sonnenburg. Enthüllung des Denkmals des Prinzen Friedrich Karl in Frankfurt a. O. Taufe des Prinzen Oskar.

September. Herbstparade des Gardekorps auf dem Tempelhofer Felde; die erste derartige Heerschau vor dem regierenden Kaiser und König Wilhelm II. Herbstmanöver des V. Armeekorps in Posen und des Gardekorps bei Müncheberg. Der Kaiser führt selbst abwechselnd je ein Korps; Flottenmanöver bei Wilhelmshaven. Reise über Detmold nach Stuttgart, der Insel Mainau und München. Der Kaiser hat das Protektorat über die Deutsche Allgemeine Ausstellung für Unfallverhütung, Berlin 1889, übernommen.

Oktober. Begrüßung des Kaisers Franz Joseph in Wien. Weiterreise nach Rom. Zum ersten Male hält ein Hohenzollernsproß als Deutscher Kaiser hier seinen Einzug. Schlußsteinlegung am Freihafen in Hamburg. Grundsteinlegung zum Reichsgerichtsgebäude in Leipzig.

Dezember. Besuch des Vulkan in Stettin. Eine Arbeiterabordnung überreicht einen Lorbeerkranz: „Ich habe bis jetzt noch keinen Lorbeer verdient. Möge dieser ein Lorbeer des Friedens sein."

1889.

Februar. „Die Arbeiterschutzfrage interessiert Mich seit lange" zu dem Vorstand der „Deutschen Allgemeinen Ausstellung für Unfallverhütung". Traueramt in der Hedwigs-Kirche zu Berlin für den Kronprinzen Rudolf von Österreich. Empfang des Zentralausschusses der vereinigten Innungsverbände in Berlin, die eine Adresse über die Neuorganisation des Handwerks überreichen: „Ich glaube, daß Mir mit Gottes Hilfe die Erhaltung des Friedens auf lange Jahre hinaus gelungen ist, denn nur im Frieden kann auch das Handwerk gedeihen."

März. 70jähriges Dienstjubiläum des Feldmarschalls Moltke. Reise nach Posen aus Anlaß der dortigen Überschwemmungen. Der Kaiser erhält die Nachricht, daß bei dem am 16. März auf den Samoa-Inseln wütenden Orkan der Kreuzer „Adler" und das Kanonenboot „Eber" gesunken sind, die Korvette „Olga" auf den Strand geraten ist.

April. Reisen nach Oldenburg und Weimar. Samoa-Konferenz. Der Kaiser eröffnet im Landes-Ausstellungspalast die „Deutsche Allgemeine Ausstellung für Unfallverhütung".

Mai. Der Kaiser empfängt im Fahnensaale des Königlichen Schlosses eine Abordnung der Grubenbesitzer des Ruhrkohlenvereins: „Ich betrachte es als Meine Königliche Pflicht, den Arbeitgebern sowohl wie den Arbeitern Meine Unterstützung bei vorkommenden Meinungsverschiedenheiten in dem Maße zuzuwenden, in welchem sie ihrerseits bemüht sind, die Interessen ihrer gesamten Mitbürger durch Pflege ihrer Einigkeit untereinander zu fördern und vor Erschütterungen wie diese zu bewahren." Empfängt in Berlin den König Humbert von Italien. Schluß des Reichstages, nachdem die Alters- und Invaliditäts-Versicherungsvorlage mit 185 gegen 165 Stimmen angenommen worden ist.

Juni. 800jährige Wettinfeier in Dresden. Gelegentlich der Anwesenheit in Stuttgart: „Es ist ein Vorrecht des deutschen Volkes, daß die deutschen Stämme mit ihren Fürsten in Freud und Leid verbunden sind."

Juli. Die erste Reise nach dem Nordkap.

August. Reise nach England. Einzug in Karlsruhe: 18 000 Mitglieder von badischen Kriegervereinen stehen vor dem Kaiser in der Front. Reise nach den Reichslanden. Rückreise über Münster: Empfang des Vorstandes des westfälischen Bauernvereins: „Westfalen, fest fundiert, ist energisch und zäh und hält fest an dem, wofür es sich entschieden. Die Treue zeichnet den Westfalen vor allem aus, und Treue hat Westfalenland bewiesen, solange es mit Meinem Hause verbunden ist."

September. Manöver des XII. Armeekorps. Manöver in Hannover. Empfang einer Abordnung der Universität Göttingen: „Ich glaube, daß durch das Studium der Geschichte das Volk eingeführt werden kann in die Elemente, aus denen seine Entstehung und seine Kraft sich aufgebaut haben. Je mehr und eifriger und eingehender die Geschichte dem Volke eingeprägt wird, desto sicherer wird es Verständnis für seine Lage gewinnen. Durch die Geschichte wird das Volk zu großartigem Handeln und Denken erzogen werden."

Oktober. „Ich gestatte keiner Partei, sich das Ansehen zu geben, als besäße dieselbe das Kaiserliche Ohr. Ich sehe in der Verständigung und gegenseitigen Schonung der staatserhaltenden Parteien untereinander eine für unser parlamentarisches Leben nützliche Einrichtung." Kundgebung im Reichs- und Staatsanzeiger. Reise des Kaiserpaares nach Italien und nach Athen zur Hochzeit der Prinzessin Sophie. Telegramm an den Fürsten von Bismarck: „Mein erstes Wort ins Vaterland ist ein Gruß an Sie von der Stadt des Perikles und von den Säulen des Parthenon her, dessen erhabener Anblick Mir tiefen Eindruck macht."

November. In Korfu; Besuch bei der Kaiserin von Österreich. Begegnung mit dem König von Italien (Verona) und dem Kaiser von Österreich (Innsbruck).

Dezember. Der Kaiser wohnt der Eröffnungsfeier des Museums für Naturkunde bei. In Dessau, in Darmstadt, in Worms. „Sage und Geschichte haben hier gleich mächtig und groß auf die religiöse und moralische Stärke des Volkes eingewirkt. Ich sehe in Worms mit inniger Rührung das Denkmal unseres Luther, von dem das Werk einer religiösen Reform ausgegangen."

1890.

Januar. Ablehnung des Sozialistengesetzes. Schluß des Reichstages. Beisetzung der Kaiserin Augusta. Ansprache an die Kadetten in Lichterfelde: „In einer Zeit, wo die Monarchie vielfach angegriffen wird, ist es die Aufgabe des Offiziers, nicht nur im Dienst, sondern durch seine ganze Lebensführung dieselbe zu stützen."

Februar. Erlaß wegen Berufung einer internationalen Konferenz zur Regelung der Arbeiterfrage und des Staatsrats zur Beratung über Fortführung der Sozialreform. Kabinettsorder an den Kriegsminister, in welcher der Kaiser den Mißhandlungen Untergebener entgegentritt: „In Meiner Armee soll jedem Soldaten eine gesetzliche, gerechte und würdige Behandlung zuteil werden." Kabinettsorder an den General-Inspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, durch die der Lehrplan des Kadettenkorps eine weitere Ausgestaltung und Vertiefung erhalten soll: „Das Deutsche soll der Mittelpunkt des gesamten Unterrichts werden."

März. Bei dem Festmahl des Brandenburgischen Provinziallandtages: „Meine vornehmste Sorge ist, Mich um das Wohl der unteren Klassen Meiner Untertanen zu bekümmern. Ich sehe in dem Mir überkommenen Volke und Lande ein von Gott Mir anvertrautes Pfund, welches zu mehren Meine Aufgabe ist. Ich gedenke nach Kräften mit diesem Pfunde so zu wirtschaften, daß Ich noch manches andre hoffe dazulegen zu können. Diejenigen, welche Mir dabei behilflich sein wollen, sind Mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; diejenigen, welche sich Mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere Ich." Eröffnung der internationalen Arbeiterschutzkonferenz. Der Kaiser entbindet den Reichskanzler Fürsten von Bismarck auf seinen Antrag von dem Amte als Reichskanzler und ernennt den kommandierenden General des X. Armeekorps, General der Infanterie von Caprivi, zum Reichskanzler. Telegramm nach Weimar nach der Verabschiedung des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist Mir von Gott so bestimmt. Ich muß es tragen, wenn Ich auch darüber zugrunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte, „voll Dampf voraus!"

Juni. Ernennung des Oberbürgermeisters von Frankfurt a. M. Dr. Miquel zum Finanzminister.

Juli. Reise des Kaisers nach Dänemark und Norwegen. „Ich erachte es für einen Regenten als notwendig, daß er sich über alles persönlich informiert und aus direkter Quelle Anschauungen sammelt, seine Nachbarn kennen lernt, um mit ihnen gute Beziehungen anzuknüpfen und zu unterhalten; diese Zwecke sind es, die Ich bei Meinen Reisen im Auslande verfolge."

August. Feierliche Besitzergreifung der Insel Helgoland durch Deutschland; Proklamation an die Bewohner: „Auf friedlichem Wege kehrt ihr in das Verhältnis zum deutschen Vaterlande zurück, auf welches die Geschichte, die Lage und die Verkehrsbedingungen eurer Insel hinweisen. Durch die Gemeinschaft des Stammes, der Sprache, der Sitten und Interessen habt ihr euren deutschen Brüdern von jeher nahegestanden. Mit Genugtuung nehme Ich Helgoland in den Kranz der deutschen Inseln wieder auf, welcher die vaterländische Küste umsäumt. Möge die Rückkehr zu Deutschland und die Teilnahme an seinem Ruhme, seiner Unabhängigkeit und Freiheit euch und euren Nachkommen zu stetem Segen gereichen."

September. In Kiel; in Glücksburg. Festlicher Einzug in Breslau. Zusammenkunft mit dem Kaiser von Österreich und dem König von Sachsen in Rohnstock. Besuch bei Moltke in Kreisau.

Oktober. Einzug in Wien. Einweihung des Mausoleums Kaiser Friedrichs in der Friedenskirche bei Potsdam. Moltkes 90. Geburtstag; der Kaiser überreicht ihm einen goldenen, mit Diamanten und Edelsteinen verzierten Marschallstab.

November. Eröffnung des Landtages: „Die Entwickelung der Arbeiterverhältnisse nimmt fortgesetzt die volle Aufmerksamkeit Meiner Regierung in Anspruch." Vereidigung der neueingestellten Rekruten der Berliner, Spandauer und Charlottenburger Garnison: „Niemand kann ein guter Soldat sein, wenn er nicht zugleich ein guter Christ ist."

Dezember. Gedächtnisfeier für den Großen Kurfürsten, der vor 250 Jahren die Regierung antrat. Schlußsitzung der Schulfragekonferenz: „Ich erachte es für unerläßlich, daß die äußeren Verhältnisse des Lehrerstandes, wie dessen Rang- und Gehaltsverhältnisse eine entsprechende Regelung erfahren." Der Kaiser widmet dem Kultusminister von Goßler sein lebensgroßes Bildnis mit der eigenhändigen Unterschrift: Sic volo, sic jubeo.

1891.

Januar. Der Kaiser schenkt dem Staatssekretär des Reichspostamts Dr. von Stephan zum Geburtstage sein Bild mit der eigenhändigen Unterschrift: „Die Welt im 19. Jahrhundert steht im Zeichen des Verkehrs. Er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an." Taufe des sechsten am 17. Dez. 1890 geborenen kaiserlichen Prinzen auf die Namen Joachim Franz Humbert.

Februar. Bei einem parlamentarischen Mittagsmahl bei dem Reichskanzler von Caprivi: „Für Mich gibt es nur zwei Parteien: die staatserhaltende und die ihr entgegengesetzte."

März. Bei dem Jubiläum des 1. Garde-Feldartillerieregiments: „Die Artilleriewaffe ist jetzt das Rückgrat, das Mark der Schlacht zu nennen." Der Kaiser empfängt eine Abordnung des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen, die ihm die Bitte um Aufhebung des Paßzwanges vorträgt.

April. In Stettin und Lübeck. Fahnennagelung im Schlosse in Berlin. Der Kaiser verweilt am Sterbebette des am 24. † General-Feldmarschalls Grafen von Moltke.

Mai. In Bonn; Parade auf dem Exerzierplatz am Tannenbusch; die Studentenschaft bringt dem Kaiser einen Fackelzug. Auf dem Antrittskommers des Bonner S. C.

Juli. Reisen nach Holland und England.

September. Herbstmanöver in Österreich und Bayern, Hessen-Nassau, Provinz Sachsen. Der Kaiser schreibt in das Goldene Buch der Stadt München ein: „Suprema lex regis voluntas." In Stettin vollzieht er auf der Werft des Vulkan in Bredow die Taufe eines neuen Kriegsschiffes: „Brandenburg".

Oktober. Im Jagdhause Rominten, bei Theerbude. Der Kaiser richtet nach Kenntnis des Prozesses Heinze ein Telegramm an den Justizminister von Schelling: „mit dem überhandnehmenden Zuhälterwesen durchgreifende Auskehr zu halten". Bei den Trauerfeierlichkeiten für weiland König Karl I. von Württemberg.

November. Enthüllung des Schloßbrunnens in Berlin.

Dezember. Der Kaiser besucht in Schwerin die 89jährige Großherzogin-Mutter, Tochter der Königin Luise. Einweihung des neuerbauten Teltower Kreishauses in Berlin.

1892.

Januar. Ansprache an den Erzbischof v. Stablewski: „Ich erwarte, daß es Ihnen gelingen wird, soweit dies Ihres Amtes ist, die Gegensätze zu versöhnen, welche bei Kindern eines Landes keine Berechtigung haben." Der König von Württemberg in Berlin.

Februar. Dankerlaß für die zum 27. Januar dargebrachten Glückwünsche: „Unausgesetzt auf das Wohlergehen Meines Volkes bedacht zu sein, ist die vornehmste Pflicht Meines fürstlichen Berufes." Trinkspruch beim Festmahl des Brandenburgischen Provinziallandtages: „Es ist leider jetzt Sitte geworden, an allem, was seitens der Regierung geschieht, herumzumäkeln. Unter den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe gestört und ihre Freude am Dasein und am Leben und Gedeihen unseres gesamten großen deutschen Vaterlandes vergällt. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung entsteht schließlich der Gedanke bei manchen Leuten, als sei unser Land das unglücklichste und schlechtest regierte in der Welt, und sei es eine Qual, in demselben zu leben. Daß dem nicht so ist, wissen wir alle selbstverständlich besser. Doch wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler lieber den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schüttelten und sich unsern elenden und jammervollen Zuständen auf das schleunigste entzögen? Ihnen wäre ja dann geholfen, und uns täten sie einen großen Gefallen damit."

April. Beisetzung der Großherzogin-Mutter Alexandrine, geb. 23. Februar 1802, † 21. April d. J. in Schwerin.

Mai. In Stettin und Danzig. Die Königin Wilhelmine der Niederlande in Berlin. „Orangefarben ist unser Orden, oranisches Blut fließt in unsern Adern."

Juni. Begegnung mit dem Kaiser von Rußland in Kiel. Der König von Schweden in Berlin. Das italienische Königspaar in Berlin.

August. In England. „Das Bündnis zwischen Kaiser Franz Josef und Mir ist der sicherste Hort des europäischen Friedens."

September. Manöver bei Pyritz, Frankfurt a. O. und Anklam. 13. September Geburt der Prinzessin Viktoria Luise.

Oktober. Einweihung der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg. Der Kaiser verleiht der Stadt sein Bildnis für den Rathaussaal.

1893.

Januar. Der Kaiser wohnt der Hochzeit des Thronfolgers von Rumänien in Sigmaringen bei. Der Großfürst-Thronfolger von Rußland in Berlin. Der Kaiser verehrt dem früheren Justizminister von Friedberg zum 80jährigen Geburtstage sein Bildnis mit der Unterschrift: Nemo me impune lacessit.

Februar. Empfang einer landwirtschaftlichen Abordnung: „In der ackerbautreibenden Bevölkerung erblicke Ich gleich Meinen Vorfahren eine Säule des Königtums, die zu erhalten und zu festigen Mir Pflicht und Freude ist."

März. Teilnahme am Festmahl des Brandenburgischen Provinziallandtages: „Mein höchster Lohn ist: Tag und Nacht für Mein Volk und sein Wohl zu arbeiten."

April. Das Kaiserpaar tritt die Reise nach Rom an. Besuch des Kaisers beim Papst.

Mai. Rückreise nach Deutschland durch die Schweiz. Auflösung des Reichstages wegen Ablehnung der Militärvorlage. Ansprache des Kaisers an die Generale: „Ich bin gewillt, alles, was Ich vermag, an die Erreichung der Militärvorlage zu setzen, um den Frieden erhalten zu können. Ich weiß Mich eins in dieser Militärvorlage mit den Bundesfürsten, mit dem Volk und mit der Armee."

Juni. In Posen. Flottenbesichtigung und Seeregatta in Kiel.

Juli. Eröffnung des neugewählten Reichstages: „Die glorreichen Errungenschaften zu wahren, mit denen Gott uns in dem Kampfe um unsere Unabhängigkeit gesegnet hat, ist unsere heiligste Pflicht." Annahme der Militärvorlage im Reichstage.

August. Der Kaiser auf Helgoland.

September. Manöver, in Koblenz und den Reichslanden. „Die Rheinprovinz tat das Ihrige, um Meinem Großvater zur Seite zu stehen, als er den Nibelungenhort der deutschen Einheit unserem Reiche wiedergewann." In Metz: „Mit Genugtuung sehe Ich, daß Lothringen das Verständnis für des Reiches Größe und für seine Stellung im Reiche gewonnen hat." Besuch in Straßburg: „Ich habe als Junge schon wie jeder Deutsche oft das Lied „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt" gesungen und dabei zu Gott gebetet, daß Straßburg, für das Ich immer besondere Sympathie empfand, wieder deutsch werden möge."

Oktober. Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Standbildes in Bremen: „Mein ganzes Bestreben wird sein, nachzuleben und nachzustreben dem hohen Herrn, dessen ehernes Bildnis herübergrüßt."

November. Der Kaiser in der Thronrede bei der Eröffnung des Reichstages: „Die mannigfachen Beweise warmer Sympathie, deren Ich Mich während der letzten Monate in den verschiedenen Teilen des Reiches zu erfreuen gehabt habe, sind Mir eine Bürgschaft dafür, mit welcher Genugtuung die Nation es empfindet, daß dem deutschen Heere eine Organisation gesichert worden ist, in welcher die Gewähr für den Schutz des Vaterlandes und für die Erhaltung des Friedens beruht."

1894.

Januar. Der Kaiser sendet den Flügeladjutanten Graf Moltke mit einer Flasche Steinberger nach Friedrichsruh und läßt den Fürsten Bismarck zu seiner Geburtstagsfeier nach Berlin einladen. Besuch Bismarcks im Königlichen Schlosse zu Berlin zum Geburtstag des Kaisers.

Februar. Der Kaiser besucht den Fürsten Bismarck in Friedrichsruh. Rede beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages: „Es kann Brandenburgs Markgraf nur dann für sein Land mit Aussicht auf gedeihlichen Fortgang arbeiten, wenn er sich des Vertrauens seiner Brandenburger sicher weiß. Pflegen wir die Liebe zu unserem Vaterlande, lehren wir unsere Jugend, Freude an unserem geeinten großen Deutschen Reiche, in dem Brandenburg doch schließlich die Hauptsäule ist, zu haben."

März. Aufenthalt in Abbazia.

April. In Venedig, Pola, Wien.

Mai. Empfang einer Abordnung, welche für die Belassung der Schack-Galerie in München dankt: „Ich freue Mich, durch Kauf des Hauses Bürger der Stadt München zu sein."

Juni. In Kiel Einstellung des Prinzen Adalbert in die Marine: „Jeder preußische Prinz soll vom zehnten Jahre ab wissen, daß er seine Kraft dem Vaterlande zu widmen hat."

August. In Cowes hält der Kaiser im Yachtgeschwaderklub eine Rede, darin er die Hoffnung ausspricht, „Britannia werde fortfahren, über die Wogen zu herrschen".

September. Manöver in Ostpreußen. „Eine Opposition preußischer Adeliger gegen ihren König ist ein Unding. Ich bin der größte Grundbesitzer in unserem Staate, und Ich weiß sehr wohl, daß wir durch schwere Zeiten gehen. Täglich ist Mein Sinnen darauf gerichtet, Ihnen zu helfen. Aber Sie müssen Mich dabei unterstützen, nicht durch Lärm, nicht durch Mittel der von Ihnen mit Recht so oft bekämpften gewerbsmäßigen Oppositionsparteien, nein, in vertrauensvoller Aussprache zu Ihrem Souverän. Meine Tür ist allezeit einem jeden Meiner Untertanen offen und willig leihe Ich ihm Gehör."

Oktober. Empfang einer ostpreußischen Abordnung des Bundes der Landwirte: „Meine Sorge für die Landwirtschaft, für die großen und kleinen Bauern, wird nicht nachlassen." Entlassung des Reichskanzlers Grafen von Caprivi. Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst Reichskanzler.

Dezember. Eröffnung der Hochbrücke bei Levensau: „Viel Arbeit und Mühe ist bisher erforderlich gewesen; aber die Techniker und Baumeister haben doch anderseits die Freude, ihr Werk vollendet und von Anerkennung gekrönt zu sehen. Fürsten ist das selten beschieden; ihnen wird nicht immer das Glück zu teil, ihre Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen in die Wirklichkeit umgesetzt zu sehen." Die Schlußsteinlegung im neuen Reichstagsgebäude.

1895.

Januar. Der Kaiser hält im Neuen Palais bei einem parlamentarischen Herrenabend einen längeren Vortrag über die Entwickelung der Marine der verschiedenen Länder. Eröffnung des Landtages: „Es gilt heute mehr als je, in einträchtiger Arbeit die Wohlfahrt des Ganzen zu fördern."

Februar. Empfang einer Abordnung der städtischen Behörden, die den Dank für die Ausschmückung der Siegesallee abstattet: „Die Geschichte keiner anderen Stadt der Welt läßt den Einfluß der Fürsten auf die Entwickelung und Förderung einer Stadt in so interessanter Weise erkennen, wie die Berlins. Sie zeigt Fürst und Stadt manches Mal im Streit untereinander, doch bald wieder in Eintracht, immer in gegenseitiger Achtung." Festmahl des Brandenburgischen Provinziallandtages: „Ich möchte dringend davor warnen, überspannte Hoffnungen zu hegen oder gar die Verwirklichung von Utopien zu verlangen. Kein Stand kann beanspruchen auf Kosten der anderen besonders bevorzugt zu werden. Des Landesherrn Aufgabe ist es, die Interessen aller Stände gegeneinander abzuwägen und miteinander zu vermitteln, damit das allgemeine Interesse des großen Vaterlandes dabei gewahrt bleibe."

März. Der Reichstag lehnt die Beglückwünschung des Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstag mit 146 gegen 103 Stimmen ab. Der Kaiser drückte sofort in einem Telegramm dem Fürsten Bismarck seine tiefste Entrüstung über den gefaßten Entschluß des Reichstages aus, „der im vollsten Gegensatz zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und ihrer Völker stehe". Der Kaiser überreicht bei der Beglückwünschung in Friedrichsruh ein Schwert.

Juni. Der Kaiser in Hamburg: „Meere trennen nicht, Meere verbinden." Eröffnung des Nordostseekanals. Schlußsteinlegung: „Der großen Kulturaufgabe des deutschen Volkes entsprechend, öffnen wir dem friedlichen Verkehr der Nationen untereinander die Schleusen des Kanals zur Hebung der Wohlfahrt der Völker."

August. Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. in Berlin. Der Kaiser vollzieht die drei Hammerschläge mit den Worten: „Den Lebenden zur Anerkennung, den Gefallenen zum Gedächtnis, künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

September. Telegramm an den Fürsten Bismarck: „Heute, wo ganz Deutschland die 25jährige Wiederkehr des weltgeschichtlichen Kapitulationstages von Sedan feiert, ist es Mir Herzensbedürfnis, Eurer Durchlaucht erneut auszusprechen, daß Ich stets mit tiefempfundener Dankbarkeit der unvergänglichen Verdienste gedenken werde, welche Eure Durchlaucht sich auch in jener großen Zeit um Meinen Hochseligen Herrn Großvater, um das Vaterland und die deutsche Sache erworben haben. Wilhelm."

Oktober. Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals auf dem Schlachtfelde von Wörth: „Wir jüngeren gelobten im Anblick des hohen Siegers, das zu halten, was er uns erfochten hat, und die Krone zu wahren, die er schmiedete, und dieses Reichsland, gegen wen es auch sei, zu schirmen und deutsch zu erhalten, so wahr uns Gott helfe und unser deutsches Schwert!" Schlußsteinlegung zum Reichsgerichtsgebäude in Leipzig: „Im Namen des dreieinigen Gottes! Recht soll Recht bleiben!" Der Reichskanzler überreicht dem Kaiser das erste Druckexemplar der zweiten Lesung des Bürgerlichen Gesetzbuches.

1896.

Januar. Glückwunschdepesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger der Südafrikanischen Republik. Feier des 25jährigen Bestehens des neubegründeten Deutschen Reiches. Verlesung einer Thronrede: „Von dem Bewußtsein getragen, daß es berufen sei, niemandem zu Liebe und niemandem zu Leide im Rate der Völker seine Stimme zugunsten des Friedens zu erheben, hat das junge Reich sich ungestört dem Ausbau seiner inneren Einrichtungen überlassen können." Der Kaiser ergreift darauf die Fahne des 1. Garde-Regiments, senkt sie und spricht: „Angesichts dieses ehrwürdigen Feldzeichens, welches eine fast zweihundertjährige ruhmbedeckte Geschichte bezeugt, erneuere Ich hier das Gelübde: Für des Deutschen Volkes und Reiches Wohlfahrt und Ehre allzeit einzustehen, sowohl nach innen als nach außen, Ein Reich, ein Volk, ein Gott!"

Februar. Kundgebung des Kaisers: „Stöcker hat geendigt, wie Ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch „sozial", christlich-sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, derweil sie das gar nichts angeht."

März. In Mailand, Venedig, Neapel.

April. Vor Girgenti; in Syrakus, Taormina, Messina. Besprechung mit dem König von Italien in Venedig.

Mai. Friedensfeier in Frankfurt a. M. Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. Telegramm an den Fürsten Bismarck: „Neben dem Namen des großen Kaisers Wilhelm wird der Name des großen Kanzlers in der Geschichte allezeit glänzen, und in Meinem Herzen wird das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit gegen Sie nie ersterben."

Juni. Der Kaiser dankt der „Institution of Naval Architects" auf die ihm durch den Draht übermittelte Huldigung und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß der herzliche Empfang, den die Institution in seiner Hauptstadt gefunden, ihr die Wahrheit des Spruchs beweisen werde: „Blut ist dicker als Wasser." Li-Hung-Tschang in Berlin; Einweihung des Kyffhäuserdenkmals.

Juli. Taufe des Panzerschiffes „Kaiser Friedrich III.".

September. Manöver des XII., VI. und V. Armeekorps. Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelm I. in Breslau: „Hier war es, von wo Mein Urgroßvater den Aufruf erließ, auf den unser gesamtes preußisches Volk sich erhob und der die Bewegung hervorrief, welche in der Kaiserkrone ihren Abschluß fand."

Oktober. Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals auf der Porta Westfalika. Zusammenkunft mit dem russischen Kaiserpaar in Wiesbaden.

1897.

Januar. Erlaß gegen den Zweikampf.

Februar. Der Kaiser tritt nach einer Mahlzeit bei dem Finanzminister v. Miquel „sehr energisch für die Notwendigkeit der Verstärkung der Flotte ein. Es handle sich nicht um uferlose Marinepläne, sondern um ganz bestimmte, durch die Lage Deutschlands, die politischen und finanziellen Verhältnisse unserer Zeit notwendig bedingte Ziele, deren Erreichung eine Lebensfrage für Deutschland und an deren nachdrückliches

Anstreben immer wieder zu mahnen, seine unerläßliche Pflicht sei."

März. Feier des 100jährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms des Großen. Aufruf „An Mein Heer!" „Eine besondere Weihe will Ich diesem Jubeltage dadurch geben, daß Mein Heer von nun an auch die Farben des gemeinsamen Vaterlandes anlegt: das Wahrzeichen der errungenen Einheit, die deutsche Kokarde, eine für alle Zeiten sichtbare Mahnung, einzustehen für Deutschlands Ruhm und Größe, es zu schirmen mit Blut und Leben." Enthüllung des Nationaldenkmals.

April. Staatssekretär von Stephan †.

Mai. Die ersten Maifestspiele in Wiesbaden.

Juni. In der Bodelschwinghschen Anstalt in Bethel bei Bielefeld. Ansprache des Kaisers: „Schutz der nationalen Arbeit aller produktiven Stände, Kräftigung eines gesunden Mittelstandes, rücksichtslose Niederwerfung jedes Umsturzes und die schwerste Strafe dem, der sich untersteht, einen Nebenmenschen, der arbeiten will, an freiwilliger Arbeit zu hindern."

August. Das Kaiserpaar in Petersburg. Einweihung des Kaiser Wilhelm-Denkmals in Koblenz. Bei dem Festmahl zu Ehren der Provinz sagte der Kaiser: „Er hat uns das Königtum von Gottes Gnaden wieder emporgehoben, das Königtum mit seinen schweren Pflichten, seinen niemals endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten, mit seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann."

September. In Homburg v. d. H. empfängt der Kaiser das italienische Königspaar. Parade bei Obereschbach über das XI. Armeekorps. Bei der Galatafel bringen der Kaiser und der König von Italien Trinksprüche aus, welche die unerschütterliche Festigkeit des Dreibundes bestätigten. In Rominten. Telegramm an den Fürsten Bismarck: „Von Herzen wünsche Ich Eurer Durchlaucht Glück zum Stapellauf Meines Panzerkreuzers „Fürst Bismarck" und freue Mich, dadurch für alle Zeiten Eurer Durchlaucht Namen mit Meiner Flotte in engster Beziehung zu wissen."

Oktober. Verleihung von 63 Fahnen an die neuen Regimenter.

November. Reise nach Schlesien in das Überschwemmungsgebiet.

Dezember. In Kiel. Ansprache an den Prinzen Heinrich: „Die Fahrt, die du antreten wirst, und die Aufgabe, die du zu erfüllen hast, bedingen an sich nichts Neues; sie sind die logischen Konsequenzen dessen, was Mein Herr Großvater und sein großer Kanzler politisch gestiftet und was unser herrlicher Vater mit dem Schwerte auf dem Schlachtfelde errungen hat; es ist die erste Betätigung des neugeeinten und neuerstandenen Deutschen Reiches in seinen überseeischen Aufgaben. Der deutsche Handel kann sich nur gedeihlich und sicher entwickeln, wenn er unter der Reichsgewalt sich sicher fühlt. Reichsgewalt bedeutet Seegewalt und Seegewalt und Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann. Sollte es je irgendeiner unternehmen, uns an unserem guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen, dann fahre darein mit gepanzerter Faust!"

1898.

Januar. Abschluß des Pachtvertrages mit China über die Bucht von Kiautschou.

März. Vereidigung der Marinerekruten in Wilhelmshaven: „Wo der deutsche Aar Besitz ergriffen und die Krallen in ein Land hinein gesetzt hat, das ist deutsch und wird deutsch bleiben." Annahme der Flottenvorlage im Reichstage mit starker Majorität: „Wie das deutsche Heer uns den Frieden zu Lande gesichert hat, so wird die deutsche Flotte uns den Frieden zur See sichern."

Mai. Schluß des Reichstages mit einer Thronrede: „Ihrer beharrlichen, unausgesetzt auf das hohe Ziel gerichteten Arbeit ist es gelungen, das große Werk des gemeinsamen bürgerlichen Rechtes zum Abschluß zu bringen. Das neue gemeinsame Recht wird ein neues starkes Band um die deutschen Stämme schlingen."

Juni. 10jähriges Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II.

August. Antwort des Kaisers auf ein Beileidstelegramm aus Anlaß des Todes des Fürsten Bismarck: „Potsdam, 3. August. Bürgermeister Dr. Pauli. Bremen. Dem Senate und der Bürgerschaft Bremens danke Ich herzlich für den Ausdruck treuer Teilnahme an der großen Trauer, in die Ich mit dem gesamten Deutschland durch das unerwartete Hinscheiden des Reichskanzlers versetzt bin. Wilhelm, I. R."

September. Empfängt in Oeynhausen eine Abordnung des Westfälischen Bauernvereins, den Dank für das Gesetz über das Anerbenrecht auszusprechen. Beileidstelegramme an den Kaiser Franz Josef über den Tod der Kaiserin Elisabeth in Genf. Eröffnung des neuen Hafens in Stettin: „Es freut Mich, daß der alte pommersche Geist in Ihnen lebendig geworden ist und Sie von dem Lande auf das Wasser getrieben hat. Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser."

Oktober. Reise nach Palästina. Einzug in Jerusalem. Der Kaiser überweist das ihm vom Sultan übereignete Grundstück Dormition de la Sainte Vierge dem deutschen Verein im heiligen Lande zur freien Nutznießung. Feierliche Einweihung der Erlöserkirche. Dem Kaiserpaar wird auf Befehl des Sultans das Grab Davids gezeigt.

November. Während der Anwesenheit des Kaisers in München ist über die „Militär-Strafprozeßordnung" volle Verständigung erzielt worden.

Dezember. Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Berliner Schutzmannschaft. Von diesem Tage datiert das Kaiserwort: „Berlin wird doch noch einmal die schönste Stadt der Welt."

1899.

Januar. Kabinettsorder: „Um die Reinheit der Sprache in Meinem Heere zu fördern." Eröffnung des Landtages: „Auf wirtschaftlichem Gebiete zeigt sich Schaffensfreudigkeit und stetige Entwickelung; der Wohlstand des Landes ist sichtlich im Wachsen."

Februar. Tod des Generals der Infanterie Grafen von Caprivi (bis 1894 Reichskanzler). Order über gewerbsmäßige Geldleiher an die Offiziere des Heeres.

März. Cecil Rhodes in Berlin. Beisetzung des Fürsten und der Fürstin Bismarck in Friedrichsruh. Bei dem Trauerzuge schreitet der Kaiser unmittelbar hinter den Särgen.

Mai. Schreiben an den Bürgermeister und Gemeinderat von Schlettstadt: „Sie haben Mir bei Meinem Besuche der Hohkönigsburg diese Burgruine im Namen der Stadt Schlettstadt zum Geschenk dargeboten. Ich nehme diesen Beweis treuer Anhänglichkeit gern an, und freue Ich Mich, nunmehr auch in dem schönen Elsaß einen eigenen Besitz zu haben und zugleich Eigentümer einer der größten und besterhaltenen deutschen Burgen zu sein."

Juni. Erwerbung der Karolinen-, Palau- und Marianen-Inseln.

August. Hafen- und Kanaleinweihung in Dortmund: „Der Kanal ist aufzufassen in Verbindung mit dem großen Mittellandkanal, den zu bauen und zur Durchführung zu bringen, Meine Regierung und Ich fest und unerschütterlich entschlossen sind. Der Ausbau unserer großen Wasserstraßen ist absolut notwendig und wird für beide Teile, für Industrie und Landwirtschaft, segensreich sein."

September. Parade des XIV. Armeekorps in Karlsruhe. Auf die Ansprache des Oberbürgermeisters erwidert der Kaiser: „Er sei felsenfest überzeugt, daß der Teil des gesamten deutschen Heeres, der dem Lande angehöre, an seinem Teil dazu beitragen werde, für den Frieden zu sorgen. Ehe

die Theorien des ewigen Friedens zur allgemeinen Anwendung gelangen, würde noch manches Jahrhundert vergehen. Vorläufig sei der sicherste Schutz des Friedens das Deutsche Reich und seine Fürsten und das von diesen geführte Heer."

Oktober. Eröffnung des „Deutschen Kolonial-Museums". Hundertjahrfeier der Königl. Technischen Hochschule in Charlottenburg.

November. Erwerbung der Samoa-Inseln. Der Kaiser hat in das „Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende" hineingeschrieben: „Von Gottes Gnaden ist der König, daher ist er auch nur dem Herrn allein verantwortlich. Er darf seinen Weg und sein Wirken nur unter diesem Gesichtpunkt wählen. Diese furchtbar schwere Verantwortung, die der König für sein Volk trägt, gibt ihm auch ein Anrecht auf treue Mitwirkung seiner Untertanen. Daher muß ein jedermann im Volk von der Überzeugung durchdrungen sein, daß er für seine Person mitverantwortlich ist für des Vaterlandes Wohlfahrt. Wilhelm, I. R."

Dezember. Auf der ersten Hauptversammlung der Schiffbautechnischen Gesellschaft in Berlin sagt der Kaiser: „Die Sozialdemokratie betrachte Ich als eine vorübergehende Erscheinung; sie wird sich austoben."

1900.

Februar. Rückkehr des Prinzen Heinrich aus Ostasien.

März. Zweihundertjahrfeier der Kgl. Akademie der Wissenschaften: „Das in jedem preußischen Könige einwohnende Gefühl für Wissenschaft ist auch in Mir lebendig."

April. Der Dampfer „Batavia" hat als erstes, mit einer Tiefladelinie versehene Schiff den Hamburger Hafen verlassen: „Der erste große Schritt in der Ausführung Meiner Sozialpolitik auf dem Meere!"

Mai. Großjährigkeits-Feier des Kronprinzen, seine Einstellung in das 1. Garde-Regt. z. F.

Juni. Annahme der Flottenvorlage im Reichstage. Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals.

Juli. Stapellauf des Linienschiffes „Wittelsbach". Der Kaiser sagt in seinem Trinkspruch: „Mächtig klopft der Wellenschlag des Ozeans an unseres Volkes Tore und zwingt es, als ein großes Volk seinen Platz in der Welt zu behaupten, mit einem Wort, zur Weltpolitik. Ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser darf keine große Entscheidung mehr fallen." In Bremerhaven sagt der Kaiser zu den nach Ostasien hinausreisenden Truppen: „Führt eure Waffen so, daß auf tausend Jahre hinaus kein Chinese mehr wagt, einen Deutschen scheel anzusehen." König Humbert von Italien †.

August. Enthüllung des Denkmals des Großen Kurfürsten auf dem Sparrenberge bei Bielefeld: „Ich bin fest überzeugt, daß unserem deutschen Vaterland noch große Zeiten bevorstehen!" Einnahme Pekings am 15. August.

September. Der Kaiser wohnt in Tilsit der Enthüllung des Denkmals der Königin Luise bei.

Oktober. Grundsteinlegung zu dem auf dem Plateau des alten Römerkastells Saalburg zu errichtenden Reichs-Limes-Museum. Ernennung des Staatsministers Grafen von Bülow zum Reichskanzler, preußischen Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Dezember. Feierlicher Einzug der aus China zurückgekehrten Marinemannschaften. Strandung der „Gneisenau" vor Malaga.

1901.

Januar. Zweihundert-Jahrfeier des Königreichs Preußen. Eine Abordnung des Vorstandes des preußischen Landeskriegerverbandes überreicht dem Kaiser eine Stiftung, 120 000 Mark: „Eine Stiftung, welche bestimmt ist, Not zu lindern und Tränen zu trocknen, ist viel besser geeignet, die Erinnerung an diesen Tag wach zu halten, als jede andere Widmung, welche Mir dargebracht worden wäre." In Osborne House. Tod der Königin Viktoria von England.

März. In Bremen wird der Kaiser durch den Wurf mit einem Stück Eisen nicht unerheblich im Gesicht verletzt. „Der bedauernswerte Angriff inmitten der gutgesinnten Bevölkerung Bremens wird Mich nicht beirren in dem Glauben an die Zuneigung des deutschen Volkes und bei der Arbeit in den Mir von Gott gestellten Aufgaben Meines Berufes."

April. Immatrikulation des Kronprinzen an der Universität Bonn.

Mai. Kabinettsorder über das 50jährige Jubiläum der Feuerwehr zu Berlin.

Juni. Enthüllung des Bismarck-Denkmals vor dem Reichstagsgebäude. Der Kaiser legt einen Lorbeerkranz mit der Inschrift auf den Atlasbändern „Des großen Kaisers großem Diener" am Sockelfuß nieder. An Bord der Dampfyacht „Prinzessin Viktoria Luise": „Wir haben uns, trotzdem wir noch keine Flotte haben, so wie sie sein sollte, den Platz an der Sonne erkämpft. Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser."

August. Tod der Kaiserin Friedrich. Beisetzung der Kaiserin Friedrich in dem Mausoleum an der Friedenskirche bei Potsdam. Der Kaiser empfängt in Wilhelmshöhe den König Eduard von England.

September. Einweihung der Königin Luise-Gedächtniskirche auf den Hufen. Begegnung mit dem Kaiser von Rußland vor Danzig.

November. Erlaß an den Reichskanzler über die Ausgestaltung des Post- und Telegraphenwesens.

Dezember. Im Neuen Palais empfängt der Kaiser den ehemaligen japanischen Ministerpräsidenten Marquis Ito.

1902.

Januar. Feierliche Enthüllung eines Glasgemäldes im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums, das auf Befehl des Kaisers zum Gedächtnis des Kaisers und der Kaiserin Friedrich im großen Treppenhause Aufstellung gefunden hat.

Februar. Der Kaiser empfängt den Polizeipräsidenten v. Windheim und den Generalsuperintendenten D. Faber, um mit ihnen Rücksprache über Maßregeln gegen den in letzter Zeit zutage getretenen Obskurantismus (Gesundbeten, Scientismus, Spiritismus) zu nehmen. 25jähriges Militärjubiläum des Kaisers.

März. Telegramm an den Präsidenten Roosevelt: „Meine ausgestreckte Hand wurde von Ihnen mit festem männlichem und freundschaftlichem Griffe erfaßt. Möge der Himmel unsere Beziehungen mit Frieden und Wohlwollen zwischen den zwei großen Nationen segnen."

April. In Karlsruhe beglückwünscht der Kaiser den Großherzog an der Spitze der Abordnungen der badischen Regimenter zu seinem 50jährigen Regierungsjubiläum.

Mai. Bei der Trauerfeier für den verstorbenen Prinzen Georg. Telegramm an den Präsidenten Loubet gelegentlich des Erdbebens in St. Pierre. Aufhebung des Diktaturparagraphen in Elsaß-Lothringen.

Juni. Feier der vollendeten Wiederherstellung des Hochschlosses der Marienburg. Fünfzigjähriges Jubiläum des Germanischen Museums in Nürnberg: „Alle germanischen Stämme blicken heute hierher. Vorüber, so Gott will für immer, die kaiserlose, die schreckliche Zeit." Tod des König Albert von Sachsen. „Im Gedächtnis des Volkes wird der Held von St. Privat, der Führer der Maas-Armee, fortleben." Enthüllung des Marmor-Standbildes Kaiser Wilhelms II. in der Ruhmeshalle zu Barmen. Verlängerung des Dreibundes.

Juli. Erhebung der Akademie in Münster zur Universität.

August. Der Kaiser trifft in Reval ein. Begegnung mit dem Kaiser von Rußland. In Homburg v. d. H.: Enthüllung des Denkmals der Kaiserin Friedrich. Einzug des Königs Viktor Emanuel III. von Italien in Berlin.

September. Aufhebung des Rayongesetzes für Posen. Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals. Der Kaiser spricht im Provinzialständehaus über die Polenfrage.

Oktober. Enthüllung des Denkmals des Großen Kurfürsten in Fehrbellin: „Ein Land, das seine Fürsten ehrt, ein Volk, das ihnen Denkmäler setzt, das ehrt sich selbst."

November. Einweihung der Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik. In Essen: Beisetzung Friedrich Krupps. Einweihung der Ruhmeshalle und des Kaiser Friedrich-Denkmals in Görlitz.

Dezember. Eine Arbeiterabordnung überreicht dem Kaiser auf dem Oberschlesischen Bahnhof in Breslau eine Adresse. Der Kaiser richtet „Worte aufklärender Mahnung an sie gegen die Agitatoren der Sozialisten".

1903.

Februar. Handschreiben des Kaisers an Admiral Hollmann, worin der Kaiser seine Stellung zu dem Vortrag, den Prof. Delitzsch in der Deutschen Orientgesellschaft über das Thema „Babel und Bibel" gehalten hat, klarlegt: „Nie war Religion ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott."

März. Der Kaiser besucht die Ausstellung für Kartoffelverwertung in der Seestraße, über deren Eingang die Worte prangen, die der Kaiser im Vorjahr an dieser Stelle geäußert hatte: „Da seht Ihr, was in der Kartoffel steckt."

April. In Kopenhagen wird Kaiser Wilhelm vom König von Dänemark zum dänischen Admiral ernannt.

Mai. Einzug in Rom. Der Kaiser besucht im Vatikan den Papst Leo XIII.

Juni. In Frankfurt a. M. Gesang-Wettstreit deutscher Männer-Gesangvereine.

Juli. Tod des Papstes Leo XIII.

August. In Kassel bei der Tafel für die Provinz Hessen-Nassau: „Ich freue Mich, auf dem Boden zu sein, auf dem Ich gelernt habe, von kundiger Hand geleitet, daß die Arbeit nicht nur um sich selber willen da ist, sondern daß man in der Arbeit seine ganze Freude finden soll. Die Arbeit und das Leben der Arbeit ist Mir zur zweiten Natur geworden. Welche ungeheuere Arbeitslast und welche niederdrückende Verantwortlichkeit ist dem aufgebürdet, der für 58 Millionen Deutsche verantwortlich ist."

September. In Danzig Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. Bei der Gelegenheit Empfang einer Abordnung von Arbeitern der Danziger Staatswerkstätten.

Oktober. Einsegnung der Prinzen August Wilhelm und Oskar in der Friedenskirche bei Potsdam. Enthüllung der Denkmäler des Kaisers und der Kaiserin Friedrich an den Eingängen des Tiergartens.

November. Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland.

Dezember. Der Kaiser empfängt im Kgl. Schloß den König von Dänemark und den Prinzen Waldemar von Dänemark.

1904.

Januar. Der Kaiser hat den Schluß des Opernhauses befohlen. Vortrag über die Feuersicherheit der Theater.

März. Reise nach dem Mittelmeer; Unterredung des Kaisers mit dem König Alfonso von Spanien. In Neapel empfängt der Kaiser an Bord der „Hohenzollern" den König Viktor Emanuel.

Mai. In Gegenwart des Kaiserpaares findet die feierliche Eröffnung der neuen Umgehungsbahn Mombach-Kastell-Bischofsheim und die Einweihung der neuen Rheinbrücke bei Mainz statt. Der Kaiser hat der Brücke den Namen „Kaiserbrücke" verliehen.

Juni. In Kiel wohnt der Kaiser der Enthüllung des Denkmals für Friedrich Krupp bei. König Eduard von England ist als Gast des Kaisers zu mehrtägigem Aufenthalt in Kiel eingetroffen.

August. Der Kaiser empfängt im Kgl. Schloß eine Abordnung der deutsch-südwestafrikanischen Ansiedler.

September. Große Herbstparade des Gardekorps. Auf Anordnung des Kaisers fällt am Sedantage der Unterricht in sämtlichen Schulen Berlins und der Vororte, auch in den Privatschulen, aus. Als Vertreter des Kaisers ist der Generaloberst v. Hahnke bei der Beisetzung des Fürsten Herbert Bismarck in Friedrichsruh anwesend.

Oktober. Einweihung der Technischen Hochschule in Danzig: „Ich halte es für eine Meiner vornehmsten landesherrlichen Pflichten, für die Verbreitung und Vertiefung der technischen Wissenschaften einzutreten."

November. In Washington ist das vom Deutschen Kaiser dem amerikanischen Volke geschenkte Denkmal Friedrichs des Großen unter großem militärischen Pomp enthüllt worden: „Die Freundschaft zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, deren Eckstein Friedrich legte, ruht auf fester, granitener Grundlage."

1905.

Januar. „Die Verteidigung von Port Arthur wird für immer ein Beispiel für die Soldaten aller Völker bleiben." (Der Orden Pour le mérite für den General v. Stoessel und General Nogi.)

Februar. An den Bremer Senat: „Möge aus dem bereits vom Abgeordnetenhause angenommenen Verkehrswerke (die Kanalvorlage) Segen erblühen wie für die preußischen Lande, auch für die treue freie Handelsstadt an der Weser und das Deutsche Reich." In der Rotunde des Alten Museums Trauerfeier für Adolf v. Menzel.

März. In Tanger: „Mein Besuch soll dem Gedanken der Gleichberechtigung aller Nationen dienen. In einem unabhängigen Lande wie Marokko muß auch der Handel frei sein. Ich werde Mein möglichstes tun, um die volkswirtschaftliche Gleichberechtigung aufrecht zu erhalten. Es gibt hier keinen vorherrschenden Einfluß."

April. Der Kaiser empfängt den König von Italien an Bord der „Hohenzollern". In Korfu. Der König von Griechenland an Bord der „Hohenzollern".

Mai. Zweihundertjahr-Feier der Stadt Charlottenburg.

Juni. Einzug der Herzogin Cecilie. „Berlin streut dem Kronprinzenpaar Rosen." Vollziehung der Ehepakten. Vollziehung der kirchlichen Trauung in der Schloßkapelle.

Juli. Kaiser Wilhelm und Kaiser Nikolaus trafen sich auf See in den Schären bei Bjoerkj.

August. Der Kaiser in Gnesen: „Wer als Deutscher ohne Grund seinen Besitz im Osten veräußert, der versündigt sich an seinem Vaterland; welch Standes und welch Alters er auch sei, er muß hier aushalten."

September. Kaisermanöver. Parade des XVIII. Armeekorps in Gegenwart des Kaisers. Große Parade des VIII. Armeekorps vor dem Kaiser bei Urwitz.

Oktober. Einweihung des neuerrichteten aeronautischen Observatoriums. Gegenbesuch bei dem König von Sachsen. Feierliche Enthüllung des Moltke-Denkmals auf dem Königsplatz in Berlin.

November. Ankunft des Königs der Hellenen. Der Kaiser in der Uniform seines spanischen Regiments „Numancia" empfängt auf dem Potsdamer Bahnhof den König Alfons XIII. von Spanien. Feierliche Eröffnung des Reichstags durch den Kaiser: „In der auswärtigen Politik steht das Deutsche Reich zu allen Mächten in korrekten, zu den meisten in guten und freundlichen Beziehungen."

1906.

Januar. Ableben des Königs von Dänemark, Christian IX.

Februar. Der Kaiser besichtigt die Automobilausstellung im Landesausstellungspark. Vermählung des Prinzen Eitel-Friedrich mit der Prinzessin Sophie Charlotte von Oldenburg und Feier der Silberhochzeit des Kaiserpaares.

März. Einweihung des Kaiserin Friedrich-Hauses. Eröffnung des Museums für Meereskunde.

April. Schluß der internationalen Konferenz von Algeciras. Telegramm an den Minister des Äußern Grafen Goluchowski: „Es drängt Mich, Ihnen aufrichtigen Dank zu sagen für Ihre unerschütterliche Unterstützung Meiner Vertreter. Eine schöne Tat des Bundesgenossen! Sie haben sich als brillanter Sekundant auf der Mensur erwiesen und können gleichen Dienstes in gleichem Falle auch von Mir gewiß sein."

Mai. Der Kaiser besichtigt in Gießen auf dem Exerzierplatz sein Regiment, das zuerst nach dem neuen Exerzierreglement exerziert hatte.

Juni. Eröffnung des Teltowkanals.

Juli. Auf der Nordlandreise erhält der Kaiser vor Bergen die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Enkels, Prinz Friedrich Wilhelm. In der Münsterkirche zu Aachen Öffnung des silbernen Sarkophages Kaiser Karls des Großen.

August. 450jähriges Jubiläum der Universität Greifswald. Begegnung Kaiser Wilhelms mit König Eduard. Taufe des am 4. Juli geborenen Prinzen, Sohnes des Kronprinzen und der Kronprinzessin. Der Täufling erhält die Namen Wilhelm Friedrich Franz Joseph Christian Olaf.

September. Der Kaiser hat zu Ehren des verstorbenen Generalfeldmarschalls Prinzen Albrecht durch Kabinettsorder die Armeetrauer anbefohlen: Mit ihm sei eine der „hehren Gestalten aus der großen Zeit des Werdeganges unseres Vaterlandes" dahingegangen. In Karlsruhe zum goldenen Ehejubiläum des Großherzogpaares.

November. Grundsteinlegung des Deutschen Museums in München. Nach der Festvorstellung unterhält sich der Kaiser längere Zeit mit dem Dichter Ludwig Ganghofer und sagte u. a.: „Ich bin ein Optimist durch und durch und werde Mich durch nichts abhalten lassen, dies bis an Mein Lebensende zu bleiben."

Dezember. Stapellauf des Schnelldampfers „Kronprinzessin Cecilie". Auflösung des Reichstages. Verlobung des Prinzen August Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

1907.

Januar. Grubenkatastrophe in Reden. Dankerlaß des Kaisers: „Die Mir zugegangenen Kundgebungen waren getragen von der begeisterten Freude über die nationale Haltung der deutschen Wählerschaft, die in ihrer großen Mehrzahl soeben ein glänzendes Zeugnis von dem gesunden und patriotischen Sinn des deutschen Volkes, seinem Verständnis für die großen Kulturaufgaben der Zeit, seinem Vertrauen in die Zukunft des Vaterlandes und seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an Kaiser und Reich vor aller Welt abgelegt hat."

Februar. Eröffnung des neuen Reichstages durch den Kaiser. Untergang des Dampfers „Berlin" beim Hoek van Holland.

März. Grubenunglück in Klein-Rosseln (Lothringen). Kaiserliche Order über die Einrichtung einer Schiffsartillerieschule in Sonderburg.

April. Der Kaiser empfängt den neuernannten französischen Botschafter Jules Cambon in Antrittsaudienz: „Die Verständigung zwischen zwei großen Nationen, die beide fähig und bestimmt sind, Gesittung und Fortschritt unter den Völkern der Erde zu verbreiten, ist ein Ziel, dessen Erreichung der gemeinsamen Arbeit aller hochsinnigen Geister würdig ist, über die Frankreich und Deutschland verfügen."

Mai. Der Kaiser empfängt im Kgl. Schloß den österr.-ungar. Minister des Auswärtigen v. Aehrenthal in Audienz.

Juni. In Hannover besichtigt der Kaiser auf der Warenwalder Heide das Königs-Ulanen-Regiment Nr. 13. Vor der Besichtigung des Regiments richtet der Kaiser eine sehr scharfe und ernste Ansprache an die zu seinem Empfange aufgestellten Offiziere des Militärreitinstituts. Mit energischen Worten weist er sie auf die Folgen des Spielens und auf den Ungehorsam hin, dessen sich jene Offiziere schuldig gemacht hätten, die jetzt auf seinen Befehl zu den Regimentern zurückgeschickt seien. Kämen derartige Sachen wieder vor, so verbliebe es nicht bei einem Zurückschicken zum Truppenteil, sondern es werde Verabschiedung erfolgen.

Juli. Der Kaiser stattet der Exkaiserin von Frankreich, Eugenie, auf ihrer Yacht „Thistle" einen Besuch ab.

August. Begegnung des Kaisers mit dem Kaiser von Rußland. Empfängt auf dem Bahnhof Wilhelmshöhe den König Eduard von England. Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. in Bielefeld vor dem Rathaus. Der Kaiser hat der Universität in Münster den Namen Westfälische Wilhelms-Universität verliehen.

September. Enthüllung des Nationaldenkmals in Memel. „Memel ist nicht mehr die Grenzstadt Preußens," sagt der Kaiser, „sondern des Deutschen Reiches." Tod des Großherzogs Friedrich I. von Baden. „Unzertrennlich bleibt sein Name verknüpft mit jenem denkwürdigen Tage im Spiegelsaale des Versailler Schlosses, wo es ihm vergönnt war, vor den Fahnen der siegreichen Regimenter und in Gegenwart der deutschen Fürsten das erste Hoch auf den Deutschen Kaiser auszubringen."

Oktober. Beisetzung des Großherzogs Friedrich I. Der Kaiser mit fünf seiner Söhne, dem Kronprinzen, den Prinzen Eitel Friedrich, Adalbert, Oskar und August Wilhelm wohnen der Trauerfeier bei. Einsegnung des Prinzen Joachim von Preußen.

November. Die Universität zu Oxford hat dem Kaiser die Würde eines Ehrendoktors der Rechte verliehen.

Dezember. Tod des Königs Oskar II. von Schweden. Begrüßung mit der Königin der Niederlande in Amsterdam. Taufe des zweiten Sohnes des Kronprinzenpaares auf die Namen Louis-Ferdinand Viktor Eduard Adalbert Michael Hubertus.

1908.

Januar. Der Kaiser wohnt in Bielefeld der Beerdigung seines einstigen Erziehers, Geh. Rats Hinzpeter, bei.

Februar. Jubelfeier des Husaren-Regiments Fürst Blücher in Stolp: „Das Regiment bleibe, was es war und ist: ein Vorbild treuer Hingebung an König und Vaterland, der Stolz seiner heimatlichen Provinz, des Pommernlandes, eine Zierde des Heeres."

März. In Wilhelmshaven Stapellauf des Linienschiffes „Ersatz Bayern". Die Großherzogin von Baden tauft das Schiff „Nassau". Zusammenkunft mit König Viktor Emanuel in Venedig. Annahme des Marineetats.

April. Brand der Garnisonkirche in Berlin.

Mai. Im Schlosse zu Schönbrunn hält Kaiser Wilhelm eine Ansprache an den Kaiser Franz Josef aus Anlaß seines 60jährigen Regierungsjubiläums. Einweihung der Hohkönigsburg: „Möge die Hohkönigsburg hier im Westen des Reiches wie die Marienburg im Osten als ein Wahrzeichen deutscher Kultur und Macht bis in die fernsten Zeiten erhalten bleiben!" Einzug des Königs und der Königin von Schweden in Berlin.

Juni. Der Kaiser eröffnet die Deutsche Schiffbau-Ausstellung.

Juli. Glückwunschtelegramm des Kaisers an den Grafen Zeppelin: „Freue Mich von ganzem Herzen über Ihren

E D